Digitized by Google

P.O. germ. 587 L

Hausblætter

O. 247–250 loc.

Digitized by Google

Hausblätter.

Herausgegeben

von

F. W. Hackländer und Edmund Hoefer.

1858.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Digitized by Google

Inhalt des vierten Bandes.

Seite

Anfang und Ende. Von Paul Heyse. 1
Sagen aus der Bretagne. Von Claire von Glümer. . . . 33. 290. 361
Einer aus der Menge. Von Jakob Corvinus. 50
Geldverhältnisse und Geldkrisen früherer Zeiten. Von Johannes Falke. 60
Der Kaiser-Prophet von China. Von Corvin. 70. 153. 224
Ein Wetterschlag. Von Bernd von Guseck. 81
Aus Jenas Jubelfeier. Von Fr. Friedrich. 143. 216
Der Wechselbalg. Von Paul Stein. 161
Zeitbilder aus Belgiens Vergangenheit. Von L. A. v. Warnkönig. . . 233
Eine Herzensgeschichte. Von Lorenz Diefenbach. 241
Australische Lichtblicke. Von Fr. Gerstäcker. 299
Das dritte mittelrheinische Musikfest zu Wiesbaden. Von Paul Stein. 306
Ehestandsbriefe meines dummen Vetters an seine weise Base.
Von Leopold Gildemeister. 311. 375. 458
Der Ring des Markgrafen von Baireuth. Von Emma Niendorf. . . 321
Der Geburtstag des alten Schulmeisters. Von Ludwig Rosen. . . . 333
Walachische Volkssagen. Von Arthur Schott. 367. 457
In Bayou Sarah. Von Fr. Gerstäcker. 372
Münchner Festbericht. Von Friedrich Lampert. 388
Liebeszauber. Von Ottilie Wildermuth. 401
Der Gesandte des Sultans. Von Eduard Ziehen. 435
Aus der Vergangenheit. Von Johannes Müller. 470

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Anfang und Ende.

Novelle

von

Paul Heyſe.

In der tiefen Fenſterniſche des lichterhellen Saals brannte nur eine einzelne Kerze auf ſilbernem Leuchter, den eine geflügelte Figur mit beiden Armen emporhielt. Der beſcheidene Glanz wurde noch gedämpft durch ſchattige Gewächſe mit breiten Blättern und den letzten Blüthen des Jahres, und eine ſchlanke Palme überwölbte zierlich mit ihren leichten Zweigen den Eingang in die dämmerige Laube. Zwei Seſſel ſtanden darin traulich einander gegenüber. Aber der eine war leer. In dem andern ruhte eine ſchlanke Frauengeſtalt, das Haupt auf die Hand geſtützt, die Augen geſchloſſen. Wer ſie im Verdacht hatte, daß ſie ſich aus der muntern Geſellſchaft in dies grüne Verſteck zurückgezogen habe, um nur deſto mehr bemerkt und aufgeſucht zu werden, that ihr Unrecht. Sie dachte durchaus nicht daran, wie zart das Helldunkel der Palme über ihre ſchöne Stirne fiel, wie weich und mondſcheinhaft der Schein der Kerze in den Ringen ihres ſchwarzen Haares ſpielte. Noch auch benutzte ſie, während am andern Ende des Saals eine ſanfte Mädchenſtimme zum Klaviere ſang, die verſtohlene Einſamkeit dazu, Gedanken nachzuhängen, wie ſie wohl in der Sommerblüthe des Lebens hinter geſchloſſenen Augenlidern ihr Weſen treiben. Denn, um es kurz zu ſagen: die Muſik, der ſie anfangs mit halbem Ohr gefolgt war, hatte ſie endlich wie ein müdes Kind in Schlaf verſenkt.

Auch erwachte ſie nicht, als das Lied zu Ende war, die alten Herren ihr aufmunterndes Bravo riefen, der Stuhl am Klavier gerückt wurde und die unterbrochenen Geſpräche mit neuer Lebhaftigkeit durch den Saal ſchwirrten. Niemand kam ſie zu ſtören. Denn ſie war fremd in dieſem Kreiſe, und

Digitized by Google

überdies lag ein Zug von gehaltenem Ernſt auf ihrem Geſicht, der neuen Bekanntſchaften nicht gerade entgegen kam. Es war ihr Schickſal, für ſtolz zu gelten, und ſie wußte es. Daß ſie nichts that, den irrigen Glauben zu zerſtören, entſprang mehr aus Bequemlichkeit, als aus Geringſchätzung.

Eine bekannte Stimme, die ihren Namen nannte, drang durch ihren Schlaf. Als ſie verwirrt die Augen aufſchlug, ſtand der Hausherr vor ihr, einen Fremden an der Hand haltend, deſſen hohe Stirn an die Palmenzweige ſtieß. „Erlauben Sie mir, Ihre Meditation zu ſtören, Frau Eugenie?“ ſagte der Wirth lächelnd. „Ich bringe Ihnen meinen Freund und Vetter Valentin, der ſeit einigen Stunden unſer Gaſt und erſt ſeit einigen Wochen wieder im deutſchen Vaterlande iſt. Nun aber werden wir ihn feſthalten, denk' ich, und wer könnte uns beſſer dabei unterſtützen, als die deutſchen Frauen.“ —

Er hatte längſt wieder den Rücken gewandt, und die Beiden verharrten noch ohne ein Wort der Begrüßung einander gegenüber. Die Augen des Mannes waren auf die rothe Roſe im Haar der ſchönen Frau geſenkt, und nur das Schwanken des Palmenzweiges ihm zu Häupten verrieth, daß Blut in ſeinen Adern klopfte. Eugeniens Geſicht ſah ernſthaft zu ihm auf, wie man einem Räthſel nachſinnt. Oder hatte der Schlaf ſeinen Schleier noch nicht ganz von ihren Augen genommen? Wenn dies Begegnen nur ein Traum war, ſo träumte ſie ihn freilich nicht zum erſtenmal. Aber haben Träume die Macht, bekannte Züge zu verwandeln, wie es die Jahre thun, Locken zu kürzen und jene Falten in die Stirn zu graben, welche ſie dort über den ſtarken Brauen des Mannes im erſten Aufblick erkannt hatte?

Je länger er ſie auf ſeine Anrede warten ließ, deſto röther glühten ihr die Wangen. Ein paarmal öffnete ſie die Lippen, ſchwieg aber und ſenkte die Augen. Ihr Fächer glitt auf den Teppich nieder. Er ließ ihn liegen.

„Frau Eugenie,“ ſagte er endlich, — „erlauben Sie auch mir, Sie ſo zu nennen. Ich trete eben erſt ins Haus und habe es wahrlich verſäumt, meinen Gaſtfreund nach dem Namen Ihres Gemahls zu fragen. Wie wunderbar trifft man ſich im Leben wieder! Ich muß über meine Ahnungsloſigkeit ſtaunen, daß mir dies Wiederſehen durch kein Vorzeichen des Himmels oder der Erde angekündigt worden iſt.“ — „Eine beſondere Veranlaſſung hat mich hieher geführt,“ erwiderte ſie raſch. „Ich will meinen Sohn in eine Schule bringen, und man ſagte mir, daß er in dieſer Stadt am beſten aufgehoben ſein würde. Die vorige Nacht habe ich im Poſtwagen völlig

Digitized by Google

ohne Schlaf zugebracht, und ich darf Ihnen wohl geſtehen, daß eben, als Sie kamen, die ſchwache Natur gegen alle Schicklichkeit das Verſäumte nachzuholen im Begriff war. Ich ſage es Ihnen, weil es einen alten Freund befremden muß, ſo zerſtreut und wenig herzlich begrüßt worden zu ſein."

Sie bot ihm jetzt die Hand. „Ich danke Ihnen," verſetzte er, und ſein Weſen hellte ſich auf, „ich danke Ihnen, daß Sie mir mein geringes Anrecht auf Ihre Freundſchaft bewahrt haben. Fahren Sie nun fort, mich auf dem alten Fuß zu behandeln, und genießen Sie weiter die Ruhe, die ich Ihnen leider geſtört habe. Ich werde ſorgen, daß niemand wieder in dieſe Laube eindringe und, wenn Sie es wünſchen, ſelbſt am Eingang bei der Palme Wache ſtehen."

Sie lachte. „Nein," ſprach ſie, „ſo iſt es nicht gemeint. Nur für das Geſpräch mit wildfremden Menſchen bin ich zu müde. Wenn Sie mit meinem guten Willen vorlieb nehmen wollen, ſo ſetzen Sie ſich zu mir und erzählen mir, wie es Ihnen geht und ergangen iſt." — „Sie werden am beſten ſelbſt urtheilen, wie es mir ergangen ſein muß, wenn ich Ihnen im tiefſten Geheimniß vertraue, wie es mir in dieſem Augenblicke geht. Mein Freund hat mich zu ſich eingeladen, um mich auf irgend eine Art zu verheirathen. Was ſagen Sie dazu? Er hält es für ſeine Pflicht. Wie weit muß es mit einem Menſchen gekommen ſein, deſſen Freunde es für ihre Pflicht halten, ihn unſchädlich zu machen!"

„Sie erſchrecken mich," erwiderte ſie lächelnd. „Als ich Sie kannte, waren Sie, wenn auch immerhin nicht ganz ungefährlich, doch weit davon entfernt, ſo viel Unheil anzuſtiften, daß man im Intereſſe der öffentlichen Sicherheit nöthig gehabt hätte, Sie in Feſſeln zu legen."

„Sie ſpotten, Frau Eugenie. O dieſe Ihre Kunſt, wie wohlbekannt iſt ſie mir! Aber diesmal treffen mich Ihre Pfeile nicht. Für niemand fürchtet mein edler Vetter Unheil von mir, als für mich ſelbſt. Er iſt des Glaubens, wenn ich fortführe, auf dem alten Raubſchloß, das ich mir gekauft, einſam zu hauſen, Grillen und Haſen zu jagen und der Landwirthſchaft meiner Bauern mit Rezepten aufzuhelfen, von denen ich ſelbſt nichts verſtehe, ſo würde das Reſtchen geſunder Vernunft, das er ſo gütig iſt bei mir vorauszuſetzen, eines ſchönen Tags in Rauch aufgegangen ſein. Sie ſehen, er denkt mich homöopathiſch zu behandeln, eine Thorheit durch die andere zu heilen. Vielleicht hat er recht, und wenn man bewieſen hat, daß man ſelbſt nicht im Stande iſt, ſein Leben vernünftig einzurichten, muß

Digitized by Google

man ja wohl dankbar stillhalten, wenn sich ein guter Freund die Mühe gibt. Zuweilen denke ich freilich, daß es zu spät sein möchte."

„Zu spät? Ich kann nachrechnen. Vierzehn Jahre ist es, daß wir uns nicht gesehen. Wenn Sie sich damals nicht jünger machten, als Sie waren, so halten Sie jetzt kaum an den Jahren, die man die besten nennt."

„Ich mich jünger machen? Lieber Himmel, eher das Umgekehrte wäre in meinem Interesse gewesen. Woran erinnern Sie mich, Eugenie!"

„Und ist sie schön, jung, liebenswürdig, Ihre Braut?" lenkte sie rasch wieder ein. „Ich würde mir diese Frage, die einen Zweifel einschließt, ersparen, wenn Sie nicht einem Freunde Vollmacht gegeben hätten, über Ihr Herz zu verfügen. Und in solchen Dingen sind Freunde nicht immer zuverläßig." — „Sie thun unserm vortrefflichen Wirth großes Unrecht," versetzte er lachend. „Nicht nur fehlt keine jener drei Kardinaltugenden, sondern eine jede ist sogar dreimal vorhanden." — „Dreimal?" — „Ich meine in drei verschiedenen Exemplaren, unter denen mir Aermsten die Wahl schwer werden soll, wie mir gedroht wird." — „Und alle drei sind sterblich in Sie verliebt? Da muß es ja jedenfalls ein Doppelunglück geben!" — „Fürchten Sie nichts. Bis zu dieser Stunde weiß keine meiner Auserwählten, daß ich überhaupt auf der Welt bin. Ihr Vater —." — „Drei Schwestern also?"

„Ja, eine blonde, eine braune und eine schwarzlockige. Sie sehen, da ist kein Entrinnen, für jede Laune des Geschmacks ist gesorgt. Morgen mit dem Frühsten nimmt mich mein unbarmherziger Seelenverkäufer in seinen Wagen und liefert mich meinem Verhängniß aus. Sie wohnen in L., vier kleine Stunden von hier, und ein Pferdehandel soll den Vorwand herleihen. Ihr Vater, der in dem Städtchen als Arzt lebt, hat einen prächtigen Schimmel von reinem arabischem Blut im Stall." — „Sie ziehen aus wie weiland Saul, der Sohn des Kis. Mögen Sie, wie er, mit einem Königreich heimkehren!" —

„Wenn Sie wüßten," sagte er nachdenklich, „wie wenig mich nach der Herrschaft gelüstet! Denn gibt es einen größeren Sklaven, als ein König? Heute bin ich noch frei, und so nehme ich mir denn die Freiheit, mich zu Ihnen zu setzen und an vergangene schöne Tage zu denken, wo ich freilich auch in Banden lag, aber in Zauberbanden."

Sie schwieg, während er sich in den Lehnstuhl warf und ihn dergestalt gegen den Saal hinschob, daß er nichts von der Gesellschaft sah, nur die

Digitized by Google

Pflanzen am Fenster und die Kerze und das Gesicht der schönen Frau. Indessen hatte sich die Hausfrau ans Klavier gesetzt, um einen Tanz zu spielen, und bald zitterte der schlanke Wipfel der Palme von dem Wirbelwind der vorüberfliegenden Paare. Eugenie sah still in das muntere Treiben hinein, ihre Linke spielte mit der goldenen Kette, ihre Rechte hielt den schönen Blumenstrauß nachläßig im Schooß. Valentin betrachtete sie. Als sie es bemerkte, hob sie den Strauß auf und vergrub das halbe Gesicht darein.

„Sie finden es unbescheiden," bemerkte er, „daß ich mich Ihnen gegenüber setze, wie einem Bilde. Aber darf es mich nicht wundern, daß alle Farben noch so ganz frisch mich anleuchten, wie vor so manchen Jahren? Wenn ich mich auf einen Augenblick des Gedankens entschlage, daß ich vierzehn Jahre älter geworden bin und morgen verheirathet werden soll, so kann ich mich völlig in die Täuschung einspinnen, als säße ich wieder wie so oft in dem Gewächshaus Ihrer Eltern und hätte eben das Buch weggelegt, aus dem ich Ihnen vorgelesen, und Sie sähen nun durch die Scheiben dem Spiel der Mücken über dem Weiher zu, oder dem Fall der Blätter. Aber nur die Jugend bringt uns solche Stunden verzückter Dumpfheit, völligen Aufgehens unsrer Seele in die Seele der Natur, wo wir aller Fesseln unseres Ich entledigt werden, um uns nur desto tiefer an die Elemente, einer Pflanze gleich, gebunden zu fühlen. Zuweilen wenn ich nach solchen Abenden allein den weiten Heimweg antrat, trug mich das Nachgefühl jener Momente durch die lange Pappelallee so seltsam schwankend dahin, wie eine Feder, ein Blatt, das von der Luft bewegt wird. Wir nennen das in späteren Jahren Sentimentalität. Aber ich kann noch heute nicht darüber lächeln."

„Wenn ich es damals that," sagte sie, „so meine ich fast, ich hätt' es Ihnen abzubitten. Aber wir Mädchen werden ja dazu erzogen, über unsere Stimmungen zu wachen und in allem, was Hingebung heißt, behutsam zu sein. Jetzt kann ich es Ihnen gestehen, daß es mir oft nur darum erwünscht war, meine Cora mitten in unsere traulichen Lehrstunden hereinbellen oder den Friedrich uns zum Thee abrufen zu hören, weil ich ein paar Minuten länger meine Thränen nicht bezwungen haben würde."

„Sie waren von Hause aus die stärkere Natur," versetzte er. „Der Kitt, der mich zusammenhält, ist erst langsam an der freien Luft eines bewegten Lebens hart geworden. Aber was haben Sie für Namen genannt! Meinen Freund und meine Feindin! Der ehrliche Friedrich, ich weiß, daß er

Digitized by Google

herzliches Mitleiden mit mir hatte, ein Fall, der unter Nebenbuhlern ſelten ſein ſoll. Denn es wird Ihnen keine Neuigkeit ſein, daß er Sie liebte, ſo ſehr nur je ein Gärtner und Hausknecht ſeine junge Herrin vergöttert hat. Aber er ſah ſeine Sache doch für verlorener an als die meine, obwohl ich, was die bürgerliche Stellung betrifft, auf nicht halb ſo feſten Füßen ſtand, als er. Es war ein ſtilles Einverſtändniß der Hoffnungsloſigkeit zwiſchen uns. Wenn er uns aus der Orangerie abholte und Sie, dem Hündchen nach, voranſprangen, und wir ſahen beide, wie Sie es einholten, es auf den Arm nahmen und küßten, wandte er ſich in eiferſüchtigem Ingrimm zu mir und ſagte: „Begreifen Sie, Herr Valentin, was unſer Fräulein an dem unvernünftigen Vieh findet, daß ſie ihm ſo viel Careſſen macht?“ dabei ſchüttelte er entrüſtet den Kopf, den er immer ſorgfältig friſirte, ſeit er bei Tiſch aufwartete und Ihnen die Schüſſeln reichen durfte. Und geſtehen Sie es nur, es war auch wirklich auf uns beide abgeſehen, daß Sie das garſtige Geſchöpf ſo ſichtlich begünſtigten.“

„Reden wir nichts Böſes von den Todten,“ erwiderte ſie. „Cora ſchläft den langen Schlaf, nicht weit von dem kleinen Teich, da wo die Bank unter der Ulme ſtand, wenn Sie ſich erinnern.“ — „Wie ſollte ich nicht! An jener Bank half ich Ihnen die Schrittſchuhe anziehen, als wir mit Ihrer Couſine die denkwürdige Eisfahrt machten. Wie geht es der kleinen Lucie?“ — „Sie iſt eine große Dame geworden und hat ein Haus voll Kinder. Wenn ſie wüßte, daß ich Sie hier wiedergefunden habe! Erſt vor einem Monate ſprachen wir von Ihnen. Sie ſtehen noch im beſten Andenken bei ihr, und jenen ſchönen Winternachmittag, wo wir Ihnen die Anfangsgründe des Schrittſchuhlaufens beibrachten, hat ſie durchaus nicht vergeſſen. Sie behauptet, damals von Ihnen einen Händedruck erhalten zu haben, der wärmer geweſen ſei, als Ihr nachheriges Benehmen gerechtfertigt habe. Seitdem fällt ihr über das ſonſt ſehr vortheilhafte Bild, das ſie von Ihnen bewahrt, ein böſer Schlagſchatten des Leichtſinns.“

„Gerechte Götter,“ rief er lachend aus, „ſo iſt der Unſchuldigſte nicht ſicher vor ſchwarzem Verdacht! Völlig rein fühlt ſich mein Gewiſſen allerdings nicht, nur daß ich, wie es oft geſchieht, für eine andere Sünde büße, als die ich wirklich begangen habe. Als Sie beide meine erſten Schritte über die glatte Fläche leiteten, wünſchte ich nichts ſehnlicher, als daß Ihnen der feſte Druck, mit dem ich Ihre Hand ergriffen hielt, mehr ſagen möchte, als den Wunſch, nicht zu fallen. Sie waren, wie immer, jedem Verſtändniß

Digitized by Google

unzugänglich. Aber nun werden Sie mir bezeugen müſſen, daß ich mir gegen die kleine Lucie wirklich nichts vorzuwerfen habe. O mir iſt alles wie heute! Ich meine noch die Glut zu ſpüren, die mir mitten im ſcharfen Dezemberwind alle Adern durchdrang, den Druck Ihrer Hand noch zu fühlen, wie ich ihn damals wochenlang, wie gegenwärtig und leiblich, nachempfand.

„Sie müſſen nicht unwillig werden," fuhr er fort, „daß ich das alles jetzt ſo offen ausplaudere. Wir ſind nicht mehr dieſelben und dürfen davon reden, wie man ſich eine Geſchichte von Fremden erzählt. Es iſt ein ſehr harmloſes Vergnügen, daß ich Ihnen heute ſagen darf, was mir damals hundertmal auf den Lippen ſchwebte und immer von einer unſeligen Schüchternheit zurückgedrängt wurde. Nun finden wir uns einander gegenüber wie gute Kameraden, die eine alte Schuld unter einander noch zu berichtigen haben." — „Wer iſt der Gläubiger?" fragte ſie ernſthaft.

„Alle Beide. Oder wollen Sie mich nicht auch ein wenig dafür halten? Wenn Sie wüßten, was Sie mir zu ſchaffen gemacht haben, wie viele Jahre Ihr Bild zwiſchen mir und jedem vollen Lebensgenuß ſtand! Und Sie müſſen eine Ahnung davon gehabt haben. Wie oft, wenn ich Ihnen auf dem Weg zur Zeichenſtunde aufpaßte, wenn mir das Herz ſchlug, den ſchottiſchen Mantel und das graue Hütchen um die Ecke auftauchen zu ſehen — und ich dann mit möglichſtem Gleichmuth an Ihnen vorüberging, ſelig, daß ich Sie grüßen durfte — warum ſind Sie da erröthet, wenn Sie nicht fühlten, wie Sie den armen Jungen, der den Hut zog, auf der Seele hatten?"

„Sie irren, mein Freund," ſagte ſie mit einem reizenden Zug von Scherzhaftigkeit. „Ich erröthete vor jedem, der mir in dieſem Aufzuge begegnete, in dem ich mir wie eine Vogelſcheuche vorkam. Der Mantel war längſt aus der Mode, aber meine Mutter fand ihn für einen Gang zur Zeichenſtunde hübſch genug. Wie viele Thränen der Eitelkeit habe ich mit dem Zipfel dieſes verhaßten Fähnchens abgetrocknet!"

Er mußte lachen. „Sehen Sie, wie verſchieden unſere Naturen ſind; das Schickſal, das uns trennte, hat es klug gemacht. Ich für mein Theil habe die halbe Welt auf und ab nach einem ähnlichen Mantel geſucht, als dem Inbegriff alles Reizenden. Einmal in Frankreich leuchtete mir aus der Ferne ganz derſelbe Stoff in die Augen. Wie unſinnig ſtürzte ich darauf zu, aber ich fand leider, daß keine Eugenie in dieſen Farben ging. Seitdem

Digitized by Google

bin ich geneigt zu glauben, daß noch ein Unterſchied ſei, wer das Gewand unſerer Jugendträume trägt." —

Die Tanzmuſik ging während dieſes Geſprächs immer fort und im Saal wurde es heiß. Die ſchöne Frau ließ ihren Fächer ſpielen und athmete mit offenen Lippen. Es fiel ihrem Freunde ein Wort ein, das er bei einem Franzoſen geleſen hatte, in wie naher Verwandtſchaft gewiſſe blaue Augen mit gewiſſen weißen Zähnen ſtünden. Er ſagte es ihr. „Sie ſehen," fuhr er fort, „wie unbefangen ich unſere Freundſchaft mißbrauche, Ihnen alles zu ſagen, was mir gerade in den Kopf kommt. Ich halte mich dadurch für mein langes Schweigen ſchadlos und Sie dürfen mir nicht darum böſe ſein. Wahrlich es kommt mir vor, als dächte der Himmel doch noch einen guten Ehemann und Hausvater aus mir zu machen, da er mir dicht vor dem großen Schritt noch alles von der Seele nimmt, was ihn mir ſchwer machen konnte. Ich wäre ſonſt in der glücklichſten Häuslichkeit die Sorge nicht los geworden, daß mir einmal unverſehens Ihre Geſtalt vorübergehen und mich in die alte Verwirrung ſtürzen möchte. Nun Sie alles wiſſen und ſo freundlich den rechten warmen und ſichern Ton zwiſchen uns angeſchlagen haben, kann ich meine Brautfahrt morgen mit ganz anderem Herzen antreten."

Sie waren Beide aufgeſtanden und betrachteten die Blumen. „Wie ſchön iſt dieſer Leuchter," ſagte ſie. „Eine Fortuna, die man ſich dienſtbar gemacht hat, damit ſie das Licht emporhalte!" — „Eine Siegesgöttin ſcheint mir's zu ſein," verſetzte er. „Die Kugel fehlt, auf der das Glück dahinrollt, denn die Victoria hält Stand bei dem Muthigen." — „So ſei es Ihnen eine gute Vorbedeutung für Ihre morgende Fahrt, daß Ihnen am Vorabend der Sieg den Leuchter gehalten hat."

„Sie zweifeln an meinem Muth, Frau Eugenie? Wenn irgend jemand, ſo haben Sie ein Recht dazu. Doch hoffe ich es jetzt beſſer zu machen, als vor vierzehn Jahren, und mein Schickſal, gutes oder böſes, wenigſtens herauszufordern, daß es mir deutlich Rede ſtehe. Wenn es mir aber wohl will, ſo verſpreche ich, daß Sie die Erſte ſein ſollen, bei der ich als Herold meiner eigenen Heldengröße mich ſehen laſſe. Doch nun genug von mir. Noch haben Sie mir kein Wort von Ihrem Leben und Ergehen geſagt und durch Andere etwas zu erforſchen, hat mir immer der Muth gefehlt. Seit ich erfuhr, daß Sie ſich verheirathet, bin ich allen Orten ausgewichen, wo ich von Ihnen hören konnte, ja ſogar der Name Ihres Gemahls iſt mir

unbekannt geblieben. Am beſten, Sie ſtellen mich ihm gleich vor. Er iſt doch mit in der Geſellſchaft?“ — „Ich habe ihn verloren, nun ſind es ſchon ſieben Jahre.“

Er fuhr zuſammen. — „Nur den Knaben habe ich,“ ſprach ſie weiter, „und muß mich jetzt auch von ihm trennen. Denn auf dem Lande bei meiner Mutter verwildert er mir völlig, und wenn ich ihm auch einen Lehrer fände, der ihn zu lenken wüßte, ſo thäte es mir doch um die friſche Jugend leid, daß ſie ſo ohne Gefährten aufwachſen ſollte.“

„Ich muß ihn ſehen,“ ſagte er raſch und ſtarrte unverwandt auf den Strauß in ihrer Rechten. „Den Vater verloren, armes Kind! Wenn er groß iſt, Frau Eugenie, ſchicken Sie ihn mir einmal. Er ſoll mit mir auf die Jagd und meine Pferde reiten, und wenn er meine älteſte Tochter liebgewinnt, ſo neigten ſich ja wahrlich Anfang und Ende wieder zuſammen, nur anders, als ich thörichter Menſch es mir träumen ließ. Werden Sie einwilligen, Eugenie?“ Er hielt ihr die Hand hin.

„Bei aller Achtung vor dem künftigen Schwiegervater meines Sohnes,“ entgegnete ſie heiter, „behalte ich mir doch vor, erſt das Mädchen zu ſehen, da Sie noch nicht einmal für die Mutter einſtehen können.“ — „Daß die Mutter Ihren Beifall haben muß, verſteht ſich. Ich nehme ſie gar nicht, wenn ſie das Unglück hat, Ihnen zu mißfallen. Das Beſte wäre —.“

Ein junger Mann, der ſich zögernd der Fenſterniſche näherte, um die Fremde zum Tanzen aufzufordern, unterbrach das Geſpräch. Sie entſchuldigte ſich mit ihrer Nachtreiſe und trat aus der Laube heraus, ſich unter die Geſellſchaft miſchend. Noch eine Weile ſah Valentin, der bei der Palme zurückblieb, ihre Geſtalt unter den anderen ſtehn und glaubte dann und wann ihre Stimme herauszuhören. Es war ihm, als habe er ihr etwas Wichtiges zu ſagen vergeſſen, und er beſann ſich, was es nur ſein könne. Endlich fiel ihm ein, daß er ſich der Schicklichkeit wegen nach ihrer Mutter erkundigen müſſe. Als er aber den Saal und die anſtoßenden Zimmer nach ihr durchſuchte, war ſie verſchwunden.

Es war der zweite Morgen nach jenem Abend. Noch ſtand der dichte Frühnebel in den Straßen der Stadt, aber die obere Luft röthetete ſich, und man durfte einen ſonnigen Tag hoffen.

In einem Zimmer des Gaſthofs ſaß die ſchöne Frau am Schreibtiſch

Digitized by Google

vor einem angefangnen Brief. Sie hatte beide Hände über einander gefaltet auf das Blatt gelegt und ihre Gedanken ſchweiften weit ab von dem Inhalt dieſer Zeilen. Manchmal, wenn ein Schritt draußen auf dem Flur erſcholl, fuhr ſie auf und horchte. Es ging an ihrer Thür vorüber und ſie blieb mit ſich allein.

Warum kehrte all ihr Sinnen immer wieder in die alte Zeit zu jenem Gartenweg zurück, wo die Sonnenblumen zwiſchen den Aſtern ſtanden und die kleinen Fruchtbäume die langen Schatten über die Gemüſebeete warfen? Die Sonne funkelte durch den hohen Zaun und die Luft war ganz ſtill von Vogelgeſang. Morgen ſollte ſie den Tag fern von dieſem ſtillen Revier ſich neigen ſehn, und wenn ſie wiederkam, lag Schnee auf den Beeten und die Bäume hatten Laub und Frucht zumal hergeben müſſen. Und der Student, der neben ihr ging und mit ihrem Sonnenſchirm tiefe Löcher in die Erde ſtieß, wußte das. Er hatte den gepackten Reiſewagen im Hofe ſtehen und den Friedrich ſeinen Mantelſack auf den Bedientenſitz feſtſchnallen ſehn. Wenn Menſchen abreiſen, wer bürgt dafür, daß ſie wiederkommen, oder doch wiederkommen, wie ſie gegangen ſind? Wie nützlich iſt es alſo, vorher ſeinen letzten Willen auszutauſchen, zumal wenn man geſonnen iſt, mit Leib und Seele ſich ſelbſt einander zu vermachen! Und wenn er gewußt hätte, wie hoch es ihr anzurechnen war, daß ſie in dieſen entlegneren Theil des Gartens ihre Schritte gelenkt hatte! Sie zürnte im Gehen mit ſich, daß ſie ihm ſoweit entgegen gekommen war. Aber nun auch kein Haarbreit weiter, nun ſollte und mußte er das Uebrige thun, oder ſie konnte ſich's nimmermehr vergeben, was ſie bereits gethan, ihm die Zunge zu löſen. Denn dieſes ſiebzehnjährige Köpfchen hatte einen gewaltig hohen Begriff von der Würde ſeines Geſchlechts, und wenn der gute Jüngling neben ihr vor Stummheit und Reſpekt des Todes verblichen wäre, ſie wäre ihm durchaus nicht zu Hülfe gekommen. War es hier nicht einſam genug, und die Sonne ihnen im Rücken und der Küchengarten ſonſt niemals ihr Spaziergang geweſen? Und ſtand zu allem Uebrigen nicht der Reiſewagen im Hof?

Aber denken ſollte er durchaus nicht, daß ſie dies veranſtaltet habe, ſeinetwegen. Sie redete eifrig von der Reiſe, ſie freute ſich, einen ganzen Haufen von Vettern zu ſehen, und beſchrieb jeden einzeln, und lachte über jeden, und ſchon ſtanden ſie am letzten Ende des Wegs und blickten über den Zaun, und er wurde immer einſilbiger. Jetzt ſchwieg er ganz und auch ſie ſchwieg; es wallte und wogte in ihr von niedergekämpften Thränen der

Digitized by Google

Aufregung, des Zorns, der Leidenſchaft und Beſchämung zugleich. Da plötzlich wandte ſie ſich um, über und über glühend, und ſagte: „Wir wollen zurückgehen. Geben Sie mir den Schirm, Sie werden ihn noch zerbrechen und er ſoll mit auf die Reiſe. Wir wollen raſcher gehen, ich habe noch ſoviel zu packen. Wiſſen Sie, daß mir davor graut, wie ich indeſſen in meiner Bildung zurückkommen werde? Die engliſchen Könige, die Sie mir aus dem Shakespeare ſo ſchön eingeprägt haben, werden mir ſchwerlich im Kopf bleiben. Es iſt Schade drum, aber was ſoll ich machen? Meine Vettern ſind ſchlechtere Pädagogen als Sie. Wenn ich wiederkomme — aber wer weiß, ob die Tante mich nicht den Winter über bei ſich feſt hält. Nun denn, ſo dauert es vielleicht Jahr und Tag, bis Sie mich einmal überhören können, und wenn ich ſchlecht beſtehe, ſo entſchuldigt mich die lange Zeit."

Es dauerte länger als Jahr und Tag. Als am andern Morgen der Reiſewagen vor dem Hauſe ſtand und ſie ſchon eingeſtiegen waren, trat er noch einmal an den Wagenſchlag. Er reichte einen Blumenſtrauß hinein — die Mutter nahm ihn mit freundlichem Dank. Eugenie nickte ihm heiter zu und gab ihm ihre Hand, im Handſchuh. Hinter dem Schleier ſah er nicht die Bläſſe ihres Geſichts und die gerötheten Augenlider. Dann ſchloß er die Wagenthür und zog den Hut. Der Friedrich auf dem Bedientenſitz ſah noch einmal nach ihm um, als der Wagen ſchon davon rollte, und in ſeinem ehrlichen Geſicht leuchtete etwas wie das Mitleiden eines Glücklichen mit einem zurückgeſetzten Rivalen.

Das war im Herbſt geweſen. Als ſie im tiefen Winter zurückkehrten, hatte er inzwiſchen die Stadt verlaſſen müſſen, um an einem kleinen Gericht in der Provinz zu arbeiten. Erſt im Sommer konnte er wieder die wohlbekannte Glocke an der Gartenpforte ziehn. Man ſagte ihm, daß Beſuch im Hauſe ſei, die Vettern und andere Fremde. Er beſtellte, daß er wiederkommen werde. Aber der kalte Gruß der Mutter, die ihm Tags darauf auf der Straße begegnete, ließ ihn fühlen, daß er es nicht finden würde, wie er es wünſchte, und er kam nicht wieder.

Ob man ihn dennoch vermiſſ'te? Wer konnte die Schrift enträthſeln, die auf Eugeniens blaſſer Stirn geſchrieben ſtand, als ſie drei Jahre ſpäter dem Manne, den ihr die Mutter gewählt, die Hand reichte! Doch jetzt, da ſie über die Zeilen des Briefes hinweg in die Vergangenheit blickte, klangen ihr die Worte eines nachdenklichen Liedchens durch die Seele:

Digitized by Google

Ich hätte können glücklicher ſein,
Und glücklicher machen! —

Da erſcholl ein raſcher Hufſchlag unten auf der Straße und ſie flog zum Fenſter. Ein Reiter ſprengte auf einem ſchönen Araber-Schimmel durch den Nebel, der hinter ihm wieder zuſammenſchlug, und Wolken dampften aus den athmenden Nüſtern des Thieres. Ihr Blick hing mit unruhigem Feuer an der ſtolzen männlichen Geſtalt, die das lebhafte Pferd ohne Mühe bändigte. Welch ein Abſtand zwiſchen dieſer ritterlichen Sicherheit und der weichen, ſinnenden Jünglings-Erſcheinung! Und doch hatte ſie gleich erkannt, daß der innerſte Kern nur entfaltet, nicht verwandelt worden war. Ob er ſich wirklich der alten Scheu entſchlagen und ein Wort geſprochen hat, das ihn bindet? Sie zitterte, es zu denken. Nun vernahm ſie ſein Kommen die Treppe herauf, und die alte Gewohnheit der Herrſchaft über ihr Gemüth blieb ihr auch diesmal treu. Als die Thür ſich öffnete und Valentin hereintrat, waren ihre Züge ruhig, ſo laut ihr Herz klopfte.

Sie kam ihm freundlich entgegen und reichte ihm die Hand. „Guten Morgen," ſagte ſie. „Schön, daß Sie Wort halten. Der triumphirende Hufſchlag Ihres Roſſes hat mir ſchon verrathen, daß Sie als Sieger zurückkommen."

„Eugenie!" erwiderte er, „Sie müſſen mir's wahrlich anrechnen, daß ich mich vor Ihnen ſehen laſſe, obwohl ich ſicher bin, mit dem ſchönſten Spott von Ihnen empfangen zu werden. Der ganze Gewinn des geſtrigen Tages iſt der Gaul unten, den ich baar bezahlt, und dieſer Apfel, den ich geſtohlen habe." Er legte einen ſchönen, wachsbleichen Apfel auf den Tiſch und warf ſich ohne Weiteres in einen Seſſel. Eugenie ſtand lächelnd vor ihm.

„Ich finde dieſe Ausbeute Ihres Feldzugs nicht ſo verächtlich," ſprach ſie. „Von Pferden verſtehe ich freilich nichts, aber da Sie dieſen ſchönen Apfel ohne Zweifel Ihrer Auserwählten entwendet haben —." — „Wenn ich ſchon ſoweit hielte," warf er unmuthig ein, „ſo wäre mir für das Weitere nicht bange. Doch irren Sie gänzlich, wenn Sie mich in Ihren Gedanken wieder eines Mangels an Muth anklagen. Diesmal war mir ganz im Gegentheil der Ueberfluß an Muth hinderlich. Auf mein Wort, es hätte mich nicht das Geringſte gekoſtet, allen Dreien hinter einander meine Liebe zu erklären." — „Da hätten Sie ein ſchönes Unglück anrichten können." — „Ich habe es erwartet, daß Sie nichts als ein ironiſches Mitleid mit mir

Digitized by Google

haben würden. Und doch — Sie ſehen, wie ernſtlich ich in Verlegenheit bin — komme ich zu Ihnen und will hier Rath und Hülfe holen." — „Sie verſprechen ſich mehr von mir, als ich mit dem beſten Willen werde halten können."

„Sie können, Eugenie; hören Sie nur, um was es ſich handelt. Ich war alſo mit unſerm Freunde draußen, einen ganzen Tag, immer in ihrer Geſellſchaft." — „Das iſt wenig und viel, wie man's nehmen will." — „Sie haben Recht. Es iſt genug, um ſich der Reihe nach in alle drei Schweſtern zu verlieben und viel zu kurze Zeit, um Einer den Vorzug zu geben. Man müßte geradezu das ganze Neſt auf einmal ausnehmen."

„So unflügge ſind die Vögelchen, daß ſie ſich's gefallen ließen?"

„Ehrlich geſagt, daran habe ich nicht einmal gedacht. Für mich iſt zunächſt die Hauptſache, in einen rechten Rauſch für Eine hineinzukommen, daß ich die beiden andern gar nicht mehr auf der Welt glaube. Und das hält ſchwer, beſte Freundin, ſchwer bei einem ſo alten Menſchen wie ich bin." — „Sind denn alle drei ſo völlig gleich unwiderſtehlich?" — „Alle drei zum Küſſen, und eine jede auf ſo eigne Art, daß man meint, man könne mit Einer allein nicht zufrieden ſein, wenn man die andere daneben ſieht."

„Sie berichten mir viel zu ſehr in allgemeinen überſchwänglichen Ausdrücken. Ich wünſche alles haarklein und hübſch in der Ordnung zu erfahren. Alſo erſt die Blonde, dann die Braune, dann die Schwarzlockige. Oder wie folgen ſie im Alter aufeinander?" — „Ich weiß nicht." — „So gehen wir der Größe nach und fangen bei der Kleinſten an. Iſt es die Braune?" — „Ich weiß wirklich nicht." — „Sie ſcheinen Ihre Zeit ſchlecht benutzt zu haben. Oder war die dreifache Bezauberung gleich von vornherein ſo ſtark, daß Ihre Sinne Sie im Stiche ließen?"

„Einen hohen Grad von Zurechnungsfähigkeit darf ich mir allerdings nicht nachrühmen," erwiderte er lachend. „Ich entſinne mich kaum einer ſo fatalen Empfindung, als die war, mit der ich hinausfuhr. Zum Zahnarzt zu müſſen, iſt ein Feſt dagegen. Mehrmals war ich drauf und dran zum Kutſchenfenſter hinaus zu entſpringen. Aber die Pferde meines Herrn Vetters hätten mich bald wieder eingeholt, und ich wäre mit Schimpf und Schande dennoch meinem Dämon ausgeliefert worden. Denn ſo ſanftmüthig unſer Freund im Uebrigen iſt, in dieſem Punkt kennt er keine Gnade. Ich alſo, mir Muth zu machen, denke an alles Schlimme, das mir ſchon im

Digitized by Google

Leben über den Hals gekommen, und ſage mir zum Troſte vor: es geht eben in Einem hin. Endlich kommen wir an. Ich hatte die Bedingung geſtellt, daß der Vetter weder den alten Herrn noch die Töchter das Geringſte merken laſſen dürfe. Und ſo war denn auch der Doctor nicht gleich zu Hauſe, dagegen meine drei Schickſalsſchweſtern, in den ſauberſten Kleidchen, friſch und allerliebſt wie drei Moosroſen an Einem Stiel. Nein in der That, Frau Eugenie, völlig auserleſene Grazien und nichts weniger als kleinſtädtiſch zugeſchnitten. Ich konnte mich nicht ſatt ſehen." — „Der Anfang verſpricht etwas."

„Sie laſſen alle drei ihre häuslichen Geſchäfte ſtehen und liegen, laufen auf den Vetter zu und das liebenswürdigſte Terzett luſtiger Mädchenſtimmen ſchwirrt durcheinander. Ich wurde natürlich; was Worte und Blicke betrifft, zunächſt mit einem Pflichttheil abgefertigt, und war es ganz zufrieden, da ich um ſo ungeſtörter beobachten konnte. Gleich im Hereintreten, als die Schwarzlockige von ihrer Näharbeit mit ſo großen Augen aufſah, ſagte ich zu mir ſelbſt: Die iſt es! — Ich habe immer ſchwarze Haare vorgezogen. Aber gleich machte mich die Blonde irre, die ein Lachen hat wie ein Vogel und eine Haut wie Kirſchenblüthe. Da tritt aus dem Nebenzimmer die Braune herein und iſt nun gar die Anmuth und Beſcheidenheit ſelbſt. Sie können denken, daß ich unter ſolchen Umſtänden eine ſehr geiſtreiche Miene machte. Indeſſen war ich bald auf dem beſten Fuß mit allen dreien, und als ſie uns in den Stall hinuntergeführt hatten, um mir den Schimmel zu zeigen, nehme ich mir's ſogar heraus, die Blonde auf das Pferd zu heben und ſie im Hof ein wenig herumzuführen."

„Die Blonde alſo?"

„Nur weil ſie die Uebermüthigſte war und mit dem ſchönen Thier am vertrauteſten umging. Sie ſaß da oben mit übereinander geſchlagenen Armen wie auf ihrem Sopha. Die Braune dagegen klammerte ſich in reizender Aengſtlichkeit an der Mähne feſt und —." — „So haben alle drei ſich Ihnen zu Pferde zeigen müſſen? Sie mußten freilich wiſſen, wieviel Ihre Zukünftige wiegt."

„Nein," ſagte er, „die Schwarzlockige beſtand die Probe nicht mit. Der Herr Papa kam dazu und nach den erſten Begrüßungen jagte er die Mädchen vom Hof, für das Mittageſſen zu ſorgen. Dann brachten wir Männer den Handel bald ins Reine und beſiegelten ihn hernach mit einer Flaſche vortrefflichen Heilbronner Weins. Der Doctor gefiel mir. Er iſt gerade ſo ein Mann, wie man ihn zum Schwiegervater wünſcht, überdies

Digitized by Google

ein Jäger, eine Autorität in der Pferdekunde und der erſte Schachſpieler auf zwanzig Stunden im Umkreis." — „Da werden Ihrer künftigen Frau die Abende recht unterhaltlich vergehen."

„Wenn es überhaupt ſoweit kommt. Aber wie geſagt, ich habe meine Zeit und die beſte Gelegenheit ſchändlich verloren. Nachmittags machten wir einen Spaziergang durch die Stadt nach dem alten Schloß, wo der vorige König ſeine Feſte gab. Unter dem jetzigen Herrn iſt es ganz verödet, und der Platz, wo ſonſt die Orangenbäume ſtanden, in einen Obſtgarten verwandelt worden. Es war ein lachender Anblick unter den Bäumen auf dem grünen Raſen die großen Haufen der herrlichſten Aepfel und Birnen ſorgfältig ſortirt bei einander zu ſehen, und ein Duft lag über der Wieſe verbreitet, wie ich nichts Erquicklicheres kenne. Da gingen wir denn vorbei, die Schweſtern in leichten Hütchen voran, alle gleich gekleidet, wir drei hinter ihnen. Und wie ich ſie mir ſo anſehe, fällt mir ein, wie ähnlich meine Lage der jenes Prinzen ſei, der ſeines Vaters Heerden hütete und plötzlich zwiſchen drei Göttinnen den Preis der Schönheit vergeben ſollte."

„Und Sie eigneten ſich dieſen Apfel zu, damit er Ihnen in ähnlicher Weiſe ſymboliſch aus der Verlegenheit helfen möchte?"

„Allerdings. Ich ſteckte ihn unbemerkt ein. Und als wir uns tiefer in den alten Park verirrt hatten und auf den ſchmaleren Wegen bald die eine, bald die andere der Schweſtern allein an meiner Seite ging, fühlte ich manchmal ſchon heimlich nach meinem Apfel, wenn ich mich gerade zu überzeugen glaubte, dieſe und keine ſonſt ſei die Rechte. Dann brauchte nur eine von den andern ſich umzudrehen, oder ein Wort, ein Lachen an mein Ohr zu ſchlagen, und der Apfel blieb wieder in ſeinem Verſteck. Und ſo habe ich ihn denn richtig von dannen getragen, ohne ihn los zu werden. Iſt es nicht zum Verzweifeln, Eugenie? Als ich verliebt war, fehlte mir der Muth, und nun ich Muth habe, fehlt die Liebe."

„Sie müſſen nicht gleich verzagen, armer Freund," ſagte ſie treuherzig. „Für den Anfang haben Sie ſich ſchon ganz brav gehalten, und ſo wenig Rom an Einem Tage gebaut worden, ſo wenig werden Sie Ihr eigen Haus in ſo kurzer Zeit aufrichten. Iſt Ihnen denn der Name einer jeden gleich lieb? Ich halte viel auf Namen und begreife jenen Dauphin, der keine Urraca zur Frau nehmen wollte." — „Da iſt auch keine Hülfe zu holen," entgegnete er mit bekümmerter Miene. „Anna, Clara, Maria — alle drei wären mir recht. Nein, meine beſte Freundin, ich hoffe jetzt nur auf Sie."

Digitized by Google

„Auf mich? Ich vermag nicht entfernt zu errathen, worin ich Ihnen in einem ſo verwickelten Falle nützlich ſein kann."

„Es iſt allerdings ein rechter Freundſchaftsdienſt, den ich Ihnen zumuthe," ſagte er mit einigem Zögern. Er war aufgeſtanden und hatte den Apfel in die Hand genommen. Ein paar Mal warf er ihn empor, fing ihn wieder und legte ihn dann auf den Tiſch zurück. „Sehen Sie," fuhr er fort, „als ich heut früh nach einer ſehr unruhigen Nacht mein Pferd beſtieg — der Vetter war ſchon am Abend zurückgefahren — und durch den Nebel und Morgenfroſt dahinritt, kam es mir, wie eigen ſich das alles gemacht hat. Gerade vor der wichtigſten Entſcheidung meines Lebens muß ich Ihnen wieder begegnen, der Einzigen, die mich wirklich kennt, und der ich, was etwa noch an der vollen Bekanntſchaft fehlte, recht vom Herzen weg beichten durfte. Ich dachte an Ihre Güte und auch an alles Böſe, das Sie mir zugefügt, und daß Sie wirklich noch in meiner Schuld ſind und ſich nicht weigern können, für alle Nöthe und Entbehrungen mir einigen Erſatz zu verſchaffen. Was ich ſonſt wohl noch dachte, Eugenie — gehört nicht hieher. Und ſo reifte in mir ein ganz kluger Plan, den Sie mir nicht zerſtören dürfen." —

„Laſſen Sie hören," ſprach ſie zerſtreut.

„Wie wär's, wenn Sie ſich gleich jetzt mit mir in einen Wagen ſetzten und wir führen geradeweges nach L. Ich bringe Sie zum Doctor, und Sie ſehen alle drei neben einander. Welcher Sie dann den Apfel geben, die ſoll es ſein, und ich gelobe hiermit feierlich, nicht den leiſeſten Einſpruch zu erheben." — „Eine ſolche Vollmacht iſt zu groß, um ſie zu geben und anzunehmen."

„Warum? Ich getraue mir, mit jeder glücklich zu werden, und wenn es mir nicht frevelhaft ſchiene, würde ich einfach die Namen in meinen Hut werfen und mit abgewandten Augen mein Loos ziehen. Ein *großes* iſt es nicht und kann es nicht mehr werden — dazu müßte manches anders ſein. Aber eine Niete zög' ich keinenfalls. Wenn ich mir nun den Rath meiner Jugendfreundin erbitte, in der feſten Zuverſicht, daß einer klugen Frau ſo ein Mädchenweſen durchſchaubarer iſt, als unſereinem, — wo wäre da die Gefahr und die Schwere der Verantwortung?"

„Und wenn ich mich entſchlöſſe, Ihnen Ihren abenteuerlichen Wunſch zu erfüllen, unter welchem Vorwande wollen Sie mich in dem fremden Hauſe einführen?"

„Ich habe auch das ſchon bedacht," warf er unbefangen hin und ſchlug mit der Reitgerte gegen die bunten Muſter des Fußteppichs. „Ich ſtelle Sie

Digitized by Google

den Leutchen als meine Braut vor. Sehen Sie, so kommen wir am ſicherſten zum Zweck. Denn ein Mädchen, das unſchuldigſte und abſichtsloſeſte, — einem ledigen Manne gegenüber kehrt es doch immer die beſte Seite heraus. Evastöchter ſind ſie alle. Komm' ich dagegen „verſorgt und aufgehoben" zu ihnen zurück, ſo werde ich leicht erkennen, welche von den Schweſtern Tags zuvor ein wenig Komödie geſpielt, vielleicht gar, ob eine von ihnen ſchon im Stillen Beſchlag auf mich gelegt hat. Die Ueberraſchung kehrt die wahre Natur heraus."

Er ſah Eugenie an, die mit der Miene ruhiger Ueberlegung vor ihm ſtand. Sie hatte ihn ausreden laſſen, ſchüttelte aber jetzt den Kopf. „Denken Sie auf etwas Anderes, Valentin. In dieſen Vorſchlag kann ich nicht willigen." — „Er iſt ſo unverfänglich!" — „Mag ſein. Aber ich fühle mich weder geſtimmt noch geſchickt, dieſe Rolle täuſchend durchzuführen, und wenn ich die Maske unzeitig fallen ließe, wäre die Verlegenheit für Sie nicht kleiner als für mich." — „So willigen Sie ein, meine Schweſter zu heißen."

Sie beſann ſich. „Wenn ich es thue," ſagte ſie endlich, „ſo geſchieht es nur, um Ihnen zu beweiſen, daß ich Ihnen nichts helfen kann. Was eine alte Frau an einem Mädchen liebenswürdig oder zu tadeln findet, ſind ſo ganz andere Dinge, als woran den Männern liegt. Ein wenig ſpricht auch die Neugier mit, und nicht zum wenigſten die Furcht vor Ihrem Vetter, der es mir nie verzeihen würde, wenn er hörte, daß ich ſeinen menſchenfreundlichen Plan mit Ihnen nicht auf alle Weiſe gefördert hätte." — „Ich danke Ihnen," rief er fröhlich aus und nahm ihre Hand, die er küßte. „Nun bin ich aller Sorge ledig. O, es iſt doch die höchſte Himmelsgabe, treue Freundſchaft zu finden! Laſſen Sie mich nur gleich zum Wirth hinunter, den Wagen zu beſtellen."

„Noch einen kleinen Aufſchub," ſprach ſie lächelnd, „müſſen ſich die Flügel an Ihren Freiersfüßen gefallen laſſen. Oder muthen Sie mir zu, die Rolle, die Sie mir aufgedrungen, im Morgenanzug mit unfriſirtem Haar zu ſpielen?" — „Wahrhaftig," erwiderte er, „das ſehe ich erſt jetzt. Wiſſen Sie, daß Sie nur dreiſt ſo mitfahren ſollten, wie Sie gehn und ſtehn? Die Haare, ſo unter das Häubchen zurückgeſtrichen, laſſen Ihre ſchönen Schläfen frei, und nun ſehe ich auch die muthwilligen Löckchen im Nacken, in denen einſt meine arme Seele gefangen war, wie ein zappelnder Fiſch im Netz."

Sie hob drohend den Finger und ſagte, das Geſicht mit plötzlicher

Digitized by Google

Glut übergossen: „Nehmen Sie sich in Acht, ich verrathe alles Ihrer Zukünftigen. Uebrigens muß man es Ihnen in Ihrem dreifachen Brautstande zu Gute halten, daß Sie keine Augen haben für die Toilette einer alten Freundin. Vertreiben Sie sich inzwischen die Zeit, da sind Bücher. Ich bin sogleich wieder bei Ihnen."

Sie ging rasch ins Nebenzimmer und schloß die Thür hinter sich zu. Nun stand er am Tische, auf dem der Apfel lag, und sah ihn erst eine Weile tiefsinnig an. Dann gab er ihm einen unwilligen Stoß, daß er über den Rand des Tisches flog und auf dem Teppich fortrollte. Er seufzte, und wie um sich selbst zu ermuntern, schlug er sich mit der Gerte in die Hand, bis sie ihn schmerzte. Mechanisch griff er nach einem der Bücher in der Sophaecke. Es waren Mörike's Gedichte und sie bewährten auch diesmal ihren Zauber. Er vergaß, wo er war, und vertiefte sich, von Blatt zu Blatt fortgezogen, in die „Mondscheingärten einer einst heiligen Liebe".

Da ging die Thür nach dem Corridor rasch auf und ein Knabe von etwa zehn Jahren sprang ins Zimmer. „Mutter," rief er, „erlaubst du — — aber die Mutter ist ja nicht hier!" unterbrach er sich selbst, und sah den Fremden verwundert mit hellen, scharfen Augen an.

„Komm nur näher, mein Junge," sagte Valentin und reichte ihm die Hand hin. „Deine Mutter ist im Nebenzimmer und kleidet sich an. Wie heißest du?" — „Fritz heiße ich." — „Willst du mir keine Hand geben, Fritz?"

Der Knabe zögerte. „Wer sind Sie denn?" fragte er halb verlegen, halb trotzig. — „Ein alter Freund deiner Mutter. Du kannst mir schon die Hand geben, die Mutter hat nichts dagegen. So, das ist brav, mein Junge. Willst du mich einmal besuchen? Ich habe vier schöne Pferde. Und eine kleine Flinte schenke ich dir und nehme dich mit auf die Jagd, und wenn du deinen ersten Hasen geschossen hast, bringst du ihn der Mutter."

Die Augen des Knaben funkelten. Dann wurde er plötzlich nachdenklich und sagte: „Ich käme gerne zu Ihnen, aber ich muß in die Schule. Nur heute noch hab' ich frei, und eben fragten mich die beiden Söhne des Direktors, ob ich mit ihnen vor die Stadt will, einen Drachen steigen zu lassen." — „So kommst du einmal in der Vacanz zu mir; willst du das, lieber Fritz?" — „Wenn es die Mutter erlaubt." — „Frage sie nur, mein Junge. Und nicht wahr, wir wollen gute Freunde sein!"

Digitized by Google

Der Knabe nickte. Valentin hob ihn auf und küßte ihn auf den Mund. Dann rief die Mutter nach ihm und ließ den Kleinen zu sich ein. Valentin hörte, wie er ihr alles mit Eifer wiedererzählte, was er mit ihm gesprochen. „Er hat mir auch einen Kuß gegeben," sagte der Knabe, „warum hat er mich gleich lieb, da er mich zum ersten Male sieht?"

Sie sprachen noch eine Zeitlang leiser zusammen, dann entließ ihn die Mutter durch eine andre Thür. Valentin aber trat ans Fenster und sah ihn aus dem Hause kommen und sich zu zwei Kameraden gesellen, die unten auf ihn gewartet hatten. Das schlichte blonde Haar fiel ihm reich auf die Schultern herab und unter dem dunkeln Mützenschirm leuchteten die reinen Kinderwangen. Und doch wollte dem Späher oben am Fenster das Herz nicht lachen bei diesem Anblick.

So fand ihn Eugenie, als sie reisefertig aus ihrem Zimmer trat. Eine schwarze Feder fiel von ihrem dunkelgrünen Hut herab und der kurze graue Mantel umschloß eng ihre Schultern. „Ich bin bereit, mein Freund," sagte sie. „Lassen Sie uns in den Wagen steigen."

Er blickte verwirrt auf. „In den Wagen?" fragte er. — „Den Sie ja längst bestellt haben werden." — „In der That," meinte er, „es ist noch nicht geschehen. Sie sind auch mit Ihrem Anzug so schnell gewesen." — „Und Sie sind der erste Mann, der sich darüber beklagt! Nun denn, so muß ich dafür sorgen, daß wir in Bewegung kommen."

Sie klingelte und befahl, daß man anspannen solle. Während es geschah, verharrte Valentin in sich gekehrt am Fenster und studirte die Arabesken des Vorhangs. Er sah, daß sie den Apfel vom Teppich aufhob, und kam ihr nicht zuvor. „Wissen Sie," sagte sie scherzend, „daß man mit einer so schönen Frucht sorgfältiger umgehen muß? Der Apfel hat wirklich schon einen Flecken von dem unsanften Fall." — „So wäre es vielleicht das Beste, Frau Eugenie, man ließe ihn ganz aus dem Spiel. Ich spüre schon wieder dieselben Schauer, wie vor der gestrigen Fahrt. Warum muß es denn gerade in L. sein, wo ich mein Heil versuche? Warum bei einer von den drei Schwestern? Am Ende fände ich, was ich suche, näher."

„Sie sollten sich Ihres Wankelsinns schämen," antwortete sie mit komischer Feierlichkeit. „Ist das der Muth, mit dem Sie geprahlt haben? Seien Sie ein Mann und stecken Sie den gestohlenen Apfel wieder ein. Die Sünde, daß Sie ihn entwendet haben, kann nur durch den größeren Raub am Herzen einer der drei Schwestern gesühnt werden. Ich höre den

Digitized by Google

Wagen vorfahren; kommen Sie! Sie haben meine Neugier geweckt und ich ruhe nun nicht, bis ſie geſtillt iſt."

Als ſie im Wagen ſaßen und ſchon außerhalb der Stadt auf der glatten Straße geräuſchlos dahinrollten, brach Valentin zuerſt das Schweigen. — „Ich habe Ihren Knaben geſehen, Eugenie." — „Sie müſſen mir ihn loben," erwiderte ſie raſch, „denn ich bin eine ſehr eitle Mutter. Er gleicht auffallend ſeinem Vater." — „Ich dachte mir's wohl, denn das Geſicht war mir fremd. Nur Ihren Mund erkannt' ich wieder, Eugenie, Ihren Mund ganz und gar."

Sie wandte ſich ab und ſah zum Wagenſchlag hinaus. Die Gegend zog ſich in ein enges Thal zuſammen, und zu beiden Seiten ſtiegen die Weinberge hinauf. Nun hatte ſich der Nebel völlig verduftet und auf den feuchten Ranken und Blättern blitzte die reine Sonne. Dazu rauſchte der Fluß unter Weiden und Erlen, und kleine Kähne glitten thalabwärts vorüber.

Nichts erfriſchender und aufheiternder, als eine Luftfahrt unter klarem Herbſthimmel. Auch Valentin empfand es und nahm den abgeriſſenen Faden des Geſprächs wieder auf. Nach der Mutter fragte er zunächſt. Dann fing Eugenie ſelber an von ihrem Manne zu ſprechen. „Sie wären ſein Freund geworden, Valentin," ſagte ſie ernſthaft. „Er war ein trefflicher Mann, ein tapferer Offizier und von einem ſchlichten Gefühl für alles Schöne und Beſte im Menſchenleben beſeelt. Fremde Menſchen nannten ihn kühl; aber er trug einen Schatz von edler Wärme in ſich, der ſeinen Nächſten, ſeinem Haus, ſeinen Freunden zu Gute kam. Meine Mutter trauert noch heut um ihn, faſt wie um meinen Vater ſelbſt. Ich hoffe, der Fritz ſoll zu ſeinem Ebenbilde aufwachſen."

Valentin ſchwieg lange. Endlich fragte er, ohne ſie anzuſehn: „Und Sie haben, ſeitdem Sie Wittwe geworden, keinen neuen Anträgen Gehör geben wollen, an denen es ohne Zweifel nicht gefehlt hat?" — „Nein, mein Freund," erwiderte ſie gleichmüthig. „Leidenſchaft ließ mich frei, und eine Ehe aus Achtung — es iſt immer ein beſonderer Glücksfall, wenn man ſie nicht zu bereuen hat."

Sie bogen in dieſem Augenblick um eine Krümmung des Thals, und der plötzlich verwandelte Anblick unterbrach das Geſpräch. Zur Linken, wo hinter dem Fluß die Rebenhügel im Bogen zurücktraten, lag ein freundliches Städtchen, deſſen Fleiß die dampfenden Schornſteine vieler Fabriken und das Rauſchen und Klappern der Waſſerwerke bezeugten. Eine ſtattliche Stein-

Digitized by Google

brücke überwölbte den Fluß. Ueber den hochgiebligen Häuſern aber ſtieg der ſchlanke Bau einer gothiſchen Kirche empor und die feindurchbrochene Spitze mit der Kreuzblume ſtand luftig in der ſonnigen Bläue, von Taubenſchwärmen umflogen.

„Das iſt E.," ſagte der Kutſcher und deutete mit der Peitſche hinüber, während er einen Augenblick die Pferde anhielt. — „Fahrt nur über die Brücke, guter Freund," rief ihm Valentin zu. „Wir wollen nicht vorbei, eh' wir den ſchönen Dom genauer betrachtet haben." — Eugenie ſah ihn fragend an.

„Laſſen Sie mich machen, beſte Freundin," fuhr Valentin fort. „Wir kommen immer noch früh genug zu unſerm Doktor. Ich dächte, wir raſteten hier ein wenig, beſtiegen den Thurm, und äßen hernach im Städtchen zu Mittag, um nicht wieder meinem künftigen Herrn Schwiegerpapa in die Suppe zu fallen. Wir haben Mondſchein, und die Rückfahrt, wenn ſie ſich auch ein wenig verzögert, wird darum nicht weniger gut von Statten gehn." — „Sei es denn!" ſagte ſie. „Nur bedinge ich mir aus, daß es bei unſerer erſten Verabredung bleibt und mein tapfrer Ritter nicht etwa Vorwände ſucht, den Apfel auch heute noch in der Taſche zu behalten."

Er gelobte es lachend bei ſeiner Ritterehre.

Am Dom ſtiegen ſie aus und ließen ſich das uralte Portal öffnen. Die graue Schließerin führte ſie langſam in den hohen Schiffen herum, huſtend und keuchend. „Für Eure Jahre taugt die Kirchenluft ſchlecht, Mütterchen," ſagte Valentin. „Habt Ihr nicht ein Enkelkind, das die Fremden führen kann? Ihr ſolltet Euch draußen in die Sonne ſetzen; wir finden uns ſchon allein zurecht." — „Unten in der Kirche thut's ſchon noch," verſetzte die Alte. „Aber freilich, die vielen Staffeln hinauf in den Thurm ſchlepp' ich mich nimmer mit. Wenn die Herrſchaften hinauf wollen, Sie können nicht fehlen, Treppe ſtößt an Treppe bis in die oberſte Gallerie, wo einem der Schwindel kommt."

Valentin ſah Eugenie an. „Wir ſteigen doch hinauf?" — Sie nickte. Durch ein Steinpförtchen, das zwei in die Ecken gemeißelte Drachen hüteten, betraten ſie den Thurm und ließen die Führerin zurück. Hier waren ſie von allem Glanz und der gelinden Wärme der Herbſtſonne völlig geſchieden, und die kühle Dämmerung, die ſie umfing, machte ſie ſchweigſam. Er mußte, während ſie die gewundene Treppe betraten, wie gebannt immer nur auf die kleinen Füße ſehn, die hurtig voranſtiegen. Ihm war, als habe er überall

hin zu folgen, wohin dieſe Füßchen wandelten, und wenn es ihnen auch beliebte, ſteilauf das hohe Dach zu erklimmen, das hie und da durch die Luken zu ſehen war. Unwillkürlich ſeufzte er auf. Sie ſtand auf einem Treppenabſatz ſtill und ſah heiter nach ihm um. „Sie verlieren den Athem, mein Freund," ſagte ſie. — „Mir iſt im Gegentheil, als hätte ich deſſen zu viel," erwiderte er.

„Seien Sie ſparſam damit; mich dünkt wir werden ihn noch brauchen. Sehn Sie, wie hoch wir ſchon über der Welt ſtehn, und noch iſt das Kranzgeſims der Schiffe über unſern Häuptern." — „Ich glaube im Ernſt, Eugenie, Sie führen mich geradeswegs in den Himmel hinein." — „Gemach," ſcherzte ſie, „erſt müſſen Sie ihn verdienen." — „Und wenn ich nun ihn zu ſtürmen geſonnen wäre?" — „Wir wollen abwarten, ob Sie ſo ſchwindelfrei ſind, wie man zu ſolchem Titanenwerk ſein muß. Gehn Sie jetzt lieber voran; die Treppe wird enger und ich verliere den Muth, wenn ich nicht jemand vor mir ſehe."

Er verſtand, warum ſie es wünſchte, und ging langſam die Stufen hinauf. — Er hatte nicht das Herz nach ihr umzublicken, die ſchwebend hinter ihm blieb. Nur das Rauſchen ihres Kleides entlang der Mauer ſagte ihm, daß ſie ihm folgte. So erreichten ſie die erſte Gallerie des Thurms, die um den Fuß der durchbrochenen Spitze herumlief, und traten ins Innere derſelben. „Noch nicht Raſt machen," ſagte ſie. „Ich ſehe nicht eher hinunter, als bis wir ganz oben ſind. Hinauf darf man wohl ſtaunen. Wie eigen uns hier das luftige ſpitze Steingezelt von allen Seiten einſchließt, eine kühle Sommerwohnung. Schade, daß die hölzerne Säule, die das oberſte Treppchen dort verkleidet, den Innenraum verſtellt und die ganze Wirkung der ſchönen Steinroſetten ſtört. Aber ohne ſie kämen wir freilich nicht ſo dicht unter den Thurmgipfel. Wohlan denn, dringen wir bis ans Ende durch."

Bald ſtanden ſie in der freien Höhe aufathmend neben einander und der Blick verſank nun mit frohem Grauen in die unermeßliche Tiefe. Die hunderte von Zackenpyramiden und Fialen ſtarrten herauf, darunter die Dächer der Stadt mit unzähligen Schornſteinen, der reinliche Marktplatz mit dem Rathhauſe im abenteuerlichſten Zopfſtil, das Gewimmel der Menſchen in den Gaſſen, alles lautlos, klein und fremd wie in einem Zwergenmärchen. Dahinter ſonnte ſich die Silberſchlange des Fluſſes, behaglich mit den Wellen wie mit Schuppen glitzernd, in der grauen Thalflur,

Digitized by Google

und über den Rebenhügeln tauchten blaue Höhenzüge empor, mit ſcharfen wolkenloſen Umriſſen.

Sie lehnten neben einander an der Steinbrüſtung, und er ſah ihr Geſicht im klaren Profil der Sonne ausgeſetzt, vor der ſie es nicht zu ſchützen ſuchte. Nur die Augen hatte ſie geſenkt. Der lebhafte Wind zauste ihr das reiche Haar, löste einen leichten Streifen und peitſchte damit die Wange Valentins. Sie bemerkte es nicht; mit geöffneten Lippen ſog ſie den friſchen Hauch in ſich ein, die feinen Naſenflügel athmeten zitternd und das Blut lief raſcher in den zarten Adern.

„Wird man nicht für ſeine Mühe belohnt?“ ſprach ſie. „Herrlich iſt es hier. Und wie lieb Einem die Welt und die Menſchen werden, je weiter man ſich von ihnen trennt. Ich kann mir denken, daß ein rechter Menſchenfeind, der aus Haß und Groll gegen das Leben einen Thurm erſteigt, um ſich von der Höhe hinunterzuſtürzen, auf einmal völlig verwandelt und liebevoll wird, wenn er unten in der Enge bei einander die hundert beſcheidenen Dächer ſieht, unter denen Tauſende in Sorgen und Mühen das Daſein ertragen und es auch erträglich finden, wenn ſie nur dann und wann nach dem Himmel und der Sonne und dem goldenen Kreuz auf dem Thurme hinaufblicken.“

„Es liegt eine reinigende Kraft in der Luft der Höhe,“ antwortete er leiſe. „Der enge Druck der täglichen Rückſichten und Gewohnheiten läßt uns frei, wir dünken uns unſerm Schöpfer näher gerückt, wahrlich dazu berufen, das Leben zu beherrſchen, wie wir mit Einem Blick umſpannen, was da unten zu unſern Füßen ſich ausbreitet. Der Zaghafteſte fühlt hier ſeiner Seele Flügel wachſen, und was man unten in der Armſeligkeit und dem Lärm des Alltags niemals zu denken wagte, tritt hier von ſelbſt aus dem Herzen auf die Zunge.“

Hörner- und Flötenmuſik erſcholl plötzlich vom Städtchen herauf und man ſah einen Zug Spielleute, denen ein Menſchenſchwarm in feierlichem Schritt folgte, aus einer Gaſſe herauskommen und über den Markt ziehn. Die Sonne blitzte auf dem gelben Metall und die Leute trugen Sträuße am Hut. — „Eine Hochzeit,“ ſagte Valentin. — „Wo iſt die Braut?“ warf Eugenie ein. „Ich denke, es iſt eine von den Geſellſchaften, wie ſie jetzt täglich mit Sang und Klang in die Weinberge ziehen, die Leſe zu feiern. Aber Sie erinnern zur rechten Zeit an Hochzeiten. Steigen wir wieder hinunter und denken an das große Ziel des Tages.“

Er ſchien es zu überhören. „Eugenie," ſprach er, „wenn ich vor vierzehn Jahren hier neben Ihnen geſtanden hätte, es wäre anders gekommen!" — „Ob es beſſer gekommen wäre? Ich habe nun einmal den Glauben alles, was kommt, ſei gut und zu unſerm Beſten."

Er hatte den Apfel hervorgezogen und hielt ihn auf dem Sims der Steingallerie in der Hand. „Glauben Sie das wirklich, Eugenie?" — „Wirklich." — „Und wenn ich Ihnen damals geſagt hätte, was vorgeſtern Abend, der Himmel weiß wie, aus mir herausbrach, was hätten Sie geantwortet, Eugenie?" —

„Das iſt eine Gewiſſensfrage, mein Freund," verſetzte ſie mit leichtem Ton, „wie man ſie nicht einmal viele hundert Fuß über der bürgerlichen Welt ſo unvermuthet ſtellen darf. Ich müßte, um eine bündige und richtige Antwort darauf zu geben, im Buch meiner Erinnerungen einige Kapitel nachleſen, die ich lange nicht mehr durchblättert habe." — „In der That," erwiderte er ſcharf und ſchmerzlich, „dieſe Mühe kann ich Ihnen nicht zumuthen. Ueberdies wäre ſie doch wohl vergebens, denn die Schrift wird erloſchen ſein. Ich vergaß, daß Sie eine Fortſetzung haben, wo bei mir nur leere Blätter ſind."

Mit dieſen Worten richtete er ſich an der Bruſtwehr auf, und der Apfel, den er in der Hand gehalten, rollte, wie es ſchien aus Unbedacht, über den Sims. Er fiel hart auf die eckige Spitze eines der vielen Zackenthürmchen, die am Thurm emporſtiegen, und die Stücke, in die er zerſprang, fuhren in hohem Bogen in die Gaſſe nieder.

„Was haben Sie gethan, Valentin?" rief Eugenie. „Wo ſtehlen wir nun ſo bald einen zweiten Apfel? Aber kommen Sie deſto ſchneller hinunter; die Früchte, die hier oben zu brechen wären, ſind von Stein." — „Sie haben recht, ſie ſind alle von Stein; ich war nicht darauf gefaßt," erwiderte er gleichgültig. Dann ſprach er kein Wort mehr, bis ſie wieder unten waren.

Aber die Verfinſterung, die ſich über ihn gelagert hatte, hielt nicht Stand vor der unbefangenen Heiterkeit ſeiner Gefährtin. Schon auf dem Wege durch das Gewinkel der Gaſſen bis in das Wirthshaus, als ſie langſam an ſeinem Arm dahinging, den Mantel wegen der Mittagsſonne loſe umgehängt, klärte ſich ſeine Stirn wieder auf, und ſie ſcherzten über den Duft des friſchen Moſtes, der ihnen überall aus Kellern, Höfen und ſelbſt aus einer verfallenen Kirche entgegenſtrömte, und über die Reihen großer Bütten, durch welche ſie ſich oftmals durchzuwinden hatten.

Digitized by Google

Im Gaſthof kamen ſie zur Wirthstafel ſchon zu ſpät und ſetzten ſich nun in den großen Saal einſam an ein Tiſchchen, auf dem es an den beſten Sorten des landüblichen Weins nicht fehlte. Aber ſie beſtand darauf, vom Heurigen zu koſten, der ſie lange genug einladend von ferne angeduftet habe. Sie lobte das ſüße trübe Getränk. „Es gleicht ganz einer erſten Liebe," ſagte Valentin. „Aber Sie müſſen doch auf Ihrer Hut ſein, Eugenie, daß es Ihnen nicht ein wenig zu Kopf ſteigt." — „In meinen Jahren hat es keine Gefahr," erwiderte ſie lächelnd. „Denn ſehen Sie, ich habe ſchon ganz die Gewohnheit alter Frauen, nach Tiſch ein Schläfchen zu machen. Das kommt mir heute gut zu ſtatten."

Als ſie ſich dann wirklich auf ein Zimmer zurückzog, blieb er im Saal allein und der Wein leiſtete ihm eine tröſtliche Geſellſchaft. Die unruhige Bangigkeit des Vormittags ließ von ihm. Ueber das, was werden ſollte, machte er ſich durchaus keine Gedanken, und die Stimme eines guten Geiſtes ſprach ihm heimlich zu, daß ſein Schickſal in den Händen freundlicher Götter liege. Er ſah umher, ob er unbelauſcht ſei, und trank dann raſch aus dem Glaſe Eugeniens, in dem frommen Aberglauben, dadurch ihre Gedanken zu errathen.

Als er dennoch ohne jede plötzliche Erleuchtung blieb, ſagte er ſich zum Troſt, daß ſie in dieſem Augenblick ohne Zweifel ſchlafe und alſo an nichts denken könne. Er ſtellte ſich jetzt ihr Bild vor, auf dem Sopha ausgeſtreckt, die kleinen Füße über einander geſchlagen, das Geſicht auf die Schulter geſunken. Ein Gefühl freudigen Wohlſeins durchzuckte ihn; es war ihm, als müſſe er unverzüglich hinauf eilen, neben die Schlummernde niederknieen und ihre Hand an ſeine Lippen drücken. Dann aber verwarf er den Gedanken wieder, zündete eine Cigarre an und erwartete geduldig ihr Erwachen.

Und es ſchien allerdings, als habe der ſüße Moſt ſeine Macht bewährt. Ueber eine Stunde währte es, bis die Thür des Saals ſich wieder öffnete und der Harrende ſeine ſchöne Freundin hereintreten ſah. „Guten Morgen!" rief ſie ihm entgegen. „Wie lange habe ich geſchlafen? Wahrhaftig, dieſer junge Wein iſt ſchon in der Wiege ſtark wie ein Gott, ſo unſchuldige Miene er macht. Nun werden wir ſpät zu Ihren Schönen kommen." —

„Immer noch viel zu früh," verſetzte er lachend. — „Denken Sie daran, was Sie mir bei Ihrer Ritterehre gelobt haben," drohte ſie, „und ſorgen Sie geſchwind für unſer Fortkommen. Welch eine gewiſſenloſe Mutter ich bin! Anſtatt den letzten Ferientag meines armen Jungen mit ihm zu

Digitized by Google

theilen, fahre ich in die Welt hinein und mache die Bekanntſchaft von alten Kirchen und neuem Wein!“

So eifrig Valentin nun auch die Fahrt betrieb, es dämmerte doch ſchon, als ſie endlich das Ziel ihres Tages auf der gelinden Anhöhe im Schritt erreichten. Langſam raſſelte der Wagen über den ſchlechten Steindamm, und wieder hatte ſich ein Nebel aufgemacht, die Gegend einzuſpinnen. Valentin hob Eugenie aus dem Wagen, der am Wirthshaus ſtill gehalten, und ging ſchweigſam die wenigen Straßen entlang neben ihr nach dem Hauſe des Doktors. Sie ſah, daß er in nicht geringer Aufregung war, und hatte faſt Mitleiden mit ihm. Aber ſchon erſtiegen ſie die Steintreppe an dem ſchmucken kleinen Haus, der Klopfer erklang, und alsbald öffnete ein unterſetzter wohlhäbiger Mann mit einer großen goldenen Brille die Hausthür.

„Was tauſend!“ rief der muntere kleine Herr und rückte die Brille. „Was verhilft mir denn zu der unverhofften Freude, Sie ſo bald wieder zu begrüßen, mein Vortrefflichſter? Will nicht hoffen, daß der Gaul — aber Sie kommen in Geſellſchaft, wie ich jetzt erſt ſehe, und ich bin ungeſchliffen genug, Sie nicht vor allen Dingen in mein Haus zu nöthigen. Sie müſſen entſchuldigen, ſchöne Dame, wir ſind halbe Barbaren in unſerm weltfremden kleinen Neſt. Ich bitte gehorſamſt, ſchenken Sie meinem ſchlechten Dach die Ehre. Nein, im Ernſt, beſter Freund, es iſt doch nichts mit dem Almanſor? — Und nun müſſen Sie gerade mich allein im Hauſe finden, Gnädigſte, meine Töchter werden ſich nimmer zufrieden geben, daß ſie gerade heut — aber ich werde nach ihnen ſchicken, auf der Stelle — ja Teufel, ich habe ja ſchon nach ihnen geſchickt und ſie ſollen jeden Augenblick zurückkommen. Hier zur Linken, wenn's gefällig iſt; der Flur iſt etwas dunkel; hier bitte ich hineinzuſpazieren, meine ſehr verehrten Gäſte.“

Sie folgten dem lebhaften Mann zu dem Zimmer, das er ihnen öffnete, und traten ein. Da ſtand ein Tiſch mit vier Gedecken, einigen kalten Schüſſeln und einer Flaſche Moſt, und das letzte verglimmende Tageslicht ſah zu den Fenſtern herein. „Sehen Sie, Verehrteſte, das hat man von ſeinen Kindern. Da laufen ſie davon und laſſen den Papa auf ſein Nachteſſen warten. Nun wollen wir ihnen den Streich ſpielen und ſie leere Schüſſeln finden laſſen, wenn ſie heimkommen. Aber ich Armſeligſter, ich bedenke nicht, daß hier nicht aufgetiſcht iſt, wie es ſich für ſo werthen Beſuch geziemte. Und nun iſt die Magd nach den Kindern gelaufen und ich habe

Digitized by Google

niemand — aber ich bitte, wenigſtens einen Seſſel nicht zu verſchmähen und es ſich mit Hut und Mantel bequem zu machen — herzlich willkommen in L.! Und nun rücken Sie heraus mit der Sprache, Beſter, dem Gaul iſt doch nicht etwa —." —

„Ich kann Sie völlig über unſern Freund beruhigen, beſter Doktor," nahm Valentin das Wort. „Seine herrlichen Eigenſchaften ſtrahlen erſt recht in vollem Glanz, ſeit er Gnade gefunden hat vor den Augen meiner lieben Braut, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzuſtellen."

Eugenie verneigte ſich vor dem verſteinerten kleinen Hausherrn. Sie hatte ein Wort zu Valentin auf der Zunge, aber es blieb ungeſagt, und nur ein kurzer Blick ſtrafte ihn für den eigenmächtigen Vertragsbruch. Ob der Doktor dennoch an den geſtrigen Beſuch Gedanken geknüpft hatte, die über einen Pferdehandel hinausgingen? Er ſtammelte unter tiefen Verbeugungen ſeine Glückwünſche und den Dank gegen Valentin, daß er ihn dieſer Ehre gewürdigt. Bald aber gewann er ſein joviales Gleichgewicht wieder und ſagte: „Das heiße ich mir aber Heimtücke und falſche Freundſchaft, Sie böſer Mann! Wer hat geſtern auf dieſem ſelben Fleck ſo ſchlimm und ſchnöde gegen die Ehe geläſtert, daß ſelbſt einem alten Wittwer noch nachträglich angſt und bange werden konnte? Und Tages darauf einem ſolch ein Bräutlein vorſtellen, — freilich, es iſt danach angethan, einen Heiden zu bekehren, — mit Verlaub, meine Gnädigſte!" —

Valentin lachte. „Nein, Doktor," ſprach er, „kein Anderer als Sie ſelbſt hat mich auf dem Gewiſſen, wenn ich mit meiner geſtrigen Ketzerei am Ende doch Recht behalte." — „Ich? Sie haben Ihren Scherz mit mir." — „In allem Ernſt, Doktor, Sie ſelbſt haben mir zu meiner Braut verholfen, oder doch wenigſtens Ihr Almanſor. Als ich heute mich mit dem edlen Thier vor dem Fenſter meiner theuren Eugenie ſehen ließ, ſchmolz ihr das Herz und ſie erklärte ſich für beſiegt. Kaum aber war ich wieder ein wenig vom unverhofften Glück des Sieges zur Beſinnung gekommen, ſo beſtand ich darauf, daß wir keinem Menſchen früher als Ihnen unſern Bund offenbaren ſollten, und ſo ſtiegen wir in den Wagen und fuhren hierher, und nun laſſen Sie ſich umarmen von Ihrem überglücklichen und dankbaren Freunde."

„Sehen Sie," rief der Doktor in höchſtem Vergnügen aus, „nun habe ich doch ſchon manchen Verdruß durch meine Pferdeleidenſchaft erlebt, aber alles wird reichlich aufgewogen durch dieſen Meiſterſtreich meines braven

Digitized by Google

Almanſor. Ja, ſchönſtes Fräulein, Sie brauchen es dem Herrn Bräutigam nicht übelzunehmen, daß er Ihr Geheimniß ausgeplaudert hat. Ich ſchätze Sie nur um ſo höher, da Sie einen Begriff davon haben, daß ein Mann erſt zu Pferde ein ganzer Mann iſt. Nun laſſen Sie mich nur ſorgen. Ich habe überall mein Auge, das Ländchen auf und ab. Und wenn ſich ein Rößlein irgendwo blicken läßt, das würdig wäre, an Almanſors Seite zu galoppiren —." — „So iſt es mein, Ihre Hand darauf, Doktor, und bei dem erſten Ausritt mit meiner Frau müſſen Sie uns begleiten." — „Topp!" und der kleine Mann ſchlug ſchallend ein. „Wo bleiben ſie nur," rief er, „die Wettermädel? Jetzt, wo mir alles ſich zu einer luſtigen Feier des Verlöbniſſes auf's ſchönſte anläßt!" — „Sind Ihre Töchter in der Stadt irgenwo zum Beſuch?" fragte Eugenie.

„Freilich, mein gnädiges Fräulein! In einen Herbſt hat man ſie geladen, eine Weinleſe bei einem meiner alten Freunde, der auch Töchter hat. Und ich ſchätze, es iſt noch auf ein Tänzlein abgeſehen; aber ich habe feierlich mein Anſehn gebraucht und ſie mir auf den Abend wieder heimbeſtellt, denn ſie dürfen mir nie in der Leſezeit tanzen, ſie haben noch jedesmal einen Schnupfen heimgebracht. Die gottloſen Dinger, nun geſchieht es ihnen ganz recht, daß ſie ungehorſam ſind, nun kommen ſie um den Beſuch meiner verehrten — aber ich laſſe ſie dennoch holen, augenblicklich! He, Heinrich," rief er einem Knecht, den er durchs Fenſter geſehn, „lauf' ſogleich ins Kitzingers Garten, die Margret ſoll meine Töchter nach Hauſe holen. — Da ſehn Sie," wandte er ſich wieder zu dem Paar, das ohne ſich anzublicken neben einander ſaß, „ſo wenig Reſpekt genießt ein Vater. Erziehen Sie Ihre Kinder beſſer. Ach wohl, als meine Frau noch am Leben war!" —

Eugenie erröthete und ſchwieg. Valentin aber rief: „Behüte, beſter Doktor! Sie dürfen Ihre Mädchen um unſretwillen nicht in Ihrer Freude ſtören. Zwar habe ich meiner lieben Braut ſo viel von ihnen erzählt, daß ſie L. nicht verlaſſen will, ehe ſie Ihre drei ſchönen Töchter geſehen hat. Aber dazu iſt morgen Zeit genug; denn der Mond, auf den ich für die Rückfahrt gerechnet hatte, bleibt, wie es ſcheint, dahinten, und man logirt vortrefflich bei Ihrem Kronenwirth." — „Valentin!" ſagte die ſchöne Frau, „Sie wiſſen, was Sie mir verſprochen haben."

„Nun hören Sie, Doktor, ſo werde ich an mein Verſprechen gemahnt, und muß mich beklagen, Eugenie, daß du mir die deinigen nicht hältſt! Haſt du mir nicht wie billig angelobt, Du zu ſagen, auch wenn wir noch

Digitized by Google

nicht in aller Form uns die Brüderſchaft zugetrunken haben?“ — „Dafür kann Rath geſchafft werden,“ rief der Hausherr. „Auf dem Tiſche zwar ſteht nur Moſt, aber im Keller —.“

„Sparet die Mühe, alter Freund. Iſt der Moſt nicht ſo ſüß und undurchſichtig und berauſchend, wie eine Jugendliebe? Und dieſe Frau, wie ſie da vor Ihnen ſitzt, Doktor, iſt wahrhaftig mein Idol ſeit der Zeit, wo ich mit der Studentenmappe herumlief, und wenn das Leben uns inzwiſchen getrennt hat, alte Liebe roſtet nicht, ſagt das Volk, und Volksſtimme iſt Gottesſtimme. Und darum wollen wir in nichts Anderem als in Moſt das heilige Du beſiegeln. Schenkt ein, Doktor!“

Er war aufgeſprungen und trat mit zwei gefüllten Gläſern wieder vor Eugenie hin. Sie ſaß über und über glühend auf dem Sopha und hatte die Augen geſenkt. Jungfräuliche Verwirrung lag auf ihren Lippen, ſie verſuchte zu ſprechen, aber kein Wort gelang ihr. Mechaniſch nahm ſie das Glas. Er aber kniete vor ihr, ſchlang in guter Studentenweiſe ſeinen Arm durch den ihren und leerte das Glas. Auch ſie nippte an dem ihren. Da warf er das ſeinige weg und küßte ſie, die ihn nicht anzuſehen wagte, auf den Mund.

„So iſt's recht,“ ſagte der Doktor, „und Ihr braucht nicht roth zu werden, ſchönſte Braut, weil ich alter Knabe Zeuge bei dieſer feierlichen Handlung war. Und das bitt' ich mir überdies aus, daß ich für meine guten Dienſte zur Hochzeit geladen werde.“

Valentin nickte ſtill und ſtand eine Weile ſchweigend vor Eugenien, den Blick auf ihre Stirn geſenkt. „Lieber Doktor,“ ſprach er dann, „Ihr müßt mit uns närriſchen Leuten Nachſicht haben. Es iſt keine Kleinigkeit, ſo kurz verlobt zu ſein, wie wir Beiden. Sehet, dieſe meine liebe Geliebte da, wie hat ſie mich mit ihren Schelmereien und böſen kühlen Redensarten ſo meiſterlich geplagt, daß ich wie ein rechter Knabe ſtumm und tölpiſch wurde; zuerſt vor langen Jahren in ihrer Mutter Haus, wo ich zuweilen meinte, ich müſſe geradezu ins Waſſer ſpringen, um meine Wunden zu kühlen, und wieder jetzt, da wir uns nach langer Trennung wiedergefunden haben. Wie oft ſaß das ernſtlichſte Bekenntniß, daß mir noch gerade ſo zu Muth ſei, wie damals, dicht am Rand meiner Lippen, und immer ſcherzte und ſpottete ſie es wieder zurück; und wer weiß, was geworden wäre, ohne Sie, lieber Doktor. Nun aber iſt ſie ganz verwandelt, und Sie ſollten ihr nicht anmerken, welche Liſt und Weiberſchalkheit hinter dieſen ſtillen Augenlidern ſich verbergen.“

„Du verleumdeſt mich, lieber Freund," ſagte ſie und ſchlug die ſchönen feuchten Augen auf. „Es iſt wohl natürlich, daß ich in dieſem Hauſe noch nicht ganz ſo heimiſch bin, wie du."

„Und an wem anders liegt die Schuld, als an mir?" rief der Doktor, „oder vielmehr an den gottloſen Mädeln, die mir die Wirthſchaft allein überlaſſen. Nun wo bleiben ſie, wo ſtecken ſie?" ſchalt er der eben ins Zimmer tretenden Magd entgegen. „Warum bringt Ihr ſie nicht mit, Margret?" —

„Die Frau und der Herr haben ſo ſehr gebeten, die Fräuleins möchten doch bleiben," verantwortete ſich die Alte, die mit großen Augen die Fremden muſterte. „Sie wollten ſchon ſorgen, daß ſie nicht zuviel tanzten. Und wenn ich's dem Herrn Vater vorſtellte, meinte Fräulein Clara —." — „Daß dich!" fuhr der Doktor auf. „Sie ſollen kommen auf der Stelle!"

„Nein, lieber Herr Doktor," bat nun auch Eugenie. „Wir dürfen dieſe Grauſamkeit nicht auf unſer Gewiſſen laden." — „Behüte der Himmel!" ſtimmte Valentin eilig ein. „Es iſt morgen noch früh genug." — „So ſollten wir wenigſtens den ungezogenen Kindern nachgehn," ſchlug der Doktor vor. „Was denken Sie von einem erſten Brauttanz?"

„Laſſen Sie es gut ſein, beſter Mann," ſagte Valentin. „Wir ſind völlig fremd bei Ihren Freunden. Viel lieber geſchähe uns, Sie duldeten uns noch ein Stündlein unter Ihrem Dach. Nicht wahr, Eugenie?"

Sie nickte. Da that der alte Herr einen Luftſprung und betheuerte einmal um das andere, daß ihm in Jahren nichts Freudigeres begegnet ſei. Und nun mußte die Magd, ſoviel die Fremden abwehrten, in Küche und Keller laufen und herbeiſchaffen, was das Haus nur vermochte. Während dann die drei in traulichem Humor beiſammen ſaßen, ſagte der Hausherr mehrmals mit vergnügtem Ton: „Wenn jetzt meine Mädel eine Ahnung hätten, um was ſie ſich gebracht haben mit ihrem Ungehorſam!" Und Valentin ſah lächelnd Eugenie an; ſie aber hatte ihre alte unbefangene Haltung wieder gewonnen, gab zu allem, was Valentin über die künftige Einrichtung ihres Lebens vorbrachte, wohlbedächtlich ihre Meinung, und ſchickte ſich aufs beſte in ihre Rolle.

Als es Zehn ſchlug, ſtand ſie auf. „Wir können Ihre Töchter doch nicht wohl abwarten," ſagte ſie. „Wenn ſie morgen vom Tanzen ausgeſchlafen haben, erlauben wir uns wieder anzuklopfen." — „Ich wage nicht, Sie zu halten," verſetzte der Doktor; „denn mir iſt, als kämen ſie doch nicht eher, als bis ich ſie ſelber hole. So wird mir alten Manne mitgeſpielt!

Digitized by Google

Heute ſei ihnen verziehen, da ſie mir die Freude verſchafft haben, Sie ganz allein für mich zu haben. Ich rechne aber darauf, daß Sie morgen Wort halten, vielleicht begreifen Sie meine Schwachheit ein wenig, wenn Sie das loſe Volk ſehen."

Nun brachen ſie auf und der Doktor ließ es ſich nicht nehmen, ſeine Gäſte bis an den Gaſthof zu begleiten. Dann, ohne ein Wort zu ſprechen, folgten die Beiden dem Kellner, der mit Licht voranging. Er öffnete zwei Zimmer neben einander und wünſchte eine gute Nacht.

Valentin hielt Eugenien die Hand hin. Sie drückte ſie leicht und ſagte, ihn ruhig anblickend: „Schlafen Sie wohl, mein Freund! Auf morgen alſo!" Dann verſchwand ſie in ihrem Zimmer und ſchloß hinter ſich zu.

Nach einer geraumen Weile, als auch er längſt in ſeinem Zimmer war, klopfte er an die Thür, die ihn von Eugenien trennte. „Eugenie!" rief er leiſe. — „Was iſt?" kam von drüben die Antwort. — „Der Gutenacht-Gruß, den ich vorhin empfing, war gegen unſere Verabredung." — „Gegen welche?" — „Die wir feierlich in Moſt beſiegelt haben." — „Ich denke, wir haben Komödie geſpielt und ließ mir auch das gefallen, weil ich dachte, es gehöre zur Rolle."

„Wollen wir's aber nicht im Ernſt gelten laſſen? Es war doch immer eine feierliche Handlung, vor Zeugen vollzogen." — „Mag es denn gelten, lieber Freund. Alſo — ſchlaf' wohl! auf morgen!" —

Keine Bewegung verrieth, daß ſie von der Thür zurückgetreten ſei. Und wieder nach einer Pauſe ſprach er: „Und das Andere, ſoll es nicht auch gelten?" — „Welches Andere?" — „Ich meine eben alles." — „Alles iſt ein wenig viel." — „Eugenie!" — „Mein Freund?"

„Iſt es dir wirklich zu viel, was doch einzig und allein genügt, um mir das Leben wieder zu geben, das du mir tauſendmal genommen haſt?"

„Wenn ich es recht bedenke —." — „Bedenken willſt du es noch? O Eugenie! Sage, daß ich zu deinen Füßen ſtürzen darf, öffne dieſe Thür —!"

„Gemach, mein Freund. Du verdienſt wohl, daß man dich ein wenig ſtraft. Was? Iſt das ritterlich, eine arme Frau hinter verſchloſſenen Thüren zu beſtürmen? Ich wette, du haſt ſogar das Licht gelöſcht, um dir recht im Dunkeln ein kümmerliches Herz zu faſſen. Wenn du es gut mit mir im Sinne haſt, mußt du die ſchlafdunkle Nacht zu deiner Hülfe rufen? Schäme dich, mein armer Held! Aber jetzt will ich dir auch ſagen, daß ich einen alten Haß auf dich geworfen habe." — „Scherzeſt du, Eugenie?" — „Ich

Digitized by Google

ſprach in gutem Ernſt. Warum warſt du damals nicht wenigſtens ſo ſchlau wie jetzt, wenn du auch nicht muthiger warſt? Gab es keine Thür, durch welche du mir zurufen konnteſt, was jetzt viel zu ſpät kommt?" — „Zu ſpät? Nein, Eugenie, wo ſind die Jahre zwiſchen damals und heut? Ein blöder Knabe, wie damals, ſtehe ich hier und bettle im Dunkeln um einen Strahl aus deinen Augen. Und du kannſt mich verſchmachten laſſen?"

Er wartete lange auf Antwort. Auf einmal ging die Thür geräuſchlos auf. Da ſtand ſie vor ihm, er ſah, daß ihre Augen geweint hatten, jetzt lächelten ſie ihn an.

„Nur einen Kuß freiwillig auf deinen Mund, mein Geliebter," ſagte ſie und breitete die Arme aus, „zum Zeichen, daß dir alles verziehen iſt, was ich um dich gelitten habe." — Er ſtürzte an ihren Hals; ſie ſtreichelte ihm die Stirn und ſprach: „Da ſind Falten; aber nicht wahr, mein Freund, unſere Herzen ſind jung und faltenlos, und morgen fangen wir wieder an, wo wir damals unterbrochen wurden."

Sie küßten ſich ſtürmiſch und traten, feſt ſich haltend und umfaſſend, an das Fenſter. Der Mond bezwang draußen den Nebel und ein leichter Herbſtwind machte ſich auf und trieb den Duft von jungem Wein in ihr Zimmer. „Laß uns noch heute fahren, mein Liebſter," ſagte ſie. „Wie könnt' ich an Schlaf denken? Die Nacht iſt ſo ſchön. Indeß du den Wagen beſtellſt, will ich ein Wort an unſern Doktor ſchreiben, daß er uns morgen noch nicht erwarten ſoll. Valentin, iſt es denn wahr, daß wir es uns geſagt haben, was wir ſo lange wußten?"

Digitized by Google

Sagen aus der Bretagne.

Von

Claire von Glümer.

VI.

Der Wärwolf.

Zur Zeit, als die Bretagne noch ihre eigenen Könige hatte, lange bevor St. Ivo das Land von Hexerei und Zauberwesen befreite, lebte der Ritter Meriadec auf seinem festen Schlosse im Walde von Mont-Arré. Sein Name war berühmt so weit die bretagnische Zunge ging. Wenn die Frauen Abends in der Spinnstube zusammen kamen, erzählten sie vom schönen Meriadec; an den Hirtenfeuern auf der Heide und in den Böten der Wallfischfänger war von seinen Waffenthaten die Rede; wenn ein Bettelmönch in Sonnenglut oder Regensturm seufzend seines Weges zog, um nach langer Mühe mit einem Quersack voll Haferbrod und gedörrter Fische zu seinen armen Brüdern zurückzukehren, träumte er von den Reichthümern, die der Ritter im Kriege gegen Engländer, Normannen und Franzosen erbeutet haben sollte, und wollte der König einen seiner Vasallen ehren, so nannte er ihn tapfer und treu wie Meriadec.

Trotz alledem wurde der Ritter von keinem seiner Standesgenossen beneidet. Es mochte vorkommen, daß der Eine wünschte Meriadecs festes Schloß zu besitzen, der Andere seine goldene Rüstung, der Dritte sein herrliches, schwarzes Roß — aber mit ihm getauscht hätte keiner von allen, denn es war ein Geheimniß in seinem Leben, das niemand ergründen konnte, und das, wie des Ritters Aussehen nur zu häufig verrieth, etwas Furchtbares sein mußte.

Die Sache war nämlich die, daß Meriadec in jeder Woche auf drei Tage verschwand, und daß trotz aller Nachforschungen niemand erfuhr, wo

Digitized by Google

er dieſe Tage verlebte. Aus der luſtigſten Zechgeſellſchaft, aus dem Kreiſe der ſchönſten Frauen, von der königlichen Tafel, ja ſogar vom Schlachtfelde verſchwand der Ritter, ſobald die Sonne des Donnerſtags unterging, und erſt am Sonntag Abend kam er wieder. Er kam dann freilich in ſtolzer Haltung und mit lächelnder Miene, aber ſeine Wangen waren ſo bleich und in ſeinen Augen brannte ein ſo unheimliches Feuer, daß man ſich ſcheute hineinzuſehen.

Eine Zeitlang waren arge Beſchuldigungen gegen den Ritter im Umlauf geweſen. Einige ſprachen von ſchwerer Blutſchuld, die er in der Einſamkeit abzubüßen ſuchte; Andere wollten gehört haben, daß er ſich in Feindesland der Kirchenſchändung ſchuldig gemacht hätte; noch Andere flüſterten von ſündhaftem Verkehr mit den Mächten der Finſterniß — aber da ſich Meriadec in allen Dingen als guter Chriſt bewährte, da er freigebig gegen Kirche und Geiſtlichkeit war, mildthätig gegen die Armen, immer zu Rath und Hülfe bereit, und da er in der Gunſt des Königs immer zu ſteigen ſchien, verſtummten die Läſterzungen und man begnügte ſich damit, ihm in den erſten Stunden nach ſeiner Rückkehr ſo viel als möglich aus dem Wege zu gehen.

Nur Vitrica, die ſchöne Tochter des Sire von Banneret, der Meriadecs Vetter und nächſter Nachbar war, ging ihm nicht aus dem Wege. Im Gegentheil, ſie ſuchte ihn auf, wenn er am finſterſten ausſah, und es gelang ihr faſt immer, ihn zu erheitern. Gewöhnlich war es genug, daß ſie ihn mit den wunderſchönen blauen Augen bittend anſah, oder daß ſie ihn ſanft beim Namen nannte, und wenn er das nicht beachtete, ſo brauchte ſie nur die Fingerſpitzen auf ſeinen Arm zu legen. Dann fuhr er aus ſeiner Traurigkeit empor, ſtrich liebkoſend über des Mädchens blonde Locken, ſagte freundlich: „Biſt du da, meine Herzensfreude, mein liebes Kind?“ und das Grübeln und zu Bodenſtarren hatte ein Ende. — Seit Vitrica denken konnte, war es ſo geweſen und niemand hatte etwas dagegen einzuwenden gehabt, bis Leonor, die Nichte des Sire von Banneret, nach dem Tode ihrer Eltern in das Haus des Onkels kam.

„Wie kannſt du es dulden,“ ſagte ſie zu Vitrica, „daß dich der Ritter behandelt, als ob du noch immer ein Kind wäreſt. Ich würde mich überhaupt nicht ſo viel um einen Menſchen kümmern, der immer drein ſchaut, als ob alle Sünden der Welt auf ſeiner Seele lägen.“ Vitrica erwiderte, daß ſie es lieber höre, wenn Meriadec „mein Kind, meine Herzensfreude“

Digitized by Google

zu ihr ſagte, als wenn ſie von Andern „ſchöne Dame“ oder „holdes Fräulein“ genannt würde. Aber ohne Wirkung blieben Leonor's Worte nicht. Vitrica achtete jetzt mehr als ſonſt auf das Verſchwinden des Ritters und auf ſein finſteres Weſen, wenn er wiederkam; ſie glaubte zu bemerken, daß er von einer Woche zur andern bleicher und trübſinniger wurde, und endlich konnte ſie ihre Angſt nicht mehr ertragen. Sie beſchloß ihn zu fragen, was ihn quälte.

Lange fand ſie keine Gelegenheit ihn allein zu ſprechen, aber eines Sonntagabends, als ſie allein in der Halle am Feuer ſaß, kam Meriadec herein, ſetzte ſich, ohne ſie zu beachten, auf ſeinen gewöhnlichen Platz am Kamin und ſtarrte in die Kohlen. Vitrica faßte Muth; ſie trat an ſeine Seite, legte die kleine Hand auf ſeine Schulter und bat ihn, ihr zu vertrauen, woher er käme und warum er oft ſo traurig wäre. — „Herzensfreude, frage mich nicht!“ gab er zur Antwort, „du kannſt mir doch nicht helfen und ich fürchte, daß ich dir zum Abſcheu werde, wenn du mein Unglück kennſt.“

Aber Vitrica bat ſo lange, bis der Ritter nicht mehr widerſtehen konnte. „Wohlan, du ſollſt es hören,“ ſagte er endlich; „aber erſt gelobe mir, daß du niemals und mit keiner Menſchenſeele von dem ſprechen willſt, was ich dir anvertraue.“ — Sie verſprach es, Meriadec hieß ſie an ſeiner Seite Platz nehmen, faßte ihre Hand zwiſchen ſeine beiden Hände und fing an zu erzählen.

Sein Vater war ein ſtolzer und tapferer Mann geweſen und ſeine Mutter galt für die ſchönſte Frau der Bretagne. Die berühmteſten Fürſten und Ritter ihrer Zeit trugen ihre Farben. In jedem Turniere wurde zu ihrem Preiſe gekämpft, bei jedem Gaſtmahl zu ihrem Gedächtniß getrunken und um alle die Lieder aufzuſchreiben, die für ſie gedichtet waren, hätte man Jahre lang zu thun gehabt. — Sie war aber auch ſtolz auf ihre Schönheit und hatte ſchier keinen andern Gedanken, als wie ſie ſich ſchmücken und in ihrem Glanze vor den Leuten zeigen wollte. Stundenlang ſtand ſie am Spiegel, ließ ſich das glänzend ſchwarze Haar bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe zuſammenbinden, kleidete ſich jeden Tag der Woche in ein anderes Gewand und hatte zu jedem derſelben einen beſondern Schmuck von Perlen und Edelſteinen. Wenn dann der halbe Tag beim Ankleiden vergangen war, ſo wurde die andere Hälfte durch Luſtbarkeiten im Hauſe oder in der Nachbarſchaft ausgefüllt. Bald war es ein Bankett, bald eine Jagdpartie,

Digitized by Google

bald ein Turnier, und wenn es eine Festlichkeit am Hofe des Königs gab, war die schöne Frau oft wochenlang vom Hause entfernt.

Für ihren Knaben war das freilich einerlei, denn sein Leben blieb sich gleich, mochte sie daheim sein oder nicht. Das arme Kind war nämlich ein häßlicher kleiner Bursche, von schwächlichem Körperbau, ungelenkig in seinen Bewegungen, ungeschickt in allem, was er that, von schüchternem Wesen und verdrießlicher Gemüthsart. Letzteres war die natürliche Folge der Behandlung, die ihm von allen Seiten widerfuhr. Sein Vater ärgerte sich über ihn, so oft er ihn sah, und hatte mehr als einmal in Gegenwart des Kindes gesagt, es wäre sicher in der Wiege vertauscht, denn es wäre eher einer Katze ähnlich als einem Meriadec. Die schöne Mutter schämte sich, dies elende kleine Geschöpf als ihr Kind zu zeigen. Die Gäste machten den unglücklichen Kleinen zur Zielscheibe ihrer Witze, und die Domestiken stießen ihn überall bei Seite.

Um sich diesen Quälereien zu entziehen, blieb dem Knaben nichts übrig, als den Menschen so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Wie ein Uhu saß er den größten Theil des Tages in irgend einem Winkel der Treppen und Gänge und kam nur zum Vorschein, um seine Mahlzeiten in Empfang zu nehmen. Wenn die Mutter zu Hause war, versteckte er sich freilich am liebsten in ihrer Nähe, denn er war stolz auf ihre Schönheit, und es war fast das einzige Vergnügen seines Lebens, sie zu beobachten, wenn sie sich für die Festlichkeit des Tages schmückte, ihr nachzusehen, wenn sie in ihrer prächtigen Kleidung durch die Säle rauschte, oder sie mit den Augen zu verfolgen, wenn sie den Schloßberg hinunter ritt, über die Heide sprengte oder im Schatten des Waldes verschwand. Zuweilen kam ihm wohl auch das Verlangen, seine schöne Mutter zu begleiten, oder wie andere Kinder in Feld und Wald umherzustreifen; aber dann lachten ihn die Mägde aus und sagten, ein so elendes kleines Ding, wie er wäre, müßte hübsch zu Hause bleiben. Draußen im Walde würde ihm der Rabe die Augen aushacken, der Fuchs würde ihn beißen, Dornen und Disteln würden ihn stechen, und endlich würde ihn der Wärwolf verschlingen. So gab er denn seine tollkühnen Wünsche auf, blieb furchtsam in seinem Winkel sitzen und wurde wirklich, wie sein Vater gesagt hatte, mit jedem Tage mehr einer Katze ähnlich als einem Meriadec.

Eines Morgens hatte er sich, seiner Gewohnheit nach, hinter die Truhe im Zimmer seiner Mutter versteckt und sah zu, wie sich die schöne Frau

Digitized by Google

friſiren ließ. Das aufgebundene Haar floß wie ein Mantel bis auf den Fußboden nieder, und ſpielend ließ ſie eine Locke nach der andern durch die Finger gleiten. Plötzlich ſtieß ſie einen Schrei aus, hielt den Mägden, die beſtürzt herbeieilten, eine der Locken entgegen und fragte zitternd: „Seht her, was iſt das?“ — „Ein weißes Haar!“ ſtammelte eine der Dienerinnen. — „Ein weißes Haar!“ wiederholten die Andern.

Die ſchöne Frau brach in Thränen aus, ihre Dienerinnen rangen die Hände, und da der arme Kleine auf den Gedanken kam, daß ein großes Unglück geſchehen oder im Anzuge wäre, fing auch er in ſeinem Winkel an zu ſchluchzen und zu jammern.

Endlich faßte ſich Brigitte, die Lieblingszofe der Burgfrau, und fragte: „Wollt Ihr nicht die alte Urica kommen laſſen, edle Dame? Sie gilt für eine kluge Frau und ſoll ſchon manches Wunder gethan haben.“ — „Aber ſie iſt eine Hexe, ſie verkehrt mit böſen Geiſtern!“ riefen die andern Mägde, indem ſie ſich bekreuzten. — Die Burgfrau verbot der Brigitte, an ſolche Dinge zu denken, ließ ſich das weiße Haar unter Seufzern und Thränen ausreißen, kleidete ſich prächtiger als je und ging hinunter, um ihre Gäſte zu begrüßen.

Es war ſpät in der Nacht, als ſie wieder heraufkam, aber der Knabe lag noch wachend im Bett und dachte darüber nach, was ſeine ſchöne Mutter ſo tief betrübt haben möchte. Er hätte gar zu gern erfahren, ob ſie jetzt wieder fröhlich wäre, richtete ſich, als ſie ins Zimmer kam, vorſichtig auf, kroch bis an das Fußende des großen Bettes, in dem er mit ſeiner Wärterin ſchlief, und ſah über das geſchnitzte Geländer zwiſchen den Vorhängen durch. Er ſah, daß Brigitte aufräumend im Zimmer umherging und ſeine ſchöne Mutter mit der Lampe in der Hand am Spiegel ſtand und ſich aufmerkſam betrachtete. Ihr Geſicht war wieder ſorgenvoll und endlich ſagte ſie mit gepreßter Stimme: „Brigitte, ich glaube doch, daß ich die alte Urica ſprechen muß.“ — „Da bin ich ſchon!“ antwortete eine ſchnarrende Stimme. Mit einem Schrei ließ die Burgfrau ihre Lampe fallen, aber der Mond ſchien ſo hell, daß jeder Gegenſtand deutlich zu erkennen war. Der Knabe ſah, daß Brigitte eilig hinausſchlüpfte, daß ſeine Mutter ſich mit beiden Händen auf die Truhe ſtützte und daß eine kleine, kleine Frauengeſtalt neben ihr ſtand, die vom Kopf bis zu den Füßen in eine graue Kapuze gehüllt war.

„Wollt Ihr mir nicht ſagen, womit ich Euch dienen kann, ſchöne

Dame?" fing ſie nach einer Pauſe mit ihrer dünnen ſchnarrenden Stimme an. „Die Nacht iſt bald zu Ende und mein Weg iſt weit." — „Da Ihr wißt, daß ich Euch ſprechen wollte, werdet Ihr auch wiſſen, was ich von Euch verlange," erwiderte die Burgfrau, indem ſie ſich aus ihrer gebeugten Stellung aufrichtete. — „Ei, ei, wie ſtolz, mein Püppchen!" rief die Alte. „Glaube freilich zu wiſſen, was dem Herzchen noth thut, aber es iſt doch beſſer, daß wir uns genau darüber verſtändigen. Heute Morgen, nicht wahr, meine Schöne, heute Morgen iſt es Euch zum erſtenmale eingefallen, daß trotz Glanz und Luſt das Alter herankommt, langſam freilich, aber ſicher, Schritt vor Schritt. Seht mich an, ich bin auch einmal ein hübſches friſches Ding geweſen."

Sie ſchlug die Kapuze zurück, im Mondenſcheine zeigte ſich ein gelbes, faltiges Geſicht, mit roth umränderten, boshaft blickenden Augen. Die ſpitzige Naſe hing über den zahnloſen Mund herunter und traf beinahe mit dem aufwärts gebogenen Kinn zuſammen. Unter dem Kopftuche hing das graue Haar in einzelnen Strähnen hervor, der Kopf wackelte hin und her, und die Geſtalt, die früher vielleicht groß und ſchlank geweſen ſein mochte, war bis ins Zwerghafte zuſammengeſunken.

„Nein, nein, ich will nicht alt und häßlich werden!" rief die Burgfrau mit dem Ausdrucke des Entſetzens. „Fordert, was Ihr wollt, aber erhaltet mir meine Jugend und Schönheit." — „Das iſt leicht geſagt," murmelte die Alte, „aber wenn ich Euch den Preis nenne, den Ihr mir dafür geben ſollt, werdet Ihr Euch feig zurückziehen und mir die Thüre weiſen." — „Sprecht!" rief die Burgfrau ungeduldig. „Ich gebe Euch, was Ihr verlangen könnt, und wenn es mein halbes Vermögen wäre." — „Das verlange ich nicht," entgegnete die Alte; „aber Ihr habt einen Knaben." — „Er iſt mein einziges Kind!" rief die ſchöne Frau; „der einzige Erbe von Meriadec." — „Das ſoll er auch bleiben," fuhr die Alte fort. „Nur auf eine Stunde ſollt Ihr mir den Kleinen anvertrauen, daß ich das Waſſer der Taufe von ihm abwaſche. Nur unter der Bedingung kann ich Euern Wunſch erfüllen." — „Und wenn Ihr ihm das Waſſer der heiligen Taufe abgewaſchen habt, was dann?" fragte die Burgfrau. — Die Alte trat dicht an ſie heran und gab flüſternd zur Antwort: „Dann wird er ein —." — Das letzte Wort konnte der lauſchende Knabe nicht verſtehen, aber es mußte etwas Furchtbares ſein, denn ſeine Mutter fuhr mit einem Schrei empor und bedeckte das Geſicht mit den Händen. „Gibt es denn

Digitized by Google

kein anderes Mittel?" fragte ſie nach einer langen Pauſe. — Urica ſchüttelte den Kopf. — „So muß ich in Verzweiflung ſterben!" rief die eitle Frau, aber faſt in demſelben Augenblicke klammerten ſich ein paar kleine Hände an ihr Gewand und die ſchüchterne Stimme ihres Knaben flüſterte ihr zu: „Nein, nein, du ſollſt nicht ſterben, lieber will ich mit der alten Hexe fortgehen."

„Brav, mein Söhnchen!" rief Urica, beugte ſich zu dem Knaben nieder, nahm ihn vom Boden auf und ſchlug die Kapuze um ihn zuſammen. Seine Mutter ließ es geſchehen, daß ſie mit ihm fortging — ſtanden doch Jugend und Schönheit auf dem Spiele.

Urica eilte mit ihrer Beute von dannen. Der Knabe ſah mit Grauſen, daß ſich alle Thüren öffneten, wenn ſie nur mit dem Finger daran rührte, daß der Hund, von ihrem Blicke erſchreckt, winſelnd in ſeine Hütte kroch, und daß der Thorwächter wie mit Blindheit geſchlagen war, als ſie dicht an ihm vorbeigingen.

Und dann kamen ſie hinaus. Es war das erſtemal, daß der Kleine bei Nacht das Schloß verließ, und alles, was er ſah und hörte, vermehrte ſeine Angſt. Ueber ihm funkelten die Sterne, aber von der Heide herüber wälzten ſich dunkle Wolkenmaſſen näher und näher heran, ſtreckten die langen Arme nach allen Seiten aus und verhüllten ein Sternbild nach dem andern. Dazu heulte der Wind, der Fluß am Fuße des Schloßberges brüllte lauter als je, der Wald brauste, die Eulen ſchrien, die Füchſe bellten, die Fledermäuſe ſchwirrten hin und her, und dabei huſchte die Alte ſo geſpenſtiſch dahin, immer ſchneller und ſchneller. Ihre Füße ſchienen den Boden nicht zu berühren, ihre graue Kapuze flatterte auf und nieder wie ein großer Flügel, ihre Augen rollten und glühten, ihr Athem klang wie das unheimliche Pfeifen, das ſich Nachts hinter dem Täfelwerk des Schloſſes hören ließ. Die Angſt des Kindes ſteigerte ſich von Minute zu Minute, und endlich wurde die Qual ſo groß, daß er daran zu ſterben meinte. Er ſchloß die Augen und mit einem tiefen Seufzer fiel ſein Geſicht auf Urica's Schulter.

Ein Gefühl ſtechender Kälte brachte den Knaben zum Bewußtſein zurück; es war ihm, als ob er von Wellen umſpielt wäre, unterſänke, dann wieder emporgezogen würde, und als er die Augen aufſchlug, fiel ſein erſter Blick auf das grinſende Geſicht der Alten, die ſich über ihn beugte, um ihn aus einem eiskalten Waſſer zu befreien. Doch kaum hatte ſie ihn heraus-

gehoben, als ſie ihn zum zweiten- und drittenmale eintauchte, dann erſt ſtellte ſie ihn auf den Boden nieder. Sie waren auf einer kleinen Lichtung im Walde; ringsum ſtand verworrenes Geſtrüpp, aus welchem ein paar uralte Eichen die knorrigen Aeſte hervorſtreckten, und zu ihren Füßen lag ein Waſſertümpel, in deſſen ſchwarzer Flut ſich die Sterne ſpiegelten. Urica pflückte ein Kraut, das am Rande des Waſſers ſtand, gab es dem Kinde und befahl ihm, es ſeiner Mutter zu bringen.

„Sie muß es bei ſich tragen, wie ein Amulett," ſagte die Alte, „dann wird es ihr Jugend und Schönheit erhalten, bis der Tod kommt, der auch die Jüngſten und Schönſten zu finden weiß. Und nun geh, ich kann dich nicht mehr begleiten, weil der Morgen anfängt zu grauen. Geh nur immer der Naſe nach, dann wirſt du ſchon hinkommen." — Mit dieſen Worten wendete ſie ſich zum Gehen, aber als ſie ſah, daß der Kleine zaghaft ſtehen blieb, kehrte ſie wieder um, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſagte mit ihrem boshafteſten Lächeln: „Du brauchſt dich nicht zu fürchten, mein Söhnchen, denn mein Zauberbad hat dich tüchtig gemacht, allen Gefahren zu widerſtehen. Wenn dich Dornen und Diſteln ſtechen, kannſt du ſie zertreten; Fuchs und Rabe werden die Flucht nehmen, wenn du ſie nur anſiehſt, und vom Wärwolf haſt du gar nichts zu beſorgen, denn der Wärwolf, mein Söhnchen, biſt du ſelbſt!" —

Das alles erzählt Meriadec, als er mit ſeiner Baſe am Feuer ſaß. Ihre Hand lag zwiſchen ſeinen Händen und ihr Kopf an ſeiner Schulter, wie in früheren Jahren, wenn er ihr Märchen erzählte. Aber als er die letzten Worte ausſprach, die ſchrecklichen Worte: „Der Wärwolf, mein Söhnchen, biſt du ſelbſt!" riß ſich das Mädchen mit einem Schrei von ihm los und verhüllte ſchaudernd das Geſicht.

„Ich wußte, daß ich dir zum Abſcheu würde," ſagte der Ritter. — Vitrica antwortete nicht. Er ſtand auf, näherte ſich der Thür, warf noch einen traurigen Blick auf ſie zurück und ging mit einem Seufzer fort. Er ahnte nicht, daß das junge Mädchen weder ſeine Worte gehört, noch ſein Fortgehen bemerkt hatte. In ihren Schmerz verſunken, ſah ſie auch nicht, daß aus der Fenſterniſche am Ende der Halle eine dunkle Geſtalt hervorkam und aus dem Zimmer ſchlich. Es war Leonor, welche die Erzählung des Ritters mit angehört hatte und nun mit ſich zu Rathe ging, ob ihr die Kenntniß dieſes Geheimniſſes nicht irgend welchen Vortheil bringen könnte.

Vor allen Dingen mußte ſie genau erfahren, was ein Wärwolf ſei.

Digitized by Google

Sie wendete ſich alſo an den Schloßkaplan, der, wie ſich das ganz von ſelbſt verſteht, alle Dinge im Himmel und auf Erden zu erklären wußte. Er ſagte ihr, daß ein Wärwolf, oder wie es in der Bretagne heißt, ein Bis-claveret, ein gräuliches Unthier iſt, das ſich vom gemeinen Wolfe nicht allein durch den Menſchen unterſcheidet, der darin ſteckt, ſondern auch äußerlich durch glühende Augen, einen feuerſpeienden Rachen, ein Schnauben und Heulen, das dem Sturme gleichkommt, und eine Schnelligkeit, mit welcher ſich das ſchnellſte Roß nicht meſſen kann. So lange die Sonne am Himmel ſteht, liegt das Ungeheuer im Dickicht, aber ſobald es dunkel wird, fängt es an zu jagen und alles weicht ihm aus, was Leben hat. Wenn es durch ein Gewäſſer geht, theilen ſich ſogar die Wellen, daß es trockenen Fußes hindurchſchreiten kann, und die Blumen beugen ſich zur Seite, um ſeinem giftigen Athem zu entgehen. Der Wärwolf weiß recht gut, daß er eigentlich ein Menſch iſt, aber die Mordgier, die in ſeinem Blute brennt, iſt ſo groß, daß er ſeinen beſten Freund zerreißen müßte, käme ihm derſelbe in den Weg. Das Entſetzlichſte von allem iſt aber, daß er die Wolfsgeſtalt ſein Leben lang behalten muß, wenn ihm die Kleider, die er im Augenblicke der Bezauberung abwirft, weggenommen werden, ſo daß er ſie nicht wiederfinden kann. Auch ſeine unſterbliche Seele iſt dann verloren, denn wenn er in ſeiner Thiergeſtalt um's Leben kommt, ſind die Heiligen nicht im Stande, etwas für ihn zu thun.

Keine Predigt des Paters hatte Leonor mit ſolcher Andacht angehört, wie dieſe Erklärung, und kaum war er damit zu Ende gekommen, als ſie auch ſchon den Plan gefaßt hatte, Meriadecs Unglück zu ihrem eigenen Vortheil zu benutzen. Leonor hatte nämlich ſeit langer Zeit einen Geliebten, den Ritter Maugiſt, der nichts beſaß, als ſeine Waffen, ein elendes Roß und einen alten Mantel. Ihrer Armuth wegen hatten ſich die Beiden nicht heirathen können, denn trotz aller Raubzüge, die der Ritter unternahm, gelang es ihm nicht, auf einen grünen Zweig zu kommen, und Leonor wollte nun auf ihre Weiſe einen Raubzug unternehmen. Die ganze Nacht dachte ſie darüber nach, und während ſich Vitrica beim Anbruch des Tages vom Weinen müde auf ihr Lager warf, ritt Leonor in den Morgen hinaus.

Sie ritt nach einer Kapelle, die auf halbem Wege zwiſchen der Burg des Sire von Banneret und Meriadecs feſtem Schloſſe lag. Dort band ſie ihr Roß an einen Baum und trat in die Kirche hinein. Ihre Vermuthung hatte ſie nicht getäuſcht — am Altar der Mutter Gottes vom blutenden

Digitized by Google

Herzen, zu welcher er immer beſonderes Vertrauen bewieſen hatte, kniete der Ritter, den ſie ſuchte. Sie warf ſich an ſeiner Seite auf die Kniee und ſchien ſo wie er in Schmerz zu verſinken, aber als er aufſtand, erhob ſie ſich auch und folgte ihm nach. Und kaum waren ſie draußen unter den Bäumen, als ſie dicht an ihn herantrat, die Hand auf ſeinen Arm legte, ihn mit thränenvollen Augen anſah und ihn beſchwor, ihr ſein Vertrauen zu ſchenken. Der Kummer um ihn, verſicherte ſie, bräche ihr faſt das Herz.

Meriadec wußte nicht, ob er ſeinen Ohren trauen ſollte. Er hatte das braune Mädchen mit den tiefliegenden, tückiſchen Augen niemals leiden mögen, und da ſie ſich immer ſtolz und kalt gegen ihn benommen hatte, glaubte er, daß ſie ſeine Abneigung theilte. Jetzt ſah er freilich, daß er ſich getäuſcht haben mußte. Sie gab ihm geſchickt zu verſtehen, daß er ſeit langer Zeit ihr Herz beſäße und daß ſie ihm nur aus Schüchternheit fern geblieben wäre. Aber nun ihr Vitrica in kindiſcher Plauderhaftigkeit das Unglück des Ritters offenbart hätte, fügte ſie hinzu, könnte ſie nicht mehr ſchweigen; ſie müßte ihm ſagen, daß ſie bereit wäre, ihm zu dienen, ſo viel ſie vermöchte und daß ſie ſelbſt ihr Leben freudig für ihn opfern würde.

Nun war Meriadec zwar ein kluger Mann, aber er vertraute zu feſt auf ſeine Klugheit, d. h. er glaubte nicht, daß man ihn täuſchen könnte. Dazu war er eitel, wie alle Männer ſind — kurz es erging ihm, wie es auch Andern ergangen iſt, er ließ ſich bethören und hielt es für ſeine Schuldigkeit, dem Mädchen für ſo viel Liebe zu danken. Ueberdies fiel ihm ein, welchen Beſcheid er von den weiſen Männern der Bretagne und der angrenzenden Länder erhalten hatte, ſo oft er ſie wegen ſeines Unglücks zu Rathe zog. „Nur wenn Ihr ein Weib findet, das Euch von Herzen liebt und trotz Eures Elends einwilligt, Eure Gattin zu werden, könnt Ihr Erlöſung finden, denn nur einem ſolchen Weibe wird unter Bußübungen und Gebet das rechte Mittel offenbart werden," hatten ſie alle einſtimmig erklärt. Vielleicht war Leonor dieſes Weib. Der Ritter beſchloß ſogleich allen Zweifeln ein Ende zu machen, ergriff des Mädchens Hand, erzählte ihr von dem Ausſpruche der weiſen Männer, fragte, ob ſie den Muth hätte, dieſe Bedingung zu erfüllen, und Leonor ſchlang die Arme um ſeinen Hals und verſicherte, daß ihr ganzes Leben ihm angehören ſollte.

In dieſem Augenblick kam Meriadecs Kaplan des Wegs gegangen, um in der Kapelle die Meſſe zu leſen. „Laß uns nicht länger zögern, liebſte Leonor!" rief der Ritter, kehrte mit ihr in die Kapelle zurück und ließ ſich

Digitized by Google

mit ihr trauen. Während der heiligen Handlung war es ihm freilich, als riefe Vitrica's ſanfte Stimme ſeinen Namen, und dann glaubte er ihre Geſtalt im Hintergrunde der Kapelle zu ſehen; mit Augen und Händen winkte ſie ihm abwehrend zu — allein er wendete die Blicke gewaltſam von ihr ab und wollte ſich nicht mehr daran erinnern, daß er ſeine Rettung von ihr erwartet hatte. Wie kalt war ſie am vergangenen Abend gegen ihn geweſen und wie bald hatte ſie ſein Vertrauen mißbraucht, ſein Geheimniß verrathen! Nein, er wollte nicht mehr an ſie denken, ſprach das bindende Ja ſo laut, daß das Gewölbe davon wiederhallte, und trabte einige Minuten ſpäter mit der jungen Frau ſeinem Schloſſe zu.

Groß war die Verwunderung des Sire von Banneret, als er im Laufe des Tages von der plötzlichen Heirath ſeiner Nichte benachrichtigt wurde, aber noch größer war der Schmerz der armen Vitrica. Am liebſten wäre ſie gleich geſtorben, denn ohne Meriadec hatte das Leben keinen Werth für ſie. Nur ein Zauber, davon war ſie überzeugt, hatte ſeine Abneigung gegen Leonor ſo ſchnell in Liebe zu verwandeln und die Erinnerung an ſeine „Herzensfreude" zu verdrängen vermocht.

Indeſſen lebte Leonor in Jubel und Freuden. Es war beinahe, als hätte ſie den Ritter Maugiſt vergeſſen — aber als der Winter die Wege ungangbar machte, ſo daß ſie weder die Nachbarn beſuchen, noch Gäſte empfangen konnte, fing ſie an ſich zu langweilen, wenn Meriadec fortging, und ſich zu grauen, wenn er heim kam. So oft ſie ihn anſah, fürchtete ſie den glühenden Augen des Wärwolfs zu begegnen, und wenn er ſie umarmte, erwartete ſie in Todesangſt, daß er ſich plötzlich in die mordgierige Beſtie verwandeln könnte, um ſie zu zerreißen. Täglich wurde ihr dies Leben unerträglicher und ſie faßte den Entſchluß, ihren frühern Plan ſobald als möglich ins Werk zu ſetzen und ſich von dem unheimlichen Gemahl zu befreien.

Zu dieſem Zwecke fing ſie an freundlicher und aufmerkſamer gegen den Ritter zu ſein, als je zuvor, und eines Abends, als ſie ihm alle ſeine Lieblingsſpeiſen vorgeſetzt hatte, wodurch er in eine ſehr behagliche Stimmung gekommen war, fing ſie wieder einmal an, von ſeinem Unglück zu ſprechen. Sie fragte, ob ſie gar nichts zu ſeiner Erleichterung thun könnte; verſicherte, daß ſie gern trotz Wind und Wetter in den Wald hinunter gehen würde, um ihm Speiſe und Trank zu bringen oder um ihn zur Zeit, wo die Verzauberung aufhört, mit einem Mantel zu verſehen. Seine

Digitized by Google

Kleider, fügte ſie ſeufzend hinzu, wären ſicherlich jedesmal von Schnee oder Regen durchnäßt, und wie leicht könnten ſie geſtohlen werden, oder von Thieren verſchleppt und zerriſſen! — Der Ritter ſchüttelte den Kopf. „Darüber mache dir keine Sorgen," ſagte er. „Ich lege meine Kleider unter einen großen Stein neben der Kapelle unſrer lieben Frau vom blutenden Herzen; da ſind ſie ſicher vor Schnee und Regen, vor Thieren und vor diebiſchen Händen."

Wie freute ſich Leonor, als ſie dieſe Worte hörte! Aber ſie wußte ſich zu beherrſchen, und als der Ritter abermals in den Wald hinunter mußte, zerfloß ſie beinahe in Thränen. Doch kaum war Meriadec ihren Augen entſchwunden, als ſie einen reitenden Boten abſchickte und ihren Geliebten zu ſich beſcheiden ließ. Ritter Maugiſt kam ſogleich. Leonor ſagte ihm, wie es ihr endlich gelungen wäre, Meriadecs Geheimniß zu erfahren und wie es nun in ihrer Macht ſtände, ſich des Ritters zu entledigen. Maugiſt war zu allem bereit. Eine Stunde ſpäter hatte ſich das Paar einen Weg durch den Schnee gebahnt und die Kapelle erreicht. Da lagen zwar Steine die Menge, aber alle waren mit einer glänzenden Schneeſchicht bedeckt; nur der eine, der größeſte, ſah aus, als wäre er kürzlich von der Stelle gerückt, und rings umher zeigten ſich Spuren von Menſchentritten und Thierfüßen, und als die Beiden mit vereinigten Kräften den Stein aufhoben, erblickten ſie die Kleider des Ritters, mit denen ſie ſchnell nach der Burg zurückkehrten.

Das Verſchwinden Meriadecs ſetzte das ganze Land in Bewegung. Seine Freunde ſtellten überall Nachforſchungen an, Vitrica pilgerte von einem Muttergottesbilde nach dem andern, der König ſchickte ſeine Boten in die fernſten Länder, aber vergebens, es war keine Spur von ihm zu entdecken. Eine Zeit lang gab ſich Leonor der tiefſten Betrübniß hin. Sie zog die ſchwärzeſten Kleider an, die ſie auftreiben konnte, aß nur, wenn ſie ganz allein war, ſchien nach und nach in der Erfüllung ihrer Wittwenpflichten Troſt zu finden und machte, ſobald das Trauerjahr vorüber war, den Ritter Maugiſt zum Herrn und Gebieter im Schloſſe Meriadecs.

Kurze Zeit nachdem dieſe Hochzeit gefeiert war, hielt der König eine große Jagd im Walde von St. Arré. Ganze Wagen voll von Hirſchen, Rehen, Wildſchweinen und Füchſen wurden erlegt, aber als der König den großen Wolf erblickte, den die Hunde am Morgen des zweiten Tages aufgeſpürt hatten, erklärte er, daß er mit der Jagd nur dann zufrieden ſein könnte, wenn ſie dies Thier mit nach Hauſe brächten. Nun jagte natürlich

Digitized by Google

die ganze Schaar der verſammelten Ritter dem Wolfe nach, aber ſeine Schnelligkeit war noch außerordentlicher als ſeine Größe. Weder Fluß, noch Moor, noch Dickicht konnten ihn hemmen, und wäre er nur immer gradeaus gelaufen, ſo hätten ihn die Verfolger bald aus den Augen verlieren müſſen. Er ſchien jedoch im Walde feſtgebannt zu ſein, denn ſobald er die Grenze erreichte, kehrte er um; nach kurzer Zeit hatten ihn dann die Hunde wieder aufgeſpürt, und die Hetzjagd begann von neuem.

Den ganzen Tag dauerte das ſo fort. Endlich als die Sonne dem Untergange nahe war, ſchienen die Kräfte des Thieres zu ermatten, und als ob es ſeinen Leiden und Gefahren ſo ſchnell als möglich ein Ende machen wollte, drehte es plötzlich um, ſprang mit großen Sätzen mitten zwiſchen ſeine Verfolger hinein und geradewegs auf den König zu. Schon erhob dieſer den Arm, um dem Ungeheuer einen tödtlichen Schlag zu verſetzen, aber wer beſchreibt ſeine Ueberraſchung und das Erſtaunen der Umſtehenden, als ſich der Wolf demüthig niederwirft, mit der rechten Vorderpfote gar zierlich den Steigbügel Sr. Majeſtät ergreift und den königlichen Stiefel ehrfurchtsvoll beleckt! — „Er bittet um Gnade!“ rief der König, „und ſie ſoll ihm gewährt ſein; von Stund' an, das merkt euch, ihr Herren, nehmen Wir das Thier unter unſern beſondern Schutz, und wer ihm was zu Leide thut, hat Uns beleidigt.“

Darauf gab der König Befehl zur Heimkehr, der Wolf, der niemand anders war, als Meriadec, ging mit wie ein treuer Hund und wurde bald der unzertrennliche Begleiter ſeines erhabenen Beſchützers. Nachts ſchlief er in des Königs Zimmer, bei Tafel und im Rathe lag er neben des Königs Sitz und zog mit ihm auf die Jagd ſowohl, wie in den Krieg. Das Thier ſelbſt war ganz erſtaunt über dieſe Milderung ſeiner Sitten und dachte vergebens darüber nach, welchem Heiligen er dafür zu danken hätte.

So mochte wohl wieder ein Jahr vergangen ſein, als es dem König einfiel, einen Reichstag zu halten, zu welchem alle Edelleute der Bretagne befohlen wurden. Auch Ritter Maugiſt kam in goldener Rüſtung und mit wehendem Helmbuſch, aber kaum trat er in den Saal, wo ſich die Edelleute um den Thron des Königs verſammelten, als ein rieſiger Wolf auf ihn zuſtürzte, ihm den Helm vom Kopfe ſchlug, den Mantel zerriß und mit einem Schlage der gewaltigen Klauen den goldenen Bruſtharniſch ſpaltete. Mit genauer Noth gelang es den Umſtehenden Maugiſt von dem wüthenden Thiere zu befreien, aber als man den Ritter, der ſchwere Wunden davon-

Digitized by Google

getragen hatte, hinausführte, zog sich der Wolf so ruhig, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, auf seinen Platz an der Seite des Königs zurück. Die Neider des Wolfes — bei Hofe fehlen die selbst einer bevorzugten Bestie nicht — versuchten zwar den König gegen ihn einzunehmen, aber es war vergebliche Mühe. Das Thier blieb der Liebling des Monarchen.

Nun verging eine geraume Zeit, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre. Das erste, was den Hofleuten wieder zu reden gab, war die Ankunft des Sire von Banneret, der dem Könige seine Tochter vorstellte. Wenn es wirklich — wie ein paar scharfsichtige Frauen behaupteten — seine Absicht war, einen Freier für das Mädchen zu suchen, so hatte er wenig Aussicht auf Erfolg. Denn Vitrica sah eher einer Sterbenden ähnlich, als einer jungen Braut. Die Wangen waren leichenblaß, die großen blauen Augen von dunkeln Ringen umgeben, und diese Augen blickten so fremd und träumerisch um sich her, als sähen sie nichts von allem, was auf Erden geschieht. Zudem erfuhr man von der Dienerschaft, daß die junge Dame beinahe nichts genoß, daß sie in einem mit Asche gefüllten Sarge schlief und erst vor wenigen Wochen von einer mühevollen Pilgerfahrt nach Rom zurückgekommen war. Was konnte das fromme Mädchen hierher geführt haben? Der Wunsch, sich zu verheirathen, sicher nicht, denn sie war so ernst und kalt, daß sich, wie schon gesagt, trotz ihres Reichthums kein Ritter erkühnte, nach ihrer Gunst zu streben.

Nur einen Verehrer hatte sie gefunden, und das war der Wolf des Königs. Als Vitrica zum erstenmale in den Saal getreten war — so erzählten sich die Pagen, die bekanntlich alles wissen, was am Hofe geschieht — hatte sich das Thier erhoben und auf seine Weise gegrüßt; sobald die Ceremonie des Vorstellens vorüber war und die junge Dame in den Kreis der Hoffräulein zurücktrat, hatte sich der Wolf an sie herangedrängt, ihr die Hand geleckt und — wie die Pagen lachend versicherten — mit zärtlichen Blicken in ihr bleiches Antlitz emporgeschaut.

Seit dieser Zeit war ein zartes Verhältniß zwischen dem Raubthier und Vitrica entstanden, das endlich sogar dem Könige auffiel und ihn so sehr in dem Argwohn bestärkte, den er schon lange gehegt hatte, daß er beschloß, noch einmal auf Entdeckungen auszugehen. Zu diesem Zwecke begab er sich abermals zu einer großen Jagd nach dem Walde von St. Arré, ließ Zelte aufschlagen, Küchen einrichten und große Fuder Proviant herbeischaffen. Aus der ganzen Umgegend strömten die Leute herbei, um diese

Digitized by Google

großartigen Vorbereitungen anzustaunen, und bald war meilenweit von nichts die Rede, als von der königlichen Jagd.

Auch Leonor hörte davon erzählen und beschloß sogleich, sich dem Könige vorzustellen und ihn zur Einkehr in ihr Schloß zu bewegen. Sie zog also die schönsten Kleider an, die sie aus den reich gefüllten Truhen herausfand, hing so viel Schmuck an Hals und Arme, daß man schier geblendet wurde, wenn man sie ansah, legte allerhand Kleinodien, die sie dem König überreichen wollte, auf einen goldenen Teller und begab sich in Begleitung ihrer Dienerinnen nach dem Platz im Walde, wo das Lager aufgeschlagen war. Den Ritter Maugist hatte sie freilich trotz aller Bitten nicht vermocht, sie zu begleiten, denn er erinnerte sich an das Abenteuer mit des Königs Wolf und war zu feige, dasselbe noch einmal zu bestehen.

Der König mit seinem Hofstaate war eben angekommen, als die prächtige Leonor den Lagerplatz erreichte. Sie schickte eine ihrer Dienerinnen voraus und ließ fragen, ob ihr Se. Majestät die Gnade einer Audienz bewilligen wollte. Der König erwiderte, daß er die Dame mit Vergnügen empfangen würde; dabei warf er einen Blick auf den Wolf an seiner Seite, und sah, wie das Thier die Ohren spitzte, das Haar aufsträubte und den Schwanz zwischen die Beine zog. — Und jetzt wurde der Vorhang des Zeltes zurückgeschlagen, auf der Schwelle erschien die Burgfrau blitzend in Purpur und Seide; sie machte eine tiefe, tiefe Verbeugung, als sie den König erblickte, aber in demselben Moment sprang der Wolf wie rasend auf sie zu und biß ihr die Nase ab.

Daß die Dame besinnungslos in die Arme ihrer Dienerinnen sank, versteht sich ganz von selbst und ebenso, daß alle anwesenden Ritter mit wüthendem Geschrei auf die Bestie eindrangen, um sie für ihre Freveltat zu strafen, aber das Thier legte sich ruhig seinem Herrn zu Füßen, und der König streckte den Arm über den Bedrohten aus, während von der andern Seite Vitrica herbeieilte, neben dem Wolfe auf die Kniee sank, seinen Hals umklammerte und ihr von Thränen überströmtes Gesicht an seinen Kopf lehnte.

„Ich sehe, schönes Fräulein, daß meine Gedanken auch die Eurigen sind," sagte der König. Die Umstehenden sahen einander an, als ob sie sich fragen wollten: ist dies ein Traum, oder sind wir verhext? Aber noch größer wurde ihr Erstaunen, als der König befahl, die verwundete Dame ins Gefängniß zu schaffen und sie mit der äußersten Strenge zu behandeln, bis sie über das Schicksal ihres ersten Gatten die ausführlichsten Aufschlüsse

Digitized by Google

gegeben hätte. Die Jagd wurde aufgegeben, der König kehrte mit seinem Gefolge in die Hauptstadt zurück, der Gerichtshof mußte sich versammeln, um gleich bereit zu sein, wenn es etwas zu berathen oder zu bestrafen gäbe, und der Hofkaplan mußte Tag und Nacht Messe lesen, um die Heiligen auf's neue für Meriadecs Schicksal zu interessiren.

Und der fromme Mann betete nicht vergebens. Einige meinten zwar, der Kerkermeister hätte mehr gethan, als der Pater, aber das ist im Grunde einerlei. Die Hauptsache war, daß die Dame ihre Schandthat eingestand und die Kleider, die allein den Zauber zu lösen vermochten, Meriadecs Freunden übergab.

In feierlicher Prozession wurden die Gewänder von der Burg nach dem Königsschlosse getragen; am Thore wurden sie von weißgekleideten Mädchen in Empfang genommen und auf rothem Sammtkissen dem Könige überreicht, der im vollen Krönungsornate von allen Würdenträgern des Reiches umgeben auf seinem Throne saß. Es war ein feierlicher Moment und kein Auge blieb trocken!

„Komm her, mein Freund," begann der König, als er sich einigermaßen gefaßt hatte; „komm her und empfange aus den Händen deines Herrn, was dir durch tückischen Verrath geraubt wurde; wirf die unwürdige Hülle ab und gönne uns die Freude, Unsern geliebten Meriadec, Unsern treusten Ritter und Vasallen, zu umarmen."

Der Wolf kam heran, aller Augen waren auf ihn gerichtet, eine zitternde Erwartung hatte sich der ganzen Versammlung bemächtigt, aber das Thier ging ohne Zeichen der Rührung auf die Kleider los, beschnupperte sie, blieb dann gleichgültig daneben stehen und verwandelte sich nicht.

Der König wurde verlegen, die Hofleute wußten nicht, ob sie lächeln dürften, oder ob es besser wäre, in Verzweiflung zu gerathen; für den Augenblick begnügten sie sich also damit, so nichtssagend als möglich dreinzuschauen. Aber lange hält das selbst kein Höfling aus, und wer weiß, was daraus geworden wäre, hätte sich nicht der Präsident des Gerichtshofs ins Mittel geschlagen. Er machte dem König bemerklich, daß der Wolf vielleicht Bedenken trage, seine Toilette Angesichts Sr. Majestät und vor den Augen so vieler schönen Damen vorzunehmen, und dem König leuchtete das vollkommen ein. Mit allerhöchst-eigenen Händen nahm er die Kleider vom Boden auf, trug sie in eine Kammer, ließ auch den Wolf hineintreten, legte Schloß und Riegel vor und verharrte eine ganze Stunde in Geduld. Dann

Digitized by Google

aber wurde die Thür geöffnet — der König trat über die Schwelle, der ganze Hofstaat drängte sich nach, und da sahen alle mit unbeschreiblicher Verwunderung den lang vermißten Meriadec in tiefen Schlaf versunken auf dem Bette liegen und davor am Boden die Wolfshaut mit den spitzigen Zähnen.

Der König umarmte den Wiedergefundenen, die Hofleute beeiferten sich, ihm ihre Glückwünsche darzubringen, aber plötzlich wichen sie vor einer zarten, weißgekleideten Gestalt zurück, die mit fliegenden Locken und strahlenden Augen herbeieilte. Es war Vitrica, die sich lachend und weinend in die Arme des Ritters warf, welcher sie an seine Brust drückte und vor Entzücken keines Wortes mächtig war.

Doch auf einmal fuhr er mit einem Schrei in die Höhe. Eine Schale eiskalten Wassers war ihm in diesem Augenblick über den Kopf gegossen worden, und als er die zornig funkelnden Augen im Kreise umherschweifen ließ, sah er den Mann Gottes, den Hofkaplan, mit der verrätherischen Schale in den Händen dastehen. Aber ehe er Zeit hatte, seinem Unwillen Luft zu machen, legte Vitrica die Hand auf seinen Arm und flüsterte ihm zu: „Sei ruhig, freue dich mit mir, du hast in diesem Augenblicke zum zweitenmale das Wasser der heiligen Taufe empfangen, das dich von allem Zauber erlöst. Der heilige Vater selbst hat es für dich geweiht, als ich in Rom war, um für dich zu beten."

Die böse Leonor mit ihren Spießgesellen hätte eigentlich verbrannt werden müssen, aber das bretagnische Gesetzbuch hatte keinen Paragraphen für den Fall: „daß ein Weib dem Gatten die Kleider stiehlt, um ihn dadurch auf immer zum Wärwolf zu machen." Nachdem der Gerichtshof in großer Verlegenheit eine Zeit lang hin und her geredet hatte, beschloß man endlich, das saubere Paar über die Grenze zu weisen. Da sind sie denn in Jammer und Elend umhergezogen, und ihre Nachkommen zeichnen sich bis auf den heutigen Tag durch die häßlichsten Plattnasen aus, die man sich denken kann.

In Meriadecs festem Schlosse wurde aber bald darauf mit großem Gepränge eine Hochzeit gefeiert — wer die Braut war, kann sich jeder denken.

— — — — — — — — — — — — — —

„Das ist die wunderbare Geschichte von Meriadec, dem Bisclaveret," schloß der alte Bretagner, der sie mir erzählte. „Ihr könnt sie aber glauben, so wunderbar sie ist; in der Bretagne ist gar viel derartiges geschehen."

Digitized by Google

Einer aus der Menge.

Von

Jakob Corvinus.

1.

Ihr steht an der Ecke der belebten Straße einer großen Stadt. Hunderte von Menschen drängen sich im ununterbrochenen Strome an euch vorüber, immer neue Gesichter, daß euch ein Schwindel überkommt, wenn ihr nicht daran gewöhnt seid, in diese Fluten zu schauen. Hunderte von Gesichtern laßt ihr theilnahmlos, gleichgültig vorübergleiten, bis endlich euer Auge sich auf eines heftet — zufällig! — welches euch magisch anzieht, euer Interesse mehr oder weniger anregt, ohne daß ihr euch Rechenschaft darüber geben könnt, wie das kommt. Ihr erblickt diese Züge in diesem Augenblick zum erstenmal, und doch seid ihr, wenn ihr bis jetzt geträumt, gleichgültig dreingeschaut habt, nun auf einmal wach! Ihr folgt dem Wesen, welches euch erweckt hat, mit den Augen, ihr verlaßt sogar auch wohl euern Standpunkt und schreitet ihm nach bis zur nächsten Straßenecke. Ihr sucht an die Seite des Unbekannten zu gelangen, sucht seine Stimme zu hören, die Farbe seiner Augen genauer zu erkennen — — da kreuzt eine Gesellschaft den Weg — der Zauber ist gebrochen, das Gesicht ist versunken — ein Tropfen im Meer! —

Wenn euch nun im Vorübertreiben der Menschen ein Gesicht auffällt, wie eben gesagt, so wird ein Etwas darin liegen, welches es, vielleicht für euch nur, von den hundert Andern, die euch gleichgültig sind, unterscheidet. Seht, dieses Etwas in den Menschen, sei es was es wolle, zu erkennen, blitzschnell es zu fassen, es festzuhalten, es die tausend Phasen und Schattirungen, deren es fähig ist, durchlaufen zu lassen, das ist das Geschäft einer Art seltsamer Gesellen, zu denen leider auch ich gehöre. Leider! —

Ach, es ist ein Geschäft, dem des Lumpensammlers, des Kehrichtdurchsuchers vergleichbar! Wie selten findet man in dem Schmutz, dem Auswurf des Lebens einen silbernen Theelöffel, eine zertretene Schmucknadel! Lumpen und Lappen und Glasscherben fallen uns genug unter die Hände, und wenn sich auch aus Lumpen und Lappen, Fetzen und Flittern und Glasscherben mancherlei darstellen läßt, so ist es doch nicht gar angenehm, damit zu thun zu haben. —

Ich bin bei diesem meinem Geschäft ein alter Mann geworden, habe das Schäfchen meines Gleichmuths auf das Trockene gebracht und Zeit genug übrig, mir manchmal eine kleine phantastische Ausschweifung zu erlauben, welche jüngere und gelehrtere Leute als ich, für eine Thorheit, für ein lächerliches Treiben erklären. Es macht mir zum Beispiel mehr Vergnügen, einen Rebus zu rathen, als den Courszettel zu studiren, oder mich über einen Leitartikel zu ärgern, welchen man wie einen Handschuh umkehren und auf beiden Seiten anziehen kann.

So fand ich einmal eine kleine Sammlung mich überaus ansprechender Verse. In den zierlichen, feinen Schriftzügen einer Frauenhand standen sie auf einem zerrissenen, beschmutzten Blatte, welches mir der Zufall, wenn ihr es Zufall nennen wollt, in die Hände trieb. Walter R. waren sie unterzeichnet, und ich — that die Schritte hinein in das Gewühl des Lebens und folgte dem vor mir auftauchenden, unbekannten Gesicht, aus welchem das Etwas leuchtete, von dem ich oben gesprochen habe.

Nach langem vergeblichem Suchen und Mühen stieg ich endlich die steile und dunkle Treppe empor, welche zu der Thür führte, an der der Name „Walter R., Buchhalter," auf einer Visitenkarte zu lesen war. Das Wort „Buchhalter" war jedoch durch einen Federstrich fast unkennbar gemacht. Auf mein Pochen öffnete ein junges Mädchen die Thür — ich sah in das Dämmerlicht eines Krankenzimmers.

„Wen suchen Sie, mein Herr?" fragte das junge Mädchen. „Sie haben sich wohl in der Thürnummer geirrt. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben!" — Ich stotterte einige Worte der Entschuldigung und die Frage: „Herr R. wohnt hier?" — Das junge Mädchen senkte traurig den Kopf. „Herr R. ist krank; er ist nicht mehr in einem Geschäft," sagte sie leise. — „Wer spricht da von Walter R.?" rief eine hohle und doch schneidende Stimme hinter der Tapetenwand, welche das Gemach in zwei Hälften theilte. „Wer ist da, Anna?"

Digitized by Google

Ein unheimlicher Schrecken überkommt Einen, wenn man ein menſchliches Weſen — es mag uns noch ſo fern ſtehen! — welches man lange geſucht, das man ſich vielleicht in der vollen Kraft des Lebens und der Geſundheit vorgeſtellt hat, auf dem Krankenbette, dem Sterbebette findet. — Sollte ich zurücktreten, ohne den Fuß hineingeſetzt zu haben in dieſen dämmerigen, ſchwülen Raum, in welchem mein Dichter, abgeſperrt von der frühlingsfriſchen Welt da draußen, entrückt dem wimmelnden Leben da drunten in den Gaſſen, ſeinen kurzen Lebenstraum zu Ende träumte? „Wer iſt da, Anna?“ fragte die erloſchene Stimme hinter dem Vorhang wiederum. „Schicke ſie fort, Anna; laß ſich keinen zwiſchen dich und mich drängen!“

Eine Angſt lag in dem Tone der Stimme, mit welcher dies geſagt wurde, daß ich einen Schritt vortrat gegen das junge Mädchen und ihr das zerriſſene Blatt mit den Reimen reichte. „Ich ſuche den Verfaſſer dieſes Gedichtes, mein Fräulein; hier glaubte ich ihn zu finden.“ — Das junge Mädchen ſah mich erſtaunt, verwirrt an. „Mein Herr —.“ — „Ich bin ein alter Mann, ein unbeſchäftigter, wunderlicher alter Mann, welchem man ſchon viele Grillen verziehen hat; ich bitte, verzeihen Sie mir auch dieſe, welche mich zu Ihnen führt!“

Die großen, vom Nachtwachen müden Augen des Mädchens wurden wo möglich noch größer und leuchtender. „Ich bin die Braut Walters,“ ſagte ſie leiſe. „Wir haben jeder nur den Andern — er iſt ſehr, ſehr krank; aber treten Sie ein — es wird ihn vielleicht erfreuen. — Walter, hier iſt ein freundlicher alter Herr, welcher deine Bekanntſchaft machen will!“ fuhr ſie lauter fort. „Er hat ein Gedicht von dir geleſen.“ — Ich hörte, wie der Kranke krampfhaft in ſein Kiſſen griff. „Er kommt mich zu ſehen? Er hat mich aufgeſucht, weil ihm einige trübſelige Reime, welche ich gemacht haben könnte, in die Hände gefallen ſind? Anna, Anna, trau' ihm nicht! Sie wollen dich mir entreißen — Anna, verlaß mich nicht!“ —

Die arme Braut ſah mich bittend an. Mein alter Kopf, mein weißes Haar erſchienen ihr nicht allzu gefährlich. „Walter, es iſt ein alter freundlicher Herr — ich verlaſſe dich ja nicht! Wer könnte mich dir nehmen?“ — „Ich will ihn ſehen — den freundlichen alten Herrn!“ ſagte der Kranke, und ich trat näher an das Lager. Gegenſeitig betrachteten wir uns einige Augenblicke. Walter R. war in der That ſehr krank.

„Verzeihen Sie mir, daß ich zu Ihnen gekommen bin, Herr R.?“ fragte ich. — „Gib dem Herrn einen Stuhl, liebe Anna! — Alſo Sie

Digitized by Google

haben mich meiner Verſe wegen aufgeſucht? Das iſt eine ſeltſame Ehre! Wie iſt das Blatt in Ihre Hände gerathen?" — Ich erzählte es und ſetzte noch mancherlei hinzu, wovon ich dachte, daß es dem Armen Freude machen könnte. Die Muskeln ſeines Geſichtes zuckten nicht mehr ſo krampfhaft, ein wehmüthiges Lächeln glitt über ſein Geſicht. „Ei, Anna hätte wohl noch mehr von der Art verlieren können; ſie mag in ihren Taſchen und Käſten noch manche von ſolchen Thorheiten und Spielereien aufbewahren — alter Herr, deßhalb hätten Sie die vielen Treppen nicht heraufſteigen ſollen — ah, die Luft geht Einem doch bald genug aus!" —

Ein Huſtenanfall unterbrach den Kranken; Anna trat beſorgt näher. „Sprich nicht ſo viel, Walter, lieber Walter!" ſagte ſie. „Du weißt, der Arzt hat es verboten." Ein beſorglicher liebevoller Blick, wie ich ihn mir neben meinem Sterbebett wünſche, glitt zu mir herüber. Ich erhob mich. „Ich muß Sie jetzt verlaſſen, mein junger Freund — es hat mir große Freude gemacht, Sie zu finden. Wenn ich wiederkomme, ſind Sie wohler, wir ſprechen noch mancherlei mit einander." — „Gib ihm noch ein paar Blätter!" ſagte der Kranke, während ſeine Braut ihm das Kopfkiſſen zurecht legte. „Er kann ſie dir wiedergeben, wenn du dein Herzchen zu ſehr darangehängt haſt, Aennchen. Gott befohlen, Herr! — Erzählen Sie Ihren Bekannten nichts von dieſem Beſuch, dieſelben würden Sie auslachen — ah, eine Stunde Schlaf!" —

Ich ſtand wieder in der Gaſſe. Auf meinen Augen lag noch die grüne Dämmerung des Krankenzimmers, welches ich eben verlaſſen hatte — ich ſchöpfte tief Athem — ich rieb mir die Stirn. Lebendigſtes Leben, luſtigſtes Gewirr umher — ich erwachte wie aus einem böſen Traum! In der Hand hielt ich ein Päckchen Papiere, umwunden von einem rothen Bande, und lange ſtarrte ich auf die erſte beſchriebene Seite, ehe ſich die Buchſtaben zu Worten, die Worte zu Gedanken auseinander legten. Auf offener Straße an eine Hauswand gedrückt, las ich die erſte Seite des Papierheftes, welches mir Anna, die Braut des kranken Walter, gegeben hatte. Es waren heitere leben- und luſtathmende Verſe.

Eine geraume Zeit lang blickte ich mit blinden Augen in das um mich her wogende Getümmel. Das war eine Minute des Verlorenſeins in den Widerſprüchen des Lebens! — Wie grell trat die furchtbare Ironie der geleſenen Verſe in dieſem Augenblick mir vor die Seele! Von welchem ſchrecklichen dunkeln Hintergrunde löste ſich das ſonnige, heitere, Lebens- und

Digitized by Google

Liebesluſt athmende Bild, welches der arme Walter gezeichnet hatte, ab! — Auf dem kürzeſten Wege ſuchte ich die freie Natur zu erreichen, um auf einer grünen, einſamen Raſenbank das Liederbuch des Sterbenden weiter zu durchblättern. Stunde auf Stunde ſchlüpfte unbemerkt vorüber, und es war ſpäter Abend geworden, als ich durch die endloſen Straßen meiner Wohnung zuſchlich. Armer Walter! —

2.

Viele Tage trug ich das Bild des ſterbenden Dichters mit mir herum, ohne einen Augenblick gewinnen zu können, ihn wieder aufzuſuchen. Jeder hat ſo viel mit ſich ſelbſt zu thun, die Kleinigkeiten des Kampfes um die eigene Exiſtenz reißen den Menſchen allzuſehr hin und her, als daß er nicht die wichtigſten, heiligſten Pflichten darüber vernachläßigen und vergeſſen ſollte. — Endlich führte mich das Schickſal von neuem mit der jungen Braut Walters zuſammen. An dem buntgeſchmückten Tiſche einer Blumenhändlerin traf ich ſie, um einige wohlfeile blühende Gewächſe in ſchlechten irdenen Töpfen handelnd. Ich trat zu ihr und ſie erkannte mich ſogleich. — „Er liebt nur die wachſenden Blumen!“ ſagte ſie mit einer Thräne im Auge. „Die gepflückten machen ihm Grauen.“

Die gepflückten Blumen machen ihm Grauen! Welch ein Blick in die Tiefe dieſer mit der Vernichtung kämpfenden Dichterſeele, der die verwelkende Blume ein ganzes Trauerſpiel bedeutet!

„Laſſen Sie mich unſerm Freunde — nicht wahr, ich darf ſagen: unſerm Freunde? — ebenfalls eine kleine Freude machen. Liebt er die Roſen?“ — „Sie ſind ſehr gut, mein Herr! — Ja, er hat die Roſen gern; aber — aber ſie ſind ſo theuer in jetziger Jahreszeit!“ — Ich kaufte die beiden ſchönſten Roſenbüſche, welche die Verkäuferin aufweiſen konnte, und faßte unter jeden Arm einen. „Wollen Sie mich ſo mit Ihnen gehen laſſen, Fräulein Anna?“

Das arme ſchöne Kind ſtreckte die Hand ſchüchtern aus, um mir einen der Blumentöpfe abzunehmen; ſie hatte aber außer den von ihr erhandelten Reſedapflanzen noch ihr Körbchen zu tragen. — „Laſſen Sie mir das Vergnügen,“ ſagte ich; „es iſt eine hübſche Laſt!“ — Stumm ſchritten wir die erſte Zeit neben einander her, ſie das Köpfchen traurig geſenkt, ich von Zeit zu Zeit einen verſtohlenen Seitenblick auf das junge ſo früh gebeugte Weſen werfend.

Digitized by Google

O du heiliges Unglück, welch' einen Zauber lässest du aufleuchten, wenn deine geheimnißvolle Hand eine reine, schuldlose Stirn berührt! Ich bedauerte den sterbenden Walter jetzt nicht mehr, da er seine unbekannten Lieder in dieses Eine treue süße Herz so tief und unauslöschlich hatte einschreiben können.

„Er ist so krank — o, und ich liebe ihn so!" sagte endlich Anna. „Wir kennen uns seit so langer, langer Zeit!" — Ich konnte kein banales Trostwort finden. „Das Leben geweihter Menschen zählt nach Sekunden, nicht nach Jahren, ihr armen glücklichen Kinder!" entgegnete ich. — „Er hat niemand, der sich um ihn bekümmert; ich kann ihn nicht verlassen, wie Böses die Nachbarn — die Leute auch davon sprechen!" — Ich nahm meine beiden Rosenstöcke in einen Arm, wie ein Mensch, der die rechte Faust gebrauchen will, — es war ein Gestus, den der Körper unwillkürlich zu einer langen Gedankenreihe machte, welche der Geist blitzschnell bildete.

„Er geht davon und läßt mich hier allein — und die langen, langen Jahre kommen!" — Ein leiser Schauder überlief den Körper des Mädchens. „Ich möchte mit ihm sterben!" hauchte sie. —

Wir hatten die Gasse erreicht, in welcher der kranke Dichter wohnte. „Er darf nicht merken, daß ich geweint habe!" sprach die Braut. „Er hat solch' ein scharfes Auge, und er wird jetzt so leicht böse!" — Wir waren in den dunkeln Hausgang getreten; Anna setzte ihre Blumentöpfe und ihr Körbchen nieder, drückte das Taschentuch einige Augenblicke gegen die feuchte, eiskalte Wand und preßte es auf die gerötheten Augen. Dann stiegen wir langsam die vielen Treppen hinauf. Wie hatte sich die Stimme Anna's verändert, als wir leise in das Krankenzimmer eintraten! — „Hier ist der Herr, der unsere Lieder gern hat, Walter!" sagte sie fröhlich. „Er bringt dir zwei Rosenstöcke — schau, welche Pracht!"

Der Kranke saß diesmal in einem weiten, mit Kissen ausgepolsterten Lehnstuhl, in dem hellen Strahl, welchen die junge Frühlingssonne durch das Fenster sandte. Er wendete uns den Rücken zu, schaute aber bei unserm Eintritt schnell über die Schulter. Ein Lächeln flog über seine bleichen Züge, als er mich erblickte.

„Willkommen Herr!" rief er mit schwacher Stimme. „Nun, haben Sie Ihre Neugier befriedigt? Nicht wahr, es gibt mehr von solchen Burschen, wie ich?" — „Es gibt mehr solcher Burschen," sagte ich lachend, „aber es gibt nur einen Walter R. Aus seiner Individualität kann jeder

Digitized by Google

machen, was er will; freilich auch, was er kann!" — „Das ist der Knoten, — Fräulein Anna!" sagte der Kranke lächelnd sich zu seiner Braut wendend, welche sich über seinen Sessel beugte. Sie küßte ihn auf die Stirn; dann verschwand sie durch die Thür und ich hörte, wie sie draußen ihren häuslichen Geschäften nachging.

Des Kranken Gesicht hatte sich sogleich verfinstert. „Glauben Sie, alter Herr, ich täusche mich über mein Schicksal? — Das Spiel ist zu Ende, und war doch kaum angefangen! Der Herbst tödtet mich — die Würmer sind die einzigen, welche etwas aus meiner Individualität machen werden — im Herbst wird Anna allein sein!" — Es lag ein Jammer in dem letzten Wort, welchen keine Feder zu schildern vermag! — „Hoffen Sie, hoffen Sie!" redete ich, um etwas zu sagen, um eine peinliche Pause auszufüllen; aber der Kranke fuhr aufgeregt in die Höhe. „Sprechen Sie mir nicht von der Hoffnung; sie ist es, die mich tödtet, die mich aufreibt! Ich meine oft, ich sei zu fein organisirt für die Hoffnung — sie ist es, die, seit ich denken kann, meine Nerven hat zucken und schwingen lassen. Nehmen Sie mir die Hoffnung, und ich werde leben!" — „Sprechen Sie nicht! Beruhigen Sie sich! Ich bin gekommen, Ihnen zu erzählen — Sie sollen den Mund halten!" rief ich lebhaft erschreckt durch die krampfhaften Bewegungen des armen Kranken.

Dieser lächelte trüb. „Lassen Sie mich, ich habe mancherlei auf der Brust; vielleicht werde ich besser athmen können, wenn ich mich davon befreie. Ihre Anwesenheit thut mir wohl, und ich danke Ihnen dafür. Wenn Sie aber fortgehen, bitte, so nehmen Sie die Hoffnung mit fort, und ich verspreche Ihnen, gesund und ein ordentlicher Staatsbürger, ein tüchtiger Kaufmann, ein Gelehrter zu werden — was Sie wollen! — O nur Ruhe, Ruhe, Ruhe!" — Ich begriff, woran der Arme starb und senkte das Haupt. Mit dem Scharfsinn der Sterbenden faßte Walter R. diese Bewegung auf. — „Sehen Sie — Sie verstehen!"

Er griff nach meiner Hand und flüsterte mit ängstlicher leiser Stimme: „O besuchen Sie Anna einmal, wenn ich todt bin — von Zeit zu Zeit — bis Sie uns vergessen haben. Sie sollen ihr kein Geld geben, sie wird sich schon durch die Welt helfen; aber sie wird so einsam im Leben sein, so einsam im Leben! Verstehen Sie mich? — Gehen Sie zu ihr, wenn Sie einmal nichts Besseres zu thun haben; bringen Sie ihr einen Blumenstrauß, oder nur ein freundliches Wort, oder eine Weintraube im Herbst — sie ißt

Digitized by Google

ſie gern! — Hören Sie, laſſen Sie das arme Kind nicht einſam — es iſt ein Schrecken, die Einſamkeit!"

Ich preßte die Hand zuſammen, daß die Nägel in das Fleiſch drangen. In dieſem Augenblick trat Anna wieder ein; ihr erſter Blick galt dem Geliebten, und als ſie in das geröthete, belebte Geſicht deſſelben ſchaute, auf welchem ein trügeriſcher Schimmer von Geſundheit ſpielte, war ſie blitzſchnell an ſeiner Seite, und ein Strahl hoffnungsvoller Freude glitt über ihre bleiche Stirn.

„Nun nimm deinen Trank, Guter!" bat ſie, das Arzneifläſchchen ergreifend. „Nicht wahr, es thut dir gut? — Er hat doch nicht geſprochen?" wandte ſie ſich an mich.

Der Kranke nahm die ihm dargebotene Arznei und machte ein Geſicht, gleich einem verzogenen Kinde. „Hei," ſagte er, „das könnte den Teufel aus der Hölle jagen, wie viel leichter einen ſolchen albernen Huſten aus einem ſolchen Narren, wie ich! Nun lauf' aber nicht mehr draußen umher! Setze dich und unterhalte den Herrn; ich höre zu und ſage kein Wort. Zeig' dem Herrn einmal, was für ein kluges Mädchen du biſt!" — Anna drohte dem Dichter lächelnd mit dem Finger, kam aber ſeinem Gebote bereitwillig nach und ſetzte ſich mit einem Nähzeuge zu uns. Wir fingen an ruhiger und heiterer zu werden.

„Wo und wann hat Herr Walter den „Oſterhaas" geſchrieben, Fräulein Anna?" fragte ich. — „O der Böſewicht ſchreibt ſeine Reime gar nicht ſelbſt — ich muß ſie aufſchreiben! Er quält mich recht! — Der Oſterhaas? warten Sie — ah, jetzt weiß ich es! Ich wollte einmal den Don Carlos aufführen ſehen, und Walter war wirklich ſo höflich und kaufte mir ein Billet. Ich weiß es noch wie heute; es war im November vor zwei Jahren, und als wir aus dem Theater kamen, regnete es und ſchneite, und es war ſo dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen ſehen konnte. Trotzdem ſprach ich aber den ganzen Weg über von den geſehenen Herrlichkeiten und Traurigkeiten, und als wir zu Hauſe waren — damals lebte meine Mutter noch! — da kam es heraus, daß der unartige Menſch unterwegs, ſtatt mir zuzuhören, den Oſterhaaſen gedichtet hatte. Ich habe ihm aber auch die Wahrheit geſagt."

Lächelnd hatte Walter während dieſer Erzählung Anna's auf einem Blättchen Papier gekritzelt; jetzt ſchaute er auf. „Alſo ich habe nicht auf deine Expectorationen gehört, he? Gib Achtung, Fräulein Naſeweis! —

Digitized by Google

„Vorhang herunter,
Trauerſpiel aus!
Führ' jetzt mein ſchluchzendes
Schätzchen nach Haus."

„Ich hätte geweint?" rief Anna. „Hören Sie den Lügner!" — „Wie eine ächte deutſche Jungfrau haſt du geſchluchzt," ſagte Walter; „ſei ſtill! durch deine Unterbrechung haſt du mir den ganzen Effekt vernichtet! —

„Scheint auch der Mond nicht,
Leucht't auch kein Stern:
Amor geht mit uns,
Trägt die Latern!"

„Bravo!" rief ich. „He, das Verſemachen ſteckt an! O, wir können es auch! —

„Ach du armer Prinz!
Ach du armer Marquis!
O du böſe Prinzeſſin
Eboli!"

Anna klatſchte in die Hände, und Walter meinte lächelnd: „Laß ihn auch die Roſen riechen, welche er gebracht hat! — Zur Belohnung!" —

Es iſt nicht möglich — es kann nicht ſein! Gott, du darfſt Sie nicht trennen! klang es verzweiflungsvoll in mir, indem ich dieſe beiden Kinder betrachtete und der wahrhaft göttlichen Komödie lauſchte, welche ſie — jeder vor dem Andern — ſpielten! Mit Vorbedacht brachte ich das Geſpräch auf gewöhnliche Gegenſtände; ich verließ das Gemach erſt, als Walter in ſeine Kiſſen zurückgeſunken und eingeſchlummert war. —

3.

Die große Macht, welche die Schickſale der Menſchen beſtimmt, läßt ſich nicht erbitten. Klarer und klarer wurde mir — der Dichter ſchied, wie er es ſelbſt geſagt hatte, mit den Blumen des Sommers. Ich wurde allmälig ein gern geſehener Freund und Tröſter der beiden armen Kinder. Ach, es war wenig, was ich ihnen bringen konnte! Die Veilchen und Primeln verblühten — es kam die Zeit, wo die Roſen billig genug wurden,

Digitized by Google

um auch die Wohnungen der Armen zu ſchmücken; das Korn wogte draußen auf den Feldern erſt grün, dann immer goldener. Es ward ein heißer Sommer. — Allmälig verloren ſich die heftigen, krampfartigen Gemüthserregungen Walters, er ward ſtiller und träumeriſcher. Stundenlang ſaß er, tiefſinnend auf einen beſtimmten Fleck ſtarrend, die Stirn in die magere Hand gelegt und nur von Zeit zu Zeit verfolgte dann ein angſtvoller, unruhiger Blick die leichte, zarte Geſtalt ſeiner Braut, wie ſie ſorgend durch das Zimmer glitt. Das Oel der Lampe verſiegte mehr und mehr, — es neigte ſich zum Ende.

Am ſechzehnten November des vorigen Jahres ſtand ich mit der armen, ſtillen bleichen Braut an dem eben zugeworfenen Grabe des unbekannten todten Dichters. — Tröſte dich, Anna, es kommt in der Welt nichts um; auch nicht Eine Thräne, auch nicht Ein Blutstropfen!

Digitized by Google

Geldverhältniſſe und Geldkriſen früherer Zeiten.

Von

Johannes Falke.

In jüngſter Vergangenheit und in nächſter Nähe haben wir eine Handelskriſis erlebt und nicht ohne Beängſtigung und mit entſchiedener Parteinahme für und wider alle ihre Zuckungen und Windungen verfolgt, die ſich von dem großen Nordſeehafen durch das weite, gewerbreiche und handelsgeübte Vaterland ausbreitete. Iſt die Krankheit auch immer noch nicht gänzlich geheilt, fallen vielleicht noch manche unter ihren letzten Schwingungen, ſo iſt doch das Uebel im Kern gehoben und die edelſten Glieder des deutſchen Handelskörpers, die Glieder, welche der Uebrigen Lebensblut in ſtetem friſchem Fluſſe erhalten, fühlen eine entſchiedene gefahrloſe Wiedergeneſung.

Wie die Kriſis, gefahrvoll in ihrem Herannahen, umfangreich und tiefdringend in ihrer Entwicklung, mit vollem Rechte unſere geſpannteſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hat, ſo verdienen auch die Mittel, welche in ihrem Hauptſitze ſchnell und erfolgreich ihr entgegenkämpften, eine nicht geringere Beachtung und Anerkennung, denn ſie beweiſen, wie weit die Idee des Staates in der Gegenwart zur Thatſache geworden iſt, und in welchem, früher als „ideal“ gekennzeichneten Umfange dieſer Staat ſein Verhältniß zu den Einzelbürgern auffaßt und ausübt. Ueber die große norddeutſche Handelsſtadt, den Stolz Deutſchlands, bricht ein Gewitter herein, ſo unheilvoll und laſtend, daß das Widerſtandsvermögen jedes Einzelnen urplötzlich gebrochen, das Widerſtreben der Kräftigſten ſelbſt in ihrer raſchen opferbereiten Vereinigung gleich Null erſcheint, daß endlich jeder nur noch des einen Gedankens fähig iſt: „rette ſich, wer kann und was

Digitized by Google

er kann," des Gedankens also der Verzweiflung, des gänzlichen Aufgebens gemeinsamer Abwehr, des Gedankens einer ordnungslosen kopflosen Flucht. Da schlägt sich rasch und geräuschlos der Staat ins Mittel, legt seinen ganzen Kredit in die Schalen und heilt, indem er die belangreichsten Mittel herbeischafft, still und kräftig den Nothleidenden unter die Arme greift, an den Wurzeln selbst so erfolgreich das Uebel, daß bei der Entlassung der letzten Erkrankten aufathmend alle sprechen: die Krankheit ist gehoben, die Gesundheit kehrt wieder!

Mancher nimmt dieses hin, als sei, was hier war, immer so gewesen und könne nicht anders sein; doch im Mittelalter, das viele überaus preisen und auch wir nicht verachten, heilte man Uebel, welche die Gesammtheit der Glieder befielen, mit Gewalt, Willkür und allem, was vom Gesetz der Gegensatz ist, häufiger und lieber als mit den Mitteln einer weisen und jedem gerechten Kunst, wie eine kurze Betrachtung der Geldverhältnisse und Geldkrisen jener Zeit darthun wird.

Die außerordentliche Verwirrung der Münze, die große Anzahl der Münzberechtigten und Prägenden, die Menge der Münzsorten und ihr von Jahr zu Jahr, von Stadt zu Stadt wechselnder Feingehalt machten schon im frühesten Mittelalter eine eigenthümliche Art von Geldhandel oder Geldwechsel nothwendig, indem der Kaufmann, der Gast wie der Einheimische das auf einem Jahrmarkte gelöste Geld durch Umtausch gegen die in seiner Heimat oder auf benachbartem Markte gültigen Münzen erst nutzbar machen mußte. Das Recht eines solchen Tauschhandels war zum Theil mit dem Münzrechte verbunden und wurde in größeren Städten auch zugleich von den Münzergesellschaften, den sogen. Münzerhausgenossen, geübt; doch reichte ihr Wechselgeschäft für das Bedürfniß der vielen und lebhaften Jahr- und Wochenmärkte noch lange nicht aus, und es wurde deßhalb auch dieser Geldhandel als ein freies Gewerbe getrieben, das sich vom Waarenhandel nur dadurch unterschied, daß dieser mit größtem Fleiß und Erfolg vom deutschen Bürgerthum erfaßt und ausgebildet, jener bis in die späteren Zeiten vorzugsweise den Fremden überlassen blieb. Diese Fremden waren die Kauwerzen oder Gawertschen, geborne Piemontesen, vom Volksmunde so genannt nach der Stadt Cavors (Cavorsins), die Lombarden und die Juden.

Die Kauwerzen waren am häufigsten im westlichen Oberdeutschland, in der Schweiz, am Oberrhein, im Schwäbischen; die Lombarden zogen

Digitized by Google

die Donau und den Rhein hinab, waren beſonders zahlreich in den Städten des Niederrheins und drangen von hier auch in die öſtlichen Städte der Hanſa; die Juden endlich verbreiteten ſich über ganz Deutſchland, über die Städte und das flache Land, die Gebirge und die Thäler, bis in die ſlaviſch-deutſchen Länder des Oſtens. Jene reiſeten mit ihren Buden und Geldtruhen von Jahrmarkt zu Jahrmarkt und trieben überall in eigener Perſon ihren Geldhandel, oder errichteten, zu größeren Handelshäuſern und Geſellſchaften vereinigt, in den bedeutenderen Städten Kommanditen und Zweighandlungen; dieſe hingegen, die Juden, erwarben in den meiſten Städten gegen beſtimmte Abgaben ein Schutzbürgerrecht, bewohnten ganze Gaſſen und Quartiere, hatten eigene Synagogen und richterliche Vorſtände, und verwuchſen allmälig trotz allen Trennungsverſuchen mit den Gemeinden in einer Weiſe, daß eine ſpätere Löſung nur durch die blutigſten Gewaltſamkeiten ſtattfinden konnte. Denn neben dem Geldtauſch übten ſie vornehmlich den Geldleihhandel, nahmen alles und jedes als Pfand, ſtreckten darauf verhältnißmäßig kleine Summen gegen unverhältnißmäßig hohe Zinſen vor und übten ihre Finanzkünſte ſo rückſichtslos und unbarmherzig, daß bald der größte Theil der ſtädtiſchen und ländlichen Bevölkerung von ihnen abhängig gemacht war. —

Trotz der vielen Münzſtellen, die neben- und miteinander thätig waren, herrſchte doch das ganze Mittelalter hindurch ein entſchiedener Mangel an baarem Geld, und wenn vom 14ten Jahrhundert an auch die Städte und ihre Bürger durch den Handel in den Beſitz großer Summen gekommen waren und die eigentliche und bedeutende Geldmacht Deutſchlands bildeten, ſo ſeufzten doch Fürſten und Prälaten, Adel und Klerus und die ſtädtiſchen Gemeinden ſelbſt unter unaufhörlicher Schuldenlaſt. Der Adelsbeſitz war Land, Landbeſitz aber wegen der ſtets fehdevollen unſichern Zeiten und des höchſt mangelhaften Ackerbaus nur von ſehr geringer Erträglichkeit, die nicht ſelten auf Null herabfiel, wenn der Landbeſitzer die Zinſen und Gülten jahrelang ganz nachlaſſen mußte, um nur die hörigen Bauern im unſichern und unfreien Beſitze feſtzuhalten. Dabei war die Verwaltung der Gefälle und aller landesherrlichen Einnahmen ſo mangelhaft geordnet, daß der Landesfürſt es oft für einen Gewinn halten mußte, von einem Geldhändler gegen Verpfändung derſelben eine baare Summe als Vorſchuß zu erhalten.

Und dennoch brauchte dieſer Fürſt Geld und wieder Geld und nochmals

Digitized by Google

Geld; denn unaufhörlich in Krieg verwickelt, mußte er Ritter und Knechte, Roſſe und Waffen beſolden und erkaufen, und nach dem koſtſpieligen Kriege kam der Friede mit ſeinen noch koſtſpieligeren Feſten und Turnieren, Jagden und Schmauſereien, wobei der Fürſt nichts ſparen durfte, am wenigſten koſtbare Kleider und Kleinodien, die als Geſchenke von ſeiner Hand „ſtäubten". War der Fürſt dazu ein Wahlfürſt, wie der deutſche Kaiſer, ſo waren zumeiſt ſchon, bevor er die neue Würde überkommen hatte, die Einnahmen derſelben vergabt und verpfändet, um nur Stimmenmehrzahl zu erhalten. Mußte doch Heinrich VII. dem Erzbiſchof Peter von Mainz allein für die Wahl 3950 Pfund Heller zahlen und ſeine und andere Stimmen mit Rheinzöllen erkaufen, und demſelben Erzbiſchof zahlte Ludwig der Baier wieder 10,000 Mark! Auch die Goldtonnen des engliſchen Richards, die unter den Händen deutſcher Fürſten flüſſig wurden, ſind bekannt genug. Die Käuflichkeit des Mittelalters war über die Maßen arg; man handelte mit der Krone und dem Biſchofsſtabe, mit Mannen und Roſſen, mit alten Rechten und neuen Privilegien, mit Freiheit und Freiheiten, und Händler und Käufer waren in Staat und Kirche die Häupter wie die Glieder.

Dieſe nie ausgeglichene Geldbedürftigkeit brachte allmälig der Fürſten und des Adels Kron- und Hauskleinodien, Ländereien und Burgen, Zölle und Abgaben in die Hände der Gläubiger; regensburger und augsburger Kaufleute beſaßen als Pfänder die Kleinodien und Beſitzthümer oberdeutſcher Grafen und Herzoge, Lübeck die der nordiſchen Könige, das kleine Ravensburg ſogar 1434 die Krone und das Silbergeſchirr des deutſchen Kaiſers Sigismund. Daß der „Abgrund der Zinſen und Schulden bei den Juden" ſie verſchlinge, klagen im 13ten und 14ten Jahrhundert länderreiche Klöſter, wie Seligenſtadt, Steingaden u. a.; klagen reiche Gemeinden, wie Regensburg, Augsburg, Konſtanz; klagt endlich der Kaiſer Wenzel im Namen aller Fürſten und Stände des Reiches. Denn der Zinsfuß hält ſich das ganze Mittelalter hindurch auf einer uns unbegreiflichen Höhe, und wenn auch eine klarere Erforſchung des mittelalterlichen Münzweſens die uns unerklärlichen Schwankungen von 10 vom Hundert und darunter, bis 75 und darüber, mehr auf die Verſchiedenheit der Münzſorten, als auf die des wirklichen Geldpreiſes zurückführen wird, ſo ſteht doch ſo viel feſt, daß ſelbſt bei der größten Erträglichkeit des Geldes ein Preis von 20—40 vom Hundert, wie er in ſtädtiſchen und fürſtlichen Verordnungen bei allen Anleihen auf Wochenzinſen, dem eigentlichen Geldhandel auf Pfand, beſtimmt

Digitized by Google

wird, in erſchreckender Schnelligkeit den Schuldner mit Hab und Gut, Willen und Freiheit dem Gläubiger in die Hände liefern mußte.

Dieſes Mißverhältniß zwiſchen der Erträglichkeit und dem Preiſe des Geldes tritt uns auf's ſchlagendſte bei Betrachtung des Gewerbſtandes und ſeiner Verhältniſſe entgegen. Die gewöhnliche Meinung, im Mittelalter ſeien die hauptſächlichſten Nahrungsmittel und Lebensbedürfniſſe um ein Außerordentliches billiger geweſen, erweist ſich bei näherer Prüfung als eine irrthümliche. Ohne Abſicht hat man den jetzt geltenden Nominalwerth des Guldens, Pfennigs oder Hellers der damaligen zwar gleichbenannten, aber ſehr verſchiedenen Münze untergeſchoben und ſelten bedacht, daß der mittelalterliche Gulden eine Goldmünze iſt im Werth von 4 — 5 Gulden unſerer Währung, der Pfennig oder Denar eine Silbermünze von 7 — 9 Kreuzer, der Heller von $1^2/_3$ — 3 Kreuzer. Auch hat man zu wenig ſcharf das Werthverhältniß der Waare und der Arbeit mit einander verglichen und vergeſſen, daß keineswegs eine größere Wohlfeilheit herrſcht, wo die Lebensmittel zu billigem Preiſe zu haben, in demſelben Verhältniß aber auch die Arbeit ſchlecht bezahlt iſt. Wenn z. B. der Handwerksmann in Regensburg um 1390 für 1 Pfennig etwas mehr als 1 Pfund Rindfleiſch oder $^5/_4$ Pfund Kalbfleiſch, oder ſogar $2^1/_2$ Maß Bier und 2 Maß baieriſchen Weins, um 6 Pfennige 1 Pfund Schmalz erhielt, dagegen aber für eine ganze Tagarbeit nur 4 Pfennige, mit der Koſt ſogar nur 2 — und ſolche Preiſe herrſchten im guten Jahre — wo bleibt da die außerordentliche Wohlfeilheit? — Oder, wenn damals in Goch, einer Weberſtadt am Rhein von lebhafter Betriebſamkeit, eine Elle mittelfeinen Tuches beim Verkauf $^3/_5$ Gulden, des feinſten 1 Gulden, die meiſten Sorten jedoch unter dieſem Preiſe koſteten; wenn nun ein fleißiger Weber in einem Tage $1^1/_3$ — $1^2/_3$ Ellen fertigte, von jedem Gulden aber der Wollenhändler, der Tuchſpanner, der Scheerer, der Färber, endlich der Gewandſchneider Koſtenbetrag, Arbeitslohn und Gewinn abzogen — was blieb dem Weber? und wie viel erhielt jeder der übrigen Arbeiter dieſes blühenden Gewerbes?

Bringen wir dabei noch in Anſchlag, daß die Preiſe der Lebensmittel ſich ſo ſchnell veränderten, daß oft von einem Jahr zum andern, ja mitten im Jahre der Ueberfluß mit einem an Hungersnoth grenzenden Mangel abwechſelte, daß ein raſch hereinbrechender, verwüſtender Krieg über eine blühende Landſchaft eine unerſchwingliche Theurung des Unentbehrlichſten herbeiführen konnte, wobei natürlich derjenige immer am meiſten litt, der

Digitized by Google

die wenigſten Vorräthe und Baarſchaften hatte, alſo die arbeitenden Klaſſen; bedenken wir dieſes alles, ſo ſind wir geneigt den Schluß zu ziehen, daß die Werthverhältniſſe jener Zeit im Weſentlichen ſtanden wie jetzt, und daß die ſcheinbare Wohlfeilheit der Waaren früherer Zeiten durch eine allgemeinere Verbreitung des Geldes in der Gegenwart zu großem Theile aufgewogen wird.

Eine Zeit der Noth zwang unter ſolchen Verhältniſſen unabwendbar die arbeitenden Klaſſen, bei ſchneller und gänzlicher Erſchöpfung ihrer Baarvorräthe, von den fremden Geldhändlern, von den Juden, die in nächſter Nähe wohnten und handelten, auf die werthvollſten Gegenſtände ihres Beſitzes Kapitalien zum Unterhalt ſowohl wie zu fernerem Geſchäftsbetriebe aufzunehmen, größere Summen gewöhnlich auf ein Jahr, kleinere auf 2 bis 3 oder mehrere Monate. Angeblich erhielten ſie das Darlehn ohne Zins, denn Zinſen zu nehmen war ſchon in den Kapitularien Karls des Großen verboten; doch zog der Auszahler ſogleich einen Theil vom Hauptgute für ſich ein, als Schadkauf, Erſatz, Geſchenk oder Geſuch, und für den ausbezahlten Theil trat nach verſtrichener Friſt als Strafe oder Entſchädigung der Wochenzins, 20 — 40 v. H., ein. Der Kleinbürger, einmal durch Noth zu ſolcher Anleihe gezwungen, war vorausſichtlich auf immer dem Gläubiger verfallen. Vorher nur im Stande, mühſam zu verdienen, ſoviel er brauchte, ſollte er jetzt allwöchentlich die Zinſen und dazu nach und nach ein Kapital, das er in den meiſten Fällen nur zu $^3/_4$ erhalten hatte, erübrigen. Blieb er mit den Zinſen im Rückſtand, ſo traten ſogar die Zinſeszinſen dazu, oft verboten und ebenſo oft wieder erlaubt, wie noch 1475 in Mainz. Unaufhaltſam und hülflos ſah er ſich alſo in den „Abgrund der Schulden“ geriſſen, über den wir oben auch die Landbeſitzenden haben klagen hören. Denn dieſen ging es bei größerem Bedarf und der Aufnahme größerer Schuldſummen um nichts beſſer; daher ihr endloſes und ängſtliches „Finiren“ und „Finanziren,“ ihr Konſolidiren oder Amortiſiren der Schulden, Verpacht und Verkauf von Einnahmequellen, ihr bald willenloſes Hingeben, bald gewaltſames Losreißen vom Gläubiger.

Die ganze Finanzkunſt des Mittelalters iſt im Weſentlichen keine andere, als ein Uebel durch ein anderes zu heben, ein Loch aufgraben um ein anderes zu füllen, bis dann ſchließlich aus dem letzten herauszukommen unmöglich geworden iſt. So ließ Biſchof Gerhard von Speier ſeine zerſtreuten Schulden durch den Juden Iſaak von Deidesheim bezahlen und

überſchrieb dafür auf dieſen die ganze Summe gegen einen Wochenzins von $43^1/_3$ v. H.; ſo verkaufte 1325 die Stadt Regensburg, zur Befriedigung der Juden, Leibrenten an die Bürger, 1 Pfund der Rente für 6 Pfund der Anleihe, alſo $16^2/_3$ v. H.; ſo machten es 1340, unter denſelben Bedingungen und zu demſelben Zwecke, Augsburg und 1375 Konſtanz gegen $32^1/_2$ v. H. 1352, heißt es in Gemeiners Chronik, entdeckte der Rath von Regensburg, daß die jährlichen Ausgaben der Stadt die Einnahmen um 1400 Pfund überſtiegen, wegen der hohen Zinſen, — und doch betrugen dieſe nur 10 v. H.! — Der Rath wurde ſehr niedergeſchlagen durch einen ungefähren Rechnungsüberſchlag, in welchem Verhältniß nach 10 Jahren Einnahmen und Ausgaben ſtehen müßten; diesmal jedoch beſchloß er kein neues Anlehen, ſondern Erhöhung des Umgeldes.

Jenes geſetzliche Feſtſtellen von Wochenzinſen für die kleinſte Summe als Einheit — 1 oder gar $^1/_2$ Pfund Pfennige — beweist, daß grade die arbeitenden Klaſſen am meiſten gewohnt waren, bei den Pfandleihern Hülfe zu ſuchen. Auch wird es von Gemeinden, die während der Verfolgungen ſich ihrer Juden anzunehmen pflegten, ausdrücklich hervorgehoben, daß ſie durch ein Darleihen auf Pfänder dem gemeinen Mann nützlich und unentbehrlich ſeien, und es wird ihnen, wo dem Chriſten das Geſetz es verbietet, ein ſolches Gewerbe geſetzlich erlaubt. So ſagt der baieriſch-öſterreichiſche Landfriede von 1256: „Es ſoll kein Chriſt Geſuch nehmen, noch Pfand auf Schaden ſetzen außer an die Juden, oder er iſt friedbrüchig.“ Eine im Archiv zu Paris erhaltene Urkunde enthält ein Verzeichniß von mehreren hundert Kleinbürgern und Arbeitern der Stadt Vitry, welche alle von den damals verfolgten Juden Summen in Belang von wenigen Pfunden oder Sous zurückforderten; die ganze Summe beträgt 844 Pf. 9 Sous.

War nun die Geldmacht der Juden ſo herrſchend und mächtig geworden, die Schuldenlaſt und Abhängigkeit der unteren Klaſſen ſo drückend und unerträglich, daß ſie nicht mehr aufathmen konnten und den täglichen Verdienſt, wie den wenigen Haus- und Grundbeſitz den harten Gläubigern gänzlich verfallen ſahen, ſo griffen ſie zu dem Mittel, das dem mittelalterlichen Geſchlechte gern als erſtes galt — zum gewaltſamen Aufruhr. Und indem ſie unbewußt die Beweggründe der Eigenſucht, freilich auch einer gewiſſen Nothwehr, durch Uebertreibungen religiöſer Anſchauungen, durch Vorſpiegelungen der wahnſinnigſten und unmenſchlichſten Verbrechen beſchö-

Digitized by Google

nigten, die sie selbst glaubten, weil der Glaube nützte, zerrissen sie, was sich nicht friedlich wollte lösen lassen, schlugen die todt, von denen sie nicht anders loskommen konnten, vollendeten durch eine That der rohesten Gewalt eine Selbstbefreiung, die durch menschliche Mittel und auf gesetzlichem Wege weder der Einzelne, noch der Staat herzustellen wußte. Alle zahllosen Judenverfolgungen, vielleicht einige wenige des 11ten Jahrhunderts ausgenommen, da die erste Glut der Kreuzzüge einen entzündeten Religionshaß mächtiger machte, als das Gefühl einer Abhängigkeit von unlöslichen Schulden, fast alle Verfolgungen sind die Ausbrüche einer solchen Krisis. Es ist die rohe Gewalt, durch die ein unterdrückter, hülfloser, in diesen Verhältnissen auch vom Staate allein gelassener Arbeiter- und Gewerbestand gegen ein aufgedrungenes, mitleidsloses Joch, sich bäumt, von dem sonst niemand ihn befreit und dessen Ende und Schwere nicht abzusehen ist.

So sehr auch Kauwerzen und Lombarden in Frankreich und den Rheingegenden, auch manche heimische Wucherer mit nicht minderer Gewinnsucht den Geldhandel betrieben, so galt doch vornehmlich das jüdische Volk, das alle Gemeinden und alle bürgerlichen Verhältnisse durchdrang, das überall sich niedergelassen hatte, als Repräsentant einer Geldmacht, die nicht gebunden an eine Heimat, unbekannt mit dem Werth und der Eigenthümlichkeit eines anderen Besitzers, auch keine von den Rücksichten kannte und übte, die der Bürger dem Mitbürger, der Herr dem Diener, der Fürst und Staat den Unterthanen schon des eigenen Vortheils wegen schuldet, sondern allein Geld aus Geld zu machen, Baares mit Baarem zu mehren bedacht ist.

Alle Verfolgungen begannen mit der plötzlichen, meistens räthselhaften Entdeckung eines unerhörten Verbrechens, von Mord und Zerstückelung der Christenknaben, Mißhandlungen von Hostien und Marienbildern mit erfolgten Wunderzeichen, Brunnenvergiftungen, die schreckliche Seuchen verursachten. In rasender Schnelligkeit entflammte das Gerücht solcher und ähnlicher Thaten den Volkshaufen, die Judenquartiere wurden erstürmt, die Juden in den eigenen Häusern und auf Scheiterhaufen verbrannt und gemordet, oder ihren Glauben und ihr Gewerbe abzuschwören gezwungen, und das Ende der ganzen wilden Bewegung war — Vernichtung der Schuldbriefe, Zurückgabe der Pfänder, Tilgung alles dessen, was ein Christ jemals einem Juden schuldig gewesen war.

Die Stadt Straßburg hatte 1399 Geld genommen von den Juden

Digitized by Google

gegen wohlverſiegelte Briefe, „und ſie hatten," heißt es in der Chronik, „ſo guten Frieden wie die Chriſten. Doch ſie wurden übermüthig und wollten niemand mehr nachſehen, und wer mit ihnen zu thun hatte, konnte nicht mehr übereinkommen. Da erhob ſich gewaltſam das Volk, verſperrte die Judengaſſe, vertrieb die Bürgermeiſter, unter dem Vorwande, ſie hätten Geld von den Juden genommen, verbrannte und tödtete der Juden mehr als 2000; nur wer ſich taufen ließ, blieb am Leben. Was man den Juden ſchuldig war, wurde alles quitt; alle Pfänder und Briefe wurden zurückgegeben, das baare Geld, das ſie hatten, nahm der Rath und vertheilte es unter die Handwerker." — Ein Jahrhundert früher, 1297, hatte der Rath zu Regensburg die Abgeordneten des baieriſchen Herzogs, die mit Glaubbriefen vom König Adolf ausgerüſtet, von den Juden ungerechte Abgaben erpreſſen wollten, voll Zorn aus der Stadt vertrieben; als aber im folgenden Jahre eine allgemeine Verfolgung in Deutſchland ſich erhob, ſtanden auch hier die Bürger gegen die Juden auf, die geweihte Hoſtien in Mörſern ſollten zerſtoßen haben, und tödteten eine große Anzahl, bis es dem Rathe gelang, den Frieden wieder herzuſtellen. 1348 und 49, als der verheerende ſchwarze Tod über Deutſchland eine namenloſe Angſt verbreitete, bedurfte es überall nur des geringſten Anlaſſes, nur der Ausſage eines geringen Verbrechers, des zufälligen Fundes eines Leichnams, um die ganze Wuth eines verzweiflungsvollen Volkshaufens gegen die Juden zu richten und in den erbittertſten Grauſamkeiten Genüge zu ſuchen; ſo zu Eßlingen, Konſtanz, Baſel, Zürich, Bern, ſo an der Donau, wie am Ober-, Mittel- und Niederrhein. Vom Volksaufſtande zu Köln, einem der gewaltſamſten und blutigſten, heißt es urkundlich: es war ein Aufruhr des gemeinen Volkes in und außer der Stadt, das nichts mehr zu verlieren hatte, und es überfiel Nachts mit Raub und Mord, Brand und Verwüſtung die Juden, daß der Rath und die Bürger (die Beſitzenden) nicht mehr zu hindern vermochten. —

Anfänglich, wie wir bei Regensburg geſehen, wie auch die Geſchichte von Augsburg und anderer Städte beweist, nahmen Rath und Gemeinde, auch Kaiſer und Fürſten ſich noch der Juden als nützlicher Gemeindeglieder an; allmälig wurden auch ſie fortgeriſſen, ließen geſchehen, was ſie nicht hindern konnten, und ſuchten ſchließlich aus dem Sturm ſo viel als möglich Vortheil zu ziehen. Friedrich II., Albrecht I., der baieriſche Ludwig erſtreckten zu wiederholten Malen über die verfolgte Judenſchaft ihren kaiſerlichen

Digitized by Google

Schutz, doch Mühlhausen im Elsaß erwarb schon 1290 durch kaiserliche Urkunde Befreiung von der Strafe des Judenmords und den Judenschulden, und 1348 auch die Häuser und das Vermögen der Gemordeten. Die Stadt Speier erhielt 1349 die Häuser der erschlagenen Juden von Karl IV. zum Geschenk, und derselbe Kaiser hob die sämmtlichen Judenschulden des Bischofs Gerhard von Speier auf, weil die meisten der Gläubiger doch erschlagen seien und Stadt und Bischof die Menge der Schulden nicht mehr zu bezahlen vermöchten.

Der schwäbische Städtebund beschloß unter Genehmigung des Kaisers Wenzel 1385 zu Ulm, daß von sämmtlichen Judenschulden ¼ von Kapital und Zins abgezogen und vom Reste für das laufende Jahr kein Zins mehr bezahlt werden sollte. Damals nahmen Juden in diesen Gegenden 65 vom Hundert! Weniger billig war desselben Kaisers Befehl, der 1390 in Nürnberg und andern Städten verkündigt und von den Kanzeln verlesen wurde: es habe der König zu Gunsten der Fürsten und der Stände des Reiches, die vom unmäßigen Zinsfuß der Juden so sehr gedrückt wurden, daß sie zuletzt von Land und Leuten weichen und solche mit dem Rücken ansehen mußten, beschlossen, daß jede Schuld bei den Juden, es sei Hauptgut oder Zins, erlassen sei und keine Forderung, die ein Jude an einen Christen machen könnte oder möchte, fernerhin noch Geltung habe. —

Digitized by Google

Der Kaiser-Prophet von China.

Von

Corvin.

Leichtgläubigkeit ist eins der mächtigsten Agentien in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Je wunderbarer und unerhörter die Dinge sind, welche ein neuer Prophet von seiner Abkunft und von seinen Visionen erzählt, desto eher findet er Gläubige und Anhänger. Vernünftige Leute, die ungewöhnliche Vernunft predigen, werden von ihren Zeitgenossen fast immer für Narren gehalten; allein gescheute Narren, die sublimen Unsinn vorbringen, haben die beste Aussicht Propheten genannt zu werden.

Eine Ueberzeugung, welche sich im Bereich der Vernunft bewegt, kann vielleicht Begeisterung erregen; allein der Glaube an Dinge, welche den Kreis des Menschenverstandes überschreiten, bringt fast immer Fanatismus hervor, der um so wilder ist, je weiter sich der Ursprung derselben von der Vernunft entfernt. Zur Ausbreitung von Religionen genügt Begeisterung nicht allein; keine Religion gedieh ohne Fanatismus, so lehrt uns die Geschichte.

Leute, die sich selbst Propheten nennen, werden stets von der Geschichte als solche anerkannt, wenn sie Gläubige genug finden, welche ihre Visionen durch harte Schläge und die Welt umgestaltende Thaten beweisen. Solch ein Prophet war Mahomed, solch ein Prophet ist Hung-Siu-tschuen, oder wie er jetzt genannt wird: T'hai-ping-wang. — Alle Propheten wurden anfänglich von den Gebildeten ihres Volkes verlacht; und wir lachen noch heute über den „Unsinn" der Mohamedaner und Buddhisten, die wieder beide über den unsrigen sich lustig machen. Für eine Religion, welche mit der Vernunft allein begriffen werden kann, ist noch kein Volk reif.

Zeit, Tugend und Laster, Wahrheit und Irrthum sind rein menschliche Begriffe; in der Hand der Vorsehung sind sie gleich mächtigen Werkzeuge,

Digitized by Google

zur Förderung ihrer verborgenen Absichten. Was wir von unserm Standpunkt aus in den Lehren des chinesischen Propheten Unsinn nennen, beschützt das in denselben, was wir als Wahrheit anerkennen. Dieses Samenkorn kann einst zu einem mächtigen Baume heranwachsen, der ganz Asien überschattet, und die hunderte von Millionen seiner Bewohner fähig mache europäische Kultur anzunehmen, was bei ihrer alten Religion ein Ding der Unmöglichkeit sein würde.

Der Ursprung und die ersten Handlungen solcher außerordentlichen Männer, welche von der Vorsehung erwählt wurden, die Welt umzugestalten, sind in jeder Hinsicht wichtig und interessant; und wir sind erfreut, genaue Nachricht über das Leben Hung-Siu-tschuens geben zu können, bevor er T'hai-ping-wang wurde. Wir verdanken dieselben einem von China zurückgekehrten Freunde, der in Hong-Kong lebte, als sich Hung-Jin, ein Anverwandter des chinesischen Propheten, in jener Stadt aufhielt, wo er von einem deutschen Missionär zum Christenthum bekehrt wurde.

1.

Der Ort, in welchem Hung-Siu-tschuen im Jahre 1813 geboren wurde, ist ein kleines Dorf, etwa dreißig englische Meilen von Canton. Es liegt in einer großen mit Reisfeldern angebauten und mit Dörfern durchzogenen Ebene. An einem hellen Tage kann man von dort aus das White-Cloudgebirge sehen, welches sich in der Nähe von Canton erhebt. Die Zahl der Einwohner dieses Dorfes beträgt nur vierhundert, von denen die meisten zu der alten und angesehenen Hungfamilie gehören, die Andern sind Abkömmlinge anderer Ansiedler und reden den Kia-ping-hau-Dialekt. Von den Eingeborenen, den Puntileuten, werden sie Hakkas (Ansiedler) genannt.

Die Dorfbewohner sind außerordentlich arm und jede Art von Luxus ist ihnen unbekannt. Die Front ihrer Häuser geht nach Süden, um während der heißen Jahreszeit die kühlenden Südwestwinde einzulassen und während des Winters gegen die kalten Nordwinde geschützt zu sein. Tritt man in solch ein Haus, so kommt man zuerst in einen viereckigen Raum von zehn oder zwölf Fuß Seitenlänge; an den Seiten desselben liegen Küche und Badezimmer. Dem Eingang gegenüber befindet sich die Halle, welche das gemeinschaftliche Zimmer für die Familie bildet. Sie ist offen in Front, um Luft und Licht einzulassen. An beiden Seiten derselben liegen die be-

Digitized by Google

ſondern Zimmer der verſchiedenen Familienglieder. Die Häuſer ſind nur ein Stockwerk hoch und das Dach beſteht einfach aus Balken und Sparren, die mit einer doppelten Reihe von Dachziegeln belegt ſind, eine Reihe mit der konkaven, die andere mit der converen Seite nach unten, wodurch das Dach den Regen abführt. Der Fußboden beſteht aus einer harten Miſchung von Sand und Thon, und die Wände ſind von demſelben Material, mit vielleicht etwas mehr Lehm darin. Das Dorf enthält drei Reihen ſolcher Häuſer. Vor der erſten Reihe iſt eine ſehr große — Miſtpfütze, welche zu landwirthſchaftlichen Zwecken hoch in Ehren gehalten wird. Dünger iſt in China ein ſehr wichtiges Ding, und man iſt ſo durchdrungen von dem Nutzen deſſelben, daß man darüber ganz den unangenehmen Geruch vergißt. Die Nachbarſchaft eines ſtinkenden Pfuhls würde uns Europäern ſehr ungeſund erſcheinen; allein die Chineſen ſind daran gewöhnt, und es ſcheint auch wirklich keinen Einfluß auf die Geſundheit zu haben, wenn man das Alter in Betracht zieht, welches manche Leute in dieſem Dorfe erreichten. Mehrere von den Vorfahren Siu-tſchuens ſtarben außerordentlich alt; einer wurde ſechsundneunzig, ein Anderer ebenfalls über neunzig und Siu-tſchuens Großvater über achtzig Jahre.

An der Seite dieſes Miſtpfuhls, links von dem Dorfe, ſteht das Schulhaus. In der dritten Reihe an der Weſtſeite liegt das Häuschen, in welchem der neue Kaiſer-Prophet geboren wurde. Bei ſeiner Geburt erhielt er nach chineſiſcher Sitte ſeinen erſten Namen „Brillant-Feuer", und als er mannbar wurde, einen andern, der ſeine Verwandtſchaft zur Hungfamilie anzeigte. Später, als er ein Gelehrter ward, nahm er als ſeinen litterariſchen Namen den an, unter welchem er lange bekannt war: Siu-tſchuen — „elegant und vollkommen."

Obwohl Oberhaupt des Dorfes, war ſein Vater doch arm. Er beſaß nichts als zwei Büffel, einige Schweine, Hunde und Federvieh. Er und ſeine zwei älteſten Söhne bearbeiteten die Reisfelder; allein Siu-tſchuen zeigte frühzeitig ſolche Lernbegierde und ſolche Fähigkeiten, daß man ihn mit ſeinem ſiebten Jahre in die Schule ſchickte. Er ſetzte ſeine Lehrer durch ſeinen Fleiß in Erſtaunen, und mehrere von ihnen weigerten ſich, Bezahlung von ihm anzunehmen. Auch ſeine Verwandten unterſtützten ihn, denn ſie waren ſtolz auf ihn und hofften, daß er einſt hohe litterariſche Ehren erreichen und dadurch Glanz über ſeine Familie verbreiten würde. — Nach fünf oder ſechs Jahren hatte er die „Vier Bücher", die „Fünf Klaſſiker", den Koo-wun

Digitized by Google

und Han-king hinter ſich, und las darauf für ſich andere Bücher, die außerhalb des Bereiches der Schulerziehung lagen, und ſtudirte die Geſchichte von China.

Als er ſechzehn Jahre alt war, mußte er ſeine Studien einſtellen, denn ſeine Familie war zu arm, um ihm die Mittel zu deren Fortſetzung zu liefern. Der junge Gelehrte mußte nun ſeinem Vater und ſeinen Brüdern bei ihrer Feldarbeit beiſtehen, und führte oft das Vieh auf die Berge zur Weide. Indeſſen bedauerte es jedermann, daß ſeine Laufbahn in ſolcher Weiſe verdorben wurde, und ein Freund lud ihn ein, für ein Jahr an ſeinen eigenen Studien theil zu nehmen, in der Hoffnung, daß er von der Gemeinſchaft mit einem ſo befähigten jungen Mann großen Nutzen ziehen würde. Das Jahr ging vorüber und Siu-tſchuen würde wieder die Ochſen haben hüten müſſen, wenn die Gemeinde nicht eingeſchritten wäre und ihn zum Schulmeiſter ihres Dorfes ernannt hätte — eine Stellung, in welcher er wenigſtens ſeine Studien fortſetzen konnte. Die Stelle, die er jetzt einnimmt, iſt freilich eine beſſere; allein damals war er ſehr dankbar, eine ſo beſcheidene Anſtellung zu erhalten.

Das Einkommen eines chineſiſchen Schulmeiſters hängt von der Anzahl ſeiner Schüler ab, die indeſſen zwanzig nicht überſchreiten darf, da er eine größere Anzahl nicht wohl würde unterrichten können. Jeder Knabe muß dem Lehrer jährlich folgende Artikel geben: Fünfzig Pfund Reis, für Extra-Lebensmittel 300 Caſh (einige Groſchen), 1 Katty (1 1/3 Pfd.) Lampenöl, 1 Katty Speck, 1 Katty Salz, 1 Katty Thee und außerdem an Geld von 1 1/2 bis 4 Dollars, je nach dem Alter und den Fähigkeiten des Schülers. Der Unterricht währt das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme von vier Wochen Ferien zu Neujahr, zu welcher Zeit das Engagement eines Schulmeiſters ſtets endet und ein neues gemacht werden muß.

Siu-tſchuen begann ſchon ſehr frühzeitig die Examinationen zu beſuchen, um recht bald einen litterariſchen Grad zu erlangen, wovon nach den in China beſtehenden Einrichtungen jede Beförderung im Staatsdienſt abhängt. Um den erſten Grad zu erlangen, welcher Siu-tſchai genannt iſt, muß jeder Kandidat drei Examina machen; nämlich zuerſt das Diſtriktsexamen, Hien-khau, dann das Departementsexamen, Fu-khau, und endlich das entſcheidende Examen in der Hauptſtadt der Provinz vor dem zu dieſem Ende von Peking geſchickten kaiſerlichen Examinator, welches Thau-khau heißt. Zu den Diſtriktsexamen melden ſich in Hwa-hien durchſchnittlich gegen fünfhundert

Digitized by Google

Personen. Jeder Kandidat muß seinen Namen und die seiner Voreltern durch drei Generationen angeben und außerdem das Zeugniß eines Graduirten aus dem Distrikt beibringen, daß er wirklich zur Gerichtsbarkeit desselben gehört, also zum Examen in demselben berechtigt ist.

Ist alles in Ordnung befunden worden, dann erhält jeder Kandidat eine Rolle weißes, eigens zu diesem Zwecke verfertigtes Papier, welches mit seiner Nummer bezeichnet ist. Auf demselben hat er seine Aufsätze niederzuschreiben. Für den ersten Tag sind dazu zwei Themata aus den „Vier Büchern" gewählt; die Wahl eines Themas für ein Gedicht ist dem Kandidaten überlassen. Diese Aufsätze werden nun nach ihrem Werthe geordnet und die Namen ihrer Verfertiger in zehn Abtheilungen getheilt, deren jede also fünfzig enthält. Nach einem Zwischenraum von drei oder vier Tagen wird dasselbe Verfahren wiederholt und so lange, bis die Kandidaten ihre Aufsätze und Gedichte siebenmal geschrieben haben; die ersten dreimal stets zwei Aufsätze und ein Gedicht und die letzten viermal nur einen Aufsatz und ein Gedicht. Derjenige, dessen Namen nach diesen verschiedenen Examinationen der erste auf der Liste bleibt, wird zum Oberhaupt des Distriktsexamens erwählt. Da es stets der Fall ist, daß eine Menge Arbeiten als zu mangelhaft im Inhalt oder in der Handschrift verworfen werden, was zur Folge hat, daß die Verfasser von der Liste verschwinden, so schrumpft dieselbe am Ende beträchtlich zusammen, und es bleiben nur fünfzehn bis zwanzig Namen stehen.

Das zweite Examen in der Departementsstadt geht in ganz ähnlicher Weise vor sich. Nachdem nun der kaiserliche Examinator die verschiedenen Namen der Graduirten aus den Departements ausgewählt, versammeln sich dieselben in der Provinzialstadt, und diesmal dauert das Examen nur einen Tag. Aus den vierzehn Distrikten von Canton werden gewöhnlich über zweihundert Kandidaten ausgewählt. Diejenigen, welche den Grad eines Siu-tschai erlangt haben, werden am folgenden Tage nochmals geprüft, um zu untersuchen, ob ihr Talent auch wahrer Natur ist und am Tag vorher kein Betrug stattgefunden hat.

Von diesen Siu-tschai's werden nach einem späteren strengen Examen, welches gleichfalls in Canton abgehalten wird, zweiundsiebzig zu dem zweiten litterarischen Grad erhoben, der Keu-jin hieß. Die Keujins aller achtzehn Provinzen des Reichs müssen zum dritten Examen nach Peking reisen, wo hundert und zwanzig oder dreißig von ihnen den dritten Grad, von Tsin-szu

Digitized by Google

erlangen. Alle Tsin-szus begeben sich endlich in den Palast, um zum letztenmal in Gegenwart des Kaisers geprüft zu werden, und vierzig oder fünfzig von ihnen werden zu Mitgliedern des Han-lin-Kollegiums ernannt. Alle Graduirten, mit Ausnahme der höchsten, haben die Verpflichtung, regelmäßig den Examinationen beizuwohnen, bis sie das sechzigste Jahr erreichten; versäumen sie dies, so verlieren sie ihre früher erlangten Grade. —

Bei dem Distriktsexamen war Siu-tschuens Namen stets unter den ersten auf der Liste; allein in Canton wollte es ihm niemals glücken und er konnte den so sehr ersehnten Grad eines Siu-tschai nicht gewinnen.

Er hatte nun sein dreiundzwanzigstes Jahr erreicht und war abermals in Canton, um sein Glück auf's neue zu versuchen, als er auf der Straße, grade vor dem Hause des Oberaufsehers der Finanzen, einen Fremden antraf, welcher die altchinesische Kleidung trug, die nur noch auf der chinesischen Bühne und in Cochinchina gesehen wird. Der Fremde trug ein Kleid mit weiten Aermeln und sein Haar war in einen Knoten auf dem Kopfe aufgebunden. Er verstand die chinesische Lautsprache nicht und bediente sich eines Dolmetschers, um den sich herzudrängenden Leuten ihr Schicksal vorauszusagen. Als sich Siu-tschuen ihm näherte, redete ihn der Fremde ganz unaufgefordert an und sagte: „Du wirst den höchsten Rang erreichen; aber gräme dich nicht, denn Gram wird dich krank machen. Ich gratulire deinem tugendhaften Vater."

Am nächsten Tage traf Siu-tschuen in der Liang-tsang-Straße abermals zwei Fremde, deren einer ihm neun kleine Broschüren gab, die ein vollständiges Werk bildeten unter dem Titel: „Keuen scht leang yen", oder „Gute Worte zur Ermahnung für das Zeitalter." Siu-tschuen nahm diese Bücher mit nach Hause, und nachdem er kaum oberflächlich hineingesehen hatte, legte er sie bei Seite, ohne weiter daran zu denken.

Im nächsten Jahr ging er abermals zum Examen nach Canton. Anfänglich war sein Name oben auf der Liste; allein dann kam er wieder an das Ende derselben, und er grämte sich darüber so sehr, daß er krank und genöthigt wurde, eine Sänfte und zwei Träger zu miethen, die ihn in sein Dorf tragen mußten, wo er am ersten Tage des dritten chinesischen Monats ankam. Er mußte das Bett hüten und ward von einem Traum heimgesucht, der ihn sehr beunruhigte. Er sah eine große Menge Leute, die ihn in ihrer Mitte willkommen hießen, und meinte, das bedeute seinen Tod. Er ließ seine Eltern und Verwandten rufen und sagte zu ihnen: „Meine Tage sind

Digitized by Google

gezählt und mein Leben wird bald sein Ende erreichen. O meine Eltern, ich werde nie einen Namen erlangen, der euch Ehre macht!" Nachdem er das geredet, wurde er ohnmächtig, und seine beiden Brüder, die ihn im Bette aufrecht gehalten hatten, legten ihn nieder und dachten gleich allen Anwesenden, daß er im Sterben sei.

Während dieses besinnungslosen Zustandes hatte er sehr seltsame Visionen, die später in seinem Gedächtnisse blieben und die deßhalb wichtig sind, weil sie für die Folge so bedeutende Resultate hervorbrachten.

Zuerst nachdem er die Besinnung verloren, sah er einen Drachen, einen Tiger und einen Hahn in das Zimmer treten und bemerkte bald darauf eine große Menge Leute, welche musikalische Instrumente spielten und einen kostbaren Tragsessel herbeibrachten, in welchen er sich setzen mußte. Man trug ihn an einen köstlich erleuchteten Platz, wo eine große Anzahl schöner Frauen und Männer versammelt waren, die ihn mit Freudenbezeugungen willkommen hießen. Als er vom Sessel aufstand, führte ihn eine alte Frau an einen Fluß und sagte: „Du schmutziger Mann, warum hast du mit jenen Leuten Gemeinschaft gemacht und dich dadurch herabgewürdigt? Ich muß dich nun rein waschen." Nachdem das Waschen vorüber war, ging Siu-tschuen mit einer Menge alter tugendhafter und ehrwürdiger Männer, unter denen er mehrere der alten Weisen bemerkte, in ein großes Gebäude. Dort öffnete man mit einem Messer seinen Leib, nahm das Herz und andere Theile heraus und setzte neue an ihre Stelle, die von einer schönen rothen Farbe waren. Sobald dies geschehen war, schloß sich die Wunde und er konnte nicht einmal mehr die Spur des Schnittes sehen.

An den Wänden des Saales, in dem er sich befand, hingen Tafeln mit Inschriften, die zur Tugend ermahnten und die er eine nach der andern las. Darauf ging man in einen andern Saal von unbeschreiblicher Pracht und Schönheit. Ein ehrwürdiger Mann mit goldenem Bart und schwarzem Gewande saß in ehrfurchtgebietender Haltung auf dem höchsten Sitze. Sobald er Siu-tschuen bemerkte, vergoß er Thränen und sagte: „Alle menschlichen Wesen in der ganzen Welt * verdanken mir ihr Dasein und ihre Erhaltung; sie genießen meine Nahrung und tragen meine Kleidung, aber nicht Einem unter ihnen kommt es in den Sinn, meiner zu gedenken und mich zu verehren. Was aber noch schlimmer, ist, daß sie meine Gaben an-

* Die ganze Welt heißt in der chinesischen Ausdrucksweise stets China.

Digitized by Google

nehmen und die Dämonen anbeten; ſie empören ſich abſichtlich gegen mich und erregen meinen Zorn. Ahme ihnen nicht nach." — Darauf gab er Siu-tſchuen ein Schwert und befahl ihm, damit die Dämonen zu vernichten, aber ſeine Brüder und Schweſtern zu ſchonen; dann gab er ihm ein Siegel, womit er die böſen Geiſter würde bezwingen können, und endlich eine gelbe Frucht zu eſſen, die angenehm und ſüß ſchmeckte.

Sobald Siu-tſchuen dieſe Inſignien der Majeſtät aus den Händen des Greiſes erhalten hatte, begann er die im Saal Anweſenden zu ermahnen, zu ihrer Pflicht gegen den Alten auf dem Thron zurückzukehren. Einige antworteten auf dieſe Ermahnungen: „Wir haben wirklich unſre Pflichten gegen den Ehrwürdigen vergeſſen;" Andere aber erwiderten: „Warum ſollten wir ihn verehren? Laßt uns luſtig ſein und mit unſern Freunden trinken." — Ueber dieſe Verſtocktheit vergoß Siu-tſchuen Thränen und fuhr in ſeinen Ermahnungen fort. — Der ehrwürdige Greis ſagte zu ihm: „Faſſe Muth und vollbringe das Werk. Ich will dich in jeder Schwierigkeit unterſtützen." Dann wandte derſelbe ſich zu der Verſammlung der Alten und Tugendhaften und ſagte: „Siu-tſchuen iſt fähig, das Werk zu vollbringen." Darauf führte er dieſen hinaus und gebot ihm, von oben hinunterzuſehen. „Siehe dort die Menſchen auf der Erde in der hundertfältigen Verdorbenheit ihrer Herzen." Siu-tſchuen ſah nieder und ſeine Augen gewahrten ſolchen Grad von Schlechtigkeit und Laſter, daß er den Anblick nicht ertragen und ſein Mund ihre Handlungen nicht ausdrücken konnte.

Der Eindruck war ſo ſtark, daß er von ſeiner Verzückung erwachte und fühlte, daß ſeine Haare ſich geſträubt hatten. Ein plötzlicher Zorn ergriff ihn; ſeine Schwäche verließ ihn für den Augenblick; er kleidete ſich an, rannte aus dem Zimmer und zu ſeinem Vater, vor dem er ſich tief verbeugte und ſagte: „Der ehrwürdige Mann oben hat befohlen, daß alle Menſchen ſich zu mir wenden und daß alle Schätze mir zufließen ſollen."

Dieſe Krankheit und dieſe Viſionen hielten vierzig Tage lang an. Während derſelben traf er oft mit einem Manne von mittleren Jahren zuſammen, den er ſeinen älteren Bruder nannte und der ihn unterrichtete, wie er zu handeln habe, ihn auf ſeinen Wanderungen zu den fernſten Regionen begleitete, um die böſen Geiſter aufzuſuchen, und der ihm darin beiſtand, ſie zu erſchlagen und auszurotten. Siu-tſchuen hörte auch unter Anderem, wie der ehrwürdige Alte den Confucius tadelte, daß er es unter-

lassen habe, die wahre Lehre in seinen Büchern klar auseinander zu setzen. Confucius schien sehr beschämt und gestand seinen Fehler ein.

Oftmals während seiner Krankheit pflegte Siu-tschuen in seinem Zimmer umherzurennen, zu springen und alle Gebärden eines Kriegers nachzuahmen, der im Kampfe begriffen ist, wobei er unaufhörlich schrie: „Tsan jau, tsan jau, tsanah, tsanah!" Erschlagt die Dämonen! Erschlagt die Dämonen! Todt, todt! ꝛc.

Der Vater wußte nicht, was er von diesem Zustande seines Sohnes halten sollte und legte denselben den Wahrsagern zur Last, die wahrscheinlich einen unglücklichen Fleck für das Grab eines seiner Vorfahren ausgesucht hätten. Er lud daher Zauberer ein, die bösen Geister zu beschwören; aber Siu-tschuen sagte: „Wie könnten diese Dämonen mir widerstehen? Ich muß sie umbringen, ich muß sie umbringen! Viele, viele können nichts gegen mich."

Er sagte oft, daß er rechtmäßig ernannter Kaiser von China sei, und war sehr erfreut, wenn ihn jemand als solchen anredete. Nannte ihn aber jemand verrückt, dann lachte er und antwortete, sie seien selbst närrisch. Er war bald im ganzen Departement als der Tolle bekannt, und die Leute kamen ihn zu sehen, wenn er ermüdet von seinen Sprüngen eingeschlafen war. Während seiner Krankheit machte er viele Verse, in denen sehr viel Offenbarung, aber wenig Menschenverstand ist. — Die Aerzte ließen Siu-tschuen eine Menge Medizin verschlucken; allein sein Geist hatte keinen Vortheil davon. Einst bemerkte sein Vater einen Streifen Papier, welcher in einer Thürspalte steckte und auf welchem mit scharlachrother Tusche sieben chinesische Zeichen geschrieben waren, die bedeuteten: „Die edeln Grundsätze des himmlischen Königs, souverainen Herrschers Tschuen."

Nach dieser Zeit gewann Siu-tschuen allmälig seine Gesundheit wieder. Er erzählte allen seinen Besuchern, was er während seiner Krankheit gesehen hatte; sie fanden es sehr merkwürdig, hielten es aber für keine Offenbarung, sondern für einfache Verrücktheit.

Diese Krankheit hatte indessen einen sehr heilsamen Einfluß auf das ganze Wesen des jungen Mannes; dasselbe veränderte sich, sowohl in Bezug auf Charakter, als auf äußere Erscheinung. Sein Vetter sagt von ihm: „Er war achtsam auf sein Benehmen, und sein Betragen war offen und freundlich; sein Körper wurde größer und stärker, sein Schritt fest und gebietend; seine Ansichten freisinniger und weiter." Sein Freund beschreibt

Digitized by Google

ihn in einer spätern Periode als „einen ziemlich großen Mann, mit ovalem Gesicht und von heller Farbe, hervorstehender Nase, kleinen runden Ohren, großen und hellen Augen; sein Blick war durchdringend und schwer zu ertragen, seine Stimme hell und wohlklingend; wenn er lacht, erschallt das ganze Haus; sein Haar ist schwarz, sein Bart lang und sandig (?), seine Körperkraft außerordentlich und die Schärfe seines Verstandes selten."

So groß auch der Eindruck war, den die erzählten Visionen auf Siu-tschuen machten, so würde die Erinnerung daran doch mit der Zeit dahingestorben sein, wenn nicht das befruchtende Element dazu getreten wäre. Dies war längst durch die Vorsehung vorbereitet und befand sich im Hause des künftigen Propheten und Gegenkaisers. Die Leser werden sich der Bücher erinnern, welche er in Canton von fremden Männern erhielt und die er in seinen Buchbehälter legte, wo sie ungestört bis zum Jahre 1843 liegen blieben. Zu dieser Zeit hatte Siu-tschuen eine Schule in einem Dorf, dessen chinesischer Name in der Uebersetzung „Wasserlilie" heißt, und welches zehn Meilen von seinem Geburtsort entfernt ist, und wohin ihn die Familie Li als Lehrer engagirt hatte. Im fünften Monat des Jahres 1843 war es, daß sein Vetter Li zufällig in der Bücherkiste kramte und hier die früher erwähnten neun Hefte fand. Auf seine Frage, was sie enthielten, antwortete Siu-tschuen, daß er es nicht wisse, und erzählte, wie er dazu gekommen war. Li nahm die Bücher mit sich, um sie zu Hause zu lesen.

Der Verfasser dieser „Gute Worte zur Ermahnung des Zeitalters" nennt sich selbst „Forscher nach Tugend." Sein gewöhnlicher Name ist jedoch Liang Afah, und er wurde von dem Missionär Dr. Milne zum Christenthum bekehrt. Da es ihm Ernst war, so nahm man ihn selbst zum Missionär an, und er schrieb neun Traktate von etwa fünfzig Seiten jede, welche von Dr. Morrison im Manuskript durchgesehen und dann 1832 in Malacca gedruckt wurden. Diese Traktate enthalten eine ziemliche Anzahl ganzer Bibelkapitel, nach Dr. Morrisons chinesischer Uebersetzung, viele Aufsätze über wichtige Gegenstände und andere Betrachtungen auf biblische Stellen gegründet.

Als Li diese Bücher Siu-tschuen zurückbrachte, sagte er ihm, daß deren Inhalt ganz außerordentlich und durchaus von den chinesischen Büchern abweichend sei. Dadurch neugierig gemacht, las sie Siu-tschuen von Anfang bis zu Ende, und mit einem steigenden Eifer, denn er fand in ihnen den Schlüssel zu seinen Visionen! Der ehrwürdige Alte auf dem

Digitized by Google

Throne war Gott, der himmliſche Vater, und der Mann von mittleren Jahren, der ihn unterrichtet und ihm in Vertilgung der Dämonen beigeſtanden hatte, war Jeſus, der Heiland der Welt. Die Dämonen waren die Götzenbilder, und ſeine Brüder und Schweſtern waren alle Menſchen in dieſer Welt.

Li ward ebenſo aufgeregt wie Siu-tſchuen, denn der Zuſammenhang dieſer Viſionen mit dem Inhalt der Bücher ſchien ihnen zu klar, um irgend einem Zweifel Raum zu geben. Da ſie aus den Büchern erfuhren, daß es nöthig ſei, ſich taufen zu laſſen, ſo vollzogen ſie dieſe Ceremonie gegenſeitig in der Art, wie ſie in den Büchern beſchrieben war. Sie beteten zu Gott, verſprachen keine böſen Geiſter anzubeten, nichts Böſes zu thun und die göttlichen Gebote zu halten; dann goſſen ſie Waſſer auf den Kopf und ſagten: „Reinigung von allen früheren Sünden, Ausziehen des alten Menſchen, Anziehen des neuen.“ Zu gleicher Zeit warfen ſie ihre Götzenbilder weg und entfernten aus dem Schulzimmer die Confucius-Gedenktafel, welche von Lehrern und Schülern ſtets beim Eintritt ehrfurchtsvoll begrüßt werden muß.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Wetterschlag.

Novelle

von

Bernd von Guseck.

1.

Ein tiefer Nebel bedeckte das Land. Die Kuppen der mächtigen Berge, welche sonst hoch über dem schönen See in den Himmel ragten, waren dem Blicke völlig entrückt; der Gießbach, welcher in Treppenfällen herniederschäumte, schien sich unmittelbar aus den grauen Wolken zu stürzen, die sich fast bis zu der Wasserfläche gesenkt hatten, als wollten sie sich dem verwandten Element, aus welchem sie ihre Nahrung ziehen, untrennbar vereinigen. Was wird der Nebel bringen? Strömenden Regen oder den schönsten Tag?

Fast war das Letzte zu hoffen, denn der Schleier, der sich um die nächsten Gegenstände wob, wurde immer dichter, so daß der Wanderer, welcher den Fußpfad am Seeufer verfolgte, kaum drei Schritte vor sich sehen konnte. Der Nebel schien also zu fallen. Es war ein gefährlicher Weg, den er eingeschlagen hatte, denn der Boden war von dem reichlichen Niederschlage sehr schlüpfrig geworden, und ein Fehltritt konnte bei den Unebenheiten des abschüssigen Pfades leicht in ein kaltes Wellengrab führen. Der Wanderer kannte aber keine Furcht; er war jung und stark und die Warnung, die ihm weiter oben, wo dieser Fußsteig sich von der Fahrstraße abzweigt, ein Hirtenmädchen zugerufen, hatte eher dazu gedient, ihn die Gefahr, die er meiden sollte, aufsuchen zu lassen.

Nur eine andere fürchtete er, die, sich zu verirren. Ihm kam so viel darauf an, zu rechter Zeit an dem Ziele seiner Wanderung einzutreffen, daß er eben deßhalb, sobald ihm die Hirtin gesagt, der Fußsteig könne ihn wohl eine

Digitized by Google

halbe Stunde früher dahin bringen, dieſen gefährlichen Weg trotz der Abmahnung gewählt hatte. So lange ihm der See zur Linken blieb, konnte er nicht wohl aus der Richtung kommen, aber ſobald er ſich an der Schlieseck vom Ufer trennen und wieder aufſteigen mußte, — ſieh! das iſt ja wohl ſchon die Schlieseck? War er ſo ſcharf zugeſchritten? Nach der Beſchreibung der Sennerin ſollte er doch faſt eine Stunde bis dahin zu gehen haben, und ſeine Uhr belehrte ihn, daß er keine halbe dazu gebraucht. Hatte er ſich aber auch nicht geirrt, als er zuletzt nachgeſehen? Die Schlieseck war eine ſchroffe, kantige Felswand, welche aus dem Hange vorſprang, faſt quer über den Pfad, als wolle ſie dem Wanderer denſelben ganz verſperren; ſie öffnete ihm aber dafür eine Schlucht, die ſich hart neben ihr ſeitwärts in den Schooß der Uferberge hineinzog; dieſe ſollte er einſchlagen, er werde dort etwas mühſam zu klettern haben, dafür aber auch in einer kleinen Stunde in Mattenwyl ſein.

So hatte ihm das Hirtenmädchen alles beſchrieben. Hier war die Felswand, deren ſchwarze Umriſſe geſpenſtig durch den Nebel blickten, zur Seite öffnete ſich die Schlucht — noch eine kleine Stunde mühſeligen Steigens und dann ſüßes Wiederſehen! Wie hätte er noch einen Moment zaudern und zweifeln können? Er bog friſch in die Schlucht hinein, deren Fuß ſchroff genug zum Seeufer abgeſetzt war, ſo daß er gleich ſeine Kraft im Klettern erproben konnte. Aber als er den Abſatz erklommen, ging es ganz bequem und allmälig bergan. Hier ſollte er ſich hüten, hatte ihm das Alpenmädchen geſagt, er werde bald drei große Tannen finden, von einem Orkan vor langen Jahren halb entwurzelt und nun ſchräg überhängend, an dieſen ſcheide ſich der Pfad, und er ſolle ſich dann, wie oft das auch wiederkehre, nur immer links halten.

Er ſchritt rüſtig vor, ſein Auge ſuchte im Nebel, der ſich in der Schlucht noch zu verdichten ſchien, nach den drei überhängenden Tannen, doch immer vergebens. Sehr bald hatte er ſie finden ſollen, nun war er nach ſeiner Meinung ſchon weit gegangen und ſie blieben noch aus; hatte der Nebel ſie vielleicht ſeinen Blicken entzogen und er war ſchon vorüber? Zweifelnd ſtand er ſtill, und auch ein anderes Bedenken hielt ihn feſt; die Schlucht, die ihm ſo eng beſchrieben worden, war ein ſanft anſteigendes muldenförmiges Thal, ſo viel er urtheilen konnte; der ſchwierige Kletterpfad, der ihm „ſehr ſtreng" fallen würde, fehlte ganz. Er mußte glauben, daß er ſich verirrt habe. Sollte er umkehren? Das war ſeine Sache niemals. Die

Digitized by Google

Schliesseck hatte er richtig gefunden, nur das Wahrzeichen, die Tannen, möglicherweise verfehlt; der Begriff von „bald" ist aber dehnbar, der Sennerin wahrscheinlich noch mehr, als seiner Ungeduld, die auf Vogelschwingen dem Fuße vorausstrebte, so konnte der Scheideweg auch noch vor ihm liegen, und war er schon vorüber, so nahm er später den ersten Pfad links, auf dem er ja, seinem guten Glücke vertrauend, auch an das Ziel kommen werde. Ueberdies schimmerte es bereits durchsichtig im Duft über seinem Haupte, so daß er hoffen durfte, bald klares Himmelsblau über sich zu erblicken. Vorwärts denn!

Aber im Hochgebirg, wer nicht mit ihm vertraut ist, der möge sich, wenn er allein wandert, auf mancherlei Tücken der Berggeister gefaßt machen. Der Verirrte — daß er das war, konnte er sich selbst nicht mehr abläugnen — schritt wohl eine Stunde in gleichmäßigem Ansteigen fort, ohne daß sich ihm zur Linken oder zur Rechten nur die kleinste Spur eines abgehenden Pfades gezeigt hätte; der Thalrand, an den er sich hielt, begleitete ihn in denselben sanftgeschwungenen Wellen, von niederm Gesträuch mit einzelnen hochstrebenden Baumgruppen besetzt; der üppigste Graswuchs, durch welchen der festgetretene Fußpfad sich schlängelte, bedeckte die ganze Sohle des Grundes, der bei heller Beleuchtung gewiß ungemein lieblich war, jetzt aber, besonders bei der zunehmenden Aergerniß des einsamen Wanderers keineswegs angenehm erschien. Er blieb endlich stehen und ließ einen Fluch hören — schämte er sich nicht, der junge Mann in der erhabenen Natur? Des Fluchens schämt sich leider ein Soldat nicht, und er war Soldat, wenn er auch jetzt das Kleid des Kriegsgottes nicht trug; auch den Aerger kann man ihm nicht verdenken, wenn man erwägt, daß er ein Wiedersehen versäumt, welches ihm wie ein Stern der Verheißung durch eine lange, öde Zeit geleuchtet hatte — aber eines andern Gefühls hätte er sich wohl schämen müssen: des Vorzugs, den er eben in Gedanken den flachen sandigen Ebenen seiner Heimat vor der Alpennatur gab!

Als wollte letztere sich rächen, fielen eben einige schwere Tropfen auf ihn nieder; der Nebelschleier, welcher schon durchsichtig geworden war, hatte sich seit einiger Zeit unbemerkt von ihm von neuem dicht geschlossen, die Tropfen fielen häufiger, und auf einmal prasselte ein Regenguß über das Thal, der von einem plötzlichen Sturm begleitet in sinnverwirrendem Toben zu einem wahren Wolkenbruche anschwoll. Da galt es Soldatenfestigkeit, um nicht körperlich und geistig zu erliegen. Von den Höhen strömten schon

Digitized by Google

die Waſſer hernieder, die Sohle des Thales wurde ſpiegelhell, der üppige Graswuchs verſank. Mit Geiſtesgegenwart hatte der Wanderer zur Seite auf dem Berghange einen mäßigen Vorſprung entdeckt und gewonnen, auf welchem einige Bäume ſtanden, dieſe ſchützten ihn zwar nicht vor dem Platzregen, gegen welchen wohl kein Blätterdach ſtark genug geweſen wäre, aber er konnte wenigſtens den Stamm mit dem Arme umſchlingen, daß er ſich aufrecht erhielt — und neben ihm rauſchten die Waſſer ins Thal.

Seltſamer Wechſel der Stimmung in ſeiner Seele! Er lachte plötzlich laut und fröhlich auf. Das Naturereigniß in all' ſeiner Gewalt ſchien ihm die volle Energie der Seele, welche ſich durch die Macht der Thatſachen eher ſtählt, als beugen läßt, wiedergegeben zu haben. Seine ganze Lage kam ihm auf einmal ſo komiſch vor, daß er mitten im Sturm und Katarakt luſtig auflachte. Wer von den einfachen Söhnen des Gebirges in der Nähe dies Lachen gehört hätte, der würde ſich wie vor einem böſen Geiſte bekreuzt haben. Es war aber niemand in der Nähe, und die heitere Stimmung hielt, wie erklärlich, nicht lange vor.

Eben ſo wenig zum Glück auch der Sturm und Regenguß. Faſt ſo plötzlich, als er gekommen war, ſchwieg er nach kurzer Zeit. Der Wanderer ſtand wie ein Schiffbrüchiger, der ſich auf eine Klippe gerettet hat, zu ſeinen Füßen die Flut, die ſich bei der mäligen Senkung des anmuthigen Thales nicht gleich verlaufen konnte; aber der Himmel war jetzt wirklich blau, die Kronen der Bäume auf dem gegenüberliegenden Rande ſchimmerten ſchon im vollen Sonnenlichte, das nun vor den zerflatterten Wolken ſchnell und ſiegreich bis in den Grund hernieder drang und auch des Wanderers Auge mit blendenden Strahlen traf, ſo daß er es ſenken mußte. Als er es wieder aufſchlug, erkannte er, daß ſich dicht neben ihm, von dem Vorſprunge, auf welchem er Schutz gefunden hatte, ein ſchmaler Pfad ſchräg an der Berglehne hinauf zog, und raſch entſchloſſen brach er auf, ihm zu folgen. Irgend ein Ziel mußte er doch haben! Er ſehnte ſich nach Menſchen. Verſäumt hatte er allerdings die Stunde, auf welche er gehofft hatte, unwiederbringlich, aber ſein Sinn quälte ſich nie mit entnervendem Beklagen, wo Dinge nicht mehr zu ändern waren, ſondern ſuchte lieber Rath, was nun Beſſeres zu thun.

Der Pfad, den er durchnäßt, wie noch nie in ſeinem Leben, mit verſtärkter Eile emporſtieg, führte ihn auf die Höhe, von wo er einen Fernblick hatte, der ihn für einen Moment bezaubert an die Stelle feſſelte. Ueber das

Digitized by Google

Thal zu seinen Füßen, dessen Lieblichkeit sich ihm jetzt erst im hellen Sonnenschein kund gab, flog das Auge, seiner Richtung folgend, zu dem Alpensee, welchen er auf seiner Wanderung an der Schlieseck, wie er meinte, verlassen hatte, und zu den jenseitigen imposanten Bergmassen, mit ihren kühnen Formen und wechselnden Farben von dunkelm Gestein und saftgrünen schimmernden Matten, helle Dörfer dazwischen, in der klaren Beleuchtung erkennbar, und das milchweiße Band des schäumenden Gießbachs, das sich von der Sonne durchblitzt auf dem Hintergrunde deutlich abzeichnete.

„Prachtvoll!" tönte es von den frischen Lippen des Wanderers, aber es durchschauerte ihn frostig vor dem scharfen Winde, der auf der Höhe strich, und er sah sich um, wohin sein Pfad nun weiter führen werde. Eine weit geschwungene Halde lag vor ihm. Auf einmal blickte er angenehm betroffen auf, denn er erkannte eine Sennhütte in geringer Entfernung und die helle Gestalt einer Sennerin, welche ihm rasch entgegen eilte. Das angenehme Gefühl, endlich in seiner Rathlosigkeit ein menschliches Wesen zu haben, verließ ihn aber schnell, als sein gutes Auge ihm hier ein Wiedersehen verkündete, auf das er im Leben wohl nie mehr gerechnet hatte, ein Wiedersehen, beschämend für seine Eitelkeit, die sich auch schon durch das schonungslose Gelächter, das ihm entgegen klang, verletzt fühlte. In seiner Heimat hatte er auf einer der kleinen Bühnen der Residenz eines jener Stücke gesehen, die den Gegensatz blasirter Norddeutschen mit der ungekünstelten Natur süddeutscher Bergkinder parodiren. Er kam sich genau wie der „Baron Striezow" aus dem „Versprechen hinter'm Herde" vor, und das „Lorle" nahte sich ihm schon im vollen, nicht eben graziösen Lauf. „Wo kommt Ihr denn daher?" rief ihm die Sennerin auf dreißig Schritt entgegen. „Warum seid Ihr denn die Riedau hinauf gegangen? Nach Mattenwyl kommt Ihr hier nicht." —

So hatte er denn wirklich einen falschen Weg eingeschlagen — es lag aber in seiner Natur, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, einen Irrthum einzugestehen, und so erwiderte er denn auch hier leichthin, daß er mit Absicht dies schöne Thal hinaufgestiegen sei und es doch in irgend einer Weise möglich sein müsse, selbst von hier nach Mattenwyl zu gelangen.

Die Hirtin lachte ihn unterdessen, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun, über sein allerdings trauriges Ansehen aus. Der elegante Sommeranzug, den er, von Kopf zu Fuß Grau in Grau, getragen hatte, war vom

Digitized by Google

Platzregen kläglich entſtellt, die Krempen des Hutes hingen von mehr als einer Seite in gänzlicher Abſpannuug hernieder. „Lache nicht, Mädel,“ rief er. „Sag mir lieber die kürzeſte Richtung auf Mattenwyl.“ —

Sie ſtreckte den braunen Arm aus. „Dort hinauf liegt es. Wenn Ihr ein Vogel wäret, oder ſonſt fliegen könntet, Herr, ſo ginge es wohl an. Ihr müßt wieder zurück, die ganze Riedau, die Euch ſo gefallen hat, und am See weiter gehen, bis zur Schlieseck, wie ich Euch geſagt hab' — nur wird der Pfad jetzt von Waſſer zerriſſen ſein und Ihr müßtet dann ganz wieder umkehren —.“ — „Rede mir nicht von umkehren,“ unterbrach er ſie. „Ich kehre in meinem ganzen Leben nicht um.“ — Das erſchien ihr wieder ſehr lächerlich, doch verſtummte ſie auf einmal vor dem zornigen Aufſprühen ſeines dunkeln Auges und ſah ihn verſchüchtert mit einem großen fragenden Blick an.

„Wie biſt du hieher gekommen von der Stelle, wo ich dich vor einigen Stunden getroffen habe?“ nahm er jetzt das Wort und biß ſich unwillig in die Lippe, als ſie ihm erklärte, daß dieſe Stelle kaum eine Viertelſtunde von hier entfernt und ſie nur vor dem nahenden Unwetter, welches ſie habe kommen ſehen, in die Hütte geflüchtet ſei. Er war alſo beinah im Ringe gegangen. — „Umkehren mag ich nicht, ſo bringe mich wieder auf die große Straße, von der ich auf deinen ſchlechten Rath abgewichen bin.“ — „Ei, Herr!“ rief ſie von dieſer Beſchuldigung entrüſtet. „Hab' ich's Euch nicht abgerathen?“ — Er hatte ſeine Geldtaſche geöffnet und reichte ihr ein anſehnliches Geſchenk, das ſeine beſchwichtigende Wirkung auf ſie nicht verfehlte. — „Kommt denn, Herr,“ ſagte ſie. „Es wäre ſchon beſſer geweſen, Ihr wäret gleich auf der großen Straße geblieben, dann könntet Ihr nun bald in Mattenwyl ſein, aber Ihr wolltet doch einmal den kürzeſten Pfad wiſſen — wäret Ihr nur am See, wie ich Euch ſagte, bis zur Schlieseck gegangen und nicht ſchon beim Riedſtein zu Berg geſtiegen, dann hätte Euch gewiß auch der Föhn nicht getroffen.“

Ihre Rede, die ihm zum Theil wegen der ſchweizeriſchen Mundart unverſtändlich blieb, ſchien keinen Eindruck auf ihn zu machen. Er ſchritt ſtumm neben ihr her, und es währte auch nicht allzu lange, ſo hatte er den Punkt wieder erreicht, auf welchem er ſie zuerſt getroffen hatte. Ihre Erſcheinung in der einſamen Gegend, ihre Tracht, ihr ganzes Weſen war ihm damals ſo romantiſch vorgekommen, jetzt mußte er über ſich ſelbſt ſpotten. Dort zog ſich denn auch das breite Band der wohlunterhaltenen Fahrſtraße hin,

Digitized by Google

das ihn unfehlbar nach drei Stunden an das Ziel seiner Wünsche bringen mußte, ohne alle Romantik! Im nächsten Dorf beschloß er sich ein „Wägeli" zu nehmen, allerdings auch solide zu speisen, denn er fühlte einen höchst prosaischen Hunger. „Leb' wohl, Sennerin!"

2.

Auf den Morgennebel und den Wassersturz in der Riedau war ein wunderschöner Tag gefolgt. Der Wanderer saß unter dem Vordach im Wirthshaus und weidete seine Augen an der herrlichen Scenerie, welche sich ihm auf den reich angebauten Höhen, die zu dem Dörflein herniederschauten, eröffnete. Das unbehagliche Gefühl, das nicht allein äußerlich von seinen durchnäßten Kleidern herrührte, sondern einen tiefern Grund in der Seele hatte, war momentan gestillt — was sich nicht ändern ließ, pflegte er leicht zu überwinden. Er konnte nicht mehr zu der Zeit, wie er so dringend gewünscht, in Mattenwyl eintreffen. Der schöne Moment, welchen er sich auf der ganzen Wanderung durch die herrlichsten Gegenden der Schweiz ausgemalt hatte, war unwiderbringlich verloren, und wenn er sich auch die Schuld nicht bloß in Bezug auf den heutigen Fehlgang beimessen mußte, so war er eben nicht der Mann, Fehler einzugestehen, nicht einmal sich selbst, und er tröstete sich, daß ja doch im Ganzen durch die Versäumniß nichts geändert werde.

Das Wägeli ließ aber unverantwortlich lange auf sich warten, und als der Reisende ungeduldig danach umschaute, gesellte sich der Wirth zu ihm, vertröstete ihn in jener halb jovialen, halb unverschämten Weise, die man oft genug verbunden findet, und fragte ihn dann nicht minder unbescheiden, zu wem er denn eigentlich in Mattenwyl wolle? Der vornehm abweisende Blick des Reisenden schien ihn sehr wenig zu stören, wahrscheinlich verstand er ihn gar nicht. „Es ist nur," fuhr er fort, „weil gestern ein Mann von Mattenwyl hier war, der uns viel erzählt hat von der fremden Familie, die den Sommer dort wohnt — zu der wollt Ihr doch, wenn mir recht ist, nach Eurer Sprache?"

Das „Ihr," welches ihm im Munde der Sennerin ganz hübsch geklungen, hatte ihn von dem bäuerischen Wirthe schon verdrossen, und er war im Begriff gewesen, sich des Aufdringlichen kurz zu entledigen, als die letzten Worte seine Aufmerksamkeit erregten. Hier konnte er vielleicht Inter-

Digitized by Google

eſſantes, wenigſtens in der einheimiſchen Anſchauungsweiſe Originelles, vernehmen. „Was hat der Mann von der fremden Familie erzählt?“ fragte er, ohne einen lebhaften Antheil blicken zu laſſen, damit er den Berichterſtatter nicht vorſichtig mache. Das war aber nicht zu befürchten. „Nichts für ungut!“ rief der Wirth und ſchlug ſich ſchallend mit einem kurzen Auflachen auf das Knie. „Müſſen ein närriſches luſtiges Völkchen ſein! Alle Tage Narrenspoſſen! Einmal Komödie ſpielen, ein andermal Wettlaufen, heut dies, morgen das!“

Die Schilderung befremdete den Gaſt. Sie ſchien ihm durchaus unwahr, wenn er ſich das ernſte Weſen des Vaters, den ſtillen Sinn der Mutter dachte — oder es mußte in den freien Bergen der Schweiz ein ganz anderer Geiſt bei ihnen eingekehrt ſein. Eine leichte Röthe ſtieg in ſeinem Geſichte auf. „Sie haben alſo viel Beſuch?“ warf er hin. — „Das will ich glauben! verſicherte der Wirth. „Wo ſüße Kirſchen hängen, fliegen die Spätzli zu.“ Ein verſchmitztes Zwinkern mit dem einen Auge auf ſeinen Gaſt ſchien anzudeuten, daß er nicht abgeneigt war, auch ihn dieſer muntern Vögelſchaar beizurechnen. Der Gaſt aber bemerkte das nicht, ſondern drehte den ſchwarzen Stutzbart, den er trug, in die Höhe und fragte kurz abbrechend nach dem Wagen. Dieſer bog eben um die Ecke und fuhr vor. — „Wie lange bis Mattenwyl?“ fragte der Fremde, indem er ſich raſch aufſchwang. „Eine kleine halbe Stunde!“ lautete der Beſcheid.

Die kurze Friſt wurde ihm gleichwohl zur Ewigkeit, wie reizend auch die Gegend war, durch welche der Weg in den Krümmen des Thales führte. Endlich ſchimmerten fernher die erſten Häuſer, anmuthig am Berghange zerſtreut, welche ihm der Knecht als Mattenwyl bezeichnete. Der Eberhof, in welchem die deutſche Familie wohnte, der allerdings der Beſuch des jungen Mannes zugedacht war, lag jedoch am andern Ende des lang geſtreckten Dorfes, und ſo wurde ſeine Geduld bis zum letzten Augenblick auf eine harte Probe geſtellt.

Jetzt war das Ziel erreicht — der Wagen hielt vor der Pforte. Die Blicke des Ankommenden hatten ſchon an allen Fenſtern des freundlichen Wohnhauſes geſucht; niemand zeigte ſich, niemand erſchien, ihn zu empfangen; alles war wie ausgeſtorben. Sie ſind abgereist! erſchreckte ihn der erſte Gedanke. Er ſprang vom Wagen und klopfte an die Pforte. Da erſchien zu ſeiner großen Beruhigung endlich ein bekanntes Geſicht, wenn es auch einer alten, verdrießlich blickenden Frau angehörte, die aus der geöff-

neten Pforte trat und ihn zweifelnd betrachtete. — „Iſt die Herrſchaft nicht zu Hauſe? Kennen Sie mich nicht, Frau Heinze?“ — Ihr Geſicht wurde nicht freundlicher, als ſie ihn erkannte. „Sind Sie es, Herr von Weißenborn? Die gnädige Herrſchaft hat einen Ausflug gemacht — dem Geburtstag zu Ehren. Heut iſt Fräulein Adelheids Geburtstag. Sie kommen vor das leere Haus.“

Er wandte ſich um und verabſchiedete durch einen ſtummen Wink den Knecht, der ihn gefahren und mit dem er ſich ſchon abgefunden hatte. Gepäck führte er nicht bei ſich. Der Wagen fuhr zur Verwunderung der alten Frau von dannen, und Herr von Weißenborn bat dieſe, ihn einſtweilen eintreten zu laſſen — er wolle ſich nur umkleiden und dann von ihr hören, ob es möglich ſei, der Herrſchaft auf ihrem Ausfluge zu folgen. — „Umkleiden?“ fragte die alte Frau erſtaunt und ſchien neben ihm nach etwas zu ſuchen. — „Mein Koffer iſt doch angekommen?“ entgegnete er, durch ihr Benehmen ſtutzig gemacht. — „Ich weiß von gar nichts — auch die gnädige Herrſchaft nicht. Es wurde noch heut früh von Ihnen geſprochen.“ — „Wie iſt das möglich?“ rief er unwillig. „Ich habe den Koffer bereits vor drei Tagen in Luzern zur Poſt gegeben — iſt auch mein Brief nicht angekommen?“ — „Das weiß ich nicht — der gnädige Herr öffnet die Taſche mit den Poſtſachen immer ſelbſt. Aber wollen Sie nicht eintreten? Kleider zum Umziehen könnten Sie vom jungen Herrn einſtweilen nehmen, die werden Ihnen zwar ſehr ſchlecht paſſen, aber ſo können Sie doch nicht bleiben.“

„Emil iſt auch hier?“ fragte er, nicht angenehm überraſcht, da zwiſchen ihm und dem Sohne des Hauſes keineswegs ein ſehr freundſchaftliches Verhältniß beſtand. Er folgte aber der Frau Heinze, die ihn in ein kleines Zimmer führte, das nach der ganzen Einrichtung zur Aufnahme von Gäſten beſtimmt ſchien, offenbar auch gegenwärtig deren beherbergen mochte, vielleicht eben Emil. — „Nein,“ ſagte die Alte, als er das ausſprach. „Hier wohnt der Herr Graf von Bender.“

Den Namen hatte er nie gehört. Es widerſtrebte ihm, von der Frau, die nichts weniger als redſelig war, weitere Auskunft zu erfragen; er lehnte auch den wiederholten Vorſchlag, ſich aus der Garderobe des jungen Herrn Kleider zum Wechſeln auszuwählen, ab und fragte nur, wohin die Herrſchaft einen Ausflug unternommen habe. Frau Heinze nannte ihm einen Punkt im Gebirge, der ſehr ſchön, aber nicht eben nahe ſein ſollte, und bezweifelte, ob er die Herrſchaft dort treffen werde, da die Rede davon ge-

Digitized by Google

weſen ſei, Nachmittags auf den ſchönen abendlichen Mondſchein zur Heimkehr zu vertrauen und noch etwas ins Blaue zu reiten.

„Zu reiten?“ fragte er abermals überraſcht. — „Ja. Sie ſind alle zu Pferde aus,“ berichtete Frau Heinze. „Nur die Frau Baronin ſind gefahren.“ — „Auch meine Couſine Adelheid?“ rief er. — „O die ſollten Sie reiten ſehen! Sie reiten auch, daß Einem angſt und bange wird, ob Sie ſich nicht den Hals brechen werden! Aber an Fräulein Adelheid würden Sie Ihre Freude haben. Erſt wollte ſie durchaus nicht, aber wie es der Herr Graf mit Bitten erſt einmal durchgeſetzt hatte, da war ſie auf dem Pferde ſo dreiſt und fand ſo viel Vergnügen am Reiten, daß ſie nun ſelbſt ein ſchönes Pferd beſitzt — einen Apfelſchimmel.“ — „So!“ war Weißenborns ganze Antwort. — „Ich dächte, Sie ruhten ſich alſo aus, bis die Herrſchaft wieder kommt,“ rieth die Alte.

„Das will ich!“ ſagte er kurz. Ihre Frage, ob er nicht etwas zu ſpeiſen befehle, lehnte er ebenſo entſchieden ab, als vorher den Rathſchlag für das Umkleiden. Sie entfernte ſich, und wenn ſie gemeint hatte, daß er ſich nun ausruhen werde, ſo war ſie im Irrthum. Ruhe war ihm nie ferner geweſen, als in dieſem Augenblicke. Er ging, die Hände über der Bruſt gekreuzt, im Zimmer auf und ab; ſein Gang wurde immer ſtürmiſcher, ſein Tritt zugleich feſter, trotziger. Wer war dieſer Graf von Bender, der über Adelheids mädchenhafte Abneigung, welche er, ihr Vetter und — er hatte gehofft, mehr noch! — vergebens bekämpft, einen ſo leichten Sieg gewonnen hatte? Wie kam er in das Haus ſeines Oheims, das ſich ſonſt nicht ſo leicht jedem Fremden öffnete? Den Namen Bender hatte er in den Kreiſen der Heimat niemals gehört. Er erinnerte ſich obenhin eines hiſtoriſch bekannt gewordenen Feldherrn, der zu Kaiſer Joſephs Zeit den Aufruhr in den öſterreichiſchen Niederlanden unterdrückt hatte — der Mann, in deſſen Zimmer er jetzt mit ſeinen Zweifeln rang, mochte ein Nachkomme von ihm ſein, jedenfalls war er aber ein Fremder, der ſich hier eingedrängt hatte, wo ihm, nach Weißenborns Anſicht, kein Recht zuſtand. Wie viel Rechte mußte er aber ſchon gewonnen haben, daß er nicht allein das Haus beſuchen, ſondern als Gaſt bereits hier wohnen durfte! Adelheid ritt mit ihm aus — jedenfalls allein! Wer ſollte ſie begleiten? Der Vater — wie er ihn kannte, gewiß nicht, oder nur gelegentlich, wie heut.

Weißenborn brannte vor Begier, die alte Haushälterin über des Grafen Verhältniſſe und Perſönlichkeit zu befragen, doch ſchämte er ſich

Digitized by Google

dessen, und ein zufälliger Blick in den Spiegel, als er vorüber ging, trieb eine höhere Glut in seine Wangen. Er fand die Figur, welche er in diesem Moment, und zwar nicht bloß äußerlich, spielte, im höchsten Grade lächerlich. Das gab ihm auf der Stelle die nöthige Energie wieder. Sein Entschluß war gleich gefaßt.

Er zog die Klingelschnur, welche er neben der Thüre bemerkte, und als nach einigem Zögern nicht die alte Frau Heinze, sondern eine schweizerische Magd erschien, fragte er, ob sie ihm im Dorfe recht schnell einen Wagen schaffen könne, der ihn nach der nächsten Poststation bringen könne. Sie gab ihm die tröstliche Auskunft, daß im Dorf selbst eine Poststation sei und wo er sie finde. Darauf befahl er ihr, die Haushälterin zu rufen und erklärte dieser, als sie erschien, daß er vor allen Dingen seinem verlorenen Koffer auf die Spur kommen müsse, er werde daher vielleicht selbst noch eine Ausflucht unternehmen müssen und bitte sie, wenn er nicht zurückkehre, ehe die Herrschaft von ihrer Partie eintreffe, nichts von seinem Hiersein zu erwähnen, da er sich die Freude einer Ueberraschung verschaffen wolle, welche sie ihm doch nicht verderben werde. Sie versprach es ihm.

Er eilte nach dem Postgebäude und hörte dort auf Befragen, daß kein Stück aus Luzern unter der Adresse des Freihern von Bogen angekommen sei — Weißenborn hatte nämlich seines Oheims Adresse als sicherer gebraucht. Der Ausbruch seines Unwillens ließ den eidgenössischen Beamten kalt, er entgegnete, daß irgend ein Versehen bei der Aufgabe in Luzern vorgefallen sein müsse, die Regelmäßigkeit des Postbetriebs stehe außer aller Frage, es werde daher gut sein, einen Laufzettel mit der Bitte um Auskunft abgehen zu lassen, in einer Viertelstunde komme die Post durch. Weißenborn war längst entschlossen, die Nachfrage in Luzern selbst zu halten, ließ sich einschreiben und fuhr nach richtig gemessener Zeit an dem Landhause, das sein Oheim für seinen Sommeraufenthalt in der Schweiz gemiethet hatte, vorüber. Er drückte sich jedoch in die Ecke, damit ihn nicht zufällig Frau Heinze erblicken könne, denn es gehörte auch zu den Besonderheiten seines Charakters, daß er sich, selbst bei ganz geringfügigen Dingen, nicht gern in sein Thun und Lassen blicken ließ. Er konnte abstoßend werden, wenn ihn bei irgend einem Gange selbst ein Bekannter fragte: wohin? Frau Heinze war aber nicht gewohnt, aus dem Fenster zu schauen, und erst gegen Abend, als Herr von Weißenborn nicht wieder zurückgekehrt war, hörte sie von der Schweizerin, welche die Herrschaft für

Digitized by Google

die Dauer ihres Hierſeins als Magd angenommen hatte, daß der fremde Herr mit der Poſt abgereist ſei. Ihre lebhaften Wünſche als gute Wirthin für die Wiedererlangung ſeines Eigenthums begleiteten ihn.

Der Abend ſank, die Sonne ging prachtvoll unter, das beſtändigſte Wetter verſprechend. Nach kurzem Zwielicht ſäumten die Strahlen des aufſteigenden Vollmondes die Bergränder im Oſten mit hellem Silber und bald war das ſchöne Thal mit zauberiſchem Licht erfüllt, das die täglich gewohnten Gegenſtände im fremdartigen Spiel von Schatten und Glanz zu phantaſtiſchen Gebilden verwandelte. Feierliche Stille herrſchte weiter hinauf, wo die Maſſen des Gebirges ſich mächtiger thürmten — die harmoniſchen Glocken der Heerden waren längſt verſtummt, nur ein fernes Alphorn ließ von Zeit zu Zeit ſeine lang gehaltenen, Sehnſucht weckenden Töne hören.

Da klang es, dem Thale von Mattenwyl aus einem Seitengrunde ſich nahend, wie mehrfacher Hufſchlag, auch raſſelten die Räder eines Wagens im unebenen Geſtein von dorther. In das helle Mondlicht kam eine Geſellſchaft zu Pferde heraus, es waren zwei Reiterpaare und zwiſchen dem erſten und zweiten ein kleines, offenes Gefährt, mit zwei Damen beſetzt. Das Paar an der Spitze war eine Dame und ein Herr — ſie ritten ſo dicht zuſammen, als ſei der Weg allzu eng, oder war es die Sorge des Herrn um die ihm anvertraute Reiterin, daß er ſein Pferd ſo hart an dem ihrigen hielt? — Wer ihr halblautes, angelegentliches Geſpräch hätte belauſchen können! Das edle, jugendliche Geſicht der Dame, vom hellen Mondlicht beſchienen, ſah bleich, aber ſchön aus, wie das eines verklärten Engels, ihr Auge leuchtete zuweilen, wenn ſie es zu dem Manne an ihrer Seite, der in etwas geneigter Haltung zu ihr ſprach, empor richtete — aber dies Leuchten konnte auch die Wirkung des Mondſtrahls ſein, und es wäre von ihrem Begleiter thöricht geweſen, voreilige Hoffnungen daran zu knüpfen, um ſo mehr, da ſie heut und beſonders auf dem Heimwege, ungemein ſchweigſam war. Aber ſie lauſchte doch ſeinen Worten, die immer beziehungsreicher wurden, und kein Zeichen that kund, daß ſie davon verletzt werde.

Hinter dem erſten Paare ritt ein zweites: ein großer, ältlicher Herr, deſſen Silberhaar an den Schläfen in der taghellen Beleuchtung ſchimmerte, und von ihm durch den Wagen mit den beiden Damen getrennt, ein ſchlank aufgeſchoſſener ſchmächtiger junger Mann. Der letztere plauderte in lebhafter Wechſelrede mit der kleinern von beiden Frauen, die auf ſeiner Seite ſaß, während der ältere Herr nur von Zeit zu Zeit mit der andern, die, wie er,

ſchon älter war, ein freundliches Wort austauſchte und ſeine Aufmerkſamkeit mehr dem jungen Paare zuwendete, das auf einige Schritt Entfernung vor ihnen ritt. Auf dem Kirchthurm in Mattenwyl ſchlug es elf Uhr.

„So ſpät!“ ſagte die ältere Dame, welche die Schläge gezählt hatte. „Wir fallen in ſtädtiſche Gewohnheiten zurück.“ — „Gewohnheiten ſoll man gar nicht haben, Mama!“ rief der junge ſchlanke Mann von der andern Seite des Wagens. „Wie der Moment, wie die Luſt es bringt — keine Regel, kein Einſchnüren durch ſelbſtauferlegten Zwang.“ — „Etwas Zwang iſt jedem Menſchen gut, Emil,“ erwiderte die Mutter ſanft. — „Selbſt einem Heidelberger Studenten,“ ſetzte der ältere Herr hinzu. — „Es wird ihm auch nicht erſpart, Papa,“ antwortete der Sohn. — Nach einer Weile flüſterte die kleinere Dame der ältern zu: „Daß Rüdiger heut nicht gekommen iſt, Tante! Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß er ausbleiben könnte!“ — „Wer weiß, was ihn abgehalten hat, Laura. Es iſt vielleicht recht gut ſo.“

In dem Landhauſe, welchem ſich der Zug jetzt näherte, hatte man die Ankommenden ſchon bemerkt, denn es entzündeten ſich Lichter in mehreren Fenſtern. Die beiden Führer, welche auf einem Nichtwege früher gekommen waren, hatten überdies die Herrſchaft bereits angemeldet. Sie ſtanden vor der Thüre, ihre Pferde, welche ſie geſtellt hatten, in Empfang zu nehmen, während der Reitknecht vom Hauſe auf die beiden wartete, die ſeiner Sorge anvertraut waren. Der vorderſte Reiter ſprang vom Pferde, das er dem herzueilenden Diener überließ, und half der jüngern Dame aus dem Sattel — auch die übrige Geſellſchaft war unterdeſſen abgeſtiegen, und die Haushälterin, welche an der Thüre ihre Herrſchaft empfing, verneinte die Frage, ob in ihrer Abweſenheit etwas Beſonderes vorgefallen ſei. Was Frau Heinze einmal verſprochen hatte, hielt ſie mit eiſenfeſter Zuverläßigkeit.

Die Damen entledigten ſich ihres Bergcoſtüms — die Männer waren in den kleinen, geſchmackvoll eingerichteten Salon getreten, in welchem die Familie ſich ſtets vereinigte. Ein paar hellbrennende Lampen verbreiteten ein wohlthuendes Licht in dem Raume, und die lebhaften Augen des jungen Mannes ſpähten verſtohlen in dem Antlitze des Andern, der mit ſeinem Vater ein Geſpräch über die heut geſchauten intereſſanten Punkte des Gebirges führte. Dem Sohn war es weit intereſſanter, zu erforſchen, ob es nur die Schönheit der Gegend ſei, welche dem männlichen Antlitze des Gaſtes einen ſo glücklichen Ausdruck verliehen habe. Seine Zweifel ſchienen

gelöst zu werden, als die Damen in den Salon traten, ſeine Schweſter Adelheid mit der Mutter voran. Zufrieden gab er die weitere Beobachtung auf, die ohnehin, weil ſie meiſt zu einer ſtummen Rolle verurtheilte, ſeiner Natur nicht recht zuſagte. Er wandte ſich lieber, dem eigenen Zuge ſeiner Intereſſen folgend, an ſeine kleine muntere Couſine Laura, welche ihr Amt am Theetiſch mit gewohnter Anmuth verwaltete. Ein allgemeines Geſpräch, das ſich faſt nur auf die heutige Bergpartie bezog, belebte die kurze Weile, in welcher die Geſellſchaft noch zuſammen blieb, dann trennte ſich die Familie, und der Gaſt, dem eine bleibende Stätte im Hauſe vergönnt war, zog ſich in ſein Zimmer auf dem Seitenflügel zurück, daſſelbe, in welchem heut ein Anderer, von deſſen flüchtigem Hierſein kein Menſch außer der alten Frau Heinze und der ſchweizeriſchen Magd etwas wußte, die Ruhe vergeblich geſucht hatte.

Die beiden jungen Mädchen ſaßen nun allein in ihrem traulichen Gemach und ſchienen noch wenig Luſt zu haben, zu Bett zu gehen. Adelheid hatte verſichert, noch gar nicht müde zu ſein, Laura ihr das geglaubt, und ſo ſaßen ſie denn, in aller Gemächlichkeit ihre Locken aufwickelnd, und plauderten noch mädchenhaft über die kleinen Dinge, die eben nur für junge Mädchen ein Intereſſe haben. Laura hätte freilich gern etwas tiefer zum Herzen Gehendes beſprochen, aber ſie erinnerte ſich, was ihr heut die Tante geſagt hatte, und war zu klug, um unvorſichtig vielleicht ein Unheil anzurichten. Adelheid mochte vielleicht auch etwas Beſſeres auf dem Herzen haben, als wovon ihre feinen, anmuthigen Lippen überfloſſen; ihr Auge, das zuweilen auch hier in der einfachen Kerzenbeleuchtung aufſtrahlte und dem der Couſine nicht recht Stand hielt, ihre Farbe, die mehr als einmal ohne beſtimmten Anlaß im Geſpräch zur lieblichen Roſenglut ſich erhöhte, gaben Zeugniß, daß ihre Gedanken von andern Dingen bewegt wurden, als von der Stickerei und dem Muſter ihres Kragens, oder von der letzten Sendung von Muſikalien. Aber Beide hüteten ſich, die harmloſe Bahn ihrer Plauderei zu verlaſſen — es war das unbewußte Gefühl, daß ein Schritt ſeitwärts gefährlich werden könne.

Da gab ein Zufall den Anſtoß dazu. Adelheid ließ ihr Toilettekäſtchen aus der Hand gleiten, daß der ganze Inhalt der tauſend kleinen Dinge, die es enthielt, über den Boden klirrte und flatterte, und als Beide lachend und eilig die zerſtreuten Gegenſtände wieder aufgeſucht hatten, ſtieß Adelheid plötzlich einen leichten Schrei aus. Eine große Nadel, welche ſie mit andern

Dingen zuſammen gefaßt, hatte ſie in die Hand geſtochen und ſaß noch feſt darin — als ſie dieſelbe aber herauszog und näher betrachtete, wurde ſie bleich und ſah ihre Couſine mit einem räthſelhaften Blicke an.

„Was iſt dir?“ fragte dieſe verwundert. „Sieh doch! Es blutet ja — du wirſt dir Flecke in das Kleid machen.“ — Adelheid hob die Hand auf, aus welcher wirklich ein Blutstropfen hervorquoll. Dieſen trocknete ſie ab und die Farbe, welche ohnehin bei jeder Regung ihres Innern in ihrem reizenden Geſichte davon Zeugniß gab, kehrte ſchnell auf ihre Wangen zurück. Dann reichte ſie die Nadel, mit welcher ſie ſich verletzt hatte, ihrer Couſine hinüber. „Kennſt du ſie?“ — Es war eine goldene Tuchnadel von feinſter geſchlungener Arbeit, nicht mehr ganz modern. Laura erkannte ſie auf den erſten Blick und wunderte ſich nur darüber, wie ſich dieſe Nadel, gleichſam verloren und vergeſſen, in dem Toilettenkäſtchen finden konnte, da ſie Adelheid, vielleicht nicht ohne Bewußtſein, ſchon ſeit längerer Zeit gar nicht mehr getragen hatte. — „Iſt es nicht ſeltſam,“ fragte Adelheid, als der Blick ihrer Couſine ihr geſagt, daß ſie die Nadel gleich erkannt habe, „iſt es nicht ein ſonderbarer Zufall, daß ich mich grade heut an ihr ſtechen muß?“ — „Du wirſt doch nicht eine Schickſalsnadel, wie in einer Müllner'ſchen Tragödie aus ihr machen wollen?“ entgegnete Laura ſcherzend. „Sie ſticht dich bloß, um an ihren richtigen Platz zu kommen unter deine übrigen Kleinodien — hieher unter das Dienſtvolk der Toilette gehört ſie nicht.“ — Adelheid ſtand auf, zog ein Fach ihrer Chiffoniere heraus und legte die Nadel ſtill hinein — es entging Laura nicht, daß ſie dieſelbe auf einen Moment ſinnend betrachtet hatte.

„Weißt du,“ begann ſie dann, nachdem ſie wieder an dem kleinen Tiſch ſaß, der ſie von der Couſine trennte, „weißt du, daß heut wieder der Jahrestag iſt? Der neunte Auguſt? Heut vor fünf Jahren!“ — „Gott ſei Dank, daß du gerettet worden biſt! Ich habe an den Tag nicht mehr gedacht, wenn ich auch niemals das furchtbare Ereigniß vergeſſen werde und —“ ſetzte ſie mit möglichſter Ungezwungenheit hinzu — „den Muth des lieben Rüdiger.“ — „Du kannſt den Tag vergeſſen? Ich weiß die Stunde noch — grade um zehn Uhr. Die alte Wanduhr hob ihren tiefen ſchweren Schlag an, ich wähnte, es ſei meine Todesſtunde — als Rüdiger erſchien — ich ſehe den Stahlblitz noch, der mich rettete —“ ſie ſchauerte in großer Aufregung — „und wie der Unglückliche, der mir den Tod gedroht hatte, dann zuſammenbrach und ſein warmes Blut —.“ — „Ich bitte dich

um Gotteswillen, Adelheid, rufe dir nicht die ganze gräßliche Scene zurück! Du raubſt dir ja die Ruhe der Nacht, verdirbſt dir die ſchönen wohlthuenden Eindrücke des heutigen genußreichen Tages. Sprechen wir nicht mehr von jener traurigen Geſchichte! Sie iſt Gott ſei Dank glücklich vorüber gegangen, wir wollen ihrer nicht weiter erwähnen. Komm, Adelheid, es iſt ſehr ſpät."

„Alle Jahre, genau zu der Stunde, iſt Rüdiger gekommen, wir mochten uns befinden, wo wir wollten —!" — „Ich finde es nicht eben ſchön von ihm," entgegnete Laura mit einem Verſuch, den ſchweren Ernſt heiter zu wenden, „daß er ſich den Dank, wie einen unverjährbaren Tribut, immer von neuem eingefordert hat. Es iſt ſehr recht von ihm, daß er heut nicht gekommen iſt." — „Hat er es etwa von ſelbſt gethan? Weißt du nicht, daß er es mir hat verſprechen müſſen und daß er es nur unter der Bedingung verſprochen hat, daß niemals ein Wort des Dankes, überhaupt kein Wort über den Vorfall zwiſchen uns geäußert werde? Du weißt es, Laura." — „Gleichviel! Er hätte niemals ein ſolches Verſprechen geben ſollen — oder wenn er es in der Uebereilung gegeben hätte —." — „So hätte er ſein Wort *brechen* ſollen?" rief Adelheid, als die Couſine ihre Rede zu vollenden zögerte. — „Ich glaube, daß ich in ſeiner Stelle es bei meinem Gewiſſen verantwortet hätte," erwiderte Laura.

Adelheid ſchlug die Augen nieder und ſagte nach einer kurzen Pauſe: „Er iſt derſelben Meinung geweſen, wie du ſiehſt. — Emil hat viel von ihm erzählt —" ſetzte ſie ohne die Augen aufzuheben hinzu. „Glaubſt du alles?" — „Was dabei Nachtheiliges iſt, das glaube ich nicht. Emil hat es doch auch nur von Hörenſagen, und was in luſtigen Studentengeſellſchaften erzählt wird, kann wohl nicht immer die Feuerprobe der Wahrheit beſtehen. Zwiſchen Offizieren und Studenten herrſcht ohnehin keine große Zärtlichkeit, und Beide ſagen einander mehr nach, als recht iſt, vergrößern wenigſtens die Dinge und geben den harmloſeſten ein häßliches Anſehen." —

Adelheid war glühend erröthet. „Davon rede ich nicht! Das iſt zu empörend — das glaube ich auch nicht. Aber, weißt du, Emil erzählte noch eine ganz beſondere Nachricht —." — „Das wäre doch nicht unmöglich — wer kann es wiſſen?" — „Ich ſage dir, es iſt wahr! Und darum iſt er auch — heut nicht gekommen." Sie ſtand raſch auf. „Du haſt recht, es iſt ſpät! Wir wollen ſchlafen gehen." — Laura hätte weinen mögen über den ſchmerzlichen Zug, der um die feinen Lippen des Mädchens bebte, als

ſie ſich, ohne bei ihrer Rede aufzublicken, von ihr abwandte. Aber ſie behauptete leidlich den Gleichmuth, welchen ſie ſich zur Pflicht gemacht hatte, und nur als das Licht ausgelöſcht war, ſtützte ſie ſich noch eine Weile, unbemerkt von Adelheid, auf den Ellenbogen, um ihre Athemzüge zu belauſchen, ob ſie Kunde gäben von der Seelenſtimmung des armen Kindes, dem ſie das reinſte Glück wünſchte.

3.

Das Elternpaar pflegte zuerſt in der Veranda am frühen Morgen zu erſcheinen, wenn Frau Heinze kaum die nöthigen Anſtalten zum Frühſtück, welches dort faſt bei jeder Witterung eingenommen wurde, getroffen hatte. Den jungen Mädchen, die wie die meiſten, den Morgenſchlummer liebten, wurde die Ruhe noch ein Stündchen gegönnt; am ſpäteſten erſchien der Sohn des Hauſes, welcher ſich in keiner Weiſe — wir haben ſein Bekenntniß darüber ſchon gehört — einer Regel unterwarf oder ſich gar ſelbſt durch einen auferlegten Zwang einſchnürte. Graf Bender wurde als Gaſt des Hauſes geehrt — er wäre willkommen geweſen, auch wenn er ſchon mit den Eltern das Frühſtück eingenommen hätte, aber er kam in der Regel erſt, wenn er gewiß war, nicht mehr zu ſtören — kurz nach den jungen Mädchen.

So ſaßen die Eltern auch heut wieder allein in der Veranda, als auf den Bergen kaum der Morgenglanz ſeine goldenen Lichter ausgegoſſen hatte, und konnten ſich ausſprechen. Der Mutter hatte es geſtern Abend noch lange den Schlummer fern gehalten, was ihr Herz bewegte, ſie hatte nur ihrem Gatten die Ruhe nicht auch rauben wollen und ſich gefreut, als ſie, wie immer, bald an ſeinen ſtillen Athemzügen gehört hatte, daß er ſchon eingeſchlafen ſei. Heut morgen aber war er es, welcher zuerſt von dem Verhältniß ſprach, das einem Mutterherzen immer das wichtigſte ihres ganzen Lebens iſt: von dem Glück ihres Kindes.

„Hat ſich Bender gegen dich ausgeſprochen?“ fragte er, als die Dienerin ſich nach aufgetragenem Frühſtück entfernt hatte und Beide gewiß ſein konnten, daß kein fremder Zeuge ihre Unterhaltung hören könne. — „Ja, Wolfgang,“ antwortete ſie ſanft. „Ich hätte dir geſtern Abend ſchon davon geſagt —.“ — „Wenn du mir nicht die ruhige Nacht hätteſt gönnen wollen?“ unterbrach er ſie lächelnd. „Ich weiß das ſchon. Auch bedurfte es keiner beſondern Mittheilung, denn als ich ihn neben dir ſo lange an dem

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Geländer über dem Abgrunde ſtehen ſah, da wußte ich wohl, daß ihr dort nicht verweiltet, um eine Viertelſtunde die Schrecken der Tiefe anzuſtarren." — „Kannſt du in dieſem ſcherzenden Tone von einer ſo wichtigen Angelegenheit ſprechen?" — „Ja, liebe Julie, das kann ich," erwiderte er. „Soll ich nicht heiter ſein, wenn ich die Zukunft und das Lebensglück unſeres Kindes geſichert ſehe?" — „Gott gebe es!" ſagte die Mutter aus vollem Herzen. „Ich glaube es auch. Und ſo danke ich Gott, daß geſtern nicht noch eine Störung gekommen iſt, vor der ich zitterte. Du weißt, was ich meine." — „Ich habe ihn eigentlich, wie ich dir auch geſagt habe, hier nicht erwartet." — „Denke doch, daß er uns im vorigen Jahre in Venedig aufſuchte." — „Er hat aber endlich die Ueberzeugung gewinnen können, daß ein tieferes Gefühl, als Dankbarkeit, für ihn bei Adelheid nicht lebt. Das iſt doch auch deine Anſicht, Julie?"

„Ich glaube es mit Beſtimmtheit. Wir ſind ihm alle zum unausſprechlichſten Danke verpflichtet und werden ihm denſelben lebenslang bewahren. Er hat bei jenem Raubanfall am hellen Mittage in unſerer Wohnung Adelheid, welche allein im Hauſe vielleicht verloren geweſen wäre, gerettet, er trägt noch ein Mal von jener Stunde, er hat ſeine That, weil das Gericht die Grenzen der Nothwehr dadurch überſchritten ſah, mit Feſtungsarreſt gebüßt — das ſind Anſprüche auf mehr noch als Dankbarkeit! Aber ich geſtehe es, Wolfgang, ich würde zittern, wenn ſich ihm das Herz unſeres Kindes zugewendet hätte, denn ich würde Adelheids Glück bei ihm gefährdet ſehen. Darüber haben wir ſchon oft geſprochen." — „Und ſind einig darüber. Ich achte Rüdiger als einen edeln und ſtarken Charakter, der höchſten Aufopferung fähig, für eine große Idee mit Einſetzen ſeines Lebens. Aber er hat nie gelernt, ſich ſelbſt zu bezwingen oder zu beugen. Er iſt von ungezähmter Leidenſchaft oft genug irre geführt worden — er verletzt tauſendfach, ohne es ſelbſt zu ahnen, und wenn er es endlich bemerkt, ſo kann er es nie über ſich gewinnen, ſein Unrecht einzugeſtehen und Verzeihung zu ſuchen. Denke an ſeine Mutter, welchen Gram er ihr ſchon dadurch als Knabe verurſacht hat. Freilich hat ſie vieles dabei verſchuldet."

„Aus Liebe, Wolfgang. Richten wir nicht! — Wäre mir allein die Sorge um Emil geblieben, wer weiß, ob er anders geworden wäre, als Rüdiger. — Du hoffeſt, daß er ſich von Adelheids Gefühlen gegen ihn überzeugt hat; ich hoffe vielmehr, daß im Laufe der Zeit eine andere Leidenſchaft ihn von Adelheid abgezogen, denn wäre es nur das, ſo ſtände eher

zu befürchten, daß es ihn reizen würde, alle Hinderniſſe zu beſiegen." — „Treten wir ihm darum mit einer vollendeten Thatſache entgegen — vorausgeſetzt, daß Adelheids Herz, wie du ſagſt, nicht ihm gehört, ſondern, wie wir hoffen, ſich durch Benders Vorzüge angezogen fühlt." — „Biſt du denn ſo recht feſt überzeugt, Wolfgang, daß er Adelheid glücklich machen wird?" — „Ich glaube, wir können Felſen auf ihn bauen. Es gibt Menſchen, die man nicht kennen lernt und wenn man Jahre lang mit ihnen umgeht, Menſchen mit matt geſchliffener oder blendender Außenſeite, welche keinen klaren Blick in ihr Inneres geſtattet; dieſe ſind ganz unberechenbar, bei jedem neuen Anlaß überraſchen ſie uns durch neue Geiſter, welche aus irgend einer dunkeln verborgenen Falte ihrer Seele auftauchen, im Böſen wie im Guten. Andere dagegen gibt es, und unſer Richard, der Sohn meines beſten und treuſten Freundes, gehört zu ihnen, — die geben ihre klare, offene Seele, in der kein Falſch iſt, auf die erſte nähere Beobachtung kund, wie der Bergſee, den wir geſtern ſahen, durchſichtig bis zu dem feſten Felsgrunde, aus dem ſeine Lebenswaſſer emporquellen. Ich werde die Hand meines Kindes mit Freuden in die ſeinige legen. Hat er ſich gegen Adelheid ausgeſprochen?"

„Wenn es nicht geſtern auf dem Heimritt geſchehen iſt, nein," erwiderte die Mutter. „Er ſagte mir, daß er zwar hoffe, Adelheid werde ſein Herz nicht zurückſtoßen, daß er aber keine Gewißheit darüber habe, und nach der Sitte alter guter Zeit ſich zuerſt an die Mutter wende, um deren Zuſtimmung ſicher zu ſein." — „Erlaube!" verſetzte der Vater mit heiterem Blick. „Die Sitte alter guter Zeit forderte, daß das Wort nicht zuerſt bei der Mutter, ſondern bei dem Herrn des Hauſes, bei dem Vater angebracht wurde. Ich finde ſein Vorgehen ganz modern, im Sinne revolutionärer Beſtrebungen und werde mich als alter Ariſtokrat dagegen erklären, ſelbſt wenn Adelheid zu eurem Bunde ſchwören ſollte." — „Dann treten wir dir nach deinem eigenen Ausſpruche vielleicht auch mit einer vollendeten Thatſache entgegen," entgegnete die Mutter lächelnd, aber dies Lächeln verſchwand gleich, als ihr die Beziehung bewußt wurde, in welcher der Vater jenen Ausdruck gebraucht hatte. Was ſie ernſt und mild hinzuſetzen wollte, erſtarb auf ihrer Lippe, denn Graf Bender erſchien, früher als ſonſt ſeine Gewohnheit war, in der Thüre, welche zu der Veranda führte.

Er war in der That eine Erſcheinung, welche auf den erſten Blick gewinnen konnte. Nicht ſeine hohe, vornehme Geſtalt allein, oder ſeine

Haltung, die fern von ſtolzer Anmaßung doch etwas ungemein Edles hatte, nicht ſein anziehendes, trotz ſeiner jungen Jahre ſchon feſtes, Zutrauen erweckendes Geſicht, deſſen Züge von dunkeln ſprechenden Augen belebt, von glänzendem braunem Haar gehoben waren — ſondern vor allem der Charakter der Friſche und Geſundheit des Geiſtes, wie des Körpers, der offene, ſeelenvolle Blick ſeines Auges waren es, welche für ihn einnahmen. Der Vater hatte nur ausgeſprochen, was die Mutter längſt empfunden hatte.

Heut ſchien ihn aber die ſichere Haltung, die ihn ſonſt auszeichnete, ein wenig verlaſſen zu haben. Erröthend, wie ein Mädchen, nahte er nach dem erſten Morgengruße dem ältern Paare, und dies Erröthen kleidete ihn, trotz des männlichen Weſens, das ihn zierte, ſehr gut; wußten die Eltern ja doch, welcher Quelle es entſprang. Der Vater kam ſeiner Verlegenheit zu Hülfe. — „Nun, Richard“ — er nannte ihn, da er der Sohn ſeines beſten Freundes und obenein ſein Pathe war, trotz der Jahre, welche zwiſchen heut und jener Zeit lagen, ſtets bei ſeinem Taufnamen — „meine Frau hat mir geſagt, daß Sie Ihr Herz gegen ſie ausgeſchüttet haben. Setzen Sie ſich zu uns.“ Er reichte ihm die Hand, welche der Graf freudig ergriff. „Darf ich hoffen, daß mir Ihre Güte, Ihr Vertrauen —.“—

„Laſſen Sie uns ohne viel ſchöne Worte einfach und herzlich mit einander reden,“ unterbrach ihn der Vater mit freundlichem Tone. „Sie wiſſen, wie ich es mit Ihnen meine. Hätte ich Sie ſonſt, nachdem ich Sie ſeit zwanzig Jahren nicht mehr geſehen habe, das heißt ſeit Ihrer Knabenzeit, beim erſten Wiederſehen gleich lieb gewonnen und dann gar, als Sie uns hier nach unſerm Zuſammenleben in Interlaken aufſuchten, als Gaſt auf langes Bleiben in meine Familie aufgenommen? Es iſt eine alte Schuld, die ich gegen Sie abtrage, nicht an materiellen oder handgreiflichen Dienſten von Ihrem Vater gewonnen, ſondern an treuer Freundſchaft, wie man ſie heutzutage nicht oft mehr findet. Sie haben Ihren Vater nicht gekannt, wenigſtens werden Sie ſich ſeiner nicht erinnern, da er ſchon zwanzig Jahre todt iſt — aber ich glaube, daß wie Sie ihm äußerlich ſehr ähnlich ſind, Sie ihm auch in wichtigern Dingern gleichen, und ſo, mein junger Freund, wenn ſich Ihre Neigung meiner Tochter zugewendet hat und von ihr erwidert wird, gebe ich mit Freuden meinen Segen zu dieſer Verbindung.“

Von ſeinen Gefühlen übermannt, welche ihm die Worte raubten, drückte Bender die Hand des Vaters, die ihn ſo namenlos beglücken wollte,

mit einem ſtummen Blicke des innigſten Dankes an ſein Herz, der Vater umarmte ihn herzlich. Wohl war dieſe Einwilligung der Mutter eigentlich zu raſch geweſen, ihr weiblicher Sinn hatte zuvor noch manches erwägen und berathen wollen, aber ein Zögern im Entſchluß, wo alle Verhältniſſe klar ſind, lag nicht im Charakter ihres Gemahls, und als nun Richard auch ihre Hand ergriff und küßte und gegen ſie Worte fand, die unendliche Seligkeit, die ihn durchbebte, auszuſprechen, da floſſen ihre mütterlichen Thränen ſtill beglückt, und ein Seufzer frommen Flehens hob ihre Bruſt zum ewigen Vater, daß auch Sein Segen auf dieſer Stunde ruhen möge.

Wo dann Graf Richard noch im Laufe des Vormittags, nachdem die Mädchen und auch der Bruder erſchienen waren, Gelegenheit gefunden hatte, mit Adelheid ohne Zeugen zu ſprechen und ihr alles in Worten zu ſagen, was ſie längſt in mädchenhaftem Ahnen in ſeinen Augen und in ſeinem ganzen Weſen herausgefühlt, wenn auch nicht zu klarem Bewußtſein ſich gebracht hatte, wiſſen wir nicht. Auch können wir nicht verrathen, wie ſich ihr Gefühl in dieſem entſcheidenden Augenblicke gegen ihn geäußert hat — aber als ſie dann, von der Mutter herbeigerufen, zitternd und bleich, mit thränenfeuchten geſenkten Augen neben ihm vor den Eltern ſtand und das leiſe Wort, um das ſie gefragt wurde, von ihren Lippen gebebt war, der Vater ihre Hand in Richards legte und die Mutter ſie und ihn küßte, da bekundete das liebliche Erröthen, das wie Roſenlicht ihr ſchönes Antlitz verklärte, die ſüße Verwirrung, welche ihr den Muth raubte, aufzublicken, daß der Moment auch für ſie das reinſte Glück des Erdenlebens bereitete.

Draußen traf Emil, welcher noch nicht in das Vertrauen gezogen war, ſeine Couſine und hielt ſie feſt, als ſie flüchtig an ihm vorüber eilen wollte. „Stehen Sie mir Rede, Laura, was geht vor? Iſt alles in Richtigkeit?“ — „Womit, Herr Couſin?“ entgegnete ſie, ſeine Hand leicht von ihrem Arme löſend. — „Mit Adelheid und dem Grafen — verſtellen Sie ſich doch nicht. Sie ſollten nicht die Vertraute ſein? Es wäre gegen alles dramatiſche Geſetz. Mir iſt die Sache ſehr lieb, denn hätte ich den Herrn Cavallerie-Lieutenant zum Schwager bekommen ſollen, ich fürchte, es wäre nicht ohne eine Kataſtrophe abgegangen.“ — „Mag es werden, wie es will,“ entgegnete Laura ernſthaft, „ſo finde ich es unrecht von Ihnen, Emil, daß Sie über Rüdiger, welchem Sie doch auch wegen der Rettung Ihrer Schweſter verpflichtet ſind, in der Art ſprechen, wie Sie es thun. Ueble Nachreden, welche Sie nicht einmal verbürgen können, machen Ihnen keine Ehre.“

Er blickte ſie groß mit aufblitzenden Augen an. „Sie verrechnen ſich wohl um einige Jahre, ſchöne Couſine,“ ſagte er dann, indem das übermüthige Lächeln auf ſeine Lippen zurückkehrte. „Sie denken vielleicht noch an die angenehme Zeit, als wir Beide zuſammen ausrückten, um am Borne ſchulmeiſterlicher Weisheit zu nippen: Sie mit den langen Zöpfen im kurzen Kleidchen, die geſtickte Schulmappe mit ſaubern Heften und reichlichem Frühſtück in der Hand, nach der Potsdamer Straße zu Fräulein von — wie heißt ſie doch? Ich leider weniger nett, mit geſträhntem Haar und dem Dachs auf dem Rücken, in welchem ſchlechte Präparationen ſteckten, nach dem Gymnaſium. Wie ſchön jene Zeiten waren, ſo ſind ſie doch unwiderbringlich vorüber und ich bin der wohlgemeinten Belehrungen, die Sie mir auch damals reichlich zu theil werden ließen, entfremdet, ſeit wir — Sie wiſſen, auf Ihren Wunſch und unter den Auſpizien meiner Mama — das kindliche Du gegen einander aufgegeben haben.“ — „So bitte ich um Vergebung, Emil,“ ſagte ſie, ohne auf ſeinen Ton einzugehen. „Ich meine es gut mit Ihnen.“

„Das weiß ich!“ verſetzte er lebhaft. „Darum will ich mich auch rechtfertigen. Nicht durch eine bloße Antipathie — denn wenn es auch unläugbar ſolche gibt, die unbezwinglich ſind, und meine Antipathie gegen den Vetter bei gegenſeitiger Bewahrung aller Dehors vielleicht eine der ſtärkſten iſt, ſo will ich doch lieber durch Thatſachen meine Vertheidigung führen. Sie ſprechen immer wieder von der alten Geſchichte, die wie ein unablösbarer Zins und Frohndienſt auf uns laſten ſoll. War es denn Verdienſt oder nicht vielmehr der Zufall, welcher Rüdiger in das Haus meiner Eltern führte, als meine Schweſter allein war und unvorſichtig einem Bettler die Thüre geöffnet hatte, der ſie nun terroriſirte, um von ihr eine reiche Geldgabe zu erpreſſen, meinetwegen auch einen gewaltſamen Raub zu begehen? War es für einen Offizier der Garde-Cavallerie eine große Heldenthat, bei dieſem Anblick den Säbel zu ziehen und einen erbärmlichen Kerl, der nicht einmal bewaffnet war, über den Kopf zu hauen, daß er ſpäter daran verblichen iſt?“

„Nicht bewaffnet?“ unterbrach ihn Laura. „Ich dächte, Rüdiger trüge noch die Narbe, die das Gegentheil beweiſet.“ — „Sie ſteht ihm ſehr ſchön,“ verſetzte Emil, „um ſo ſchöner, als ſie im Dienſt einer Dame gewonnen iſt. Aber ich kann ein Stemmeiſen oder was der Menſch für Diebswerkzeug bei ſich geführt hat, keine Waffe nennen. Gleichviel indeſſen. Ich

will der That — mag ich selbst darüber denken, wie ich will — in Ihren Augen den Nimbus ritterlicher Glorie nicht rauben. Wichtiger ist mir der Vorwurf der Verläumdung, den Sie mir machen, mit dem angenehmen Zusatz, daß mir solches keine Ehre bringe." — „Ich meine nur, lieber Emil —." — „Das weiß ich alles, schöne Cousine. Verläumdungen sind falsche Beschuldigungen. Wenn ich Ihnen aber nun sage, daß ich nicht nachspreche, was Andere geredet haben, sondern daß ich so indiscret bin, meine eigenen unumstößlichen Wahrnehmungen auszuplaudern —?" — „Dann — wenn das wirklich der Fall ist — dann könnte ich nur sagen, daß Sie —." — „Sprechen Sie es aus!" versetzte er gelassen. „Ich höre schon an Ihrem Tone, wo Sie hinaus wollen. Sie könnten mir nur sagen, daß es wenigstens nicht edel von mir ist." — „Ja, Emil!" bestätigte sie und sah ihm muthig in die Augen. — „Nun, Laura, wenn ich weiß, daß der Mann, der nach dem Herzen und der Hand meiner Schwester strebt, unwürdig ist, Beides zu besitzen, soll ich zahm die Dinge gehen lassen, bis es zu spät ist?" — „Hier war keine Gefahr! Wenigstens hätten Sie nicht zu Adelheid darüber sprechen sollen." — „Das kann wahr sein, ich will es bekennen. Nun, wollen Sie für alle Zukunft meine Beichte allein hören?"

Die Mutter, welche vor die Thüre trat, Beide zu rufen, unterbrach ihr Gespräch. Sie erhielten die Nachricht, welche sie nicht mehr überraschte, und eilten, den Verlobten ihre Glückwünsche zu bringen. Dem Grafen gegenüber schien Emil stets sein Wesen zu verändern, war es, daß dessen Persönlichkeit, obgleich der Unterschied der Jahre nicht allzu groß war, unbewußt auf ihn einen wohlthätigen Einfluß übte, so daß sein zuversichtliches Auftreten, das Andere wohl verletzen konnte, und die zügellose Spottsucht, der er sich zuweilen überließ, gemildert wurde, oder war es absichtliche Selbstbeherrschung, wie er sie auch wohl in Gegenwart seines Vaters übte, gleichviel, der Erfolg war da und machte die Mutter auch heut wieder glücklich. So unbefangen und gemüthvoll, fern von Anmaßung, wie Emil dem künftigen Schwager heut seine Freude aussprach, hätte sie ihn immer sehen mögen. Warum konnte er nicht gegen Andere ebenso herzgewinnend sich zeigen? Der innere Kern seines Wesens enthielt doch dazu alle Eigenschaften, er war nur in dem Verkehr mit den Altersgenossen, besonders in letzter Zeit durch das ungebundene Studentenleben mit dieser, für die Mutter wenigstens, herben Schale umgeben worden.

Laura war auf das ungeſtörte Zuſammenſein mit Adelheid geſpannt und doch voll Zagen davor. Sie ſah an tauſend untrüglichen Zeichen, daß die Braut glücklich war, keine Wolke trübte den klaren Himmel, der in ihren Augen ſtrahlte, jeder Blick auf ihren Verlobten, den Laura belauſchen konnte, war voll inniger Liebe — und ſie wußte ja längſt, wie ſich dieſe Neigung allmälig zart und wahrhaftig in Adelheids Herzen entwickelt, wenn ſie ſich der Freundin auch nur unwillkürlich zuweilen verrathen hatte. In dieſer Gewißheit war ſie nur durch das Geſpräch des geſtrigen Abends erſchreckt worden, das ihr auch heut noch wie ein fremdartiger düſterer Schatten in die ſonnige Gegenwart hinein drohte. Rüdigers Verhältniß zu Adelheid war von jeher ein ſeltſames geweſen — daß er ſie liebte, ſchien Laura außer Zweifel, aber mit dieſer Liebe ſtand in ſeiner Handlungsweiſe, in der ganzen Geſtaltung, die er jenem Verhältniß gegeben hatte, ſo vieles im Widerſpruch, daß man zuweilen doch irre werden konnte. Bei ſeinem verſchloſſenen Charakter, bei dem Widerwillen, den er empfand, ſich irgend errathen oder durchſchauen zu laſſen, war auch keine Hoffnung, jemals über ihn ins Klare zu kommen, bis er mit einem offenen und entſcheidenden Schritte hervortrat. Den aber hatte Laura bisher vergebens erwartet.

Er war ſieben Jahre älter, als Adelheid, welche vorgeſtern einundzwanzig Jahre geworden war; er ſchien nach ſeinem ganzen Auftreten in der Reſidenz als Mitglied eines glänzenden und vornehmen Offizier-Korps ein unabhängiges Vermögen zu beſitzen; die Verehrung, welche er Adelheid weihte, erinnerte in manchem Zeichen, das Laura phantaſtiſch nannte, an die mittelalterlichen Zeiten chevalereſker Romantik — und dennoch war das offene Wort, das ſein Glück hätte krönen können, nun ſchon fünf Jahre lang ausgeblieben? Was hatte ihn abgehalten, daſſelbe zu ſprechen? Freilich war in allem, was ihn betraf, nicht volle unantaſtbare Lauterkeit; nicht erſt in letzter Zeit hatten ſich Beſchuldigungen, wie ſie Emil ſchonungslos genug ausgeſprochen hatte, zufälliger Weiſe bis zu Laura Bahn gebrochen, welche davon, jung, wie ſie war, ohne ſie recht zu begreifen, ſchmerzlich betroffen worden; auch hatte er ſelbſt zuweilen die leidenſchaftliche Verehrung für Adelheid, die er kund gab, durch Zwiſchenräume der auffallendſten, faſt abſichtlichen Vernachläßigung entkräftet — es ſchienen in ſeiner Seele ſelbſt Kämpfe zu herrſchen, welche der Blick treuer Beſorgniß nur ahnen, niemals ergründen konnte; aber wenn er doch, wie nicht zu bezweifeln war, Adelheid liebte, wenn er frei und unabhängig war und in

dem Hause, bei den Eltern seiner Geliebten nur Wohlwollen fand, warum ließ er Jahr auf Jahr verrinnen, ehe er den Schritt that, der dem unklaren Zustande ein Ende gemacht und vielleicht sein wahres Glück, seinen Seelenfrieden begründet hätte? Eins nur hatte sich Laura denken können: es war die Ungewißheit, ob ihn Adelheid auch wieder liebe? Stolz, wie er bis in das Ungemessene war, hatte er sich wohl der Schmach einer Zurückweisung nicht aussetzen wollen — aber welche Gewißheit verlangte er im Voraus von dem Zartgefühl eines Mädchens? Konnte er darüber je aus seinen Zweifeln gerissen werden, wenn er nicht mit eigenem Geständniß um ihre Liebe warb?

Laura war zwei Jahre älter als Adelheid und besaß ihr volles Vertrauen — aber auch sie hatte keine Gewißheit über die wahre Natur des Gefühls, welches Adelheid gegen den Mann hegte, den sie als den Retter ihres Lebens ansah; Anfangs war es ihr wohl erschienen, als wolle sich aus der Dankbarkeit in dem Herzen des sechzehnjährigen Kindes eine schwärmerische Neigung entwickeln, aber nur zu bald hatte sich vor ihrem Blicke der klare Kristall getrübt, in welchen sie schauen konnte, und es war ihr nicht mehr möglich gewesen, die dämmernden Umrisse der Gestaltungen in verschwiegener Tiefe zu unterscheiden. Die Aeußerungen aber, welche gelegentlich davon im Gespräch Kunde gaben, ließen je weiter die Zeit zur Vergangenheit wurde, desto mehr Deutung zu und — selbst die eigene Mutter hatte keine wahre Ueberzeugung, weil sie sich wohl hütete, in dem Herzen ihres Kindes durch unvorsichtige Worte Stürme zu erregen, die ihm sonst vielleicht niemals erwachten. Was gestern Adelheid über Rüdigers erstes Ausbleiben ohne Erklärung, über die bösen Nachreden, die ihn getroffen, zu Laura geäußert hatte, war für diese beunruhigend gewesen. Um so glücklicher machte sie der heutige Tag, und sie sehnte sich wahrhaft, sich mit Adelheid über ihr Glück auszusprechen, wobei sie aber doch zagte, ob nicht dennoch der Schatten, den sie gestern wahrgenommen zu haben glaubte, in leiser Ahnung wieder aufdämmern werde.

Ihre Befürchtung war unbegründet. Adelheid, sobald Beide allein waren, gab sich der vollen Macht des Gefühls hin, das sie beseligte, und ließ Laura wahrnehmen, daß es längst in ihrem Herzen gelebt hatte; die Gewißheit, geliebt zu sein und glücklich zu werden, hatte es nun mit einer Stärke und Innigkeit hervorgerufen, welche der Freundin die Bürgschaft für seine Wahrheit und Dauer gab. Hätte die Braut, von dem Rosen-

ſchimmer der Gegenwart geblendet, gar keinen Blick für die Vergangenheit gehabt, hätte ſie ſich nicht mehr erinnert, was ſie noch geſtern Abend geäußert hatte, oder ſich deſſen geſchämt, ſo würde für Laura noch immer eine Beſorgniß zurückgeblieben ſein. Aber Adelheid ſprach davon und ſah ihr dabei offen und zutrauensvoll in das Geſicht. Es war ihr leid, daß Rüdiger nicht gekommen ſei, er werde ja doch immer ihr Freund bleiben, wie er ſich bisher bewieſen habe, und wenn es wahr ſei, was Emil von ſeinem Verhältniß mit der Wittwe des braſilianiſchen Oberſten erzähle, ſo brauche das in ſeiner Freundſchaft nichts zu ändern.

Laura ſtimmte möglichſt unbefangen ein; Adelheid brach nicht ab, wie von etwas, das beſprochen werden muß, das man aber gern hinter ſich hat, denn ſie kam im weitern Geſpräch noch mehrmals, wie der Anlaß ſich bot, auf Rüdiger zurück — und es machte Laura wahrhaft glücklich, daß ſie ſo ruhig, ohne die kleinſte Befangenheit, von ihm ſprechen konnte.

4.

Es war ein ſchönes Paar, recht für einander geſchaffen. Der Graf, welchem die früh gewonnene Selbſtändigkeit eine ſichere Haltung gegeben hatte, beſaß dabei jene Liebenswürdigkeit, welche bei erſter Begegnung für ſich einnimmt, eine Freundlichkeit, die ſich nichts vergibt und doch den Umgang leicht macht, die Eltern konnten gewiß ſein, daß ihr Kind unter ſeinem Schutz ſicher durch das Leben gehen werde. Adelheid dagegen mit ihrem weichen Gemüth, das nur die Mutter nach all' ſeinem Werthe kannte, mußte ihm das Glück bereiten, das er verdiente, denn er beſaß ihre volle Liebe, und ihre Seele kannte kein Falſch, keine Laune. Es war ein wohlthuender Anblick, ſie neben einander zu ſehen, und ſelbſt Emil, der ſich ſonſt, wie es der heutigen Männerwelt Art iſt, gewiſſer Gefühlsanwandlungen ſchämte, ſah ihnen mit glänzenden Augen nach, als Beide, in Begleitung der Mutter, einen Spaziergang durch das Thal antraten.

Sie waren verſchwunden; er kehrte ſich um und begegnete Laura's Blick, welcher unbemerkt auf ihm geruht hatte. Flugs wollte wieder der Satyr auf ſeinen Lippen aufſpringen, aber Laura, welche die Zeichen nicht verkannte, kam ihm zuvor. „Machen Sie ſich doch nicht häßlicher, als Sie ſind," ſagte ſie. „Warum wollen Sie die Freude, welche Sie an unſerm Brautpaare nehmen, wieder entſtellen?" — „Wohlan," erwiderte er. „So

laſſen Sie uns für daſſelbe ein Schutz- und Trutzbündniß ſchließen." — „Halten Sie das für nöthig?" fragte ſie zweifelhaft, da ſie einen ungewohnten Ernſt in ſeinen Mienen ſah. — „Ich fürchte, auf den dritten Akt, welcher alles auf die Höhen der Erfüllung gehoben hat, folgt nach dramatiſchem Geſetz der vierte, der die Gefahr bringt — die Umkehr, wie es die Dramaturgen nennen. Wir wollen dafür ſorgen, daß der fünfte ſchließlich die Gefahren entkräftet und den glücklichen Ausgang krönt." — „Wollen Sie Unglück prophezeihen?" entgegnete ſie, von ſeinen Worten unangenehm berührt. „Das iſt nicht gut."

Er bot ihr den Arm und führte ſie von dem Gartenzaun, an welchem Beide den Ausgehenden nachgeſchaut hatten, in die weiter von der Dorfſtraße abgelegenen Partien. Dabei fuhr er fort: „Glauben Sie, daß unſer Vetter Rüdiger die Verlobungsanzeige, wenn er ſie erhält, mit einem freundlichen Gratulationsſchreiben erwidern wird?" — „Er wird doch nicht ſo unedel ſein, Adelheids Frieden ſtören zu wollen?" rief Laura beunruhigt. „Er kann es nicht! Er hat Anſprüche auf Adelheids Dankbarkeit — die wird ihm ewig bleiben! Aber mehr — hat er nie beſeſſen." — „Sind Sie deſſen ſo gewiß?" — „Ganz gewiß!" verſicherte ſie lebhaft, aber erröthend über die Wendung, welche das Geſpräch nahm. — „Damen ſehen darin ſchärfer, ich will es hoffen und glauben, weil Sie ja doch wohl das Vertrauen meiner Schweſter beſeſſen haben. Aber damit iſt, wenn auch viel, doch nicht alles gewonnen. Rüdiger wird Anſprüche zu haben *vermeinen*, und wie oft ſind ſchon unbegründete Anſprüche erhoben worden, die zu blutigen Kriegen geführt haben." — „Was kann er thun?" rief Laura. „Adelheid iſt verlobt, er wird ſich überzeugen, daß ſie glücklich iſt —!" — „Grade das wird ihn reizen! Und was er thun kann? Nun, Laura, wenn Sie das fragen, ſo ahnen Sie nicht, weſſen ein leidenſchaftlicher Charakter, wie Rüdigers, fähig iſt."

„Aber Emil," entgegnete ſie in geſteigerter Unruhe, „glauben Sie denn, daß er für Adelheid jemals ein tieferes, wahres Gefühl empfunden hat? Sie haben doch ſelbſt manches — über ihn geäußert, das ſich mit einem ſolchen Gefühl nicht verträgt; ich denke, er wirbt um die reiche Braſilianerin — ſo habe ich Sie wenigſtens verſtanden." — „Widerſprüche gehören zur Charakteriſtik eines leidenſchaftlichen Sinnes — ich kann ſie nicht löſen, aber ſie ſind vorhanden. Und wie ich Rüdiger kenne, iſt von ihm, wenn er Adelheids Verlobung erfährt, alles zu befürchten, ſelbſt eine

abſichtlich geſuchte Provokation. Wir haben die Sache allmälig kommen, ſich einfach und ſchön entwickeln ſehen, für ihn ſpringt ſie wie eine aufſprühende Pulvermine plötzlich aus dem Boden. Sie wird ihm alle ruhige Beſinnung rauben, und die Gewalt des Augenblicks iſt gefährlich. Was die angedeuteten Verhältniſſe betrifft, darüber kann ich mit Ihnen nicht reden, Laura. Die Braſilianerin hat freilich ihn, wie viele Andere auch, durch ihre creoliſche Schönheit und ihren unermeßlichen Reichthum beſtrickt und — ſie allein könnte uns vielleicht helfen, die Dritte, ihr ſelbſt unbewußt, in unſerm Bunde ſein, eine ſtille Theilnehmerin am Geſchäft."

„O ſchämen Sie ſich der herzloſen Witzelei, Emil, wo der Friede und das Glück Ihrer Schweſter auf dem Spiele ſteht!" — „Wohl dem, der ſich unerfreuliche Gedanken fortſcherzen kann!" erwiderte er. „Ich vergeſſe aber, daß Damen für den Humor, der in ſeiner Tiefe nichts weniger als herzlos iſt, keinen Sinn haben. Laſſen Sie mich daher ganz real ſprechen. Die Creolin iſt, was man ſo ſagt, eine brillante Partie, und vielleicht lenkt der Orkan des Moments Rüdiger nach dieſer Seite." — „Würde das aber zu ſeinem Glücke ſein? Wir wünſchen doch alle, daß er glücklich wird." —

„Bleiben wir real, theure Couſine. Ueber dieſen Punkt, der in das mir fremde Gebiet des Sentimentalen ſpielt, kann ich keine Auskunft geben. Was ich ſelbſt während meines Winter-Semeſters dort gehört, kann mir kein Urtheil über die Dame geben, da ich — ein einfacher Studioſus — natürlich keinen Eintritt in die Salons fand, wo ſie glänzte; ſeitdem ich in Heidelberg bin, habe ich nur Telegramme von meinen Freunden aus der Reſidenz erhalten, und dieſe berichten, daß Herr von Weißenborn viel in ihrer Geſellſchaft im Theater, auf der Promenade, bei Landpartien geſehen wird. — Es käme nun darauf an, ihm die Nachricht, welche auf ihn einen gefährlichen Eindruck machen könnte, in der beſten Weiſe zu geben, daß ihm leicht darüber hinweg geholfen, jeder Exploſion ſeiner vulkaniſchen Natur, vor der Hand ſogar jedes Zuſammentreffen, vermieden würde. Wäre ich der Mann dazu, ſtänden wir in beſſerem Vernehmen, ſo wäre ich gern bereit, ihm die Mittheilung mündlich zu machen — mündlich wäre entſchieden der beſte Weg; denn vor allem in der Welt iſt es Rüdigers höchſte Scheu, irgendwie in einem lächerlichen Lichte zu erſcheinen, und was kann lächerlicher ſein, als ein unglücklicher Liebhaber! Dieſe Rolle würde er um keinen Preis ſpielen wollen, und eine geſchickte Vermittlung könnte dann vielleicht unter Benutzung ſeiner eigenen Anſtrengungen, gleichgültig zu

ſcheinen, ihn auf den Weg lenken, der wie ein Blitzableiter in die brillante Partie mit der Creolin führte. Wie geſagt, ich bin aber nicht dazu geeignet; Sie würden es vor allen ſein, aber ich ſehe keine Möglichkeit für Sie, ihn zu ſprechen, ehe er es erfährt, und ſo bleibt denn nichts übrig, als das geſchriebene Wort, deſſen Wirkung ſich nicht vorherſehen läßt. Auf jeden Fall muß es aber von Ihnen geſchrieben werden, und ich werde es ſelbſt wenigſtens an Ort und Stelle bringen, um weiter zu beobachten. Wollen Sie ihm ſchreiben, Laura?"

„Ich will es thun," ſagte ſie nach kurzem Bedenken mit bewegtem Tone. — „Darf ich den Brief leſen, ehe Sie ihn ſchließen?" fragte er. „Wir müſſen als Verbündete handeln, mit Rath und That." — Sie verſprach ihm das, und Beide kehrten nach dem Hauſe zurück, wo der Vater, der unterdeſſen die eingegangene Correſpondenz und die Zeitungen geleſen, auch einige Briefe geſchrieben hatte, ſie erwartete. Vater und Sohn blieben dann zuſammen, während Laura ſich zurückzog, um den Brief an Rüdiger zu ſchreiben, von deſſen Faſſung, das fühlte ſie wohl ſelbſt, ſo viel abhing. Wie ſchwer wurde es ihr ſchon, den rechten Eingang zu finden — mehrmals vernichtete ſie das Niedergeſchriebene wieder und fing von neuem an, und als ſie endlich eine leidliche Form getroffen zu haben meinte und den fertigen Brief noch einmal durchlas, befriedigte er ſie ſo wenig, daß ſie ihn troſtlos ſinken ließ und bis zum Weinen traurig, die Hände über den Augen faltete. So ſaß ſie eine Weile, dann ſtand ſie auf, ſchloß das Blatt, ohne es zu couvertiren, ein und verließ das Zimmer. Sie war außer Stande, jetzt zu einem neuen Entwurf zu ſchreiten.

Im Hausflur traf ſie die Magd, welche ihr eifrig entgegen kam, als habe ſie ihr etwas Wichtiges mitzutheilen. Laura verſtand den ſchweizeriſchen Dialekt ſchon ſehr gut und konnte ihn zur Noth ſelbſt reden, aber wenn ein Landeskind in gewiſſer Aufregung zu ihr ſprach, wurde es ihr doch ſchwer, den raſchen Worten zu folgen. So hörte ſie wohl heraus, „daß öppis bſunders vorgfalle ſy" und daß „im Stübli, wo ſie nah öppis gſüecht ha, e Schöns gfunde, was der Heere, der hier gſy, müeß' verſteckt gha ha" — aber ſie begriff nicht, was gemeint ſei, und nahm nur das kleine Etui von Maroquin, das ſie ihr reichte, aus ihrer Hand, ob es vielleicht den Schlüſſel der Rede enthalte. Es enthielt, da ſie es öffnete, eine Moſaikbroche von wunderbarer Schönheit, auf dunklem Grunde eine Roſe, deren Kelch ſich eben erſchloſſen hatte, die Faſſung von mattem Golde war ein

Kranz von Ranken und Blättern, deren Arbeit ſo fein war, daß Laura ſich nicht entſinnen konnte, etwas Aehnliches geſehen zu haben. Nur in Venedig, wo ſie ſich erinnerte, im vorigen Jahre junge Mädchen bei den Goldarbeitern beſchäftigt geſehen zu haben, konnte dieſer feine Schmuck gemacht ſein. Wem gehörte dies ſinnige Kunſtwerk, oder vielmehr für wen war es beſtimmt? Ihr erſter Gedanke fiel auf den Grafen, welcher es wohl Adelheid zugedacht hatte, aber wie kam es dann in die Hände der Schweizerin? Er hatte es doch wohl in ſeinem Zimmer gut aufbewahrt und ſie behauptete es gefunden zu haben, da es der Herr verloren. Sie fragte daher weiter nach und ſtrengte ſich an, die Schweizerin, die nun wieder zu Athem gekommen war und gelaſſener ſprach, Wort für Wort zu verſtehen.

In dem „Stübli“ des Grafen allerdings hatte ſie beim Säubern das Etui gefunden, und ſie würde es unfehlbar als des Grafen Eigenthum an ſeinem Ort, wenn er auch wie abſichtlicher Verſteck gewählt war — unter der Stutzuhr, die längſt nicht mehr ging — gelaſſen haben, wenn ſie nicht daſſelbe Etui vorgeſtern in der Hand des fremden Herrn geſehen hätte, der nur eine kurze Weile hier geweſen war und den ſie nach der Poſt gewieſen habe.

„Eines fremden Herrn?“ rief Laura betroffen und hörte zu ihrer großen Beſtürzung, was ſich an Adelheids Geburtstage während ihrer Abweſenheit zugetragen habe. Konnte ſie daran zweifeln, daß Rüdiger hier geweſen ſei? Sie nahm Anſtand, nach der Perſönlichkeit des fremden Herrn zu fragen, auch vermied ſie die grade Antwort auf die verwunderte Frage der Magd, ob ſie nichts davon erfahren habe, und ließ ſich im Zimmer des Grafen, da er eben ausgegangen war, nur die Stelle zeigen, wo das Etui gleichſam verſteckt geweſen ſei. Die alte Stutzuhr über dem Kamin, welche zum Geräth des Hauseigenthümers gehörte, ſtand vielleicht ſchon ſeit einem halben Jahrhundert ſtill, da ihr Werk gewiß keiner Reparatur mehr werth war, ihre ſchweren, altfränkiſchen Zeiger hatten unverrückt, ſeitdem ſie vor Menſchenaltern ſtehen geblieben, auf halb Sieben geſtanden, worüber Emil ſeinen Studentenwitz gemacht hatte, es würde Laura vielleicht ſonſt nicht erinnerlich geweſen ſein. Jetzt bemerkte ſie auf den erſten Blick, daß die Uhr anders geſtellt war, ſie zeigte auf den Schlag Zehn. Konnte Laura ſich des Gedankens erwehren, daß Rüdigers Hand ſie geſtellt hatte, wenn ſich ihr ein anderer aufdrängte, daß dieſe Stunde eine Bedeutung für Adelheid beſaß?

Die Magd zeigte, wie ſie die Uhr, um endlich einmal „Grund z'ſchaffe," aufgehoben und ſeitwärts geſtellt habe und wie ihr dabei das ſchöne „Chleinödli" in die Augen gefallen ſei, das vorgeſtern der Herr, als er ihr geſchellt, in der Hand gehalten, gewiß hab' er es verſteckt, um es nicht zu verlieren, weil er doch wiederkommen wolle. Sie habe ſich dann nicht enthalten können, weil es doch nur mit einem Knopf zum Drücken verſperrt, ſich das ſchöne Bild, das auf dem weißen Sammet drinnen wie in einem Bettchen gelegen, anzuſchauen und gebe es nun dem Fräulein zum Aufbewahren. Laura entließ das Mädchen und ſuchte ſich nur erſt von der unruhigen Bewegung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, zu faſſen. Rüdiger — kein Zweifel mehr! — war alſo hier geweſen; er hatte zwar die Stunde verſäumt, zu welcher er ſonſt zuverläßig zu erſcheinen pflegte, aber er hatte es wenigſtens beweiſen wollen, daß er ihrer gedacht, indem er die Zeiger der alten Uhr genau auf die Zeit geſtellt hatte. Das reizende Geſchenk, das Laura noch in der Hand hielt, war jedenfalls zu Adelheids Geburtstag beſtimmt geweſen, und die friſch aufgeblühte Roſe der Moſaik hatte vielleicht eine gefährliche Bedeutung, vor welcher Laura zitterte. Warum war er aber ſo plötzlich wieder abgereist, ohne die Heimkehr der Familie abzuwarten? Hatte er ſich gekränkt gefühlt, daß man ſeiner ſo gar nicht gedacht und grade an dem Tage einen Ausflug unternommen hatte, wo er ſich, und wäre Adelheid noch ſo weit von ihm getrennt, einzuſtellen pflegte — er hatte es im vorigen Jahre bewieſen! Hatte er das Geſchenk nur zurückgelaſſen, um ſein Hierſein zu bekunden? Aber das Mädchen hatte geſagt, daß er wieder kommen werde, und Laura ſuchte vor allem die alte Wirthſchafterin auf, um ſich ihr unbegreifliches Verſchweigen des Beſuches aufklären zu laſſen.

Sie fand Frau Heinze in voller Thätigkeit, und es koſtete einige Mühe, ihrer auf eine Minute ganz allein habhaft zu werden. Auf Laura's grade Frage, warum ſie kein Wort von dem Beſuche geſagt, der vorgeſtern hier geweſen, blickte ſie das Fräulein ſtarr und verdrießlich an und antwortete mit der Gegenfrage, woher ſie denn etwas davon erfahren habe? Die alte Dienerin, durch lange Jahre dem Hauſe angehörig und treu wie Gold, war in vieler Hinſicht, wie das oft zu geſchehen pflegt, verwöhnt, und nahm ſich ſelbſt gegen Frau von Bogen zuweilen Freiheiten heraus, welche dieſe nur mit ihrer Anhänglichkeit und ihrer vielen guten Eigenſchaften entſchuldigte. Die jungen Mädchen wieſen ſie aber zuweilen in ihre

Schranken zurück, und auch Laura ließ ſie heut wenigſtens durch ihren Blick und Ton fühlen, daß ſie dieſelben überſchritten habe. Frau Heinze gab denn Beſcheid. Der Herr von Weißenborn, da es das Fräulein doch einmal wiſſe, ſei wirklich hier geweſen; er habe ſich ſehr verwundert, daß er in das leere Haus gekommen, wo er ſich doch angemeldet habe, auch darüber, daß ſeine Sachen, die er in Luzern auf die Poſt gegeben, noch nicht angelangt ſeien; dann habe er gefragt, wo die Herrſchaft heut ſei, und gar nicht glauben wollen, daß Fräulein Adelheid jetzt reite, endlich aber ſei er zu dem Entſchluſſe gekommen, ſich erſt um ſeine verlorenen Sachen zu kümmern, da er nicht einmal ſich umkleiden könne, und im Gebirge, von einem Sturm überfallen, mit ſeinem Anzug ſehr ſchlecht beſtellt geweſen ſei. Er habe ſie dabei gebeten, von ſeiner Ankunft kein Wort zu ſagen, da er die Herrſchaft gern überraſchen wolle, und das habe ſie ihm denn, um ihm die Freude nicht zu verderben, endlich verſprochen.

„Eine große Freude wird er freilich nicht mehr haben, wenn er kommt," ſchloß Frau Heinze ihre Rede, denn ſie war, wie alle Hausbewohner, feſt davon überzeugt geweſen, daß Fräulein Adelheid und der Herr von Weißenborn ein Paar werden ſollten, und hatte ſich bisher nur darüber verwundert, daß die Sache ſo lange auf ſich warten laſſe.

Laura überhörte die Aeußerung der alten Frau und fragte nur, ob ihr Vetter über ſeine Rückkehr etwas Näheres angegeben habe, was Frau Heinze verneinte. Dann ging ſie, mit ſich ſelbſt Rath pflegend, in das Gaſtzimmer zurück und ſtellte das Etui mit der Broche wieder an ſeinen verborgenen Ort unter der Uhr. Sie mußte es Rüdiger überlaſſen, was er bei ſeiner Rückkehr damit anfangen wolle. Dieſe Rückkehr konnte aber jede Stunde ſtattfinden — ſollte ſie Adelheid unvorbereitet treffen? Die treue Freundin war in bangen Zweifeln, was ſie zu thun habe. Das Natürlichſte war freilich das Beſte, unbefangen im Kreiſe der ganzen Familie von Rüdigers Hierſein zu erzählen; aber die Heimlichkeit, mit welcher er ſelbſt daſſelbe umkleidet, ſo daß es nur durch Zufall heut entdeckt worden war, hatte immer etwas Auffallendes — und konnte Laura gar von dem Funde ſprechen, den ihr die Schweizerin gebracht? Wer gab ihr Rath? Emil war gegen Rüdiger zu unfreundlich geſinnt, und ſie traute der Zurückhaltung nicht, welche er heut gegen ſie für ſein künftiges Benehmen in Ausſicht geſtellt hatte. Der Mutter Sorgen zu machen, konnte ſie ſich ſchwer entſchließen. Wäre ihr doch der Zufall hold, daß ſie ſelbſt die Erſte ſei,

welcher Rüdiger bei seinem Eintreffen begegnete! Schon ordnete sie in dieser Hoffnung die Gedanken, welche ihre Seele bewegten, zu Worten, die vom Herzen kommend, den Weg zu seinem Herzen finden mußten! Es war aber bereits zu spät.

Der Spaziergang, welchen Frau von Bogen mit dem jungen Paare bei dem herrlichen Morgen unternommen hatte, war weiter ausgedehnt worden, als Anfangs die Absicht gewesen war. Er hatte sie an den Bergen von einem Punkte der schönsten Aussicht zum andern geführt, hier und da, wo sich ein schattiges Ruheplätzchen bot, hatten sie auch gerastet, um die liebliche Umschau länger zu genießen; so waren sie endlich im weiten Kreise bis an den Sattel gekommen, wo die Straße über die Wetterscheide in das Thal von Mattenwyl hinabsteigt. Eben erschien auf der Höhe der Eilwagen, welcher nun im raschen Trabe die sanft abfallende Senkung herabkam. Die Lustwandelnden blieben stehen, um ihn vorüber zu lassen. Mehrere neugierige Gesichter von Passagieren blickten aus dem Fenster des Wagens, dessen Scheiben niedergelassen waren. Da fühlte Frau von Bogen ihren Arm schreckhaft gefaßt, und als sie rasch nach ihrer Tochter blickte, sah sie, wie Adelheid erblaßte — der Wagen war vorüber. Aber noch ehe die Mutter recht zum Bewußtsein kam, was ihrem Lieblinge geschehen, denn sie selbst hatte keinen von den Reisenden erkannt, wurde der Wagen in geringer Entfernung offenbar durch einen Befehl von Innen angehalten, der Schlag öffnete sich, und ein Mann sprang heraus — es war Rüdiger. — „Mein Neffe Weißenborn!“ hatte die Mutter Geistesgegenwart zu sagen, ehe Bender fragte.

Es gab einen Moment der Begegnung, wohl geeignet zu prüfen, wer standhaft sei. Wenn Rüdiger den Namen des Grafen Bender natürlich, ehe derselbe mit der Familie bekannt geworden war, niemals gehört, so war das umgekehrt nicht der Fall. Rüdigers Name war oft im Hause vor Bender genannt worden; Bender wußte durch Emil, was man ihm zu danken habe, und noch an Adelheids Geburtstage hatte man viel von ihm gesprochen — Bender selbst war Anlaß gewesen, daß man vor dem beabsichtigten Ausfluge weit über die Stunde hinaus, zu welcher Weißenborn, wie ihm Emil nicht ohne Glossen gesagt, zu erscheinen pflegte, mit dem Abreiten gewartet hatte. Daher ging er ihm, wie einem Bekannten, freundlich und unbefangen entgegen. Adelheid folgte ihm mit der Mutter, der bleiche Schein, der ihr Antlitz entfärbte, als sie ihn im Wagen erkannt hatte,

war verſchwunden und eine heiße Glut auf ihre Wangen getreten. Ihr Auge wagte nicht, Rüdigers Auge, das ſie von fern ſuchte, in dieſem Moment zu begegnen.

Die Mutter aber fand in ihrer Liebe die Kraft, den Moment zu beherrſchen, und mit ihrer klaren Milde, gegen welche ſelbſt Rüdigers Sinn ſich nicht verhärten konnte, begrüßte ſie ihn, als er eben vor dem Grafen, der ſich ihm mit Freundlichkeit nahte, den Hut zog. „Willkommen in der Schweiz, Rüdiger! Das iſt ja eine Ueberraſchung ganz in Ihrer Art! Graf Bender, lieber Couſin.“ Die beiden Männer wechſelten die üblichen Formen der Höflichkeit — auch das ſchärfſte Auge hätte nicht das kleinſte Zeichen in Rüdigers ausdrucksvollem Geſichte entdeckt, daß er irgend eine tiefere Regung bei dieſem Zuſammentreffen fühlte. Er küßte darauf ſeiner Tante die Hand, begrüßte Adelheid und rief: „So hat die brave Frau Heinze doch ihr Verſprechen gehalten! Nicht wahr, Sie wiſſen nicht, daß ich ſchon einmal bei Ihnen geweſen bin?“

Frau von Bogen war erſtaunt und ſchalt ein wenig in gutmüthiger Weiſe auf ihre Dienerin, als ſie auf dem Heimwege, den ſie antraten, von Rüdiger die Erklärung hörte. Er verſchwieg dabei freilich, daß nicht die ſchweizeriſche Poſtbehörde, ſondern ihn ſelbſt die Schuld traf, wenn weder Brief, noch Koffer nach Mattenwyl gekommen waren. Beides hatte er noch in Luzern gut aufbewahrt im Hotel zum Schwan gefunden, wo er es mit der Bitte, zum Poſtamt zu befördern, zurückgelaſſen hatte — das Poſtamt hatte es aber nicht annehmen können, weil Herr von Weißenborn — er hätte ſich wie ein Knabe ſchämen müſſen, das zu geſtehen — den Ort der Beſtimmung vergeſſen hatte! — Er war freilich, weil er die Zeit der Abfahrt mit dem Dampfſchiff nicht recht beachtet, in großer Eile aufgebrochen, aber daß er als Soldat im drängenden Moment ſo wenig Beſonnenheit bewieſen hatte, war ihm ſelbſt unglaublich geweſen. Eingeſtändniſſe auch der unſchuldigſten Art zu machen, war jedoch — wir kennen ihn ſchon — ſeiner Seele fremd, und ſo ſchob er alle Schuld, wenn auch nicht auf die Behörde, doch auf die Dienerſchaft des Gaſthofes.

Die Mutter, welche mit ihm voran ging, während das Brautpaar folgte, hatte Rüdigers kurzen Bericht nur zerſtreut angehört, da ſie mit ſich unzufrieden war, das Natürlichſte in der Ueberraſchung des erſten Moments verſäumt zu haben. Sie ließ ihn aber auch kaum vollenden und wandte ſich dann zu Adelheid um, welche wohl auch dieſe Verſäumniß fühlen mochte,

ſo ſchamhaft bewegt war ihr Antlitz. — „Nun, lieber Couſin, Sie nehmen an allem, was uns betrifft, ſo wahren Antheil — Adelheid iſt verlobt mit dem Grafen Bender, dem Sohne des theuerſten Jugendfreundes, den mein Mann beſeſſen hat.“

Da hätte ein ſeelenkundiger Blick nun doch bemerken können, daß Rüdigers Auge ſchwarz wurde, wie die Nacht, obwohl keine Wimper zuckte und das pflichtſchuldige Lächeln, das eine ſolche Mittheilung hervorrufen muß, ſeine Züge verbindlich überflog. „Nehmen Sie meinen aufrichtigen Glückwunſch, liebe Couſine,“ ſagte er mit dem wohlklingendſten Metall der Stimme, indem er Adelheids zitternde Hand ergriff und einen leichten Kuß darauf drückte. „Und Sie, Herr Graf, erlauben Sie mir den gleichen auszuſprechen — zugleich den Wunſch näherer Bekanntſchaft!“ — Der Graf erwiderte dieſe Worte in herzlicher Weiſe, und Rüdiger hatte auf dem Reſte des Heimweges natürlich kein anderes Geſpräch mehr, als dies frohe Familienereigniß, das ihm ſogar, auf ſein altes Recht im Hauſe fußend, den Stoff zu Neckereien bot. — Adelheid war ſo glücklich darüber!

5.

„Couſine! Ich bitte Sie — wer kommt dort mit meiner Mutter und dem Brautpaare?“ — Laura erſchrack, als ſie Rüdiger erkannte. Er kam, wie es ſchien, harmlos plaudernd, mit der Mutter daher, ſein Schritt war kräftig wie immer; er wandte ſich von Zeit zu Zeit mit der raſchen Soldatenbewegung, die ihm eigen war, zu Adelheid um, welche neben ihrem Verlobten hinter der Mutter ging — offenbar richtete er ſcherzende Worte an ſie. Aber das konnte nicht Wahrheit, konnte nur erzwungen ſein!

„Der Zufall hat die Vermittelung uns abgenommen, Laura,“ ſagte Emil. „Er macht alle Diplomatie überflüſſig, danken wir ihm. Unſres Amtes iſt nun, weiterem Unheil vorzubeugen.“ — „Was fürchten Sie noch? Sprechen Sie es aus. Der erſte, gewiß für ihn ſchreckliche Moment iſt überwunden — er trägt es, wie Sie ſehen, mit vollkommener Faſſung. Können Sie glauben, daß er ſich nachträglich noch eine Blöße geben wird, die ihn lächerlich machen könnte?“ — „Lächerlich? Das gewiß nicht, Couſine. Aber furchtbar — das iſt ganz nach ſeinem Geſchmack.“

Die Heimkehrenden waren unterdeſſen ſo nahe gekommen, daß eine Fortſetzung des Geſprächs, ſo dringend ſie Laura gewünſcht hätte, nicht

möglich war. Beide gingen ihnen entgegen, und Laura mußte, wie ſehr auch ihr Herz dabei ſchlug, dem Vetter ſchon von fern einen Gruß mit der Hand winken. Rüdiger erwiderte ihn fröhlich. Sie faßte Muth und kam ihm zuvor. „Zum zweitenmal in Mattenwyl!“ rief ſie ihm lächelnd entgegen. „Wenn Sie künftig Verſchwörungen unter den Hausgenoſſen anſtiften, ſo achten Sie das weibliche Geſchlecht auch in der demüthigſten Geſtalt. Sie haben alle beſtochen, nur nicht die kleine Schweizerin, die Ihnen zur heimlichen Flucht verhalf. Das wiſſen Sie noch gar nicht, liebe Tante — Vetter Rüdiger iſt ſchon einmal hier geweſen.“

Frau von Bogen erwiderte ebenſo heiter, daß er bereits ſeine Schickſale geſchildert habe, Rüdiger begrüßte Laura mit Freundlichkeit, von welcher ſogar ein Strahl auf den Sohn des Hauſes fiel, der von ihm ſonſt im Ganzen wenig beachtet wurde. Der Freiherr kam nun auch aus dem Hauſe und hieß den Neffen herzlich willkommen und nahm den Glückwunſch an, welchen ihm Rüdiger mit offener Freudigkeit ausſprach. Alles war denn geebnet, und der Strom, vor deſſen Aufbranden an den Klippen ſich manches Herz gefürchtet hatte, ſchien dieſelben ohne viel Mühe überwunden zu haben und floß nun glatt und ruhig im flachen Bette. Frau Heinze, welche in der Thüre ihr Geſicht zeigte, wurde herbeigerufen und von Rüdiger in Schutz genommen. „Sollte ſie mir die Freude verderben?“ ſagte er. „Was war denn Hochgefährliches dabei, daß ich incognito hier eine kurze Raſt hielt? Ich habe nichts entwendet — im Gegentheil!“ Laura glaubte das letzte Wort zu verſtehen. Sie bezog es auf das Etui, das er im Zimmer des Grafen mit Abſicht zurückgelaſſen hatte. Wie waren all' dieſe Wahrzeichen, welche er ſich gewiß mit innerer Freude erſonnen hatte, jetzt bedeutungslos geworden! In welchem Lichte mochten ſie ihm jetzt erſcheinen! Ein tiefes Mitleid erfaßte Laura's Herz und ſpiegelte ſich vielleicht unbewußt in ihren Augen; aber ein Blitz traf ſie, vor dem ſie ſich ſenken mußten, als ſie zufällig den ſeinigen begegneten. Sie erbebte bis in das Innerſte vor dem Ausdruck, der in Rüdigers Auge geflammt hatte — das war nicht ein Strahl aus ſtill gefaßter Seele, das war die Glut des Haſſes, des Vorwurfs — womit hatte ſie den verdient?

Aber nur ſie konnte ein ſolches Zeichen in unbewachtem Moment erſpähen, vielleicht hatte ſie die Zurückweiſung auch durch ihren Blick unverkennbarer Theilnahme ſich ſelbſt zugezogen. Emil, wie ſcharf er auch beobachtete, fand keinen Anlaß, ſich in ſeiner vorgefaßten Meinung zu

bestärken, und wenn es wirklich Verstellung war, daß Rüdiger mit dem Grafen, den er doch für seinen glücklichern Nebenbuhler ansehen mußte, so freundlich in angelegentlichem Gespräch verkehrte, so spielte er seine Rolle wenigstens vortrefflich. Sie waren im Aeußern sehr verschieden, wie sie dort am Fenster beisammen standen, und wenn auch in mancher Hinsicht, namentlich für Frauen von sanftern Gefühlen, der Ausdruck in dem Gesichte des Grafen, männlich und mild zugleich, mehr Anziehendes haben mochte, so war ihm doch nicht unbedingt der Vorzug zuzugestehen. Rüdiger war nur mittelgroß, aber von starkem und dabei doch schönem Bau, sein Gesicht etwas gebräunt, von interessanten Zügen, eine stolze, hohe Stirn unter militärisch kurz geschnittenem schwarzem Haar, paßte zu dem Auge, dessen Blick fest und feurig war; ein starker wohlgepflegter Bart bedeckte seine Oberlippe, welche beim Sprechen eine Reihe klarer weißer Zähne sehen ließ. Geist und Kraft war der Ausdruck der ganzen Erscheinung, welche noch durch einen einfach vornehmen Anzug und durch eine schöngeformte Hand, die sich zuweilen etwas mit dem Bart zu thun machte, vortheilhaft gehoben wurde. Kein Wunder, daß er auch im einfachen bürgerlichen Kleide, statt in der glänzenden Uniform, niemals zu der großen Menge der Gewöhnlichen gezählt werden konnte.

Wenn Laura über seine wahren Gefühle bei der überraschenden Erfahrung, die ihm geworden, in Zweifeln und Besorgniß schwebte, so war das mit Adelheid nicht der Fall. Sie hatte die freudige Ueberzeugung, daß Rüdiger von ihrem Glücke befriedigt und eben deßhalb mit ihrem Verlobten so viel verkehre, um ihn näher kennen zu lernen, ob er sie auch in jeder Beziehung glücklich machen werde. Diese Ueberzeugung gab ihr die volle und unbefangene Sicherheit des Benehmens gegen ihn zurück, so daß sie mit ihm sogar scherzen konnte. Sie sagte ihm offen, daß sie sich gewundert habe, ihn zum erstenmale an ihrem Geburtstage, dessen er doch immer freundlich gedacht, zu vermissen, und lachte über die Wassersnoth in der Riedau, welche den Verirrten daran verhindert habe, in alter Gewohnheit zu erscheinen; sie gestand ihm sogar, mit einem lächelnden unschuldigen Aufblick zu ihrem Verlobten, daß sie noch eine Stunde Aufschub veranlaßt habe, um auf ihn zu warten — was dieser jedoch für sich in Anspruch nahm.

Laura, welche sich an dem Gespräche betheiligte, zitterte, daß er darauf etwas erwidern könne, was die harmlose Stimmung gestört hätte —

unter andern Umſtänden würde er längſt das Wahrzeichen, das er zurückgelaſſen, angedeutet haben. Aber er lachte und gab zur Antwort, daß er wahrhaft zerknirſcht ſei über ſo viel Güte, und den nächſten Geburtstag, wenn es der künftige geſtrenge Herr erlaube, gewiß nicht verſäumen werde; nur bitte er bei dieſer Gelegenheit um Dispens von der beſtimmten zehnten Stunde, da er ſich wahrhaft ſchon im erſten Moment des darauf bezüglichen übereilten Verſprechens geſchämt habe. Das Mal, das er über der rechten Augenbraue hart an der Schläfe von jenem Tage noch trug, färbte ſich, als er ſo ſprach, wirklich auch mit der Farbe der Scham, wer ihn aber näher gekannt hätte, als es hier im Kreiſe irgend jemand gelungen war, der würde dies Zeichen ganz anders beurtheilt haben. — Adelheid erwiderte lebhaft, daß ſie ihn nicht deßhalb gebeten habe, immer um dieſe Stunde zu kommen, weil ſie je vergeſſen könne, was er für ſie gethan und gelitten, ſondern weil es ihr ſo lieb geweſen ſei, ihn grade dann, wo ihr immer wieder all' die Schrecken eingefallen, zu erblicken; ſie ſetzte hinzu, daß Graf Bender von dem furchtbaren Ereigniß wiſſe, und der Graf ſprach ſich mit herzlichen Worten der Anerkennung darüber aus.

Was Rüdiger darauf ſagte, die Art und Weiſe, wie er ſeiner That den übertriebenen Werth nahm, welcher ihr beigelegt wurde, hatte durchaus nichts Affektirtes und wäre wohl geeignet geweſen, ſelbſt Emils vorgefaßte Meinung zu entkräften. Aber Emil hatte ſich entfernt, und Laura, welche ſich mehr und mehr beruhigte, konnte nur bedauern, daß er dieſe Aeußerungen nicht gehört habe.

Gegen Abend, als die Geſellſchaft noch eine Wanderung durch die nächſten ſchönen Umgebungen des Landhauſes unternahm, traf es ſich, wenn es nicht Abſicht war, daß Rüdiger ſich zu Laura geſellte. Der Vater war mit Emil, mit welchem er manches, deſſen eigene Angelegenheiten betreffend, zu beſprechen hatte, weit voraus gegangen; die Mutter ſchritt wiederum neben dem Brautpaare, wohin ſie ihr Herz zog, und Rüdiger bot Laura, ſeinen Gang mit lächelndem Winke auf die Verlobten verzögernd, den Arm. Er hätte fühlen können, wie der ihrige zitterte, als ſie ihn in den ſeinigen legte. — „Adelheid wird ſehr glücklich werden!" ſagte er. — Was war natürlicher, als daß er ſofort davon ſprach, und doch überraſchte es Laura, als habe er das fremdartigſte Thema berührt. „Wir alle ſind glücklich mit ihr," erwiderte ſie.

„Gewiß! Jeder, der es gut mit ihr meint!" beſtätigte er. „Mich

frappirte es nur im erſten Moment, daß die Verlobung ſo raſch geſchloſſen worden war — ich hatte den Namen des Grafen niemals in der Familie gehört, die Bekanntſchaft mußte alſo erſt vor kurzem angeknüpft ſein. Das, ich geſtehe, war mir befremdend, wie ich den Onkel und alle kannte. Indeſſen hat ſich ja nun alles aufgeklärt. Der Vater des Grafen war unſers Onkels theuerſter Jugendfreund, der Graf ſelbſt iſt ſein Pathe — den er allerdings ſeit ſeiner Kindheit nicht mehr geſehen, weßhalb natürlich im Hauſe auch nicht von ihm geſprochen werden konnte, der aber nun doch wie ein alter Bekannter in die Familie aufgenommen worden." — „Wir haben ſchon mehrere Wochen in Interlaken in derſelben Penſion gewohnt," warf Laura ein. — „Ich verſtehe Sie, liebe Couſine," verſetzte er lächelnd. „Sie wollen meinem zweiten Befremden begegnen, daß ich den Grafen als Gaſt und Mitbewohner des Hauſes hier finde. Es bedarf aber keiner Rechtfertigung, wenn es mir überhaupt in den Sinn kommen könnte, an dem Thun und Laſſen unſeres Onkels zu mäkeln. Was er thut, iſt immer wohlgethan. Auch bin ich ja ſelbſt nach den wenigen Momenten, ſeit ich den Grafen kennen gelernt habe, zu der Ueberzeugung gekommen, daß es keiner langen Bekanntſchaft mit ihm bedarf, um die ſicherſten Bürgſchaften für ſeinen Werth zu erlangen."

Laura richtete ihr Auge auf Rüdiger, ob es ihm auch wirklich Ernſt ſei mit dieſen offen ausgeſprochenen Worten. Er begegnete ihrem Blicke ruhig — die niedergehende Sonne verklärte ſein Angeſicht, und in Laura's feinen Zügen ging eine ſtille Freude auf. — „Ich bewundere Ihre ſcharfe Beobachtungsgabe," ſagte ſie. „Sie haben vollkommen recht. Graf Richard iſt gediegen und lauter, wie Gold." — „Und auch ſonſt, wie mir der Vater geſagt hat, iſt dieſe Verbindung eine ſehr glückliche. Der Graf hat große Beſitzungen in der herrlichſten Gegend Süddeutſchlands, er iſt verwandt und befreundet mit den vornehmſten Familien des Kaiſerſtaates — dabei von einer Perſönlichkeit, ſo einfach und gewinnend, wie ich ſie ſelten kennen gelernt habe." Er ſprach das mit einer Wärme aus, daß Laura's Herz in der Bruſt höher ſchlug vor Entzücken über dieſe nie geahnte glückliche Wendung. Entweder hatten ſich alle getäuſcht, welche in ſeinem frühern Benehmen gegen Adelheid eine tiefere Leidenſchaft, die nur noch aus räthſelhaften Gründen zurückgehalten wurde, zu erkennen geglaubt — oder Rüdiger in ſeiner unergründlichen Charakterſtärke war der ſchwerſte und ſchönſte Sieg über ſich ſelbſt gelungen.

Sie antwortete auf ſeine Worte in demſelben Sinne, und das Geſpräch, das über dieſen Gegenſtand erſchöpft ſchien, wandte ſich nun andern Beziehungen zu, während ſie im Abendſcheine, welcher noch lieblich auf dem Thale lag, den vorausſchreitenden Paaren folgten, welche zur Heimkehr einen Pfad eingeſchlagen hatten, hart an einem klippenreichen, von einem Wildbache durchſchäumten Felſengrunde dahinlaufend, der tief eingeſchnitten das ſanftere Thal von Mattenwyl auf dieſer Seite eine Strecke begleitete.

Laura fühlte nun, nachdem ihr die ſchwerſte Laſt vom Herzen genommen war, einen unwiderſtehlichen Drang, ſich über eine andere Frage, welche Emil angeregt hatte, Gewißheit zu verſchaffen, und mit einer Gewandtheit, die eben nur Frauen beſitzen, wußte ſie der Frage auf die unſchuldigſte Weiſe näher zu kommen, ſo daß es den Anſchein hatte, nicht ſie, ſondern Rüdiger habe die Unterhaltung in ihre Nähe geſpielt.

„Ich errathe, wen Sie unter den Damen, welche jetzt die Sterne erſter Größe in unſerer lieben Heimat ſind, einzig und allein meinen.“ Er ſelbſt hatte dieſen Ausdruck nicht einmal gebraucht, ſondern war ihr nur auf das Gebiet der Geſellſchaft gefolgt, welcher ſie auch angehörten. — „Wen ſollt' ich meinen?“ entgegnete er kurz, indem er ſtehen blieb; doch war es nur ein Moment, dann führte er ſie etwas beſchleunigt weiter. — „Ich bin in der Aſtronomie ſchlecht bewandert — wie heißt doch das prachtvolle Sternbild, das nur in der ſüdlichen Halbkugel der Erde oder in den tropiſchen Gegenden ſichtbar iſt? Das Kreuz des Südens, nicht wahr? Iſt nicht ein ſolches, aus einem fernen Wunderlande, trotz jenes Geſetzes der Sphären, an unſerm nordiſchen Himmel aufgegangen?“ — „Die Nobrega?“ erwiderte er. „Sprechen Sie von der? Und in ſo preciöſer Redeweiſe?“ — „Ich wußte ihren Namen nicht — ich wußte nur, daß eine ſchöne Braſilianerin, reich, unabhängig, geiſtreich, in unſern höhern Kreiſen allgemeine Bewunderung erregt und — daß ſie ihr Herz bei uns verſchenkt haben ſoll.“

„Sie iſt ſchön, intereſſant und dem Anſcheine nach reich,“ ſagte Rüdiger, und Laura lauſchte auf jeden Ton ſeiner Stimme. „Ob ſie ihr Herz verſchenkt hat, wird Ihnen, da Sie die Nobrega nicht kennen, gleichgültig ſein — ich kann Ihnen wenigſtens keinen Aufſchluß darüber geben.“ — „Aber Sie ſind in Ihrem Hauſe eingeführt, nicht wahr? Sie reiten auch zuweilen mit ihr aus?“ — „Ja,“ erwiderte er gleichmüthig. „Der Zufall brachte mich mit ihrem Vater zuſammen, der mir eine Artigkeit erwies, in Folge deren ich meine Karte abgeben mußte. So wurde ich im Hauſe

bekannt, wo sich oft eine interessante Gesellschaft aus allen Theilen der Erde versammelt. Auch habe ich im Frühlinge manche Cavalcade mit der Tochter und ihrer Begleitung gemacht; sie reitet sehr gut und kühn. Ihre Nachrichten sind vortrefflich, liebe Cousine — es freut mich, daß Sie so zuverläßige Telegraphendiener haben." — Sie hörte die Ironie, welche in seinen Worten lag, und wurde dadurch etwas verlegen. „Emil hat Sie zuweilen gesehen," erklärte sie schnell, um die Andeutung eines Spähens zu entkräftigen, aber sie bereute sogleich, daß sie es gesagt hatte, da sie zu spät an die gegenseitige Abneigung der Beiden dachte. — „Emil?" wiederholte Rüdiger, ohne etwas hinzuzusetzen.

Es war, als habe der Besprochene, der mit dem Vater weit vorausging, seinen Namen gehört, obgleich das bei der weiten Entfernung ganz unmöglich war. Er kehrte sich um, offenbar um nach den Zurückgebliebenen zu schauen. Rüdiger bemerkte es aber nicht, er hatte sich dem tiefen, von Klippen starrenden Grunde zugewandt, an dessen Rande sie dahinschritten. Unten war es schon ziemlich dunkel, die Zacken und Vorsprünge lagen von Dämmerung umhüllt, nur die milchweißen Schaumwirbel des Wildbachs, dessen zorniges Rauschen heraufscholl, waren erkennbar. Auf das Hochthal von Mattenwyl hatte aber schon der Mond sein helles Licht verbreitet. Rüdiger stand einen Moment still — seine Hand bewegte sich, als schleudere sie etwas mit Kraft in den Abgrund. Laura hörte gleich darauf ein Geräusch, wie von zerschmettertem Glase, schwach, aber doch hell und unläugbar. „Was war das?" fragte sie. — „Ein Stein!" sagte Rüdiger weiter schreitend und holte tief Athem, als sei auch von seiner Brust ein Stein gefallen. Er stieß dabei, um sein Wort zu bestätigen, mit dem Fuß noch einen Stein hinab, der springend und polternd zur Tiefe rollte. Laura hatte aber ganz deutlich gesehen, daß er geworfen und sich vorher nicht nach einem Stein gebückt hatte. Ihr gingen seltsame Gedanken auf, vor denen ihr kaum gestilltes Herz wieder unruhig schlug, doch schwieg sie. Ihr fehlte der Muth, die scheinbare Spielerei weiter zu verfolgen.

Rüdiger hatte ihren Arm, der sich vor einiger Zeit bei dem Gespräch über die Brasilianerin zufällig aus dem seinigen gelöst hatte, wieder genommen; ihr schien, als drücke er ihn fester an sich. Es wollte aber zwischen Beiden keine recht unbefangene Unterhaltung mehr gedeihen; sie näherten sich mit beschleunigtem Gange den vor ihnen Wandelnden, und auch die beiden Männer an der Spitze blieben stehen, um sie abzuwarten. Emil,

welcher ſich noch ein paarmal umgeſchaut hatte, mochte den Vater darauf aufmerkſam gemacht haben, wie weit Rüdiger und Laura zurückgeblieben waren. Die Geſellſchaft begrüßte ſich ſcherzend, als ſei ſie, wer weiß wie lange, getrennt geweſen, und legte den Reſt des Weges auf dem breitern Pfade vereint zurück.

Als Laura ſpäter im Hausweſen beſchäftigt war, ſuchte die Schweizerin eine Gelegenheit, ihr eine Mittheilung zu machen. Das Etui war nicht mehr in ſeinem Verſteck unter der Uhr; ſie hatte es dem fremden Herrn bald nach ſeiner Ankunft aus der Stube des Herrn Grafen holen müſſen, doch ſo, daß es dieſer nicht wiſſe. Auch war ihr unter Verabreichung eines Fünffrankenſtücks auferlegt worden, nicht von der Sache zu ſprechen, was ſie aber nicht auf das Fräulein, das ſchon davon unterrichtet ſei, ausgedehnt hatte. Laura war verſtimmt. Es quälte ſie, daß ſie mit der Magd gewiſſermaßen ein Geheimniß theilte; was dieſe ihr aber entdeckte, regte ſie noch mehr auf und ſchien den Gedanken, welcher ihr bei dem kleinen Vorfalle an der Schließe, ſo hieß die klippenvolle Schlucht, durch den Kopf geſchoſſen war, nur zu beſtätigen. Der Grund war zugänglich, ein ſteiler Pfad führte von Mattenwyl hinab, und dem Grunde weiter folgend, zum See. Es war derſelbe Pfad, welchen Rüdiger an der Schliseck nach Angabe der Sennerin hatte vom See zu Berg einſchlagen ſollen. Davon wußte Laura aber nichts, und es war eine ganz andere Idee, welche ihr das heiße Verlangen weckte, morgen einmal ganz allein oder nur in Begleitung der Schweizerin in die Schließe hinabzuſteigen. Sie glaubte den Punkt genau wiederfinden zu können, wo heut Abend Rüdiger ſtehen geblieben war und den Stein, wie er ſagte, den er aber bei ſich getragen haben mußte, hinabgeſchleudert hatte. Das Geräuſch, wie er an den Klippen zerſchellt war, klang ihr noch in den Ohren — ſollte es wirklich das ſchöne Kunſtgebilde von Moſaik geweſen ſein, die bedeutungsvoll eben erſchloſſene Roſe, welche Rüdiger dort zerſchmettert hatte? Es wäre ganz in ſeinem Charakter geweſen!

Laura faßte ſich mit Gewalt, ſie ermahnte das Mädchen, da ſie einmal ein Geſchenk erhalten habe und der Vetter doch nicht von dem Schmuck geſprochen wünſchte, mit welchem er wohl noch eine Abſicht haben möge, das ihr auferlegte Schweigen zu bewahren; es ſei ſchon unrecht, daß ſie es gegen ſie verletzt habe. Dann ging ſie, unklar, wie ſie ihr dringendes Verlangen, mit eigenen Augen zu forſchen, befriedigen könne, zur Geſellſchaft zurück und mußte alle Kraft aufbieten, um ihre Stimmung nicht zu verrathen.

Gegen Emil gelang es aber doch nicht. Sein Auge sah zu scharf und war heut noch geschärft worden durch ein Gefühl, das sich bald genug aussprach. Er machte sich in unbefangener Weise an dem Seitentische zu schaffen, wo Laura den Thee bereitete.

„Sie werden doch nicht abtrünnig?" flüsterte er ihr zu, während an dem runden Tisch eine laute Unterhaltung, besonders durch Rüdiger belebt, die Uebrigen fesselte. — „Alles ist ja gut," erwiderte sie leise, ohne aufzusehen. — „Für alle?" fragte er mit so eigenthümlicher Schärfe, daß Laura betroffen ihr Auge zu ihm erheben mußte. Der Ausdruck, den sie wahrnahm, war ihr zwar unverständlich, aber er machte sie erröthen.

Da wandte sich Emil in derselben Weise, wie er herangetreten war, ohne eine weitere Erklärung zu suchen, oder zu geben, von Laura wieder ab und kehrte an den großen Tisch zurück, wo er den Sessel, der für ihn leer stand, neben seinem Vater einnahm. Laura war durch sein Betragen verletzt und beunruhigt zugleich und sie konnte sich doch eigentlich nicht sagen, weßhalb? Sie fühlte Kopfschmerz — der Augennerv that ihr weh, ihr war, als habe ihn eine Stichflamme verletzt. Als sie aber zum Kreise der Familie zurückkehrte, nachdem sie die Pflicht der Wirthin erfüllt, hatte sie sich leidlich gefaßt und keine Frage belästigte sie. Die Gesellschaft war überdies von der Anstrengung des Wanderns müde und trennte sich früh.

6.

Der Sohn des Hauses hatte am folgenden Tage abreisen wollen, um noch während der Universitätsferien einen weiten freien Flug durch Italien zu unternehmen. Er erschien sehr früh ganz gegen seine Gewohnheit, auf der Veranda, als die Eltern sich eben dort niedergelassen hatten, und erklärte, daß er sich eines Bessern besonnen habe und nicht wie ein Ausgestoßener umherschweifen wolle, während das glücklichste Familienereigniß im Hause ein gemüthliches und freudenreiches Leben bereite. Die Mutter sah den Sohn bei dieser Erklärung liebevoll an; ihr war jede Trennung schmerzlich, und wenn sie auch dem Sohne, der für die Welt und das Leben bestimmt war, nie den Abschied durch Traurigkeit schwer machte, so war ihr doch jeder Tag Gewinn, den er ihr noch schenken wollte. Ihr war überdies gestern noch wiederholt eingefallen, daß es doch befremdend sei, wenn grade jetzt, auch weil der Vetter gekommen sei, Emil das Haus gleich verlassen wolle. Sie nahm daher seinen veränderten Entschluß mit Freuden auf.

Der Vater dachte anders darüber. Er kannte die Abneigung der beiden Vettern gegen einander, und wenn er auch die meiſte Schuld auf Weißenborn ſchob, welcher den nur wenige Jahre jüngern Verwandten mit auffallender Vernachläßigung behandelte, ſo ſprach er doch den Sohn auch nicht ganz frei, und es war ihm nicht unangenehm geweſen, daß kein längeres Zuſammenleben Beider unter ſeinem Dache ſtattfinden ſollte, da zu beſorgen ſtand, daß die Spannung doch einmal zu einem verdrießlichen Ausbruch führen könne. Er hatte ſchon geſtern, als die Ankunft Rüdigers neue häusliche Einrichtungen nöthig machte, der Mutter zwar Recht gegeben, daß ſie die beiden jungen Männer, wie es doch unter ſo nahen Verwandten natürlich geweſen wäre, nicht in ein Zimmer zum Wohnen zuſammenbrachte, ſondern Emil das ſeinige räumen ließ, um ihm ein Kämmerchen, das einzige, das noch zur Verfügung ſtand, anzuweiſen, aber er hatte doch nicht umhin gekonnt, ſie auf die Unnatur dieſes Verhältniſſes aufmerkſam zu machen. Sie hatte es mit ihm beklagt, war jedoch der Meinung geweſen, daß Vorſtellungen daſſelbe nur noch verſchlimmern würden und daß es ſich hoffentlich mit der Zeit beſſer geſtalten werde, wenn Emil erſt eine Lebensſtellung gewonnen habe, welche ihn in den Augen des etwas hochmüthigen Vetters größerer Beachtung würdig mache. Der Vater ſah nun heut durch Emils längeres Bleiben den Hausfrieden ernſtlicher in Frage geſtellt und fand es angemeſſen, dem Sohn ſeine Anſichten darüber anzudeuten. Er knüpfte an Aeußerungen an, welche er geſtern auf dem Spaziergange von Emil gehört hatte, ſo daß ſeine Warnung durchaus nicht gewaltſam herbeigeführt, ſondern natürlich erſchien.

„Du wirſt uns deine Liebe beweiſen," ſchloß er, „wenn du alles vermeideſt, was zu unangenehmen Reibungen zwiſchen euch führen kann." — „Das iſt auch ſeine Sache, Vater," antwortete Emil. „Soll ich es ehren, daß er dein Gaſt iſt, ſo darf er das auch nicht vergeſſen." — „Was thut er dir?" entgegnete die Mutter mit Sanftmuth. „Du biſt zu empfindlich — du ſiehſt in jedem kleinen Zuge ſeines ſoldatiſchen, vielleicht nicht immer rückſichtsvollen Benehmens eine Abſicht, die ihm gewiß nicht in den Sinn kommt. Thu es uns zu Liebe, Emil, ſei freundlich gegen ihn und du wirſt ſehen, wie bald ihr gute Freunde werdet." — Der Ausdruck ſeines Geſichts mochte ſie erſchrecken, denn ſie blickte ſchnell den Vater an, ob er ihn auch bemerkt habe, das war aber zum Glück nicht der Fall, und ſie verſchloß, was ſie dachte, in ihr Herz. Wie konnte ein häßliches Gefühl doch dies

Geſicht, an dem ihr Mutterblick immer mit Wohlgefallen hing, entſtellen! — Emil antwortete auf die eindringliche Ermahnung mit allgemein gehaltenen Worten und wurde gleich darauf durch Laura's Erſcheinen von dieſem für ihn peinlichen Geſpräch erlöst.

Auch Laura kam früher, als ſonſt ihre Art war, und Emils ſpähender Blick wollte bemerken, daß ſie bleicher ſei, als gewöhnlich. Was hatte ihr die Ruhe des Schlummers getrübt? — Gleich nach ihr kam Rüdiger. Sein Morgengruß für die Eltern war herzlich und ehrerbietig zugleich, Laura grüßte er nicht — ſie hatten ſich alſo ſchon geſehen! Für Emil hatte er nur eine flüchtige Neigung des Kopfes. Emil beobachtete ihn fort und fort, nachdem er neben Laura Platz genommen hatte, und als dann Adelheid erſchien und endlich der Graf, ſo daß nun die ganze Familie verſammelt und in freundlicher Unterhaltung begriffen war, konnte die Beobachtung um ſo ungeſtörter fortgeſetzt werden. Ob auch unbemerkt?

Es hätte Emil nach allem, wie er ſich früher gegen Laura geäußert hatte, freuen ſollen, daß ſeine Schweſter ſo unbefangen gegen Rüdiger war, daß ſie in vollkommener Sicherheit auch heut mit ihm ſcherzen konnte; auch die Art und Weiſe, wie ſich Rüdiger gegen Adelheids Verlobten benahm, der ihm doch, wenn frühere Vorausſetzungen wahr waren, als der bitterſte Feind ſeines Lebens erſcheinen mußte, hätte Emil beruhigen müſſen. Aber Beides ſchien eher den entgegengeſetzten Eindruck auf ihn zu machen. Es erbitterte ihn. Er ergrimmte, daß er ſich habe bei all' ſeiner Beobachtungsgabe, auf die er ſtolz war, durch Rüdigers verſteckte und unergründliche Natur täuſchen laſſen, ſo daß er den Schein für Wahrheit, das äußere Gebahren, das nur darauf berechnet war, fremde Augen über die Richtung ſeiner wahren Abſichten irre zu führen, für wirkliche Leidenſchaft gehalten habe. Was er nun, aufgeklärt darüber, heut wahrnahm, konnte nicht eine neue Täuſchung ſein — und war ſie es wieder, fand der Uebermüthige ſeine Luſt daran, abermals ein Herz zu bethören, mit dem er nur ein Spiel der Selbſtgefälligkeit trieb — nun, ſo durfte er das nicht länger, ſo mußte er ſeine Strafe finden! Darum hatte Emil eben ſeine Reiſe aufgegeben, er fühlte ſich verpflichtet dazu, wenigſtens legte er ſich dieſen uneigennützigen Beweggrund unter.

Entgegengeſetzte Naturen ſtoßen ſich meiſt ab, ziehen ſich aber doch zuweilen magnetiſch, wenn auch nicht in Liebe an. Es währte nicht lange, nachdem die Geſellſchaft ſich wieder getrennt hatte, um zwanglos, wie es des Hauſes

Sitte, über Zeit und Beſchäftigung zu verfügen, ſo hatten ſich im Garten die beiden Vettern gefunden, obgleich nicht abſichtlich geſucht. Als Rüdiger Emil, der mit einem Buche in der Hand auf einer Ruhebank ſaß, von weitem bemerkte, ſchritt er grade auf ihn zu und Emil ſtand raſch auf. Beider Blicke begegneten ſich — in den Adern des Jüngern wallte das trotzige Burſchenblut auf, Rüdigers Auge hatte ſeinen gewohnten feſten und überlegenen Strahl.

„Sie haben Ihren Reiſeplan ganz aufgegeben?“ fragte er, nachdem er leichthin den ſchattigen Platz gelobt und ſich mit einladender Handbewegung auf die Bank geſetzt hatte, von welcher Emil eben aufgeſtanden war. — Zögernd nahm dieſer wieder Platz und erwiderte, daß er freier Herr ſeiner Zeit ſei und nach Umſtänden darüber verfügen werde, es ſei überhaupt nicht ſeine Art, in konſequenten Plänen vorgeſteckte Ziele zu verfolgen. — Rüdiger ſteckte ſich eine Cigarre an — „Seit wann ſind Sie in Heidelberg?“ — Emil beantwortete die Frage kurz, die folgende: wieviel Semeſter er bereits ſtudire? erſchien ihm wie eine unerträgliche Ueberhebung, und er erwiderte: „Intereſſirt Sie das, Herr von Weißenborn?“

Das fremde „Herr von“ aus dem Munde eines Vetters bekundete am beſten Emils gereizte Stimmung. Rüdiger ſchien jedoch keinen Anſtoß daran zu nehmen. „Warum ſoll ich nicht an Ihnen Intereſſe nehmen, da Sie ſich ſo ſtark für mein Thun und Laſſen intereſſiren?“ — „Wie meinen Sie das?“ fuhr Emil auf. — „Ich meine, daß Sie mich einer ſehr ſcharfen Beobachtung gewürdigt haben, während Sie noch in Berlin Ihren Studien oblagen. Dieſe müſſen Ihnen viel Zeit gelaſſen haben, daß Sie ſogar, meinen nähern Umgang betreffend, zu Reſultaten gekommen ſind, die mich ſelbſt überraſchten.“ — „Was die ganze Stadt weiß, Herr von Weißenborn, dringt ſelbſt zu einem bloßen Studenten, auch wenn er nicht Anlaß hätte durch Beziehungen ganz beſonderer Art! Erlauben Sie, ich habe nicht Luſt, Ihre Anmaßung zu ertragen. Was ich erzählt habe, bin ich bereit, in jeder Weiſe zu vertreten!“

Er war von Rüdigers Seite aufgeſprungen und ſtand jetzt in herausfordernder Stellung vor ihm. Ueber Weißenborns Geſicht zuckte ein Blitz, doch der Wetterſchlag, den der Andere erwartet und vielleicht gewünſcht hatte, blieb noch aus. Rüdiger that einen Zug aus ſeiner Cigarre, warf dieſe von ſich, blies die Rauchwolke in die Luft und ſagte mit ſchneidender Kälte: „Ich kann Ihnen von Ihrem Standpunkte aus weder verdenken,

noch verwehren, daß Sie von mir erzählen, was Ihnen passend dünkt. Es ist mir auch höchst gleichgültig. Nur verkuppeln Sie mich nicht, bitte! Das Märchen von Frau von Nobrega werden Sie gefälligst als eine Erfindung widerrufen." — „Weil Sie das Licht zu scheuen haben? Weil Ihr Geheimniß durchschaut ist und alle Maske nichts hilft?"

Aus Rüdigers stolzem Auge sprühte jetzt wildes Feuer, der lange gefesselte Vulkan brach aus. Erblassend stand er auf, seine Züge in ihrer plötzlichen Gährung hätten Furcht erwecken können, wenn Emils Brust Raum für dies Gefühl besessen hätte. Was sich seit einer kurzen Reihe von Stunden von unterdrückter Leidenschaft in Rüdigers Brust zusammengepreßt hatte, Schmerz und Zorn, Haß und Bitterkeit, verwundeter Stolz, Eifersucht, Verzweiflung — alles schien sich entladen zu wollen auf Ein Haupt! Wohl ihm für Zeit und Ewigkeit, daß er keine tödtende Waffe an seiner Seite führte. Aber das eine Wort, das er sprach, der Laut dieses Wortes, der Blick, der es begleitete, war genug, war eine Saat für eine dunkle, blutige Zukunft: „Bube!" —

„Zurück!" donnerte er dem Jünglinge zu, der sich selbst vergessend ihm an die Brust springen wollte. „Wir sind Edelleute! Ich stehe Ihnen Rede! In acht Tagen zu Genf."

Er kehrte sich ab und ging mit starken, aber langsamen Schritten der untern Pforte des Gartens zu, welche in das Freie führte. Emil blieb in einer Stimmung zurück, von welcher er sich selbst schwer Rechenschaft hätte geben können, auch wenn er diese gesucht hätte. Es war aber bei allem wilden Aufruhr seiner Geister ein Gefühl in ihm, wie Befriedigung, daß es nun zur Entscheidung gekommen sei und daß es sich nun, gleichviel wie der Ausgang auch sein werde, für seine Zukunft klären müsse. Auch er konnte jetzt die Einsamkeit, in die er sich zurückgezogen hatte, nicht mit der Gesellschaft der Seinigen vertauschen — wie hätte er dem Auge seiner Mutter begegnen können? Er mußte sich diesem auf längere Zeit, wo möglich bis zu dem entscheidenden Tage entziehen. Aber als er den letzten Gedanken kaum gefaßt hatte, gab er ihn, von brennender Eifersucht befallen, schon wieder auf. Sollte er das Feld räumen', sich in der Ferne mit Zweifeln quälen, was der Verhaßte, wenn dieser im Hause zurückblieb, während seiner Abwesenheit —? — Nimmermehr! Wenn Rüdiger abreiste, dann wollte auch er nicht lange säumen. Bis dahin mußte er wohl Kraft finden, sich zu beherrschen, und damit er den schweren Anfang überwinde, beschloß

er, wenigſtens den heutigen Tag ſich der Geſellſchaft, die er fürchtete, zu entziehen.

Er fand im Garten die Schweizerin, die ſeiner Mutter diente — ſie wollte ihm ausweichen, und gehorchte nur widerſtrebend und mit brennenden Wangen, als er ſie rief; aber er achtete nicht auf ihre ſichtliche Beſtürzung, ſondern befahl ihr, ſeiner Mutter zu ſagen, daß er heut nicht zur Mahlzeit und vielleicht erſt ſpät in der Nacht zurückkehren werde, da er eine weite Fußwanderung unternommen habe. Dann verließ er den Garten durch dieſelbe Pforte, welche Rüdiger benutzt hatte, draußen aber ſchlug er eine Richtung ohne Plan, quer durch die Felder ein, hoffend, der Zufall werde ihm eine zweite Begegnung mit ſeinem Widerſacher erſparen. Morgen, davon war er überzeugt, würden dann Beide die nöthige Selbſtbeherrſchung gewonnen haben, um ſich nicht zu verrathen; daß ſie mit einander nichts zu ſchaffen hatten, konnte nicht auffallen, da es nur ihr gewohntes Verhältniß war.

Die Schweizerin eilte, den ihr gewordenen Auftrag zu erfüllen, dann aber ſuchte ſie das Fräulein auf, für das ſie eine beſondere Zuneigung gefaßt hatte, und fand Laura zu ihrer großen Freude allein. Sie war in ſolcher Aufregung, daß es auffallen mußte. „Was iſt dir, Lieſi?“ fragte Laura beſorgt.

Das Mädchen erzählte nun mit haſtigen Worten, welche dadurch kaum verſtändlich wurden, was ſie gehört und geſehen hatte, wobei ſie ſich eifrig verwahrte, daß ſie nicht mit Abſicht herangeſchlichen ſei, um die jungen Herren zu belauſchen. Sie hatte hinter der Hecke ganz unbekümmert um dieſe, welche ihr Kommen gar nicht bemerkt hatten, in den Beeten grüne Bohnen gepflückt, als ſie auf einmal die heftigen Stimmen gehört. Was die Herren mit einander gehabt, wußte ſie nicht, aber als ſie erſchrocken den Kopf hinter den hochberankten Stangen vorgeſteckt, hatte ſie geſehen, wie der junge Herr Emil auf den fremden Herrn losgeſtürzt war, und gehört, wie dieſer ihm: „Zurück!“ zugeſchrieen und: „Wir ſind Edelleute!“ Dieſe Worte allein mit donnernder Stimme geſprochen, waren der Schweizerin deutlich erinnerlich geblieben, mehr wußte ſie nicht; aber ſie reichten hin, um Laura bis zum Tode zu erſchrecken, da ſie keine Mißdeutung zuließen.

Erblaſſend dankte ſie dem Mädchen für die Mittheilung und entließ ſie mit der Bitte, gegen keinen Menſchen etwas davon zu ſagen; die Herren ſeien nahe Verwandte und würden ſich, wenn ſich niemand hinein miſche,

leicht wieder vertragen. Aber ihre eigene Meinung war das nicht, vielmehr fühlte sie eine heiße Angst, daß nun ein schweres Unglück über die bisher so glückliche Familie hereinbrechen werde, und dazu gesellte sich das Gefühl, daß sie verpflichtet sei, dasselbe zu verhüten. Wie aber? Was sollte sie thun? Der Mutter davon erzählen, damit ihre Liebe das unselige Zerwürfniß zu schlichten suche, ehe die Mahnung an die Standesehre, welche in Rüdigers Worten sie erschreckt, zu blutigen Folgen geführt habe? Es konnte nur Oel in das Feuer gießen, wie sie Emils Stimmung kannte — jedes Ansinnen, einen Schritt zur Versöhnung zu thun, würde auf ihn wirken wie der Sporn auf ein unbändig aufbäumendes Roß. Die Hand mußte von Rüdiger geboten werden — und sie allein, Laura, mußte mit ihm sprechen, ihn dazu bewegen, selbst auf die Gefahr hin, die schmerzhaftesten Wunden zu berühren.

Als sie diesen Entschluß gefaßt hatte, kehrte ihre Zuversicht zurück und sie konnte mit ruhigem Blick in den Salon treten, wo sie die Familie, mit Ausnahme der Beiden, was wohl natürlich war, vereinigt fand. — „Emil hat mir sagen lassen, daß er sich schnell zu einer Partie entschlossen hat und erst spät wiederkommen wird," sagte die Mutter. „Ob er allein gegangen ist? Mit Rüdiger vielleicht?"

Laura fühlte, wie das Blut ihr plötzlich zum Herzen drang. Die Rasenden hatten doch nicht ihren Streit gleich auszukämpfen beschlossen. Auch Rüdiger fehlte ja! Sie begriff nicht, daß ihr dieser Gedanke, der alle ihre Hoffnungen vernichtete, nicht früher gekommen war, da er so nah lag. Die Angst, welche sie jetzt erfaßte, würde ihr erspart worden sein, wenn ihr die Schweizerin den Tag des Rendezvous und Genf, den Ort, hätte berichten können, oder wenn sie selbst die Gesetze der Ehrenhändel gekannt hätte, welche den Zweikampf ohne Zeugen ausschließen. Kaum fand sie leidliche Fassung zu der Antwort: sie wisse von nichts, und die Mutter, welche zwar ihr Erbleichen bemerkt hatte, aber doch Gründe zu haben vermeinte, schonend darüber hinweg zu sehen, forschte nicht weiter. Ihre Sorge nahm vielmehr eine andere Richtung.

Der Verlobte ihrer Tochter hatte ihr heut, als Beide eine halbe Stunde allein auf der Veranda gesessen, in dem vollen, innigen Vertrauen, das er ihr fast vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft geweiht hatte, die Unruhe seines Herzens erschlossen, in welche er durch eine Wahrnehmung des gestrigen Tages versetzt worden war. Sein Auge hätte nicht das einer

tiefen und heißen Liebe ſein müſſen, wenn ihm der Eindruck entgangen wäre, welchen Rüdigers plötzliche Erſcheinung auf ſeine Braut gemacht hatte. In ſeinem Geiſte war der ſchmerzliche Gedanke erwacht, ob nicht Adelheids Herz ſich früher dieſem Manne in erſter Neigung zugewendet habe — tauſend Möglichkeiten boten ſich ihm, wie dann alles ſich habe geſtalten können, daß ſie nun als verlobte Braut eines Andern ihm beim Wiederſehen begegnet ſei. Was er längſt über das Verhältniß wußte, hatte ihn bei der unbefangenen Art, wie Adelheid ſtets davon ſprach, niemals beunruhigt, aber das Zeugniß des Moments war doch ein anderes. In ihrem unbewachten Benehmen hatte er mehr, als bloße jungfräuliche Verſchämtheit zu erkennen gemeint, und wenn ihn auch die bald wiederfolgende harmloſe Freudigkeit, der Ausdruck des Glückes, der unverfängliche Lauterkeit war, entzückt hatte, ſo war der Zweifel doch nicht auf Niewiederkehr zu bannen geweſen, und er hatte ihn denn in der Stunde des Vertrauens mit all' der liebenswürdigen Offenheit ſeiner Seele der Mutter an das Herz gelegt.

Dieſe hatte ihm in gleicher Weiſe die Beruhigung gegeben, welche ſie ſelbſt fühlte. Was Rüdiger betraf, darüber konnte ſie nicht urtheilen, da er weder ihr, noch irgend einem Freunde, den er vielleicht gar nicht beſaß, einen Blick in ſeine Seele geſtattete; aber er hatte ſeit fünf Jahren, wo doch wenigſtens kein äußeres Hinderniß einer Verbindung im Wege geſtanden hätte, nicht den kleinſten Schritt gethan, einen ſolchen Wunſch errathen zu laſſen, wie aufmerkſam er auch gegen Adelheid immer geweſen. Dieſe dagegen, die Mutter glaubte es mit voller Gewißheit verbürgen zu können, hegte für ihn kein tieferes Gefühl, als das eines faſt ſchwärmeriſchen Dankes, der wohl durch die beſondern Umſtände, daß ſie ihm ihre Rettung aus großer Gefahr ſchulde, daß er um ihretwillen ein Menſchenleben vernichtet, Strafe erduldet habe und eine unvertilgbare Narbe trage, gerechtfertigt ſei. Hatte ſie nun durch dieſe Verſicherung den Verlobten ihres Kindes vollkommen beruhigt? Es that ihr ſo weh, daß ſeine Liebe durch einen ſolchen Zweifel, als könne Adelheid um ein verlornes Glück trauern und darum durch ihn niemals ganz glücklich werden, beunruhigt worden ſei! Und ſie glaubte dieſen Zweifel noch immer in ſeinen Augen zu leſen, während er mit Adelheid ſprach, die ſich gegen ihn ganz ihrer natürlichen heitern Laune überließ. O daß er doch in ihren klaren, innigen Blicken die volle Gewißheit ihrer Liebe finden möchte!

Die Stunde der Mittagstafel war ſchon vorüber, und auch Rüdiger

hatte nichts von ſich hören laſſen. Der Vater rieth, nicht länger auf ihn zu warten, da es für ihn ſelbſt, wenn er das bei ſeiner Ankunft bemerke, nur unangenehm ſein könne. So ging die Familie zu Tiſch, und Laura hatte alle Mühe, ihre mit jeder Minute ſteigende Angſt nicht zu verrathen. Da trat Rüdiger plötzlich ein — gewiß hatte ihn von Laura nie ein ſo freudig aufleuchtender Blick empfangen, als heut, und dieſer Blick wurde von ihm bemerkt. Er bat um Entſchuldigung, daß er ſich verſpätet habe; der Vater ließ ihn nicht ausreden, ſondern winkte ihn freundlich neben ſich, wo ſein Couvert ſtand, und fragte nur, ob er etwas von ſeinem Sohne wiſſe, der ſich für den ganzen Tag abweſend gemeldet habe. Rüdiger verneinte die Frage und wandte ſich dann an Laura, die ihm zur Linken ſaß, um mit ihr ein leichtes Geſpräch anzuknüpfen, er fand ſie aber ungewöhnlich einſilbig, ihr Herz war zu voll, als daß ſie eine bloße Plauderei hätte eingehen können. Da wurde auch er ſchweigſam und ſah eine Weile ſogar ſtarr vor ſich hin. Laura, die jetzt ungeſtraft von der Seite beobachten konnte, bemerkte in ſeinem Blicke ein tief innerlich glühendes Feuer, vor welchem ſie zagte.

Auf einmal weckte der Gegenſtand, welchen der Vater mit dem Grafen beſprach, ſein Intereſſe. Auch Laura wurde davon, wie von einem elektriſchen Schlage berührt — war es Zufall oder Schickung, daß grade jetzt vom Zweikampf zwiſchen den Männern geſprochen wurde? Ein trauriger Fall, der ſich kürzlich in Baden-Baden ereignet hatte, war der Anlaß geweſen, daß ſich die Frage nun auf das Gebiet des Prinzips hinüber ſpielte. Der Graf führte die Auslaſſungen einer im Frühling erſchienenen Brochüre an, welche das Duell einen Schutz gegen das Uebermaß der eigenen Leidenſchaft nennt, indem die Betheiligten den Moment der Ruhe abwarten, den erſten Zorn verrauchen laſſen, der Freundſchaft Muße geben, Verſöhnungsverſuche anzuſtellen, und ſomit alles thun, einen friedlichen Ausgang möglich zu machen.

„In den meiſten Fällen iſt der Zweikampf eine Thorheit," ſagte der Vater. „Allerdings iſt das Duell der letzte, wenn auch barbariſch geſcholtene Reſt der alten perſönlichen Wahrhaftigkeit gegen erlittene Unbill, und es gibt Dinge, welche ſelbſt ein Fanatiker für Schiedsgerichte nicht fremden Philiſtern, die oft nicht die leiſeſte Ahnung von dem Begriff ahnen, um den es ſich handelt, zum Spruch überlaſſen würde, z. B. eine Kränkung, welche unſerm Liebſten auf Erden, der Mutter, der Gattin oder einer Tochter,

widerfahren iſt. Aber dennoch — wie hilft dem der Zweikampf ab, wenn oft der Beleidigte zu der erlittenen Schmach zu Schanden gehauen oder geſchoſſen wird — wohl gar getödtet?" — „Seine Schuld, wenn er den Vortheil, den ihm das Ehrengeſetz einräumt, den Vortheil des erſten Schuſſes, nicht wahrzunehmen verſteht!" So ließ ſich Weißenborn vernehmen, und Laura bebte vor ſeinem Tone. — „So würden Sie Ihrem Gegner," fragte die Mutter, „wenn Sie den erſten Schuß hätten, ſchonungslos nach dem Leben zielen?" — „Ganz gewiß!" erwiderte Weißenborn, und es ging Laura durch das Herz, wie die Mutter, ohne zu ahnen, welche ſchreckliche Bedeutung der Ausſpruch für ſie ſelbſt hatte, ihm nur milde, fromme Vorwürfe machte.

„Der Soldat iſt blutdürſtig aus Beruf," ſagte der Vater, um das Geſpräch, das die Frauen aufregte, in eine heitere Bahn zu lenken, und der Graf erzählte eine verbürgte Geſchichte, wie grade dies nach dem Leben Zielen vor einigen Jahren einen höchſt komiſchen Ausgang herbeigeführt habe. Ein Gentleman, deſſen Namen er nicht nennen wolle, habe in halb geächteter Stellung, die er ſich in der Geſellſchaft ſelbſt bereitet, endlich kein anderes Mittel gefunden, als den erſten Beſten von denen, die ihn mieden, auf Piſtolen zu fordern. Dieſer ſei aber der beſte Schütz im ganzen Lande geweſen, welchen bedenklichen Umſtand der Herausforderer zu ſpät erfahren. Um alſo das Niederſchießen unmöglich zu machen, habe er ihm haarſcharf auf den Kopf gehalten und abgedrückt, die Kugel ſei aber nur durch ſeine Locke gegangen. Hierüber erbittert, habe der Andere, der ihm eigentlich nichts habe anthun wollen, ſeine Waffe gehoben, um ihm nun doch einen Denkzettel zu geben. Da ſei dem Gentleman denn herzensangſt geworden, er habe ſein Piſtol zur Erde geworfen und mit Stolz erklärt: „Er habe nun Genugthuung und verlange keine mehr!" worauf unter allgemeinem Gelächter der Zeugen und des Arztes der Gegner ſeinen Schuß in die Luft gethan und die Sache beendigt geweſen ſei, freilich ohne in der bisherigen geſellſchaftlichen Stellung des kühnen Duellanten auch nur das Mindeſte zu ändern.

Auch hier nahm ein fröhliches Gelächter des ganzen Kreiſes den humoriſtiſchen Schluß auf, und Laura freute ſich in tiefſter Seele, daß Rüdiger ſo herzlich einſtimmte.

7.

Der Zufall war günſtig geweſen, er verſchaffte der Beſorgten den Moment, nach welchem ſie ſich geſehnt hatte und ſie zagte nicht, das Glück bei der Stirnlocke zu faſſen, die Augenblicke waren koſtbar.

„Lieber Couſin, ich habe eine Frage an Sie zu richten.“ — „Doch nicht wieder die ſchöne Braſilianerin betreffend?“ entgegnete er. — „Nein. Aber Sie haben einen Streit mit Emil gehabt — weßhalb?“ Sie gab ſich alle Mühe, ihren Ton ſo ſanft und bittend als möglich zu halten. — „Woher wiſſen Sie das?“ fragte er ſchroff. „Von ihm ſelbſt — er hat Ihnen auch das erzählt! Nicht wahr?“ Er ſagte das mit bitterem Lachen, das ſie tief verletzte und ihr wenig Hoffnung ließ. — „Wie können Sie das glauben?“ rief ſie. „Welche elende Geſinnung trauen Sie Emil zu? Ich betheure Ihnen, daß er keine Ahnung davon hat, daß ich etwas weiß, ich habe ihn ſeit dem Vorfall gar nicht geſehen.“ — „So haben Sie ſelbſt uns vielleicht —?“ — „Gleichviel, wer mir davon erzählt hat!“ unterbrach ſie ihn. „Emil hat keinen Menſchen ſeitdem geſehen oder geſprochen. Ihm geben Sie die Schuld nicht. Was ſoll nun geſchehen, lieber Vetter? Blicken Sie mich nicht ſo böſe an! Ich bin die Einzige von der Familie, welche davon weiß, und niemand ſoll davon erfahren — aber um Gotteswillen beſchwöre ich Sie, laſſen Sie nichts Schlimmeres folgen!“

„Ich will mit Ihnen, da Sie ſo offen gegen mich ſind, nicht Verſteckens ſpielen,“ erwiderte er. „Wenn Sie wiſſen, was geſchehen iſt, ſo wiſſen Sie auch, daß die Folgen ſich nicht ändern laſſen!“ — „Zwiſchen ſo nahen Verwandten, die ſich lieben ſollten!“ rief ſie in ſchmerzlicher Aufregung. „Großer Gott, mußten Sie denn den armen Emil ſo kränken?“— „Der mich verfolgt hat jahrelang mit verdächtigender und nichtswürdiger Nachrede, der ſich wie ein Polizeiſpion an meine Ferſen gehängt hat! Er weiß nicht, was er mir —“ hier unterbrach Rüdiger ſeine heftige Rede, welche mehr verrathen wollte, als ihm lieb geweſen wäre, und er ſetzte bitter hinzu: „Selbſt wenn ein Roß mit Biſſen und Gekläff angefallen wird, wehrt es ſich mit einem Hufſchlag — das liegt in der Natur und muß nun auch hingenommen werden.“

„Aber — wenn Sie doch Emil Unrecht gethan hätten — wenn alles, was nicht durch ſeine Schuld geſprochen worden iſt, niemals Glauben gefunden hat? Ich ſchwöre es Ihnen, daß nichts, was Ihnen nachtheilig

geweſen wäre, je geglaubt worden iſt! — Und wenn Sie," fuhr Laura ſchneller fort, da ſie den Eindruck bemerkte, den ihre letzten Worte auf ihn machten, „wenn Sie doch gewiß für uns alle — mögen Sie über Emil denken, wie Sie wollen — eine freundliche Geſinnung hegen, wenn Sie die Tante, ich weiß es, mit treuer Liebe verehren, und den Onkel, der es ſo gut mit Ihnen meint, wenn Sie Adelheid lieb haben" — ſie zwang ſich, das Wort möglichſt ruhig auszuſprechen — „wollen Sie ihr nun tauſend Thränen auspreſſen, wie der Mutter, wenn das Schrecklichſte ſich ereignen ſollte?" —

„Sorgen Sie nicht, Couſine," entgegnete Rüdiger mit einem kalten äußern Hohne, der im ſeltſamen Widerſpruch mit dem bebenden Laut ſeiner Stimme ſtand, dem Zeugniß mächtiger innerer Bewegung. „Mein Vetter hat den erſten Schuß — und, ich habe es oft geſehen, eine feſte Hand." — „O — das iſt herzlos, Rüdiger!" ſagte Laura, in Thränen ausbrechend. „Iſt es nur ein Leben, für das wir zittern?" — Er nahm ihre Hand, er ſagte kein Wort, aber er war tief ergriffen. Sie wollte ſich von ihm losmachen, doch hielt er ihre Hand mit ſanfter Gewalt feſt und ſie faßte ſich in wunderbarer Kraft.

„Noch iſt alles gut zu machen, Rüdiger! Sie werden nicht namenloſes Leid auf alle häufen wollen, für die Sie trotz Ihrer Verſchloſſenheit ein Herz haben." — „Laura!" unterbrach er ſie mit dem Tone wahren Gefühls, und nach einer kurzen Pauſe ſetzte er hinzu: „Es iſt nicht mehr zu ändern. Ich verſpreche Ihnen aber, Emil kein Haar zu krümmen!" — „Wieder dieſe herzloſe Beſchuldigung!" rief Laura. „O Sie verdienen es nicht, daß auch um Sie —." — „Ja, Laura! Ich verdiene mein Glück nicht! Ich habe nie verdient, ein ſolches zu beſitzen! — Laſſen Sie uns abbrechen. Eine andere Sühne iſt unmöglich!" — „Aber wenn Sie die Hand zur Verſöhnung böten? Sie bedürfen es doch nicht, Ihren Muth erſt zu beweiſen — und es gehört noch ein größerer Muth dazu, Rüdiger, ſeine Uebereilung einzugeſtehen, als ſie mit den Waffen zu vertreten! Das wird immer viel höhere Ehre bringen. Niemand weiß ja um den Vorfall — Emil wird gerührt und freudig Ihre Hand ergreifen, und auf die lange unnatürliche Entfremdung eine wahre Freundſchaft folgen!" —

„Sie ſind ein junges Mädchen, Laura," erwiderte er auf ihre eifrige, vom Herzen ſtrömende Rede, als ſie ihm bittend und erwartungsvoll in die Augen ſah. „Das ſind ſchöne Träume! — Nennen Sie es einen höhern

Muth, ſo geſtehe ich Ihnen meine Feigheit — ich beſitze ihn nicht. Noch nie habe ich einen Schritt zurück gethan. Wenden Sie ſich nicht von mir ab. Ich kann nicht anders! Oder es gäbe nur einen einzigen Ausweg —." — „Und welchen?" rief ſie von neuer Hoffnung belebt. — Er ſtieß einen ſchweren Athemzug aus und ſagte feindſelig: „Wenn ich mir ſelbſt — nein, Laura," lenkte er ſanfter ein, „das ſollen Sie nicht hören. — Ich kann nicht anders. Die Sache muß ihren Lauf haben. Morgen reiſe ich ab. In einigen Tagen, damit es nicht auffällt, wird mir Emil folgen. Wie er aber auch — denken Sie an unſer Tiſchgeſpräch — wie er aber auch ſeinen Vortheil wahrnehmen möge, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, ſein Leben, ja ſeine Perſon ſoll mir heilig ſein. Mehr fordern Sie nicht von mir."

Sie nahm ſeine dargebotene Hand und eine neue Gegenrede ſchwebte auf ihrer Lippe, als ſie den Grafen bemerkte, der aus der Thüre trat. Erröthend hielt ſie dennoch Rüdigers Hand feſt, um der Scene nicht einen für ſie verletzenden Charakter in des Grafen Augen zu geben und ſagte: „Sie dürfen morgen noch nicht abreiſen. Ueber den morgenden Tag iſt verfügt, Sie dürfen nicht fehlen."

Der Graf trat hinzu und vereinte ſeine Bitte mit Laura's. Er war ſo herzlich, daß Rüdiger davon wahrhaft ergriffen wurde. Dies Herz von Stahl ſchien einen Moment ſeine Natur zu verläugnen — war es das Bewußtſein, wie wenig er des Grafen Herzlichkeit verdiene, das ihn ſo tief bewegte? Es war aber nur ein Moment, und niemand hatte wohl die Anwandlung bemerkt, denn er beherrſchte auch im gewaltigſten innern Affekt ſein Aeußeres ſtreng. Laura's Aufmerkſamkeit war überdies mehr dem Grafen, als ihm zugewendet, denn ſie glaubte in Richards Augen einen Ausdruck unendlicher Glückſeligkeit wahrzunehmen, der einen ganz beſtimmten Anlaß haben mußte. Es fand ſich aber keine Gelegenheit, das zu ergründen und ſie verließ die beiden Männer.

„Herr Graf," ſagte Rüdiger, ſobald Sie allein waren, „ich habe eine Bitte an Sie." — „Mit tauſend Freuden, Herr von Weißenborn, was auch Ihr Wunſch ſei." — „Ich bin hier entfernt von allen meinen Freunden und Bekannten — wollen Sie mir in acht Tagen zu Genf in einer Ehrenſache Ihren Beiſtand leihen?" — Der Graf war betroffen, doch ſagte er ohne Bedenken zu. „Darf ich fragen?" fuhr er dann fort. — „Ich ſage Ihnen alles an Ort und Stelle, verzeihen Sie mir, ich habe Gründe dazu, und bitte deßhalb auch um Ihre Diſcretion. Alle Arrangements ſind ſchon

getroffen." — „Auch eine Vermittelung verſucht?" — „Dieſe iſt unmöglich," verſicherte Weißenborn. — „Das läßt ſich wohl von keiner Verwickelung ſo unbedingt ſagen. Oft führt ein Weg, welcher zuerſt aller Augen verborgen war, zu einer für beide Theile ehrenvollen Ausgleichung, und dieſe muß doch eben auch beiden Theilen, wenn ſie wirklich ehrenhaft iſt, erwünſcht ſein. Jedenfalls fordert das geltende Prinzip den Verſuch, und da Sie mich zu Ihrem Sekundanten erwählt haben, ſo geſtatten Sie mir, ihn zu machen." — „Wohlan — in Genf, wo ich meinen Gegner finde, ſollen Sie alles erfahren. Ich werde morgen noch hier bleiben, übermorgen reiſe ich ab; von Sonntag an treffen Sie mich in Genf. Der Tag zum Rencontre iſt heut über acht Tage beſtimmt. Ich kann aber doch auf Ihre Discretion rechnen?" — „Wie ſich in Ehrenſachen von ſelbſt verſteht!" beruhigte ihn der Graf.

Laura hatte Zeit gebraucht, um nach dem Geſpräche mit Rüdiger, das ihr nur einen halben Troſt gewährte, wieder Faſſung für fremde Augen zu gewinnen. Sie fand ihre Couſine, welche ſie dann aufſuchte, bei der Mutter, und wie ſie beim Eintreten bemerkte, hatten Beide geweint. Es war aber wohl kein betrübender Grund geweſen, der ihre Thränen hatte fließen laſſen, denn in ihren Augen und Mienen zeigte ſich eher das Gegentheil, doch erfuhr Laura, welche nicht fragte, erſt Abends im trauten Selbander mit Adelheid, was dieſe mit der Mutter beſprochen hatte. Im Laufe des Tages war ihr Herz gegen Richard in Bezug auf das ſeltſame Verhältniß, das zwiſchen ihr und Rüdiger beſtand, im vollen Vertrauen übergeſtrömt; ſie wußte nicht recht anzugeben, wie es gekommen war, und ahnte nicht, daß Richard es, dem eigenen ſehnſüchtigen Verlangen folgend, leiſe ſo gelenkt hatte. Ihm war daraus die volle beglückende Ueberzeugung geworden, daß ſeine Braut keine Herzensneigung für Rüdiger gefühlt, wohl aber von ſeiner Seite, wie ſie ſchamhaft geſtand, eine ſolche zuweilen zu erkennen geglaubt und ſich darum vor dem erſten Wiederſehen nach ihrer Verlobung gefürchtet habe, daß ſie jetzt aber, da alles ſo glücklich und ruhig vorübergegangen ſei, ſich ihrer eiteln Einbildung ſchäme und ein wenig gedemüthigt zwar, ſich doch freue. Ihn hatte dieſe Ueberzeugung unausſprechlich beglückt, und der Glanz der Freudenſonne war auf ſeinem Antlitz noch zu bemerken geweſen, als er zu Laura und Rüdiger auf die Veranda getreten.

„Alles löst ſich in Frieden," dachte Laura, als Adelheid ihr endlich gute Nacht gewünſcht hatte, und ſie faltete die Hände, um zu beten, daß

Gott auch die dunkle Wolke, die nur ihrem Auge ſichtbar, noch über dem Hauſe hing, gnädig vorüber führen möge. In der Zuverſicht, welche das Gebet geweckt hatte, ſchlief ſie ein.

Es mochte um Mitternacht ſein, als ſie ſchreckhaft aufwachte, Adelheid hatte ſie gerufen.

„Hörſt du nichts?“ fragte ſie furchtſam. „Es wurde laut an die Hausthüre geklopft.“ — „Das wird Emil ſein,“ ſagte Laura ſchnell beſonnen. „Die Lieſi geht ja ſchon, ihm zu öffnen.“ — Auf deren Beſtellung hatte Frau von Bogen angeordnet, daß ſie ihn erwarten ſolle. Murmelnde Stimmen wurden im Hauſe laut — die horchenden Mädchen glaubten mehrere Männer zu vernehmen. Gleich darauf wurde auch leiſe an ihre Thüre geklopft, ſie erſchracken heftig. „Schlafen Sie, Fräuli?“ hörten ſie die Stimme der Schweizerin, und als ſie ängſtlich gefragt, was ſie wolle, klang es draußen: „Erſchrecken Sie nicht, Männer von Schließweiler bringen den jungen Herrn — er hat einen böſen Fall gethan, aber es hat keine Gefahr, ſagt der Hirt.“

Welch ein Räthſel iſt das menſchliche Herz, daß Laura's erſtes Gefühl bei dieſer Nachricht eher ein tröſtliches, als ein ſchmerzliches war! Sie machte ſich Vorwürfe, und doch war ſie, während Adelheid noch rathlos vor Schreck war, ſchon aufgeſprungen, hatte der Lieſi zugerufen, ſie werde gleich kommen und ſich raſch in Nachtkleid und Tuch gehüllt. Worin lag die Beruhigung, welche bei allem Mitleid ihr Herz durchſtrömte wie ein linder Balſam? In der Verſicherung des Mädchens, daß keine Gefahr ſei? Oder vielmehr in der Gewißheit, daß nun ein viel größeres Unheil, wenigſtens für die nächſte Zeit, abgewendet ſein werde?

Sie trat heraus, Lieſi wartete auf ſie mit Licht. Die Männer weilten drüben im Hausflur, wo ſie die Tragbahre niedergeſetzt hatten und ſich nach der erhaltenen Weiſung ſtill verhielten. Laura eilte mit der Schweizerin, die nöthigen Anweiſungen zu geben, daß Emil in ſeine Kammer getragen werde, und zu hören, was ihm geſchehen ſei, da ihr wiederholt verſichert wurde, es habe keine Gefahr. Ihr Herz ſchlug voll Bangigkeit, als ſie die dunkle Geſtalt bei der kargen Beleuchtung regungslos auf der Tragbahre erblickte. „Biſt du's, Laura?“ begrüßte ſie matt eine Stimme mit der traulichen Anrede ihrer Kindheit. — „Was iſt dir geſchehen?“ erwiderte ſie mit dem gleichen liebevollen Tone. „Aber ich höre das ſpäter — kommt, Leute, ich werde euch leuchten.“

Die Männer nahmen die Bahre auf und folgten ihr mit gedämpften Tritten durch den Corridor nach der Kammer, welche Emil jetzt bewohnte. Der Hirt von Schließweiler, welchen die Schweizerin aufrief, beſtätigte unterwegs, daß er den gebrochenen Arm ſchon geſchient und was ſonſt von Wunden ſei, ausgewaſchen und verbunden habe — ſie möchte ihm nur Ruhe laſſen, und wenn ſie nicht nach dem Doktor ſchicken wolle, ſo werde er morgen wieder kommen. Laura bat ihn darum und hörte nun, wie es nicht anders ſein konnte, im Hauſe die übrigen Bewohner ſich regen; Lichter wurden hell, die Wirthſchafterin kam herbei und ſchrie laut über den Anblick — ſchon ließ ſich von unten her die ängſtlich fragende Stimme der Tante vernehmen.

Kaum war Emil, der jetzt in einen Zuſtand der Bewußtloſigkeit geſunken war, in ſeine Kammer gebracht, wo ihn die Männer unter Anordnung der Frau Heinze zu Bett ſchafften, ſo eilte Laura, der Tante die Kunde mit möglichſter Schonung mitzutheilen. Dieſe mußte ſich denn mit eigenen Augen von dem Zuſtande ihres Sohnes überzeugen; die Nichte ging auch die Uebrigen von dem traurigen Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen.

Rüdiger war der Erſte, den ſie im Wohnzimmer traf, wo er ſchon Licht angezündet hatte. — „Gott hat es ſo gefügt!“ ſagte ſie, nachdem ſie ihm die Nachricht gegeben, und ihr Auge ſuchte forſchend nach dem Eindruck, den ſie auf ihn gemacht habe. Doch ſah ſie kein Zeichen davon. Rüdiger zuckte bedauernd die Achſel, und gleich darauf erſchienen auch die Andern — der Vater hielt alle ab, nach dem Kranken zu ſehen. „Er iſt in den beſten Händen! Ruhe iſt vor allem nöthig, die Mutter wird uns ja bald Nachricht bringen.“ — Laura mußte erzählen, was ſie wußte; danach war Emil in dem ſteilen Klippenthale der Schließe verunglückt. „Es iſt daſſelbe, an welchem wir geſtern Abend entlang gingen,“ ſagte Laura, halb gegen Rüdiger gewandt.

Ein unangenehmer Gedanke ſchien ihm durch den Kopf zu fahren, denn er zog die Augenbrauen zuſammen. Doch ſagte er nichts, denn die Mutter kehrte eben zurück, um die Ihrigen zu beruhigen. Sie war aber ſelbſt ſehr traurig. Wenn auch der gebrochene Arm keine Gefahr brachte und die ſonſtigen äußeren Verletzungen wohl ſchmerzhaft, aber nicht bedeutend ſchienen, ſo kam doch alles darauf an, ob die Erſchütterung keine ſchlimmere Folgen haben werde. Das ſprach ſie nicht aus, aber man ſah, daß ſie die Beruhigung, die ſie gab, ſelbſt nicht theilte.

Sie legte dann einen Fund auf den Tiſch, welchen der Hirt ihr übergeben hatte. Dieſer hatte den Verunglückten bewußtlos in den Klippen angetroffen, die bunten gemalten Steine, die eben die Mutter auf den Tiſch gelegt, in der verkrampften Hand, und dicht neben ihm auf dem Boden den blanken Kranz. Laura hatte aufzuckend mit dem erſten Blicke die goldene Faſſung des Schmuckes erkannt, welches die Schweizerin unter der Uhr gefunden hatte, und die Bruchſtücke, die vor ihr lagen, waren die Trümmer der ſchönen zerſchmetterten Broche! Ihr Auge flog unbewußt zu Rüdiger — ob er ihren Blick bemerkte, blieb zweifelhaft, aber ſie ſah, daß der ſeinige ſich verdunkelte und daß er ſich auf die Lippe biß, um deren verrätheriſches Beben zu unterdrücken. Mittlerweile wurde die Vermuthung des Hirten beſprochen, daß der junge Herr vielleicht nach dem glänzenden Schmuck, der an einer ſehr unzugänglichen Stelle gelegen, von oben hinabgeklettert und dabei geſtürzt ſei. Vielleicht habe er ihn ſelbſt verloren. Das Letztere fand aber keinen Glauben, da ſich niemand erinnerte, dies Kunſtwerk — denn ein ſolches war es augenſcheinlich geweſen — bei ihm geſehen zu haben und es gar nicht in ſeiner Art lag, dergleichen zu verheimlichen.

Wohl trennte ſich auf die Ermahnung des Vaters die Geſellſchaft wieder, weil es noch tief in der Nacht war und für den Kranken ſich vor der Hand nichts weiter thun ließ, aber die Ruhe kehrte nicht bei allen wieder ein; die Mutter nun gar konnte nicht anders, als an dem Bett ihres Kindes bis zum Morgen zu wachen. Emil kam bis dahin nicht mehr zum klaren Bewußtſein, er ſprach zuweilen in ſeinem unruhigen Halbſchlafe, und Worte, vernehmlich geflüſtert, traten auf ſeine Lippen, welche die Mutter mit überraſchenden Ahnungen füllten.

„Sollten das mehr als Fieberträume ſein?“ fragte ſie ſpäter den Gemahl, welchem ſie das Gehörte mittheilte. — „Wenn du nie etwas davon bemerkt haſt, was ſoll ich dazu ſagen?“ — „Aber ſie iſt um zwei Jahre älter, ich glaube, daß ihr Herz — wenn es ſich einem Manne zugewendet hat — eine ganz andere Neigung fühlt. — Hier iſt Emils Taſchenbuch, das ich der Sicherheit wegen an mich genommen habe.“ — Der Vater nahm es aus ihrer Hand und ſchloß es lächelnd in ſeinen Schreibtiſch. „Auch der Sicherheit wegen,“ ſagte er, und ſie drohte ihm lächelnd wie er. — „Gott gebe doch,“ meinte ſie dann, wieder ernſt werdend, „daß alles gnädig vorübergeht. Er ſchläft jetzt ſo ruhig. Werden wir aber nicht den Arzt holen laſſen?“ — „Was kann er mehr thun?“ entgegnete der Vater.

„Du kennſt meine Anſichten über die Fakultät, beſonders über ihre Delegaten in kleinen Städten. Laſſen wir es beim Schäfer vorläufig.“

Emils ruhiger Schlaf ſchien doch ſehr leiſe zu ſein, denn er wurde durch das faſt unhörbare Oeffnen ſeiner Kammerthüre unterbrochen. „Vetter!“ ſagte der Kranke mit vernehmlicher Stimme, und Frau Heinze, welche bei ihm als Wärterin ſaß, blickte unwillig nach der Thüre und winkte den Eintretenden heftig zurück. — „Rüdiger!“ ſagte aber der Kranke ſo dringend, daß ſie es nicht hindern konnte, als der Gerufene leiſe auftretend doch raſch an das Bett ging. — „Wie geht es, Emil?“ fragte er mit warmer Theilnahme. — „Ich werde doch kommen — ich hoffe es ganz gewiß!“ flüſterte der Kranke ſchwach. — „Emil, ich bitte dich um Verzeihung — hörſt du? Ich war meiner Sinne nicht mächtig — verzeihe mir!“ — „Aber Herr von Weißenborn!“ fiel die Wärterin ein, indem ſie ihm die Worte heimlich ins Ohr raunte, „wollen Sie ihn denn todt machen? Er ſoll Ruhe haben!“ — „Die gebe ich ihm, gute Frau!“ verſicherte Weißenborn mit eindringlich leiſem Tone und legte ſeine Hand auf Emils, welche auf der Decke ruhte. — „Gott ſei mit dir!“ ſagte er dann, daß der Kranke ihn verſtehen konnte — er fühlte ein leiſes Zucken ſeiner Hand, ob friedlich oder feindlich, wer mochte das enträthſeln? Rüdiger entfernte ſich dann ſchnell, indem er gegen die Wärterin bedeutſam und bittend den Finger auf den Mund legte.

Als er draußen war und die freie Morgenluft ſeine glühenden Wangen umwehte, blickte er auf wie Einer, der ſtaunend aus einem Traume erwacht. Und doch hatte er mit vollem Bewußtſein, nicht von einem dunkeln Gefühle hingeriſſen, gehandelt. Sein Auge wandte ſich nach einem Fenſter, deſſen Jalouſien noch geſchloſſen waren. „Gott ſegne euch Beide!“ war der Gedanke, der ſeine Lippen, wenn auch lautlos, bewegte. Er kreuzte die Arme auf der Bruſt und ſtand eine Weile in tiefes Sinnen verloren. Dann kehrte er ſich raſch um und ſuchte Geſellſchaft. Er fand aber nur den Grafen. „Herr Graf,“ ſprach er ihn gleich an, „ich danke Ihnen für Ihre Bereitwilligkeit. Die Sache iſt beigelegt — ſie iſt *vermittelt*!“ — „Das freut mich von Herzen,“ erwiderte Bender. „So bleiben Sie länger bei uns!“ — „Heut noch, wie ich verſprochen habe. Länger iſt es unmöglich.“

Das Geſpräch fiel nun natürlich gleich auf den Kranken, und auch, als ſich nach und nach die übrigen Glieder der Familie verſammelten, blieb es, oft unterbrochen, immer wieder dem Gegenſtand allgemeiner Theilnahme

zugewendet. Die Mutter war bald wieder zu Emil gegangen und kam nach einer Stunde ganz freudig zurück. Emil hatte ſein volles Bewußtſein, er ſchien ſelbſt über ſeinen Zuſtand ruhig zu ſein, und der Hirt, der ſich wieder eingeſtellt und den Verband nachgeſehen hatte, war der Meinung, daß die Natur ſich ſchon allein helfen werde, man ſolle ſich nur nicht ängſtigen, wenn nach zwei Tagen noch ein heftiges Wundfieber kommen werde.

So verging der Tag für die Familie glücklicher, als es den Anſchein gehabt, und Weißenborn, der ſeine Abſicht, die Sommernacht zur Reiſe benutzen zu wollen, erklärt hatte, nahm Abſchied. Es war ſtets ſeine Weiſe geweſen, dabei faſt abſtoßend kurz zu verfahren, heut fiel das noch mehr auf. Kaum daß er jedem die Hand reichte — Laura vergaß er dabei ganz. Als das Rollen des Wagens, der ihn entführte, verhallt war, ging die Mutter wieder zu ihrem Sohne, und die Andern trennten ſich. Adelheid und Laura ſprachen beim Schlafengehen an dieſem Abende gegen ihre Gewohnheit faſt kein Wort mehr.

Am Morgen lauſchte die kleine Schweizerin unter mancherlei Vorwänden auf eine Gelegenheit, ihr liebes Fräulein allein zu treffen. Endlich! Sie gab ihr ein Briefchen, das ihr der junge Herr geſtern zur richtigen Beſtellung anvertraut hatte — Laura erröthete glühend, und es war wohl vor Unwillen über ſein Thun. „Ich weiß, es iſt nur ein Scherz noch," ſagte Lieſl, die wohl richtig errieth, was das Fräulein fühlte. „Der Herr hat eine Braut."

Laura entfernte ſich, das inhaltſchwere Billet zu leſen. „Ich habe doch den Muth beſeſſen, den ich mir ſelbſt nicht zutraute. Was mich bewogen hat, den erſten Schritt in meinem Leben rückwärts zu thun, das, Laura, iſt meine eigene Sache. Ob mich Emil verſtanden hat, weiß ich nicht — ich lege die ganze Sache in Ihre Hand; ſprechen Sie mit ihm, wenn es erſt ſtatthaft iſt — beſteht er auf dem erſten Abkommen, nun ſo darf ich mich nicht weigern. Und verzeihen Sie mir, daß ich ſo indiscret war, die Dienerin mit dieſen Zeilen zu beauftragen, ich wußte keinen andern Weg. Auch habe ich ihr geſagt, daß ich — eine Braut habe. Kann ſein, daß die nächſte Zukunft das wahr macht! — — Die Roſe iſt zermalmt, nur das Gold iſt geblieben. Ihr Blick traf die Wahrheit — der Wurf auf unſerm Spaziergange — ich zerſchmetterte das Symbol, das keinen Sinn mehr für mich hatte! Nur daß ich Ihnen nicht wie ein Knabe erſcheine, der nicht gewußt

hat, was er wollte, und dann um die Frucht, die zu pflücken er den Muth nicht gehabt, in kindiſche Klagen ausbricht. Denken Sie daran, was ich Ihnen ſchon ſagte. Ich habe niemals verdient, ein Glück, wie ich erſtrebte, zu beſitzen! Das war es, was mich in Feſſeln warf — meine Begriffe ſind etwas altſpaniſch zugeſpitzt, nicht wahr? Ich bin aber von je meinen eigenen Weg gegangen, und ändern konnte ich mich nicht, ſelbſt nicht um den Preis! Wer es mit mir wagen will, mag es thun auf eigene Gefahr. — Wen ich wahrhaft lieb habe, dem muthe ich es nicht zu. Leben Sie wohl, Laura. Werden Sie glücklich."

Laura ſenkte ihr Haupt — vor ihrem innern Auge dämmerten weite Fernen. Alle Umriſſe zerrannen in Duft, darüber hinwehend entfärbte Blätter, der Winde Spiel! Aber eine treue Hand legte ſich auf die Schulter der Sinnenden, und als ſie aufblickte, ſah ſie das liebevolle Auge ihrer Tante. „Träumſt du, Kind?"

Aus Jenas Jubelfeier.

Von

Fr. Friedrich.

Stoßt an! Jena ſoll leben, hurrah, hoch!
Die Philiſter ſind uns gewogen meiſt,
Sie ahnen im Burſchen, was Freiheit heißt.
Frei iſt der Burſch! Frei iſt der Burſch!

1. Eine Jubelfahrt von Apolda bis Jena.

Der Dampfwagen hielt in Apolda ſtill. Die Wagen entluden ſich, und die bei weitem größte Anzahl der Angekommenen ſtürzte ſich mit lautem Hurrah auf eine Anzahl Wagen, welche bereit ſtanden, um die zur Jubelfeier eilenden Gäſte nach Jena zu fahren. Es war ein wildes, heftiges Gedränge, jeder beeilte ſich, einen Platz zu erobern, denn ſelbſt auf dem ſchlechteſten Ackerwagen zu fahren iſt bequemer, als drei Stunden im Sonnenbrand zu Fuß zu laufen. Dazu hatte keiner Luſt, denn es war ein gefahrvolles Unternehmen. An dem Wege ſtehen zahlreiche Wirthshäuſer, die blicken den Wanderer verlockend an, in ihnen gibt's Ziegenhainer Bier in den bekannten hölzernen Kännchen, da kann kein alter jenenſer Burſch widerſtehen, es treibt ihn hinein, wenn ihn nicht ein paar Gäule gewaltſam vorüberziehen.

Die Wagen waren angefüllt und noch nicht die Hälfte der Harrenden hatte Platz gefunden, da kam ein großer mächtiger Möbelwagen angerollt, und auf ihn ſtürzten die Ungeduldigen los. Ehe noch die Pferde ſtill ſtanden, wurde er von vorn und hinten und an beiden Seiten über die Räder hinweg erſtiegen. Wer auf den Wagen wollte, für den hieß es ſchnelle Beine, ſtarke Arme und noch ſtärkere Rockſchöße haben, denn an dieſe klammerten ſich die Hintermänner mit der Angſt der Verzweiflung.

Noch ehe der Kutscher Zeit gewann, den Hinaufkletternden auseinander zu setzen, daß der Wagen bestellt sei, war er bereits zum Uebermaß erfüllt und keiner wich wieder von dem Platze, den er mit Gefahr seiner Beine errungen hatte. Umsonst war alles Schelten und Fluchen des Kutschers, umsonst seine Bitten und seine Erklärung, daß die Pferde so viel Menschen nicht zu ziehen und die Achsen des Wagens sie nicht zu tragen vermöchten. Was kümmern Einen die Pferde und die Achsen, wenn es zur Jubelfeier geht! „Kutscher fahr zu!“ tönte es dem Erbitterten von allen Seiten, wohin er sich auch wandte, entgegen, und in stiller Verzweiflung ergab er sich endlich in sein Geschick und fing an die Häupter seiner Lieben zu zählen und sieh — es waren neun und dreißig, die dicht gedrängt in vier langen Reihen auf dem Wagen saßen mit Koffern und Reisesäcken, Schirmen, Stöcken und Hutschachteln.

„Es sind zu viel, die Pferde können sie nicht ziehen, die Achsen brechen,“ warf der Rossebändiger noch einmal ein, aber neun und dreißig kräftige ungeduldige Stimmen riefen ihm entgegen: „Kutscher nicht raisonnirt, sondern vorwärts marsch!“ — Da schwang er die Peitsche, die Pferde zogen an, und mit lautem Hurrah ging es fort in Apolda hinein. Der Wagen schwankte und krachte, er hatte bis dahin nur alte Möbeln getragen und jetzt befanden sich neun und dreißig alte Häuser auf ihm; doch was that's? Kam es schlimm, so konnte er höchstens brechen oder umwerfen, das war alles! dafür ging es zur Jubelfeier, und Spaß muß auch sein.

Mit lautem Jubel wurde der Wagen in Apolda, der Strumpfwirkerstadt, begrüßt. Von den Dächern flatterten Fahnen, aus den Fenstern schauten alte und junge Damengesichter, denen wurden lustige „Hochs!“ gebracht, denn die eigenen Frauen und Kinder waren ja daheim. Und waren es nicht Burschen, die nach Jena fuhren? Freilich alte Häuser zum Theil mit greisen Köpfen, aber das farbige Burschenband, welche sie wieder über die Brust gehängt hatten, rief Jugenderinnerungen und Jugendmuth mit all seinen tollen und lustigen Streichen zurück. „Ja, frei ist der Bursch!“ das fühlt man selbst auf einem Möbelwagen, mag er auch schauckeln und sich wiegen, mögen auch seine Achsen und Federn jeden Augenblick zu brechen drohen — auch er ist frei und kann thun, was er will!

Zwei frische Gäule wurden zum Vorspann genommen, der Kutscher schwang die Peitsche und war unermüdlich mit derben Ermunterungen und freundschaftlichen Hieben, und vorwärts ging es wieder der Musenstadt ent-

gegen. Zwiſchen Apolda und Jena liegt aber ein Berg, der iſt ſo hoch und lang, daß ihn ſelbſt der ſtärkſte Glaube nicht verſetzen kann, und dieſen Berg ging es hinan, aber langſam, langſam nach der Melodie des Goetheſchen Liedes:

„Eine Waſſermaus und eine alte Kröte,
Gingen eines Abends noch ſo ſpäte
Einen ſteilen, ſteilen Berg hinan.“

Was half da alles Singen und Jubeln der alten Burſchen, was half all ihre Ungeduld und ihre Sehnſucht nach dem traulichen Jena! Die müden Gäule kümmerten ſich nicht darum und haben in ihren Pferdeherzen gewiß alle Jubelfahrten, alle Möbelwagen und alten Häuſer verwünſcht. Und obenein brannte die Sonne recht freundlich warm, der Staub legte ſich wie dicker trockner Thau auf Röcke, Hüte und Zungen, und die Füße bemühten ſich vergebens, ſich unter den Koffern, Kiſten und Reiſetaſchen ein beſcheidenes Plätzchen zu ſuchen. — Eine halbe Jubelfeier für ein Kännchen Lichtenhainer! Aber erſt oben auf dem Berge ſteht ein Wirthshaus, und bis dahin hatten die Pferde noch manche freundſchaftliche Peitſchenerinnerung zu ertragen.

Es gibt aber kein beſſeres Mittel in der Welt, die Gemüther zur ſtillen Beſchaulichkeit zu lenken, als Staub und Durſt, und ein ſchmaler Sitz auf einem ewig wackelnden Möbelwagen iſt auch nicht geeignet, die Begeiſterung zu erhalten und die Herzen zu erfriſchen. Das luſtige Singen der Jubelfahrer legte ſich mehr und mehr, und jeder ſuchte mit ſeinem Nachbar oder dem ihm Gegenüberſitzenden eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Sie wollen zur Jubelfeier nach Jena?“ fragte ein alter Burſch mit grauem Kopfe einen ihm gegenüberſitzenden Mann, deſſen Haar dieſelbe Farbe trug. — „Ja,“ lautete die kurze Antwort deſſelben, da er nur ungern ſich aus ſeiner ſtillen Beſchaulichkeit hervorreißen ließ. — „Sie haben in Jena ſtudirt?“ fragte der erſtere weiter, und er erhielt wieder ein kurzes „Ja“ zur Antwort. Aber auch dieſes ſchreckte ihn noch nicht ab und er forſchte wieder: „haben Sie lange in Jena ſtudirt?“ — „Nein,“ erwiderte der Andere. „Ich bin nur acht Wochen in Jena geweſen, da — da wurde ich relegirt. Aber es hat mir auch in den acht Wochen gut in Jena gefallen, deshalb reiſe ich jetzt zu ſeiner Jubelfeier.“ — „Ich bin auch nur acht Wochen dort geweſen, dann haben ſie mich fortgeſandt,“ rief der Erſtere lebhaft und ſcheinbar erfreut, einen ſolchen Leidensgefährten ge-

funden zu haben. „In welchem Jahre waren Sie in Jena?“ — „Im Sommerſemeſter 1817.“ — „Ich auch, ich auch,“ rief der Erſtere noch lebhafter und blickte ſeinen Nachbar prüfend an. „Sie heißen M.?“ fragte er. — „Ja.“ — „Und ich heiße L.!“ Und beide Jugendfreunde und Schickſalsgenoſſen lagen ſich in demſelben Augenblicke in den Armen und drückten einander feſt an die alte Bruſt, und es glänzte in ihren Augen etwas, was ſo hell und klar wie Freudenthränen ausſah.

Es lag auch etwas Rührendes in dieſer Erkennungs- und Wiederfindungsſcene auf dem Möbelwagen zwiſchen Apolda und Jena. Beide waren Jugendfreunde geweſen, hatten zuſammen die Schule beſucht und waren Oſtern 1817 zuſammen nach Jena gezogen. Nach acht luſtigen Wochen hatten ſie beide in unzertrennlicher Freundſchaft dem Magnificus die Fenſter eingeworfen und waren beide zuſammen relegirt. — Nun hatte ſie aber das Schickſal auseinander geriſſen, ſie hatten ſich nicht wiedergeſehen und auch lange nichts wieder von einander gehört, bis der Möbelwagen ſie in dieſer Stunde wieder zuſammengeführt hatte. Darum war ihre Freude eine ſo große, darum glänzte es in ihren Augen — es geht doch nichts in der Welt über treue Freunde und Schickſalsgefährten!

Der Wagen hielt vor dem erſten Wirthshauſe auf der Berghöhe ſtill, und mit Lichtenhainer Bier erneuten die beiden alten Burſchen ihre Freundſchaft und das alte „Du.“ — Ha, Lichtenhainer Bier, wie das die Gemüther erfriſchte und die Begeiſterung wieder hob, wie mit jedem Kännchen das alte Burſchenblut wieder luſtiger und toller durch die Adern rann, wie kräftig die Bruſt ſich hob und wie friſch und laut die alten Lieder erklangen! Ja, Lichtenhainer Bier — welchen Muth und welche Kraft das gibt! Das Vorgeſpann wurde heim nach Apolda geſchickt, und ſchnell ſchob nun der Wagen die Gäule den Berg hinab, immer näher und näher der trauten Jubelſtadt entgegen. Aber zu langſam für die ungeduldigen alten Häuſer. Und es ging auch noch zu langſam, denn Wagen auf Wagen holte den unſrigen ein und fuhr mit lautem Hurrah an ihm vorüber, und wir, die Hauptmacht, neun und dreißig Mann und zwei Kutſcher ſtark, ſollten zuletzt kommen! Mahnungen auf Mahnungen zu größerer Eile ergingen an den Kutſcher, aber ſein Gemüth war noch unempfindlicher und dicker als das Fell der Pferde, bei denen die Peitſchenhiebe gleichfalls nicht mehr fruchten wollten.

Endlich, endlich bog der Wagen um die letzte Bergecke, und der

Hausberg mit dem alten Fuchsthurme darauf blickte uns freundlich grüßend entgegen. Mit lautem Hurrah wurde er begrüßt, die Mützen und Hüte wurden geschwenkt, und es war fast, als ob der alte Gesell in der Ferne freundlich lächelte und uns zurief: „he, ich kenne euch wohl, ja ich kenne euch. Ihr seid zwar Philister geworden, aber der alte Bursch sitzt euch noch im Nacken und droht jeden Augenblick hervorzubrechen und mit euch durchzugehen. Ja, ich kenne euch! Ihr waret tolle und lustige Burschen, darum begrüße ich euch doppelt herzlich und heiße euch lieb willkommen." — Von den Gipfeln der Berge wehten Fahnen grüßend herab, uns zur Linken zog sich das Schlachtfeld von Jena hin, auf welchem Napoleon für Deutschland so unangenehm geworden war. Zur Rechten lugte die bekannte Oelmühle traulich und verführerisch aus dem Grün der sie umgebenden Bäume hervor — doch was kümmerten uns Fahnen und Schlachtfeld, was Napoleon und die Oelmühle! „Nach Jena, nach Jena!" riefen neun und dreißig Stimmen, und in demselben Augenblicke tauchten die Thürme der alten lieben Stadt vor uns auf. Es wehten flatternde und farbige Fahnen von ihnen herab, und es war uns allen so freudig und begeistert zu Muthe, als ob die Fahnen auf unser eigenes Haupt gepflanzt wären und wir zur eigenen Jubelfeier führen.

Wieder wurde das alte Lied angestimmt: „Stoßt an! Jena soll leben, hurrah hoch!" und wohl selten hat es so freudig und begeistert geklungen. Und die Berge ringsum stimmten in den lauten Jubel mit ein und riefen im Echo zurück: „hurrah hoch!" Die Pferde schienen endlich zu merken, daß es eine besondere Bewandniß mit einer Jubelfeier haben müsse und sie sich nicht blamiren dürften. Sie nahmen ihre letzten Kräfte zusammen, brachten ihren gewohnten Bummeltrab zum Opfer, und rasch auf wackelndem, schwankendem Wagen ging es durch die erste große, aus Tannengrün aufgebaute Ehrenpforte in das Gebiet der Stadt hinein mit lautem Sang und Schwenken der Hüte.

„Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!" hallte es unaufhörlich, und die Philister empfingen uns so freundlich, als wäre der Möbelwagen eine Arche Noah, welche lustig daher geschwommen käme, und die Mädchen grüßten so vertraulich lächelnd aus den Fenstern, als ob keiner von allen Weib und Kind daheim gehabt hätte. Doch „frei ist der Bursch!" — und alte Burschen waren es, die durch die Straße hinzogen. — Noch waren wir in der Vorstadt da hielt der Wagen plötzlich vor dem alten Thurme,

unter welchem der Thoreingang zur Stadt hineingeht, ſtill, und der Kutſcher weigerte ſich, weiter zu fahren, weil das Thor zu niedrig für den großen Wagen ſei. O Schmach! Wir ſollten vor dem Thore abſteigen und zu Fuß in die Stadt hineinlaufen! Der Schlingel hatte ſeine Bezahlung bereits in der Taſche, das hatte ihm Muth gegeben, aber er wußte noch nicht, was es heißt, alte Burſchen fahren und ſie vor dem Thore abſetzen wollen. „Auf den Markt! Auf den Markt!“ erſcholl es wie aus einem Munde, da half kein Weigern und Einreden. Was kümmerte uns der Wagen! Bis zum Markte mußte er uns ſchaffen und ſollte er uns auf zerbrochenen Achſen hinſchleifen — gleichviel und immer noch beſſer als zu Fuß den Einzug in die alte Muſenſtadt zu halten.

Der Kutſcher blieb unerbittlich zäh trotz alles Lärmens; da erhoben ſich einige Stöcke und trieben die Pferde an, zahlreiche alte Burſchen und Philiſter drängten ſich herbei und ſchoben den Wagen von hinten nach und gewaltſam ging es unter dem Thore hindurch. Zwar knackte und ſchwankte der Wagen verdächtig, aber „frei iſt der Burſch! frei iſt der Burſch!“ erklang es ſo laut und jubelnd, und glücklich ging es durch.

Fahnen neben Fahnen flatterten von den Dächern und aus den Fenſtern, Kränze und Guirlanden bedeckten die Häuſer, alte und junge Damenköpfe ſchauten aus den Fenſtern, und zwiſchen ihnen allen ging es die Straße entlang, an dem Burgkeller vorbei zum Markt. — Victoria, wir waren glücklich angelangt!

---

2. Am Vorabend.

Auf zum Paradieſe und zur Feſthalle! Wir hatten uns für fünfzehn Groſchen den Unſchuldszuſtand zurückgekauft, damit wir eintreten könnten in das Paradies, und das kleine Porzellanzeichen in dem Knopfloche des Rockes auf der linken Bruſt hatte uns alle zu Engeln geſtempelt. Flügel waren zu unmodern und zu gefährlich, denn wie leicht würde dann die Freiheit noch einen heftigern Aufſchwung genommen haben — das durfte nicht ſein. Wir hatten zwar geſungen: frei iſt der Burſch! und niemand hatte uns deshalb etwas gethan, aber dieſe Freiheit durfte auch nicht über die gewöhnlichen Grenzen hinausgehen, das heißt, ſie gab es einem jeden anheim, ſo viel Bier zu trinken als ihm gefiel, luſtige Lieder zu ſingen,

das ſchwarzrothgoldene Burſchenband über der Bruſt und das Halstuch der Hitze wegen in der Taſche zu tragen. Das war doch ganz hübſch, und die jungen und alten Burſche freuten ſich dieſer Freiheit von Herzen.

Farbige Fahnen wehten von Thürmen und Häuſern, auf den Bergen rings um Jena glühten Feuer, wie einſt vor einundvierzig Jahren auf der Wartburg, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dort einſt mit Wielands Schriften, reſp. mit Niemers griechiſchem Lexicon und jetzt mit proſaiſchem Holze genährt wurden, das wilde Bauerjungen, die wie Kobolde mit Pechfackeln umhertanzten und lieſen, herbeigetragen hatten. Trotz alledem nahmen ſich die Feuer prächtig aus, denn die wilden Schlingel ſah man nicht, und als die Glocken der Stadt anfingen zu ertönen und mit feierlichem Ernſte das Feſt einläuteten, da wurden alle von einer feierlichen und begeiſterten Jubelſtimmung erfaßt, und Freunde und Fremde drückten einander die Hände und meinten, das ſei recht ſchön, zumal in Jena beim Biere.

In ſolcher Jubelſtimmung und unter Glockengeläute traten wir in das Paradies ein. Wir ſuchten nicht nach dem verbotenen Apfelbaume, denn wir trugen das Unſchulds- und Engelszeichen im Knopfloche. Die mächtige, mit Tannengrün und flatternden Fahnen geſchmückte Feſthalle war es, die uns ſofort in die Augen fiel. Ueber der hohen Eingangspforte hing ein Bild, das den Kurfürſten Johann Friedrich, den Stifter der Univerſität darſtellte, wie er in Jena einritt und zu ſeinem Begleiter ſagte, indem er mit der Hand auf eine Anzahl Burſchen zeigte: „Siehe, das iſt Bruder Studium!“ Und dieſe Worte ſtanden mit großen gelben Buchſtaben auf blauem Grunde darübergeſchrieben.

„Siehe das iſt Bruder Studium!“ — wie Einem das freundlich und grüßend entgegenblickte, wie das alte Burſchenherz wieder freudig und laut ſchlug, wie die Bruſt dafür zu eng ward! Und aus der Feſthalle tönte Jubel und Singen, alte und bekannte Lieder — ja, das war Bruder Studium, der ſeinen Sitz dort aufgeſchlagen, man hörte es an dem luſtigen Klirren der Gläſer, an dem Reiben der Bierkrüge auf den langen, hölzernen Tafeln, man ſah es an dem luſtigen Hin- und Herwogen in der Feſthalle. Das konnten keine Philiſter ſein mit ſteifen Vatermördern und mit zuſammengeſchnürten Herzen — das waren Burſchen, freie, luſtige Burſchen!

Wir traten ein in die Feſthalle. Welcher Trubel ringsum! Dort ſaß ein alter Burſch inmitten junger Burſchenſchafter. Auf ſeinem bereits er-

grauenden Haupte hatte er eine farbige Cerevismütze, die war ihm von einem jungen Burschen, mit dem er Brüderschaft getrunken, daraufgesetzt. Ueber seiner Brust hing ein farbiges Band; seine Wangen glühten und aus seinen Augen blickte freudige Begeisterung. Von allen Seiten tranken ihm die Burschen zu, und er konnte es nicht ablehnen, er mußte ihnen nachtrinken, und sein Gesicht färbte sich röther und röther, seine Zunge fing mehr und mehr an zu lallen. Hinter ihm standen seine Frau und seine Tochter und blickten mit banger Besorgniß auf ihn. „Der Vater trinkt zu viel," sprach die Mutter. „Er kann es nicht vertragen, er neigt zum Schlagflusse, wenn wir ihn nur erst glücklich aus der Festhalle hätten." — Die Tochter antwortete mit einem halbunterdrückten Seufzer und schaute besorgt ihren Vater an, der so eben ein frischgefülltes Glas zum Munde führte. Auch die Mutter bemerkte es und trat an ihren Gatten dicht heran, ihm zu wehren, und flüsterte ihm zu: „Lieber Mann, du trinkst zu viel! Bedenke Deinen Schlaganfall — es ist auch schon spät!" — Aber der alte Herr schien keine Lust zu haben, seiner Gattin zu folgen, die lustigen Burschen gefielen ihm, das Bier mundete köstlich, und sich halb zurücklehnend sang er:

„Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Laß sie zu Bette geh'n, wenn sie müde sind, —
Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!"

Die Burschen brachten ihm ein lautes Hoch, und Frau und Tochter zogen sich still zurück, um aus der Ferne zu beobachten. Noch manchen lustigen Bescheid trank der alte Herr mit der farbigen Cerevismütze auf dem Kopfe. Endlich schien er aber zu merken, daß auch solche Mütze vor einem Rausche nicht schütze, er wollte sprechen, aber seine sonst so geübte und geläufige Zunge war unendlich schwer geworden, da erhob er sich und lavirte sich mit vieler Mühe zu seiner Gattin und seiner Tochter. Sofort nahmen ihn beide in ihre Mitte, faßten ihn unter die Arme und geleiteten ihn, so schnell es gehen wollte, zur Festhalle hinaus und heimwärts. Geduldig und seelenvergnügt ging der Alte mit ihnen, die Cerevismütze noch auf dem Haupte. Er fühlte sich ganz wieder als alter Bursch und sang in einem fort: „Frei ist der Bursch, ja, frei ist der Bursch!" — Aber nicht alle Wege, welche aus dem Paradiese führen, laufen grade aus. An der nächsten Ecke, wo es in ein schmales Gäßchen einging, machte der Alte eine bedeutende Schwenkung, und diesmal waren es die Evastöchter, welche

den Sohn Adams vom Falle zurückhielten. Und der Alte erkannte das Verdienſt ſeiner Lieben willig an. Mit ſchwerer Zunge ſagte er, daß es gut ſei, wenn ein Burſch verheirathet ſei und Töchter beſitze, die ſeien die Stütze ſeines Alters, er bleibe trotzdem und bei alledem frei!

Die beiden Burſchenſchaften, der Burgkeller und die Teutonen zogen frühzeitig mit vielen ihrer früheren Mitglieder fort in die Stadt, um dort ihre Commerce zu feiern, aber die Halle blieb noch mit jungen und alten Burſchen erfüllt, und als längſt die letzten Feuer auf den Bergen verlöſcht waren, erklangen noch luſtige Studentenlieder aus dem Paradieſe in die irdiſche Welt hinein. Und der Himmel ſchien ſich zu freuen, daß die luſtigſten ſeiner Menſchenkinder in das Eden zurückgekehrt waren, aus welchem ein einziger Apfelbiß einſt die Sterblichen vertrieben, denn er war heiter und tief dunkelblau, und der Mond, der ſich ſo eben über die dunkle, ſchattige Lindenallee erhoben hatte, welche ſich an einer Seite des Paradieſes hinzieht, lachte über das tolle, luſtige Treiben in der Halle. Er kannte ja ſo manchen von dieſen alten Burſchen, und nicht zum erſtenmal in ihrem Leben hatte er ihnen geleuchtet, wenn das Bier den menſchlichen Zenith in Verwirrung gebracht.

Doch was that es — frei iſt der Burſch! und nicht alle Tage war Vorabend zur Jubelfeier, nicht alle Tage fanden ſich ſo viel alte und traute Freunde zuſammen, nicht alle Tage konnte man im Paradieſe ſitzen und luſtig ſein! Es war, als ob alle eine Ahnung ergriffen hätte, daß, was bereits einmal geſchehen, auch wieder kehren werde, daß die Evas zum zweitenmale die Erdenſöhne um die Freuden des Paradieſes bringen würden, diesmal aber nicht durch einen Apfel, ſondern durch die Crinoline!

Doch auch der Vorabend einer Jubelfeier nimmt ein Ende und wär's auch erſt nach Mitternacht. Das Ende kam, und Arm in Arm gings zurück in die Stadt und ins Quartier. Da waren zwei alte Geſellen, die hielten ſich brüderlich umfaßt und aufrecht, wenn eine Stelle kam, wo ſie das Mondlicht nicht zu erkennen vermochten. Es waren zwei Freunde, die ſich nach langen, langen Jahren an dieſem Tage auch zum erſtenmal wieder getroffen hatten. Ihre Freundſchaft hatten ſie erneut, hatten aus einem Glaſe getrunken, gingen Arm in Arm und wollten nun auch in einem Bette ſchlafen, denn ſie hatten ein gemeinſames Quartier gefunden. Sie mußten ihr Zimmer zwar noch mit mehreren Fremden theilen, denen aus Streu ein Lager auf dem Fußboden bereitet war, aber das Bett gehörte

ihnen — ſo hatten ſie ausbedungen. Und glücklich fanden ſie ſich heim. Glücklich ſtolperten ſie über einige Schläfer hinweg, welche bereits auf der Streu ruhten, und fanden ihr Bett noch unbeſetzt. Es war zwar nur ein jenenſer Burſchenbett, hart und ſchmal, aber zwei alte und treue Freunde liegen aus Freundſchaft ſtill und ziehen die Beine nicht krumm. Wie Engel ſchliefen ſie ein, denn das Bier hatte ſie müde gemacht, und ſie würden auch auf einem Brette ſo ſüß wie auf Eiderdunen geſchlafen haben.

Die Morgenſonne ſchien bereits in das Zimmer hinein, da erwachten ſie endlich. Aber welch Erwachen! Der Eine ſuchte den Anderen und fand einen Anderen. Zu zwei hatten ſie ſich in das Bett gelegt und zu vier trafen ſie ſich beim Erwachen — neben-, auf- und untereinander, und alle hatten geſchlafen ſo ſüß wie in Abrahams Schooß. Und dies Erwachen gab den erſten Jubel des Jubeltages und ſchon früh, früh Morgens erſcholl das Lied in dem Zimmer: „Stoßt an! Jena ſoll leben, hurrah hoch!“ und rief die Schläfer der Nachbarſchaft wach. — Ja, Jena ſoll leben, denn nur dort konnte dies paſſiren, nur dort bei der Jubelfeier, wo das Bier das goldene Zeitalter der Eintracht hervorrief, wo vier in einem Burſchenbette ſchliefen, ſanft und gut! —

(Schluß folgt.)

Der Kaiſer-Prophet von China.

Von

Corvin.

2.

Am zehnten Tage des ſechsten Monats verließ Siu-tſchuen das Dorf Waſſerlilie und beſuchte einen Freund, Namens P'hang, in deſſen Dorfe er mehrere Jahre lang Lehrer geweſen war. Aufgeregt durch das Leſen der früher erwähnten Bücher und den Zuſammenhang derſelben mit ſeinen Viſionen, benahm er ſich in einer Weiſe, daß P'hang glaubte, die Krankheit ſeines Freundes ſei wiedergekehrt. Er gab ihm alſo einen zuverläßigen Menſchen mit, der ihn nach Hauſe begleiten ſollte. Unterwegs redete Siu-tſchuen von der Thorheit und Sündhaftigkeit des Götzendienſtes und von der Pflicht, den wahren Gott anzubeten. Sein Begleiter hörte ihm eine Zeit lang mit Erſtaunen zu und ſagte dann: „Alles, was du ſagſt, iſt nichts als Wahrheit. Herr P'hang ſagte mir, daß dein Geiſt wieder geſtört ſei, und bat mich, dich nach Hauſe zu begleiten, damit du unterwegs nicht in's Waſſer fallen und ertrinken möchteſt."

Nach Hauſe zurückgekehrt, bekehrte Siu-tſchuen zwei genaue Freunde zu ſeinen Anſichten, nämlich Yun-ſan und Hung-Jin, von welchem Letzteren dieſe Nachrichten über den Kaiſer-Propheten herſtammen. Er taufte ſie beide zuerſt in der Schule, in welcher Yun-ſan Lehrer war; aber ſpäter gingen alle drei in einen Bach und entſündigten ſich ſymboliſch ganz und gar. Darauf warf Siu-tſchuen die Götzenbilder auch aus den Schulzimmern ſeiner Freunde hinaus.

Die drei Freunde ſtudirten nun mit größtem Eifer die „Gute Worte zur Ermahnung des Zeitalters," und wurden immer mehr davon überzeugt, daß Siu-tſchuen die Miſſion erhalten habe, die Welt — nämlich China —

zum wahren Gott zurückzuführen. „Dieſe Bücher," ſagte Siu-tſchuen, ſind mir ſicherlich abſichtlich vom Himmel geſandt worden, um die Wahrheit des früher Erlebten zu beſtätigen. Hätte ich dieſe Bücher erhalten, ohne daß ich die Krankheit durchgemacht, ſo würde ich es nicht gewagt haben, an ihren Inhalt zu glauben und auf eigenen Antrieb die Gebräuche und Gewohnheiten der ganzen Welt zu bekämpfen; wäre ich aber nur krank geweſen und hätte die Bücher nicht erhalten, ſo würde ich keinen fernern Beweis für die Wahrheit meiner Viſionen gehabt haben, die als ein bloßes Reſultat einer krankhaften Einbildungskraft hätten angeſehen werden können." Dann erhob er ſeine Stimme und ſagte kühn und feſt: „Ich habe den unmittelbaren Befehl von Gott, von Angeſicht zu Angeſicht; der Wille des Himmels ruht auf mir. Ob ich auch dadurch Noth, Schwierigkeiten und Leiden erdulden müßte, ich bin dennoch entſchloſſen zu handeln. Durch Ungehorſam gegen den himmliſchen Befehl würde ich nur den Zorn Gottes hervorrufen; und ſind nicht dieſe Bücher der Grund aller wahren Lehren, die in andern Büchern enthalten ſind?"

In dieſen Büchern waren eine Anzahl Kapitel der Bibel abgedruckt, und die chineſiſche Ueberſetzung trug noch dazu bei, Siu-tſchuen in der Meinung zu beſtärken, daß er der Auserwählte Gottes ſei; denn die Eigenthümlichkeit der chineſiſchen Sprache bringt es mit ſich, daß man oft nicht genau wiſſen kann, ob ein Wort in der Einheit oder Mehrzahl ſteht; und Anreden an alle Menſchen, Fürwörter, wie ihr, euch ꝛc., legte er ſtets als perſönlich an ſich gerichtet aus. Um die Verwirrung zu vermehren, heißt auch noch das Zeichen, welches Tſchuen geſprochen wird, zugleich: Alles, das Ganze, Vollſtändige, — und wo dieſe Worte vorkamen, ſah Siu-tſchuen ſeinen Namen. —

Am 15. des ſechsten Monats kehrte Siu-tſchuen wieder nach Waſſerlilie zurück, nachdem er Hung-Jin beauftragt hatte, die neue Lehre ſeiner Familie und ſeinen Freunden zu predigen. Viele von dieſen glaubten und ließen ſich taufen; Andere gaben alles Gehörte als wahr zu, fürchteten aber den Spott der Nachbarn, und noch andere betrachteten die neue Lehre als Unſinn. Hung-Jin erhielt von ſeinem ältern Bruder eine unchriſtliche Tracht Schläge, weil er die Tafel des Confucius aus dem Schulzimmer entfernt und dadurch veranlaßt hatte, daß die Schüler ſämmtlich ſeine Schule verließen.

Siu-tſchuen und Li ſtudirten unterdeſſen immer eifriger in Waſſer-

Lilie, und je tiefer ſie ſich in die Myſterien bibliſcher Verſe verwickelten, deſto enthuſiaſtiſcher wurden ſie. Sie ließen ſich zwei drei Fuß lange, neun Pfund ſchwere Schwerter machen, auf deren Klingen drei Worte gravirt wurden: „Dämonen-Vertilgungs-Schwert.“ Dieſe Schwerter in den Händen beteten ſie und ſangen zuſammen.

An Siu-tſchuen und ſeinen Freunden bewährte ſich abermals das Wort, daß Propheten in ihrer Heimat nichts gelten. Da ſie den Götzendienſt verachteten und ſelbſt die geheiligte Tafel des Confucius aus ihren Schulzimmern entfernten, ſo fanden ſie keine Schüler und ſahen ſich ohne Broderwerb. Auch Propheten müſſen eſſen, und ſie beſchloſſen, als Tuſch- und Pinſelverkäufer in eine andere Provinz zu gehen und dort die neue Lehre zu predigen. Hung-Jin, den ſein Bruder für ſeinen Glauben geprügelt und der viel Spott zu erdulden hatte, durfte Siu-tſchuen nicht begleiten, und dieſer wanderte mit Yun-ſan und zwei andern Freunden aus, um das Gebiet der unabhängigen Bergvölker der Miau-tsze aufzuſuchen.

Die wandernden Propheten kamen bald in den Diſtrikt „Clear-far,“ wo ſie mehrere Mitglieder der Familie Li bekehrten und vermittelten, daß Hung-Jin als Schullehrer angeſtellt wurde. Er behielt dieſe Stelle mehrere Jahre und bekehrte und taufte gegen ſechzig Perſonen. — Während dieſer Zeit zogen die Andern weiter, predigten, bekehrten und tauften, und der Ruf Siu-tſchuen's breitete ſich immer weiter aus. Er ſchrieb in dieſen Jahren verſchiedene religiöſe Gedichte und Aufſätze, welche ſpäter verändert und vermehrt meiſtens in die „Kaiſerliche Erklärung von Thai-p'hing“ aufgenommen ſind, welche zu Nanking gedruckt wurde. Zuletzt verweilte er meiſtens in Hwa-hien und gab dort Schulunterricht.

In den Jahren 1845 und 1846 ſcheinen ihn ſeine Erfolge zuerſt ernſtlich auf den Gedanken gebracht zu haben, daß eine Realiſirung ſeiner Kaiſerträume möglich ſei. Er traf oftmals mit Hung-Jin zuſammen, der noch immer Schullehrer in Clear-far war und der die Schwachheit gehabt und dem Vorurtheil ſeiner Schüler ſo weit nachgegeben hatte, daß er die Tafel des Confucius wieder im Schulzimmer aufſtellte, wenn er ihr auch ſelbſt keine Verehrung bewies. Dieſem offenbarte Siu-tſchuen nicht ſelten ſeine Gedanken. Er ſagte zu ihm unter Anderem: „Gott hat die Welt in Königreiche getheilt und ihnen den Ozean zu Grenzen gegeben, grade ſo wie ein Vater ſeine Güter unter ſeine Söhne theilt; jeder von ihnen ſollte den Willen ſeines Vaters ehren und ruhig das ihm zugetheilte Eigenthum ver-

walten. Wie können nun dieſe Mandſchus gewaltſam in China einbrechen und ihren Brüdern ihre Güter rauben?" — Und ſpäter ſagte er: „Wenn Gott mir helfen will, unſern Beſitz wieder zu erlangen, ſo wollte ich alle Völker lehren, jedes in ſeinem Beſitzthum zu bleiben, ohne einander zu beleidigen oder zu berauben; wir wollen untereinander verkehren, indem wir uns wahre Grundſätze und Weisheit mittheilen, und einander mit Anſtand und Höflichkeit empfangen; wir wollen alle zuſammen einem himmliſchen Vater dienen, und die Lehren eines gemeinſchaftlichen himmliſchen Bruders, des Heilandes der Welt, ehren; dies iſt der Wunſch meines Herzens ſeit jener Zeit geweſen, als meine Seele zum Himmel emporgehoben wurde."

Gegen Ende 1846 kam ein Mann von Canton nach Hwa-hien, welcher dorthin die Nachricht brachte, daß ein fremder Miſſionär Lo-hau (Mr. Roberts) in jener Stadt die wahre Lehre predige. So gern nun Siu-tſchuen und Hung-Jin ſogleich dorthin gegangen wären, um ihn zu hören, ſo konnten ſie doch nicht von ihrem Poſten abkommen, beſchloſſen aber 1847 hinzugehen. Der Mann, der die Nachricht gebracht hatte, kehrte nach Canton zurück und erzählte den Miſſionären von Siu-tſchuen's Wirkſamkeit und welchen Gebrauch derſelbe von den durch Zufall erhaltenen chriſtlichen Büchern gemacht habe. Dadurch veranlaßt, ſchrieb der erſte Aſſiſtent des Miſſionärs, ein Chineſe, an ihn, und lud ihn ein nach Canton zu kommen. Siu-tſchuen und Hung-Jin folgten dieſer Einladung und empfingen Unterricht in der chriſtlichen Lehre durch Herrn Roberts. Die chineſiſchen Hülfsmiſſionäre wurden aber bald eiferſüchtig, fürchteten durch Siu-tſchuen's größeres Talent in den Hintergrund geſchoben zu werden und machten allerlei Intriguen, welche Hung-Jin veranlaßten, die Theologie aufzugeben und Medizin zu ſtudiren. Siu-tſchuen kehrte von einem in Begleitung von Hülfsmiſſionären unternommenen apoſtoliſchen Kreuzzug in die Heimat nach Canton zurück und ſetzte ſeinen Unterricht fort. Herr Roberts ſcheint die Sache nicht ſehr ernſtlich genommen zu haben und war weit entfernt, die große Bedeutung ſeines Schülers zu ahnen, gegen den er auch mißtrauiſch wurde, als derſelbe, auf den Rath argliſtiger Nebenbuhler, Herrn Roberts bat, ihm nach der Taufe ein monatliches Gehalt auszuſetzen, damit er ganz ſeinen Studien leben könne. Da dergleichen Geſuche gar zu oft kamen und manche ſich nur des Gehalts wegen taufen ließen, ſo ſchlug Herr Roberts die Bitte einſtweilen ab und verſchob die Taufe auf eine unbeſtimmte Zeit, weil er Siu-tſchuen noch nicht für geeignet dazu erachtete.

Siu-tſchuen war etwas verdroſſen durch dieſe Weigerung und entdeckte zu ſpät, daß er in eine ihm von Neidiſchen gelegte Schlinge gefallen war. Da er kein Geld hatte, um in Canton zu leben und auch nicht wußte, wann die Taufe endlich vollzogen werden würde, ſo verzichtete er gänzlich darauf und beſchloß abermals nach Kwang-ſu zu gehen, um ſeinen Freund Jung-Yun-ſan aufzuſuchen. Er trat im ſechsten Monat des Jahres 1847 ſeine Reiſe an, ein paar Kupfermünzen in der Taſche. Zu arm, um ein Boot zu benützen, mußte er zu Fuß gehen und ſeinen Bündel ſelbſt tragen. Unterwegs fiel er Räubern in die Hände, die ihm auch noch das Wenige abnahmen, was er beſaß. Er wandte ſich um Unterſtützung an den Präfekten von Schau-king, der ſein Unglück beklagte, ihm aber nicht mehr als 400 Caſh geben konnte, da er zu einem andern Diſtrikt gehörte.

Mit einer ſo kleinen Summe konnte er weder vorwärts, noch rückwärts, und als er ſo in trüben Gedanken verloren am Wege ſtand, bemerkte ihn ein Vorübergehender und rief ihm ermuthigend zu: „Ein zerriſſenes Tau iſt natürlich wieder mit einem Bindfaden zu flicken, und wenn das Boot ans Ufer kommt, iſt der Weg wieder offen.“ Dieſe Worte ſind richtig, dachte Siu-tſchuen, und ſtimmen mit der wahren Lehre überein. Er beſchloß daher, „nicht für den morgenden Tag zu ſorgen“ und nahm ſeinen Platz in einem Paſſageboot, um ſeine Reiſe nach Kwang-ſu fortzuſetzen.

Die Chineſen nehmen gewöhnlich drei Mahlzeiten täglich; da er aber zu arm war, ſo beſchränkte er ſich auf eine, die ihn etwa ſechs Kreuzer koſtete. Unter den Paſſagieren waren drei litterariſch gebildete Leute, die mit ihm eine Unterhaltung anfingen und ſagten: „Herr, Euer edles Ausſehen zeigt leicht, daß Ihr ein Mann von Talent; da Ihr aber, ohne krank zu ſein, Euch des Eſſens enthaltet, ſo ſchließen wir daraus, daß Ihr in Noth ſeid.“ — Siu-tſchuen erzählte ihnen, wie es ihm gegangen, und auch auf ihre Fragen, daß er nach Kwan-ſu gehe, um die Lehre vom wahren Gott zu verbreiten. Sie wurden begierig, mehr davon zu hören, und am Ende von ſieben Tagen — ſo lange dauerte die Reiſe — hatte er ihnen die Lehren der chriſtlichen Religion auseinandergeſetzt. Am Ziel angekommen, ſagten ſie ihm: „Ihr ſolltet nicht niedergeſchlagen ſein; wenn man reist, muß man auf alles gefaßt ſein. Wir haben mit dem Kapitän geſprochen, daß er kein Fahrgeld von Euch verlangt, und hier habt Ihr eine kleine Summe, die wir für Euch ſammelten und womit Ihr Eure

Reiſe fortſetzen könnt.“ Sie gaben ihm eine Schnur von 600 Caſh, ungefähr ein Gulden und zwölf Kreuzer nach deutſchem Gelde.

Damit kam Siu-tſchuen zu Jung-Yun-ſan in Diſtelberg. Die Anbeter des wahren Gottes hatten ſich hier bis auf mehr als zweitauſend vermehrt und ihre Zahl wuchs täglich. Die Ankunft des Propheten erregte freudige Aufregung unter der Gemeinde, die noch durch einen beſondern Umſtand erhöht wurde. Die Frau eines angeſehenen Mitglieds, Namens Yang-Yun-kiau ſagte aus, daß als ſie im Jahr 1837 ſehr krank war und für todt da lag, ihre Seele zum Himmel emporgehoben wurde, wo ein alter Mann zu ihr ſagte: „Nach zehn Jahren wird ein Mann von Oſten kommen und dich lehren Gott anzubeten; gehorche ihm willig.“

Von Diſtelberg verbreitete ſich die neue Lehre weit in der Provinz Kwang-ſi, und bald gehörten Gelehrte des erſten und zweiten Grades zur Gemeinde. Wer ſich derſelben anſchloß, warf die Götzenbilder weg und betete den wahren Gott an. Was nun die Form des Gottesdienſtes anbetrifft, wenn ſie zum Gebet zuſammen kamen, ſo änderte ſich dieſelbe wahrſcheinlich häufig, je nachdem die Kenntniſſe über die neue Religion zunahmen. Am Anfange hatte Siu-tſchuen nur ſehr unbeſtimmte Ideen über den äußern Gottesdienſt. Als er die Götzen wegwarf, ſetzte er an deren Stelle eine Tafel mit dem Namen Gott darauf geſchrieben, und gebrauchte ſelbſt Weihrauch und Goldpapier, wie er es früher gethan. Bald ſchaffte er das jedoch ab, zum großen Bedauern ſeiner Stiefmutter, die behauptete, daß die Tafel mit dem Namen Gottes darauf ihr und dem Hauſe Glück gebracht habe, da die Familie unterdeſſen in den Stand gekommen war, einige Aecker zu kaufen.

Wenn ſich die Gemeinde in Kwang-ſi zu religiöſen Zwecken verſammelte, ſo waren die Sitze der Männer und Frauen von einander geſchieden. Zuerſt wurde ein Lied zum Lobe Gottes geſungen, dann wurde eine Rede gehalten, entweder über die Gnade Gottes oder die Verdienſte Chriſti, und die Zuhörer wurden ermahnt, ihre Sünden zu bereuen, von Götzendienſt abzulaſſen und Gott mit aufrichtigem Herzen zu dienen. Erklärte jemand, die neue Lehre zu glauben und den Wunſch, in die Gemeinſchaft aufgenommen zu werden, ſo wurde die Taufe ohne weiteres in folgender Weiſe an ihm vollzogen: Zwei brennende Lampen und drei Taſſen mit Thee wurden auf einen Tiſch geſtellt. Ein geſchriebenes Sündenbekenntniß, welches die Namen der verſchiedenen Täuflinge enthielt, wurde von denſelben wiederholt und ſpäter als eine Art von Opfer verbrannt. Dann wurde gefragt,

ob ſie verſprächen: „Keine böſen Geiſter anzubeten, nichts Böſes zu thun, ſondern die himmliſchen Gebote zu halten?“ Nach dieſer Beichte knieten ſie nieder, und aus einem großen Becken klaren Waſſers wurde eine Taſſe voll auf den Kopf eines jeden gegoſſen und dabei geſagt: „Reinigung von allen früheren Sünden, Ausziehen des alten Menſchen und Anziehen des neuen.“ Wenn ſie aufſtanden, tranken ſie gewöhnlich von dem Thee, und jeder von ihnen wuſch ſeine Bruſt mit Waſſer, um die innere Reinigung ſeines Herzens anzudeuten. Es war ebenfalls gebräuchlich, Privatwaſchungen im Fluſſe vorzunehmen, die von Sündenbekenntniß und Gebet um Vergebung begleitet waren. Diejenigen, die getauft waren, empfingen nun geſchriebene Gebete, die Morgens, Abends und vor den Mahlzeiten geſprochen werden ſollten. Bei beſondern Feſten, als bei Hochzeiten, Begräbniſſen oder am Neujahrsfeſt, wurden Thiere geopfert und ſpäter verzehrt. Verſammelten die Gottanbeter ſich zum Gebet, dann knieten alle nieder, das Geſicht nach der offenen Seite des Hauſes gerichtet, und ſchloſſen ihre Augen, während Einer das Gebet im Namen der ganzen Verſammlung ſprach.

Zu jener Zeit war in der Provinz Kwang-ſi ein weit und breit berühmtes Götzenbild zu Ehren eines Mannes, Namens Kan errichtet, von dem man übrigens ſcheußliche Dinge erzählte. Der Dämon, der dieſes Götzenbild bewohnte, war als ſehr boshaft verſchrieen und daher außerordentlich gefürchtet und geehrt. Als Siu-tſchuen von dieſem Bilde Nachricht erhielt, rief er: „Dieſe Art Dämonen waren es, welche ich zu vernichten pflegte, als meine Seele im Himmel wanderte.“ Er ging nun mit einigen Anhängern in den Tempel, wo das Götzenbild ſtand, ſchlug es in Stücken, und zerriß die koſtbaren Kleider, mit welchen daſſelbe geputzt war, und zerbrach die Rauch- und Opfergefäße. Dieſe verwegene That machte großes Aufſehn in der Umgegend, und die Bewohner des Bezirks boten einhundert Dollars Belohnung für die Gefangennahme der Thäter. Der Dämon aber, erzählt man dort, fuhr in einen Knaben und ſagte durch deſſen Mund: „Dieſe Männer meinen es ehrlich; ihr ſeid nicht im Stande, ſie zu verletzen; ſtellt nur mein Bild wieder her und dann iſt alles gut.“ —

Die Bekanntmachung wurde zurückgenommen und das Anſehen Siu-tſchuen's und die Zahl ſeiner Anhänger vermehrte ſich durch dieſen Vorfall außerordentlich. Solch guter Erfolg ermuthigte den „Propheten“ natürlich in ſeinem dämonenzerſtörenden Werk fortzufahren. Man erzählte ihm von einem berühmten Wallfahrtsort, welcher „der Tempel der ſechs Höhlen“

hieß und an dem eine Art von Gottesdienſt ſtattfand, der wegen ſeiner Abweichungen von chriſtlicher Moral ihm ganz beſonders empörend ſchien. Er ſchrieb ſogleich nach chineſiſcher Sitte einen Brief an das Volk von Kwang-ſi, in welchem er demſelben ſagt, daß die dort herrſchenden Teufel ausgerottet werden müßten. Allein die Briefe beleidigten das Volk und es betete zu den Dämonen, den Frevler zu tödten; allein dieſe waren ohnmächtig und — wo es Propheten gibt, fehlt es auch nicht an Wunder — nach einiger Zeit kamen weiße Ameiſen, welche bekanntlich eine ſehr gefräßige Race ſind, und zerſtörten den Tempel und die hölzernen Götterbilder. Nun bekamen die „Gottanbeter" in Kwang-ſi noch mehr Muth, und alle Götzen, deren ſie habhaft werden konnten, wurden zerſtört, zum Aerger eines großen Theils der Bewohner dieſer Provinz, die indeſſen zu feige waren, um ſich gewaltſam dieſem frommen Treiben zu widerſetzen.

Siu-tſchuen's Vater ſtarb, dreiundſiebzig Jahre alt, 1848. Er hatte ſich gleichfalls taufen laſſen, und rief ſeine Familie an ſein Sterbebett, um ihr zu ſagen: „Ich ſteige nun auf gen Himmel; nach meinem Tode laßt keine buddhiſtiſchen Prieſter kommen oder irgend welche heidniſchen Ceremonien vornehmen, verehrt nur Gott und betet zu ihm."

Bald nachher (Ende 1848) kam Siu-tſchuen zu gleicher Zeit mit Yun-ſan nach Hwa-hien, des Propheten Geburtsort. Er war nun fünfunddreißig Jahre alt; er hatte einige Zeit vorher ſich Kopf- und Barthaare wachſen laſſen, was bei den Chineſen zum Zeichen der Trauer geſchieht. Als man ihn nach dem Grunde fragte, ſagte er, daß er den Tod ſeines Vaters voraus gewußt habe.

(Schluß folgt.)

Der Wechſelbalg.

Eine Erzählung aus dem Volksleben.

Von

Paul Stein.

In dem an verſchiedenartigen Naturſchönheiten, wie naiven Volksthümlichkeiten ſo reichen Schwabenlande zieht ſich zwiſchen den Städten Ellwangen und Krailsheim eine weite Anhöhe voll mannigfacher Abwechslung hin. Ein Theil davon gehörte früher zu Franken und wurde nach der erfolgten Auflöſung der deutſchen Reichsverfaſſung Württemberg einverleibt.

Jene Strecke, auf welcher die Begebenheiten der nachfolgenden Erzählung ſich zutrugen, bildet einen Theil dieſer Gegend, die, obgleich wenig beſucht und bekannt, doch manche Reize und viele intereſſante Eigenthümlichkeiten darbietet, ſowohl im Charakter der Bevölkerung, als auch des Bodens, der ſie trägt. Die Vermiſchung des ſchwäbiſchen und fränkiſchen Elementes, welche nun ſchon ein halbes Jahrhundert ſtattfindet, hat bis auf den heutigen Tag dieſe verſchiedenen Völkerſtämme nicht zu einem harmoniſchen Ganzen zu verſchmelzen vermocht. Scharf unterſcheidet ſich noch immer der Franke von dem Schwaben ſowohl in ſeinem Charakter, ſeinem Dialekte, ſeinen Sitten und Gebräuchen, wie auch in ſeiner ganzen äußeren Erſcheinung. Die ſcharf markirten lebhaften Geſichter und die zierlichen, ſchlanken Geſtalten der fränkiſchen Bevölkerung findet man ſogleich unter den gedrungenen, knochigen Figuren und den weichen, gutmüthigen Phyſiognomien der Schwaben heraus; ihre dunklen Haare und Augen, wie der ganze Schnitt ihres Geſichtes haben etwas orientaliſches, dabei einen Ausdruck von Schlauheit, Leichtſinn und Weltluſt, der nur ſehr mäßig aus den blauen Augen und dem runden Antlitz ſeines Nachbarn hervorblitzt, welcher überhaupt viel ſchwerfälliger, viel derber, aber auch weit offener, weniger fein und manierlich, aber gutmüthiger und zutraulicher als der Franke iſt.

Nur in einem Punkte haben ſie große Aehnlichkeit mit einander, obgleich auch dieſer ſich wieder ſehr verſchiedenartig äußert. Beide ſind in hohem Grade abergläubiſch. Der Franke findet mit ſeiner lebhaften Einbildungskraft in jedem Naturereigniß irgend eine übernatürliche, geſpenſtige Kraft, in jeder Zufälligkeit eine Spuk- oder Hexengeſchichte; doch behandelt er dieſe Sachen, obgleich er feſt daran glaubt, mit dem ihm angeborenen leichten Sinne, welcher ſich ſehr zur Spottluſt hinneigt. Der Schwabe nimmt den Aberglauben, den er mit ihm theilt, viel ernſter und betrachtet bei ſeiner ſchwerfälligeren Begriffsweiſe ihn als eine unheimliche Macht, welche ſein Thun und Laſſen umſchleicht, und die er, um in dieſem Punkte die Verwirrung ſeiner Gedanken zu vollenden, in den Kultus ſeiner Religion hineinzieht. Er grübelt über die Geheimniſſe nach, die ihn geſpenſtiſch umgeben, und verliert ſich häufig trübſelig in ihnen, während der Franke ſie fürchtet und ſcheut, aber auch wieder darüber lacht und ſpottet und manche Sprüche kennt, welche gegen böſen Zauber ſchützen.

Lebensgenuß gilt dieſem Letztern über alles, und zur Zeit unſerer Erzählung durfte er dieſer überwiegenden Neigung zum Irdiſchen noch nach Herzensluſt fröhnen. Man war ſehr nachſichtig gegen die armen Landleute und ließ ihnen noch lange Zeit ungeſtört ihre etwas gottloſen Gewohnheiten. Hatten ſie Sonntags die Kirche beſucht, ſo war dem Himmel damit genug gedient, der übrige Tag gehörte der Erdenluſt; da gab es Tanz und Spiel in den meiſten Ortſchaften, oder man zog von der einen zu der andern; die fröhlichen Franken hatten alle Sonntage Kirchweihfeſt. Daß dabei zuweilen tiefe Sehnſuchtsſeufzer aus den benachbarten ſchwäbiſchen Dörfern durch die ſtillen Tannenwälder zogen, hinüber zu den luſtigen Weiſen der Muſikanten, war wohl ſehr begreiflich und jugendlichem Blute auch verzeihlich. Doch nur ſelten wurde die Verſuchung ſo groß, daß die Jugend den Reſpekt vor den Anſichten des Alters vergaß und aus der frommen Sonntagsfeier ſich hinüberwagte zu der verlockenden Entweihung des hehren Tages. In den altſchwäbiſchen Ortſchaften beſchränkten ſich die Sonntagsvergnügungen auf Nachmittagsſpaziergänge durch die Felder bis an den Wald, um in ſeinem kühlen Schatten ſich zu lagern, oder die Alten ſetzten ſich auf die Bank neben der Hausthüre, die Männer wohl auch ins Wirthshaus, und die Jungen ſtahlen ſich hinter die grüne Gartenumzäunung und ſangen halb verzagt kleine Liebeslieder, oder erzählten ſich allerlei grauſige Geſchichten von dieſer oder jener Hexe, von ſchlimmer Zauberei in des Nachbars Stalle,

von den Trudenweiblein (Weſen zwiſchen Fleiſch und Geiſt), wie ſie über die Felder und Teiche huſchen und an Kreuzwegen oft plötzlich aus dem Boden auftauchen, oder gar von der Pelzlieſel, die im Deichſtätter Schloſſe ihr Weſen trieb, aber im Ganzen doch nichts Böſes that, ſondern mehr nur neckiſche Streiche ausführte, die ſtets ſchauerliche Lachluſt erregten. Mit der Abendglocke ging es dann zur Ruhe, während es in den benachbarten fränkiſchen Dörfern, wie man ſie noch immer nannte, bis in die Nacht hinein toll herging.

An einem hellen Frühlingsſonntage, nach beendigter Nachmittagskirche, gingen zwei junge Mädchen Hand in Hand durch die Felder, welche mit ihren reichen, grünen Wellen das kleine Dörfchen umwogten, das ihre Heimat war. Sie gingen ſchweigend dahin, jede mit ihren eigenen Gedanken hinreichend beſchäftigt, wie es ſchien. Der Einen helles, rundes Geſicht, das einer offenen Roſe glich, ſah recht freundlich drein, und ihre blauen Augen blickten froh umher, während die Andere bald vor ſich niederſah, bald ungeduldig ihren dunkeln Blick in die Ferne ſchweifen ließ. Dieſe war von mittlerer Größe, zierlich gebaut, weich und rund, doch ohne beſondere Fülle; die Andere hatte drallere Formen, feſt und üppig ſchienen ſie ſtets im Begriffe, die beengende Umhüllung zerſprengen zu wollen.

Obſchon die Mädchen nichts mit einander ſprachen, bewegten doch ihre verſchlungenen Hände die runden Arme in neckiſchen Schwingungen, auch lachten ſie ſich zuweilen an, dann aber ſah jede wieder ihren eigenen Weg. Endlich ſchien dem friſchen Mäulchen der blauaugigen Schönen das Plaudern Bedürfniß zu werden, es that ſich lächelnd auf, und zwiſchen den kirſchrothen Lippen zeigten ſich zwei Reihen prächtiger Zähne und in den Roſen der runden Wangen zwei Grübchen, die wie Sonnenſtrahlen darauf leuchteten.

„Horch, Marchräth (Margarethe)!“ fing ſie an; „wie die Wachteln luſtig ſchlagen! Du gehſt dahin, als hörteſt du es gar nicht, und ſchauſt ſo weit aus, wo doch alles um dich 'rum ſo lieblich ſteht.“ — „Das hört und ſieht man alle Tage,“ erwiderte Margarethe, „und die Sonne brennt ſchon ſo heiß; ich freue mich auf den Schatten im Walde. Mache, daß wir unter die Tannen kommen!“ — „Ja, dort iſt's gut ſein,“ ſagte Anne. „Es iſt halt überall ſchön, wenn's Frühling iſt. Es iſt wohl auch a ſtolze Pracht im Sommer und Herbſt, und auch im Winter iſt's heimlich hinter dem Ofen — aber wenn der Frühling kommt, da iſt's halt am allerſchönſten, da iſt's ſo grün und friſch und blüht ſo geſchmack (anmuthig) und

ſchmeckt (duftet) ſo ſchön, als käme alles grades Weges aus dem Himmel 'raus, und es kommt doch juſtement nur aus dem Erdboden."

„Da lockt's die Sonne 'raus," ſprach Margarethe. „Wenn ſie warm ſcheint, blühen die Blümlein auf. Meinſt nicht, Anne, daß es mit der Lieb' auch ſo iſt? — Schaut ein feurig Aug' uns an, ſo regt ſich's gewaltig im Herzen drin und ſchießt in die Höhe bis ins Geſicht herauf. Im Auge drin, ſo denk' ich mir, ſteht dann 's Vergißmeinnicht und auf den Backen dunkelrothe Roſen, und auf dem Munde —." Sie ſtockte und lachte ſchelmiſch vor ſich hin. — „Nun auf dem Munde? Was ſteht denn da für eine Blume?" fragte lachend Anne. — „Da — ja wart' einmal! Da weiß ich keine. Da ſteht halt geſchrieben —" und Margarethe ſang mit heller Stimme: „Viel Lieb, viel Lieb für alle Zeit, viel Küßlein noch dazu!" — „O ſchweig mit deiner Leichtfertigkeit!" ſagte Anne und wollte ein recht altkluges Geſicht dazu machen, aber ſie vermochte nicht, die weißen Zähne hinter den friſchen Lippen zu verbergen, noch die ſchelmiſchen Grübchen von den Wangen wegzubringen.

Margarethe lachte immer mehr und fing an zu ſcherzen, daß Anne noch immer ſo kindiſch thue, wie ein neugebornes Kind, und doch ſchon zwanzig Jahre alt ſei. „Man ſieht dir's halt überall an," fuhr ſie fort, „daß lauter ſchwäbiſch Blut in dir ſteckt. Mir iſt aber die ſchwäbiſche Luft nicht in die Glieder gefahren, wenn ich gleich in deinem Dorfe aufgewachſen bin; Vater und Mutter ſind von drüben her, — ich kann's nicht vergeſſen und will drum machen, daß ich auch wieder hinüber komme." — „Willſt denn in Dienſt gehen?" fragte erſtaunt Anne. „Haſt doch genug zu ſchaffen bei deinen Eltern." — Margarethe rümpfte hochmüthig ihre fein gebogene Naſe und entgegnete in etwas ſpitzem Tone: „In Dienſt? Bewahre mich der Herr davor! Dienen mag ich nicht — ich hab's anders im Sinn'." — „Was haſt denn im Sinn?" forſchte Anne mit etwas ſcharfem Tone. — Margarethe gab ihr keine Antwort. Sie riß ihre Hand aus der Anna's und ſetzte ſich am Rande des Waldes nieder, den ſie eben erreicht hatten.

Anne folgte ihr und warf ſich in halbliegender Stellung auf den weichen Moosboden in den Schatten der rieſigen Tannenbäume. Sie ſchwiegen beide eine Weile. Anne wollte ihre Frage nicht wiederholen, Margarethe ihr nicht darauf antworten und jede verfolgte wieder ihre eigene Gedankenreihe.

Margarethe ſah wiederholt und ungeduldig durch die ſchlanken Stämme

der Tannen, ſo weit ihr Blick den Wald zu durchdringen vermochte, und horchte geſpannt auf jeden Laut, welcher daraus hervordrang; indeſſen Anne auf das Sauſen des Windes lauſchte, der in den hohen Wipfeln der Bäume ſpielte und in geheimnißvollen Tönen zu ihr herabdrang. Dabei ſah ſie hinaus über das grüne, ſonnenbeglänzte Feld, welches eine reiche Ernte hoffen ließ. Sie war zwar einer armen Wittwe Kind und hatte nichts von dieſem Gottesſegen für ſich zu erwarten, aber daran dachte ſie nicht; ſie fühlte nur ein frohes, reines Dankgefühl in ſich erwachen gegen den Schöpfer, welcher des Menſchen Fleiß alſo belohnte. Sie freute ſich des munteren Spieles der Wachteln und Lerchen, welche hie und da aus ihrem grünen Wohnſitze emporwirbelten.

„Ach, wie ſingt doch das Lerchle ſo ſchön!“ rief ſie auf einmal lebhaft aus. „Und wie ſteigt's auf, als wollt's grad in den Himmel 'nein fliegen! Ja, ſo geſchwind geht's nicht, kleins Vögele! Sieh, Marchräth, da kommt's ſchon wieder abwärts! Haſt deine Flügel an der Sonne verbrannt? Gelt, fürwitziges Thierle, wärſt beſſer ſitzen geblieben in deinem kühlen Neſtle? Zu hoch fliegen taugt nichts! Plumps geht's da wieder 'runter. Denk' auch a bisle dran, Marchräth,“ fuhr ſie, zu dieſer gewendet, in gutmüthig beſorgtem Tone fort, „es hat verlautet im Dorf und ich wollt' dir's heute ſagen —.“ — „Was hat's verlautet?“ fiel ihr Margarethe ſchnippiſch in die Rede. „Ich kann mir's ſchon zuſammen reimen; aber ſag's nur.“ — „Des Waldbauren Sohn von Gunzach ſteck' dir im Kopfe, verlautet's. Das iſt aber reicher ſtolzer Leute Kind; geh nicht mit ihm, es führt zu nichts gutem.“ — „Was du predigen kannſt, als hättſt's beim Herrn Pfarrer gelernt!“ ſagte ärgerlich und mit etwas leichtfertigem Weſen Margarethe. „Bin ich auch nicht reicher und ſtolzer Leute Kind, bin ich doch jung und ſauber und dem Fritz gut genug. Was geht's denn andere Leute an?“ — „Ich glaub's nicht,“ ſprach ruhig Anne, „daß er außer dem Spaß noch mehr will; maule denn nicht mit mir. Aber ich traue den Burſchen von Gunzach nicht, ſie ſind alle wankelmüthig da drüben im Frankenlande.“

„Weil ſie luſtig und guter Dinge ſind und keine Kopfhänger, wie die in unſerem Dorfe?“ rief leidenſchaftlich Margarethe. „Weil die tanzen am Sonntage und ihres Lebens ſich freuen und ſpöttiſch uns Duckmäuſer heißen? Haben ſie nicht recht? Wenn die Alten nicht wären und es wäre der Brauch, die Jungen gingen alle lieber zum Tanze, als daß ſie durch die Felder ſpazieren und die Mäuler aufreißen vor lauter Langweiligkeit.

Heimlich trinken und ſpielen die ſchwäbiſchen Burſche doch, und kann einer einmal ungeſehen hinüberſchlüpfen zum Tanze, ſo thut er's gewiß. Was nützt da die Frömmigkeit auswendig, wenn's inwendig anders geſchrieben ſteht? Ich wollte, meiner Eltern Haus ſtände noch zu Lauterbach; — ſie waren reiche Leute, — aber —." Sie hielt inne. Ihre Heftigkeit hatte ſie zu weit geführt, an eine Erinnerung, welche ſie verſtummen machte.

„Aber," fuhr Anne fort und ſah die aufgeregte Freundin mißbilligend an, „aber ſie kamen zurück, weil's zu viel Luſtigkeit da drüben gab, und zogen in das ſchwäbiſche Dörfle, wo es ihnen wieder beſſer ging." — „Beſſer?" fragte Margarethe mit Zornesthränen in den ſchwarzen Augen, „beſſer, weil der Hunger von ihrer Thüre blieb und ſie mit Noth und Qual ihr Leben friſten konnten? Aber es muß anders kommen — ſo oder ſo," ſetzte ſie trotzig hinzu, „und müßt ich auf einen Kreuzweg mich ſtellen und die Trude anrufen und Seel und Leib ihr anheim geben!" — „Dreck vor d' Ohren, daß es d' Trud' nicht hört!" rief Anne laut und raſch dreimal nach einander und ſah ganz entſetzt Margarethe an. „Wie kannſt du ſo gottlos ſein und ſolche Dinge reden? Hätteſt wenigſtens vorher den Spruch ſagen ſollen, hintennach hilft er nicht viel mehr, und Hexen und Truden haben Gewalt über den, der von ihnen ſpricht, wenn er nicht erſt dreimal ſo ſagt, wie ich eben gethan." — „Du haſt es ja hurtig hinterdrein geſprochen," meinte Margarethe; doch überkam ſie einige Aengſtlichkeit über ihren Leichtſinn. Sie beruhigte ſich jedoch endlich damit, daß die Trudenweiblein großen Leuten nicht viel übles zufügen, ja ihnen oft helfen, wenn ſie um Mitternacht auf Kreuzwegen darum angerufen werden, und ihren Spuk hauptſächlich nur mit neugeborenen Kindern treiben.

Die Mädchen rückten näher zuſammen. Der geweckte Aberglaube rief mancherlei grauſige Dinge in ihrem Gedächtniſſe wach, und die anziehende Furcht und der prickelnde Reiz, welche Spukgeſchichten gewöhnlich hervorlocken, feſſelten ſie unwillkürlich und leiteten ihre Gedanken von der früheren Unterredung ab.

„Haſt's ſchon gehört?" fragte Margarethe geheimnißvoll, „daß des Sägemüllers Peter wieder da iſt? Er ſoll ganz anders geworden ſein in den zwei Jahren, in denen er fort war." — „Wo war er denn nur? Man ſpricht ſo allerlei von der Sägemühle; er war ſo mit einemmal fort, kein Menſch wußte, wohin." — „O von wegen dem, Anne! Es iſt nicht jedes ſo auf den Kopf gefallen, wie du meinſt. Man weiß recht wohl, wo der

Peter ſteckte, es traut ſich nur keins, laut davon zu reden." — Anne ſah ſich etwas ängſtlich um, dann flüſterte ſie mit erwachter Neugierde: „Ei ſo rede doch, was du weißt! Mir kannſt's ſchon ſagen." — „Es reden viele davon, ſeit er wieder da iſt, der Wechſelbalg. Warum ſollt ich's nicht auch? Sein Vater hat vor zwei Jahren die Trude flehentlich angerufen auf dem Kreuzwege da drüben am Walde, ſie ſollt ſich des Peters erbarmen, — und da hat ihn denn ſeine Frau Mutter geholt." — „Seine Mutter?" rief erſtaunt Anne. „Ei die iſt ja ſchon geſtorben, wie er noch ganz klein war."

„Was ſchwätzeſt du ſo überzwerch! Das war doch ſeine rechte Mutter nicht. Die Sägemüllerin hat ein ſchönes, grades Kind zur Welt gebracht, — es ſoll ausgeſehen haben wie ein Poſaunenengele, und ſie ſoll grauſam ſtolz darauf geweſen ſein und einmal über das andere geſagt haben: „ach, was ein liebliches Kindle!" und hat in ihrem Hochmuth vergeſſen, erſt zu ſagen: „b'hüts unſer lieber Herrgott!" — und du weißt ja, wenn man ein Kind beruft und ſagt dies nicht vorher, abſonderlich ehe es getauft iſt, ſo haben Heren und Truden Gewalt darüber. Der Müller mußte grade an dem Tage, wo das Kind auf die Welt kam, mit einem Wagen voll Bretter nach Krallsheim fahren; als er in der Nacht zurückkehrte, wollten auf ein mal ſeine Pferde nicht mehr weiter, — eine Trude huſchte vor ihnen her und eine Hexe hatte ſich zu dem Müller auf den Wagen geſetzt; denn Truden und Heren ſind Geſchwiſterkinder und ſtehen einander bei. In der Mühle hörten ſie Hülfe rufen — das that die Trude — und wie alles hinausſprang nach den ſcheuen Pferden und den Hügel hinunterlief, vor dem ſie ſich bäumten, da wurde die Müllerin ſchwach, es wurde ihr ſchwarz vor den Augen, bis ſie gar nichts mehr ſah, und ſie hatte eine recht ſchlimme Nacht, obſchon der Müller ganz wohlbehalten blieb. Als die Amme den andern Morgen kam, das Kind zu waſchen und zu wickeln und ihm den Taufſtaat anzuthun, da lag ein Wechſelbalg in der Wiege. Der Herr Pfarrer aber, den der Müller davon in Kenntniß ſetzte, ſagte, das ſei Aberglaube und ſie ſollten's geduldig hinnehmen, daß Gott ihnen ein mißgeſtaltet Kind geſchenkt; alles ſei Gottes Wille auf der Welt. Da ſchickten ſie ſich drein, und die Amme bekam viel Geld, daß ſie ſchweigen ſolle. Sie hat's auch keinem Menſchen erzählt, außer meiner Mutter; aber ſo was bleibt doch nicht verborgen, denn ſie konnten doch den Peter nicht anders machen. Die Müllerin wurde tiefſinnig und ſtarb zwei Jahre ſpäter, — und auch den Müller hat man nicht mehr oft lachen gehört."

„Und der Peter iſt jetzt die zwei Jahre bei der Trude geweſen?“ fragte ſchaudernd Anne. — „Freilich. Wer hätte ſonſt wohl den boshaften Buckligen zu ſich genommen? Die Trude hat ihn mit fort geführt — wohin? weiß niemand — und hat ihn zahm gemacht und ihm ſchöne Kleider angethan, und viele Zauberſprüchlein gelehrt, und ihn vor acht Tagen wieder gebracht. Man hat den Müller auf dem Kreuzwege geſehen, wie er auf ſie gewartet hat; aber er hat auch der Trude viel verſprechen müſſen. Er wollte ſein Hab und Gut bis auf weniges der Kirche vermachen; nun aber ſoll's der Peter kriegen mit Stumpf und Stiel. Und weißt du auch warum?“ — „Nun weil er doch als ſein eigen Kind auferzogen wurde,“ meinte Anne. — „Fehlgeſchoſſen! Nein nicht deſſetwegen. Ich weiß es beſſer,“ ſagte mit großer Wichtigkeit Margarethe. „Weil er von der Hölle abſtammt, ſoll er wieder dahin zurückkommen. Er ſoll in Sünde verpraſſen, was der Alte in ſtillem, tugendhaftem Leben zuſammenbrachte; er ſoll reich werden, der Wechſelbalg, daß er ſeinen böſen Gelüſten fröhnen kann und der Teufel ihn ſicher hat.“

„Ach, mich überläuft's mit einer Gänſehaut!“ ſprach ſehr naiv Anne. „Erzähle aber doch noch weiter!“ Sie rückte ſo nahe als möglich zu Margarethe und ſchlang ihren Arm um deren Nacken. „So, jetzt ſage alles, was du weißt von der Sägemühle. Meine Mutter ſchilt mich immer ein fürwitzigs Ding, wenn ich ſie um dies oder das, was ſo da und dort von alten Zeiten verlautet, ausfragen will, und wird gleich wetterwendiſch, daß ich gern ſchweige. Einmal hat ſie mir nur geſagt, ich ſei in derſelben Nacht auf die Welt gekommen, wie des Müllers Sohn; es ſei eine ſchlimme Nacht geweſen, — die Geiſter ſeien umgegangen, — im Schloſſe zu Deichſtätten habe die Pelzlieſel ärger als je zuvor im Keller rumort, und auch im Wildenſteiner Schlößle ſei der Geiſt Trepp auf und ab gegangen und habe geſeufzt und geſtöhnt; auf allen Kreuzwegen habe man die Truden geſehen, und in mehr als einem Stalle ſei ſchlimme Seuche ausgebrochen, — die Hexe aus dem Tannengründle wäre als ſchwarze Katze überall herumgewandelt und hätt' das Vieh verhext. Nachher ſind die Leute wieder zu ihr gelaufen und haben wunderthätige Tränklein bei ihr geholt für theures Geld; denn wenn ſie ihren Zorn ausgelaſſen, macht ſie auch manches wieder gut.“

„Warum war ſie denn damals ſo wild? Weißt du das auch, Anne?“ — „Nein, Marchräth. Sag's, erzähl' es mir.“ — „So genau weiß ich's

juſt auch nicht, — aber es hängt mit der Sägemühle zuſammen. Die alte Amme hat's auch gewußt, doch ſie wollte nicht recht 'raus mit der Sprache, der Müller hatte ihr zu viel Brabänter auf das Maul gelegt." — „So ſage, was du weißt," ſprach leiſe und eifrig Anne.

„Ja, ſieh!" hub Margarethe mit geheimnißvoller Wichtigkeit wieder zu erzählen an, „der Müller ſoll ein ſauberer Burſche geweſen ſein in ſeinen jungen Jahren, aber nicht fröhlicher Art. Wie ſeine einſame Mühle an dem dunkeln Weiher, ſoll er ſtill und trübe ausgeſehen haben, und dem Tanz und Spiele fern geblieben ſein; ſeinem nachherigen Weibe gefiel er indeſſen drum doch, aber er wollte lange nichts von ihr wiſſen. Eine Hexe hatte es ihm angethan, eine alte und eine junge, und ſie hatten ihn ſo weit gebracht, daß er die junge heirathen wollte; er glaubte freilich nicht, daß es eine Hexe ſei, kam aber grade einmal dazu, wie ſie auf der Ofengabel zum Kamin hinausritt mit feurigen Augen und feuriger Zunge, und —."

Ein luſtiges Pfeifen in dem Walde tönte mit einemmale hell und ſpöttiſch in die begonnene Hexengeſchichte. Margarethe ſprang in die Höhe, — ihr Antlitz färbte ſich purpurroth und ihr Auge ſtrahlte freudetrunken. Hexen und Geſpenſter ſchienen völlig vergeſſen. „Das iſt der Fritz! Er kommt richtig und holt uns zum Tanze!" rief ſie jauchzend, ergriff Anne's Hand und zog die Erſtaunte mit ſich fort zwiſchen den Bäumen durch, einem Burſchen entgegen, der mit fröhlichen Sätzen über den glatten Boden ſprang.

„Da bin ich!" rief er den Mädchen zu. „Es iſt euch gerathen, daß ihr ſchon da ſeid! Juchhe! Die Muſikanten ſpielen luſtig auf zu Gunzach; im Garten hinterm Wirthshauſe iſt der Tanz ſchon los, drum ſputet euch!" Er nahm die beiden Mädchen an der Hand und zog ſie mit ſich fort.

„Nur gemach," ſprach Anne, welche in ihrer Ueberraſchung einige Schritte willenlos gefolgt war. „Mir ſo nicht, Fritz, ich gehe nicht mit gen Gunzach. Davon hat mir Marchräth kein Sterbenswörtle geſagt, als ſie mich zum Gang in den Wald holte." — „Jetzt biſt aber einmal da," ſagte Margarethe leichtfertig, „jetzt mußt auch mit." — „Ich mag aber nicht." Anne umfaßte den Stamm einer ſchwanken Tanne und hielt ſich daran feſt. Der Burſche brachte ſie nicht weiter vorwärts. „Sei nicht ſo artlich!" rief er ärgerlich. „Heut ſind viel Mädle und Burſche von drüben da, kannſt drum wohl auch mitmachen. Ein Tänzchen wird dir nicht ſchaden." — „Nur eine Stunde, eine einzige kleine Stunde!" bat Margarethe.

„Thu's mir zu Lieb! Bis zum Abendläuten ſind wir wieder auf dem Heimweg. Ich verſpreche dir's heilig!“ —

In Anne entſtand ein harter Kampf. Ihre eigene Luſt, ihr heiterer Sinn, ſowie ihre Gutmüthigkeit machten ſie ſehr geneigt, Margarethens Bitten zu erfüllen, aber die Furcht vor der Mutter Schelten und der anerzogene Begriff, daß jede Weltfreude — dazu gehörte beſonders das Tanzen am Sonntage — Sünde ſei, ſchreckten ſie davon zurück. Aber Margarethe bat immer dringender und der Burſche malte das Vergnügen des Tanzes ſo verführeriſch aus, daß ſie endlich nachgab und wenn auch mit beklommenem Herzen ihnen folgte. „Des Sägemüllers Knecht iſt auch beim Tanze,“ ſagte Fritz zu Anne mit leichtem Spotte, „und dies iſt doch ein frommer Burſche, iſt alle Sonntage, ſeit er auf der Sägemühle iſt, in der Kirche. Ob er andächtig betet, ſell weiß ich freilich nicht; das kannſt du beſſer ſagen, Anne.“ — „Ich ſchau' mich in der Kirche nicht um,“ meinte etwas beleidigt das Mädchen, „am wenigſten nach der Emporkirche 'nauf, wo die ledigen Burſche ſtehen. So was iſt meine Sache nicht.“ — „Deſto mehr ſchaut er hinunter nach dir!“ lachte Fritz. „Gelt, Marchräth, haſt's auch ſchon geſehen?“ — „Schweig!“ rief Margarethe. „Haſt lauter unnütze Sachen im Kopfe.“

Es war ihr bange, Anne möchte ſich gekränkt fühlen und wieder umkehren, und ſie wollte nicht mit dem Burſchen allein zum Tanze kommen. Sie war ſchlau und dachte: auf vier Schultern trägt ſich's leichter, als auf zweien; auch wußte ſie, daß die gutmüthige Anne leicht zu etwas zu bewegen ſei, wenn man ſie drum bitte, drum war ſie auch allein heute mit ihr zum Walde gezogen, welcher ihr Dorf von Gunzach trennte. Sie hatte am Tage zuvor dem Fritz ſagen laſſen, er ſolle ſie dort zum Tanze abholen. Sie ſtand in einem geheimen Liebesverhältniſſe mit ihm und dachte, ihn nach und nach ſo zu feſſeln, daß er ſie heirathen würde trotz ſeines Reichthums und ihrer Armuth. Er aber hatte bis jetzt nichts der Art verlauten laſſen und immer nur Scherze und Kurzweil mit ihr getrieben. Dies fing an, ſie zu verdrießen und ſie nahm ſich vor, in Bälde eine ernſtliche Zuſage von ihm zu verlangen. Aber heute in der Luſt des Tanzes lebte ſie nur dem Augenblicke; ſie vergaß faſt Anne darüber, der es, je ſpäter es wurde, deſto ängſtlicher zu Muthe war. Des Sägemüllers Knecht hatte ſie, ſobald er ſie erblickte, in die Reihe der Tanzenden gezogen und flüſterte ihr allerlei verfängliche Dinge ins Ohr, — und ſie kannte ihn doch kaum. Er war erſt

kurze Zeit in der Mühle, ſie hatte ihn nur einigemal flüchtig in der Kirche geſehen, kannte nicht einmal ſeinen Namen. Woher ſollte er den ihrigen wiſſen? Und doch that er ſo vertraulich! Es wurde ihr angſt und bange; der fremde Knecht hielt ſie gewiß für ein leichtfertiges Mädle, da ſie ſo verſtohlen auf den Tanzplatz kam und daß ſie grade mit Margarethen und Fritz gekommen, welche in wilder Luſtigkeit es allen andern zuvorthaten.

Dieſe Gedanken beunruhigten ſie immer mehr. Empfand ſie gleich eine geheime Luſt, wenn der hübſche Burſche ſie feſt umſchloß, dann wieder von ſich ließ, aufjauchzte, in die Hände klatſchte, ſie leicht anfaſſend raſch im Kreiſe drehte, wieder in die Arme nahm und mit ihr dahintanzte, ſo wurde ihr der Gedanke doch immer unerträglicher, von ihm als ein leichtfertiges Mädchen angeſehen zu werden. Nur widerſtrebend that ſie Beſcheid, wenn er ihr das volle Glas zubrachte; ſie benetzte kaum ihre Lippen mit dem leichten, ſüßen Tauberweine, den man dort in den meiſten Wirthſchaften findet, und das koſtbare Getränk, das der Burſche nur um ihretwillen kommen ließ, wollte ihr gar nicht munden. So ſehr auch der hübſche Knecht aus der Sägemühle ihr gefiel, konnte ſie eine große Beklommenheit in ſeiner Nähe nicht überwinden; es wurde ihr bange, bis zum Erſticken ſchwül, wenn er ſie ſo feſt an ſich preßte, ſein heißer Athem ihre Wange ſtreifte, oder gar ſeine Lippen ſie leicht berührten. Sie wünſchte ſich weit hinweg, in die kleine Stube zu ihrer Mutter, in dieſen ſchützenden Aufenthalt ihrer Kindheit und Jugend, dieſes arme Aſil, in welchem ſie bis jetzt heiter und zufrieden gelebt, genügſam wie die Tauben unter ſeinem Dache, ſorglos wie die Vögelein auf den grünen Zweigen, die es beſchatteten, und ohne Wünſche und heißes Verlangen, wie die einfachen Blumen auf dem grünen Brette vor ihrem Kämmerlein. Sie ſchrieb die Angſt und Schwüle, welche ſie beim Tanze überkam, der Sünde zu, daß ſie ſich von Margarethen hatte verleiten laſſen, an demſelben theil zu nehmen.

Als die Bäume ihre Schatten immer länger über den grünen Tanzplatz warfen, mahnte ſie Margarethe an ihr Verſprechen, frühzeitig heimzukehren, doch dieſe wollte noch nichts davon wiſſen. Mit Schrecken ſah Anne die Sonne hinter die dunkeln Waldungen hinabſinken, ihr glühendes Roth immer mehr erblaſſen und eine immer tiefere Dunkelheit auf dem von hohen Bäumen umgebenen Tanzplatz ſich ausbreiten.

„Komm nach Hauſe, Marchräth," bat ſie ängſtlich, „die Abendglocke wird bald läuten; wir müſſen fort von hier." — Aber Margarethe ant-

wortete leichtfertig: „Jetzt wird's ſchön, wenn die Lichter brennen; was nützt es auch, wenn wir zeitig heimkommen? Geſchimpft werden wir doch, denn daß wir zu Gunzach getanzt, bleibt nicht verborgen. Drum ſoll's auch der Mühe werth ſein, daß wir ausgeſcholten werden. Vor Mitternacht gehe ich nicht fort." — Da beſchloß Anne, heimlich davon zu gehen. Es wurde immer dunkler; ſie wollte dies benützen und ſich fortſtehlen, ehe Lichter gebracht würden. Bis ſie den Wald erreicht hatte, hoffte ſie, würde der Strahl der Mondsſichel ihr heimwärts leuchten.

Eine kleine Pauſe trat in das luſtige Treiben. Die Mädchen riefen nach Licht, aber der Wirth, welcher ſehr gut die geheimen Wünſche ſeiner Gäſte kannte, zögerte den Tanzplatz zu beleuchten. Die Muſikanten ruhten ſich aus, während die Abendglocke ertönte, und die Mädchen und Burſche gingen paarweiſe umher, die erhitzten Wangen in der Abendluft zu kühlen, oder auch die tieferen Schatten der Bäume zu ſuchen. Es war dies eine gefährliche, verführeriſche Stunde in dieſem treuloſen, geheimnißvollen Dunkel. Durch die niederen Gebüſche murmelte koſend der kleine Bach, die Nachtigallen trillerten ihre lockenden Töne in den blühenden Zweigen, die Abendwinde bewegten zu zärtlichem Liſpeln die jungen zarten Blätter der Bäume und ſchütteten neckiſch einen duftenden Blüthenregen auf die blühende, glühende Jugend, welche ſich unter ihnen barg. Da wurde mancher Kuß geraubt, manche Umarmung dreiſter, manches Liebeswort zärtlicher geflüſtert.

Auch Margarethens Tänzer wurde immer kühner und gab ihr ſo zärtliche Namen, daß ſie ihn endlich fragte: „Wann kommſt du denn zum Heirathstag (Verlobung) in meiner Eltern Haus?" — Aber auf dieſe ernſte Frage gab er keine Antwort, und es trat eine leichte Verſtimmung zwiſchen ihnen ein.

Als es wieder zum Tanze ging und die Reihe des Vorſingens an Fritz kam, ſah er Margarethe ſpöttiſch und bedeutungsvoll an und ſang:

„Iſt denn das Mädle ſo wunderſchön?
Meint, daß ſie 's G'riß a ſo hat?
Wollen vor zu der Mutter gehn,
Wollen erſt fragen: was 's hat?" —

Margarethe erbebte vor Zorn bei dieſem ſpöttiſchen Geſange. Sie wußte jetzt, wie ſie mit dem reichen Bauernſohne dran war, und Annens

Warnung fiel ihr ein. Sie wäre jetzt gerne mit ihr nach Hause gegangen, aber Anne war nirgends zu sehen, und der Knecht von der Sägemühle lief vergebens umher, sie zu suchen. Er brummte und fluchte vor sich hin, da faßte ihn Margarethe bei der Hand und sagte: „Komm, laß uns zusammenhalten! Ich mag den Fritz nicht mehr, er ist mir zu dreist und zu hochmüthig, und dir ist die Anne davongelaufen; die hat auch was anders vor, als dich zum Schatz zu nehmen, die will nicht des Sägemüllers Knecht, die möchte wohl lieber Sägemüllerin werden. Schon als Kind hat sie's mit des Müllers Wechselbalg gehalten, sie war die einzige im Ort, die ihm nicht den Rücken kehrte; — und was gilt's, er bindet wieder mit ihr an?"

„Jetzt schweig!" rief der Knecht laut lachend und entriß ihr dabei unwillig seine Hand. „Des Müllers bucklichter Peter und die Anne, das schönste Mädchen im Land! Nun da könnt eher der jüngste Tag gleich kommen. Nimm du dir den Wechselbalg zum Liebsten, wenn's mit des Waldbauern Fritz ein Ende hat, der macht dich vielleicht eher zu seinem Weib." — Damit ließ er sie stehen und lief fort. Er dachte, daß Anne wohl der Heimat zueile und wollte ihr nach, sie einholen, ihr sagen, daß sie sein Schatz werden müsse, sollt's nicht aus sein mit seiner ganzen Lebensfreude. Aber er fand ihre Spur nicht.

Das Mädchen war mit den ersten Tönen der Abendglocke davon geeilt; sie riefen so dringend nach der Mutter Hütte, daß es sie nicht länger bei der Lustbarkeit duldete. Sie lief, so schnell sie es vermochte, dem nahen Walde zu. Einigemal sah sie sich ängstlich um, ob der gefährliche Bursche ihr nicht folge. Im geheimsten Winkel ihres Herzens mochte sie dies wohl wünschen, aber ihre Furcht vor ihm war trotzdem überwiegend, denn noch nie hatte ein Bursche sie so geängstigt, ihr Herz so gewaltig zum Klopfen gebracht. Sie war noch ganz verworren, als sie den Wald betrat. Die hohen Tannen schienen bei dem fahlen, unsicheren Mondlichte sich gespenstisch zu bewegen. Sie schauderte furchtsam zusammen, verdoppelte ihre Schritte, um möglichst schnell das freie Feld zu erreichen, in welchem ihr Heimatdorf lag. Dabei dachte sie mit Angst an ihre Heimkehr und der strengen Mutter Schelten; dann war es ihr wieder, als höre sie noch immer aus der Ferne die lustige Tanzmusik, als fühle sie den zärtlichen Druck von ihres Tänzers Arm und sähe sein feuriges Auge durch den Dämmerschein blitzen. Es wurde ihr so eng und bange, daß sie sich erschöpft an den Stamm einer Tanne anlehnte, um einen Augenblick zu ruhen. — Da huschte eine dunkle, kugelförmige

Geſtalt vor ihr über den Weg hin und verſchwand zwiſchen den Bäumen. „Eine Trude!“ ſtammelte Anne in Todesangſt. „Ich habe heut geſündigt; der Böſe hat Gewalt über mich. O wäre ich bei meiner Mutter geblieben und hätte im Gärtle mich geſonnt und mit meinen Täublein geſpielt, ſtatt leichtſinnig zum Tanze zu gehen!“ —

Sie rannte fort, von der Angſt zu immer ſchnellerem Laufe getrieben; aber der Wald wollte kein Ende nehmen, keine Lichtung zum Vorſchein kommen. Sie hatte den Fußpfad verloren und lief unſicher zwiſchen den hohen, ſchlanken Tannen umher. „Die Trude treibt mich in die Irre!“ dachte ſie jammernd und brach bei dieſem Gedanken vor Angſt und Anſtrengung zuſammen. Flehend hob ſie die Hände empor, ihr Auge ſuchte den Himmel zwiſchen den dunkeln, dichten Wipfeln der Bäume, ſie wollte ihn um Schutz anflehen gegen die Verzauberung, der ſie ſich verfallen glaubte, aber ſie fand in ihrer Todesangſt keine Worte dafür, — nur unbeſtimmte Gedanken konnte ſie aus dem Waldesdunkel aufwärts zu ſeinem Lichte finden.

Da drang ein leiſes Murmeln an ihr Ohr. Sie ſprang auf. „Das iſt die Rotha oder Gunza,“ rief ſie freudig und lief dem Schalle nach. Der Wald lichtete ſich etwas, und bald ſtand ſie an dem Rande einer ſanften, waldigen Anhöhe, an deren Fuß eine kleine Quelle hervorſprudelte. „Jetzt weiß ich den Weg,“ ſprach ſie, leichter athmend, mit einem dankbaren Blick gen Himmel.

Leicht wie ein Reh ſprang ſie die Anhöhe hinab und lief neben dem Bache hin. Je weiter ſie auf dem grünen Wieſengrunde vorwärts kam, deſto hörbarer wurde noch das Rauſchen eines anderen Baches, der immer näher zu kommen ſchien. Von dem kleinen Wieſenthälchen, welches ſie durchſchritten, trat ſie wieder in einen Wald, wo ſie jetzt zwiſchen dem Silberbande zweier klaren Bäche wandelte, die in raſchem Laufe ſich immer näher kamen, als trügen ſie heiße Sehnſucht, ſich in liebender Umarmung zu vermählen.

Die Rotha und Gunza, welche, etwa eine halbe Stunde von einander entfernt, den mooſigen Tannengründen jener Gegend entſpringen, nähern ſich in kurzem Laufe bis auf einen Schritt, dann ſcheiden ſie in ſcharfer Wendung auseinander. Die Rotha fließt öſtlich der Donau, die Gunza nach Weſten dem Rheine zu. Man nennt dieſe Stelle die Waſſerſcheide, und es iſt wunderbar, wie hier dieſe kleinen, verwandten Quellen ſich erſt ſo nahe kommen, um dann in ganz entgegengeſetzter Richtung für immer zu ſcheiden.

Es iſt, als ob ein plötzlicher Entſchluß zwei nach Vereinigung ſtrebende Leben auseinanderreiße. — Keine Rückkehr iſt mehr möglich, keine Vereinigung mehr in dem traulichen Heimatſchooße, dem ſie entſprungen; — unaufhaltſam zieht es ſie fort aus dem ſtillen Frieden ihrer Wälder, vereinſamt ſtürzen ſie in die geräuſchvolle Welt. Durch lachende Fluren eilt ihr raſcher Lauf, und, angezogen von dem verführeriſchen Rauſchen eines mächtigen Stromes, werfen ſie ſich in ſeine Umarmung und gehen darin auf. Ihr eigenſtes Leben iſt dahin, ihr friſches, liebliches Gemurmel verhallt, ihr klares Waſſer wird verſchlungen von ſtolzen Wellen. Ob ſie ſich da nicht zurückſehnen nach dem ſtillen Tannengrunde ihrer Heimat, nach der vertrauten Schweſter, von der ſie in jugendlichem Uebermuthe ſich losgeriſſen? Und ob ſie ſich wohl wieder ſuchen, wieder finden werden in jenen unermeßlichen Meeren, denen ſie anheimfallen, und die in ihrer unergründlichen Tiefe ewige Geheimniſſe bergen?

Doch kehren wir zurück zu dem Kinde, das wie dieſe Quellen friſch und rein, zwiſchen ihnen dahin wandelt, noch halb geängſtigt von dem Aberglauben ſeiner Heimat und beinahe ebenſo unruhig bewegt durch das Klopfen ſeines eigenen Herzens, das es nicht recht zu deuten weiß. — Des Mädchens geängſtigte Seele fühlte nur ein unruhiges Beben, ein bald ſüßes, bald banges Verlangen. Sie wußte nicht, was dies bedeute, wußte nicht, daß der Frühling, wie in der Natur, auch in ihrem jungen Herzen angebrochen ſei mit ſeinen Blüthen und Blumen, die nach der Sonne verlangten und die ſie umhüllenden Knospen zu durchbrechen ſtrebten.

Wie in halbem Traume, der bald quälend, bald entzückend verworrene Bilder an dem nach Erwachen ringenden Bewußtſein vorüber führt, wandelte Anne dem ſchmalen grünen Pfade der Waſſerſcheide zu. Nur noch wenige Schritte war ſie davon entfernt, als ſie einen dunkeln Gegenſtand, querüber liegend, dort erblickte. Sie konnte nicht unterſcheiden, was es wohl ſein möge, denn der ſchwache Strahl des Mondes ſtahl ſich nur beſcheiden durch die dichten, hohen Bäume. Einen Augenblick blieb ſie ängſtlich zögernd ſtehen — aber was konnte es anders ſein, als ein Baumſtamm, den man hier hingeworfen? Denn unbeweglich lag die dunkle Maſſe, den ſchmalen Weg zwiſchen der Rotha und Gunza verſperrend. Entſchloſſen, darüber wegzuſteigen, trat ſie darauf zu, aber wie groß war ihr Entſetzen, als ſich die dunkle Maſſe bewegte, langſam ſich emporrichtete und vor ſie hintrat.

„Du, Anne?“ ſagte in höchſtem Erſtaunen eine ihr bekannte Stimme, und zwei große, rollende Augen blickten ſie mit wilder Freude an. — „Peter, du?“ rief das Mädchen erſchrocken. „Wie kommſt du in der Nacht hieher?“ — „Das will ich dich fragen?“ entgegnete der mißgeſtaltete Sohn des Sägemüllers, den man den Wechſelbalg nannte. „Weßwegen läuft ein Mädle in deinen Jahren ſo allein in der Nacht im Walde herum? Sage, was ſucheſt du in der Dunkelheit hier?“ Er ergriff ihre beiden Hände und ſah ſie an, als wollte ſein Blick ſie durchbohren. — „Ich ging in der Irre,“ erwiderte ſie ſtammelnd. Die Begegnung mit dem Wechſelbalge an dieſer einſamen Stelle und ſeine heftige Weiſe erfüllten ſie mit namenloſem Schrecken.

„Sei es, wie es wolle,“ murmelte er dumpf. „Du ſollſt mir nicht umſonſt in den Weg gelaufen ſein,“ ſetzte er laut und in entſchiedenem Tone hinzu. „Seit acht Tagen denke ich nur daran, dich allein zu ſprechen, aber ich mochte nicht ins Dorf, wo ſie mich früher immer mit Abſcheu angeſchaut, alle, nur du nicht. Warſt du auch, als du größer wurdeſt, nicht mehr ſo freundlich mit mir, wie du es in unſeren Kinderjahren geweſen, ſo haſt du mir doch nicht ſo verächtlich den Rücken zugekehrt, wie die Anderen. Drum haſſe ich auch alle, nur dich nicht, Anne, — dich habe ich gern. Du biſt arm, ich will dich reich machen. — Ich habe viel Geld,“ fuhr er hochmüthig fort; „ich bin des reichen Sägemüllers einziges Kind, — alles gehört mein da drunten am Weiher. Verſtehſt du, Anne, ich bin der reichſte Burſch weit und breit. Habe ich auch keine geraden Glieder, ſo habe ich Geld und Gut, und das iſt noch mehr werth. Das weiß ich jetzt, ſeit ich in der Welt war; das haben ſie alle geſagt, wenn ich wild darob wurde, daß ſie mich mit allen Schmerzen, die ſie mir anthaten, nicht heilen konnten.“

„Was ſoll das alles mir?“ fragte Anne, ängſtlich ſich umſehend und bemüht, ihm ihre Hände zu entreißen. „Laß mich meiner Wege gehen, es iſt ſchon ſo ſpät, meine Mutter ſchmäht mich aus.“ — „Laß ſie ſchmähen! Da haſt du Geld, leg's ihr auf die Zunge.“ Er zog bei dieſen Worten ein ledernes Beutelchen aus der Taſche und wollte es dem Mädchen in die Hand drücken; doch ſie ſträubte ſich dagegen, und es fiel in das plätſchernde Waſſer. „Ich will dein Geld nicht!“ ſprach ſie, immer ängſtlicher werdend. „Laß mich los, — ich will heim.“ — „Erſt ſollſt du mich hören. Ich will dein Glück,“ ſagte er zärtlich; „du ſollſt Sägemüllerin werden; ich nehme dich zum Weib.“ — „Da ſoll mich Gott in Gnaden davor behüten!“ ſchrie Anne entſetzt. „Laß mich los, laß mich los, du ungeſchlachter Menſch!“

Peter zuckte zuſammen, — ſeine Bruſt hob ſich in keuchenden Athemzügen und ſein rundes Auge rollte in wilder Bosheit. „Du kommſt nicht los, Anne,“ ſprach er dumpf, aber ſehr beſtimmt, und hielt ſie mit ſolcher Kraft dabei feſt, daß ſie regungslos ſtehen bleiben mußte. „Ich will dich zum Weibe, und ich bleibe dabei; dein Sträuben hilft dir nichts. Was willſt du arms Mädle auch mehr? Seit den zwei Jahren, daß ich fort war, dacht' ich an nichts Anderes, und je länger ich dich anſehe, deſto mehr will ich's. Sage gutwillig Ja, oder beim Teufel, ich zwinge dich dazu. Du ſollſt ſehen, der bucklichte Peter iſt nicht mehr ſo blöde wie ehedem, er thut's den andern Burſchen gleich.“

Anne's Mädchentrotz rang mit ihrer Angſt. Hätte die letztere geſiegt und ſie den Bucklichten angefleht, ſie gehen zu laſſen, er hätte vielleicht ihrem Bitten nicht widerſtanden, aber ihr Trotz gewann die Oberhand. Sie verſuchte, mit ihrer ſchwachen Kraft ſich ihm zu entreißen, und ſchimpfte ihn und drohte, dem ganzen Orte ſein ſchlechtes Betragen zu offenbaren und ihn allenthalben lächerlich zu machen. — Da erwachte ſeine Wuth und vereinte ſich mit ſeiner Leidenſchaft für das ſchöne Mädchen, welches er an dieſem einſamen Orte ganz in ſeiner Gewalt hatte. „Dies ſollſt du wohl bleiben laſſen!“ rief er voll Ingrimm und umfaßte ſie mit ſeinen langen, knochigen Armen. „Du ſollſt noch froh ſein, wenn ich dich zur Sägemüllerin mache und wohlweislich von dieſer Stunde ſchweigen.“

Er preßte ſie feſter an ſich, mit wilden Liebkoſungen die ſich Sträubende zu überwältigen; da ſchrie ſie in ihrer Todesangſt verzweiflungsvoll um Hülfe. Er lachte höhniſch auf: „Du ſchreiſt vergebens, Schatz. Die Tannen hören dich nicht und die Truden ſtehen dem Wechſelbalge bei.“ — Ein fürchterlicher Schauer durchrieſelte das Mädchen und machte ſie faſt erſtarren. Sie ſchrie, ächzte und ſtöhnte ſo jammervoll, daß es ſchaurig durch den ſtillen Wald hallte.

Da rauſchte es drüben an der Gunza. Eine ſchlanke Geſtalt ſetzte mit einem Sprunge über den Bach, packte den Peter an den Schultern und ſchleuderte ihn mit Rieſenkraft zu Boden, hob Anne, welche mit ihm niedergeſtürzt war, raſch empor auf ſeinen Arm, ſprang mit ihr über die Rotha und lief unaufhaltſam fort durch den Wald, bis er das freie Feld erreicht hatte, wo ihr Heimatdörfchen lag, einige Schritte vor demſelben die kleine Hütte ihrer Mutter; hier ſtand er ſtill, athmete tief auf und ſah ſie freudig an.

Mit unbeſchreiblicher Wonne erkannte Anne ihren Retter; ihr Herz hatte ihn wohl gleich genannt, aber ſie war von dem ganzen Auftritt ſo ergriffen, daß ſie nicht recht zur Beſinnung kommen konnte. Erſt jetzt, als der Strahl des Mondes ſein Antlitz erhellte und in ſein glänzendes braunes Auge fiel, glaubte ſie daran, daß ſie wirklich dem grauſigen Peter entkommen und im Arme ihres hübſchen Tänzers ſich befinde. Einen Moment neigte ſie ihr rundes Köpfchen herab und lehnte es im Gefühle der Freude und des Dankes an ſeine gebräunte Wange, dann aber ſagte ſie verſchämt: „Laß mich doch auf den Boden, du haſt mich lange genug getragen, — ich ſchäme mich.“

Nur ſehr zögernd ließ ſie der Burſche herabgleiten. Es ſchien, als enthebe er ſich der lieben Laſt nur ungern, — und als ſie vor ihm ſtand mit niedergeſchlagenen Augen und ſo hochgerötheten Wangen, daß ſie ſelbſt in dem fahlen Lichte des Mondes wie glühende Roſen ſchimmerten, da konnte er der Luſt nicht widerſtehen, ihre runde, weiche Taille zu umfaſſen. Sie ſah auf — ihre Blicke begegneten ſich und es zog ſie mit unwiderſtehlicher Macht zu einander hin. Sie lag an ſeiner Bruſt, er küßte ihre friſchen Lippen, — und ſie wußten, daß ſie ſich liebten und einander angehören wollten für das ganze Leben.

„Wie heißeſt du denn?“ fragte ſie endlich mit jenem zärtlichen Stammeln, das dem erſten Kuſſe der Liebe folgt. — „Johann, mein lieber Schatz,“ gab er mit weichem Tone zur Antwort. „Und du heißt Anne, das weiß ich ſchon lange, ſeit ich dich zum erſtenmale geſehen. Es war an einem heiligen Orte, in der Kirche; ich hörte nicht mehr, was der Pfarrer ſprach, und mußte nur immer denken: dies Mädle möcht' ich zum Schatze!“ — „Das war Sünde, Johann!“ ſagte Anne ernſthaft. „Das hätteſt du nicht thun ſollen und gib acht, das müſſen wir büßen!“ — „Du haſt's heute Abend ſchon gebüßt,“ ſprach er halb ernſthaft, halb ſcherzend, „und morgen kann's an mich kommen; denn wenn der Peter mich erkannt hat, muß ich aus der Mühle fort, ſein Vater mag wollen oder nicht.“ — „Hat denn der Bucklichte ſo viel Herrſchaft in der Sägemühle?“ — „Leider Gottes iſt es ſo. Wie's früher war, weiß ich nicht, denn ich bin erſt kurze Zeit bei dem Müller in Dienſt und hatte gute Tage bis jetzt, das heißt, bis er kam. Seit der Zeit iſt's mit der Ruhe im Hauſe vorbei. Er quält und peinigt den ganzen Tag, will alles anders haben und alles beſſer wiſſen. Der Müller iſt traurig, zuckt die Achſeln, thut ihm aber ſeinen Willen, wo's nur möglich

iſt, und die alte Müaln (Maria-Anne) iſt wie verſeſſen auf den Wechſelbalg, obſchon er ſie plagt, daß es zum Erbarmen iſt.“ — „Die Alte hat ihn groß gezogen; ſie war ſchon in der Mühle, wie ihn die Trude der Müllerin in die Wiege geſchmuggelt hat.“

Der Burſche ſah mit ſeinem offenen, klugen Geſichte das Mädchen erſtaunt an und fragte kopfſchüttelnd: „Glaubſt du denn dies, Anne?“ — „Warum ſollte ich dies nicht glauben?“ meinte ſie. „Solche Dinge haben ſich ſchon oft zugetragen, — man darf nur nicht viel darüber reden.“

Sie ſah ſich etwas ſcheu um und ſchmiegte ſich feſter an des Burſchen Seite; er ſchlang zärtlich ſeinen Arm um ihren Nacken und ſo wandelten ſie langſam dem Dorfe zu. Sie vergaßen unter ihren zärtlichen Küſſen und Blicken die Sünde in der Kirche, den Wechſelbalg und alles, was ſich daran knüpfen konnte, und ſtanden früher als ihnen lieb war, vor Annens Hütte. Das „gute Nacht, Johann,“ und „gute Nacht, Anne,“ wollte kein Ende nehmen, — da zuckte ein Lichtſtrahl aus dem Fenſter der Hütte über ſie hin. „Herr Gott, meine Mutter!“ rief erſchrecken das Mädchen, entriß ſich Johann und gab ihm einen bedeutungsvollen Wink, ſich zu entfernen. — „Ich ſchlafe heute Nacht im Walde draußen,“ flüſterte er ihr noch zu. „Mit dem erſten Tagesſchein komme ich hier vorbei, verſchlafe dich nicht!“ Dann ſprang er raſch von dannen. Anne klopfte an die Thüre, und bis die ſcheltende Mutter öffnete, war er nicht mehr zu ſehen.

Das alte Weib hatte ängſtlich auf die Rückkehr der Tochter geharrt und konnte gar nicht begreifen, daß ſie nicht mit der Abendglocke heimgekommen war. Sie ging zu Margarethens Eltern, die in ihrer Nähe wohnten, und hörte dort, daß dieſe auch noch nicht da ſei, und die Vermuthung ausſprechen, daß die Mädchen wohl zum Tanze in Gunzach wären. Margarethens Eltern, welche früher ſelbſt drüben im luſtigen Frankenlande gewohnt hatten, nahmen dies nicht ſo ſchwer und ſuchten Anne's Mutter zu beſchwichtigen, welche in große Lamentationen ob ſolcher Leichtfertigkeit ausbrechen wollte. Sie kehrte aber dennoch nichts weniger als beruhigt in ihre Hütte zurück und nahm in mütterlicher Sorge ein Gebetbuch zur Hand, um einſtweilen die große Sünde ihres Kindes ſo viel wie möglich bei dem Himmel abzubeten. Aber der Geiſt iſt willig, das Fleiſch iſt ſchwach. Das alte Weib, nicht gewohnt, nach dem Abendläuten noch lange wach zu bleiben, nickte bei dem Murmeln des mechaniſchen Gebetes immer tiefer mit dem Kopfe, bis ſie ihn endlich gar nicht mehr erhob und ſchnarchende Töne

durch die kleine Stube ſchallten. Das Oellämpchen erloſch und das Weib ſchlief fort, bis das endloſe „gute Nacht“ der Liebenden ſie weckte.

„Biſt endlich da, Anne?“ rief ſie ſchlaftrunken, taſtete nach dem Feuerzeug und ſchlug Licht. Das Zucken des Lichtſtrahles trennte die Liebenden. Anne klopfte an die Thüre, welche die Mutter ſcheltend öffnete. „Leichtfertige Dirne,“ ſchimpfte das Weib, „die ich nimmer aus den Augen laſſen darf! Fürchteſt du dich nicht der Sünde, am heiligen Sonntage Weltluſt zu treiben und dem Böſen dich anheimzugeben?“ — Anne weinte und erzählte der Mutter, wie alles ſo gekommen, nur die ſüßen Ereigniſſe der letzten Stunde behielt ſie geheim verwahrt in ihrem Herzen.

Die Erſcheinung der Trude, auf welche das Mädchen ein beſonderes Gewicht legte, weil ſie damit ihr langes Ausbleiben entſchuldigen konnte, machte auf die Alte einen ſchreckhafteren Eindruck, als Anne es wünſchte und vermuthete. Sie wurde bleich und zitterte merklich. Ihr Unwille gegen Anne verſchwand gänzlich, ſie faltete in banger Angſt ihre Hände und ſtöhnte: „O Herr, mein Gott, führe ſie nicht wie mich in Verſuchung!“ — Dann trat ſie zu ihrer Tochter und ſagte feierlich: „Bete, Kind, bete, daß der Böſe keine Gewalt über dich hat! Dort vor dem Bilde des Erlöſers bereue dein ſündhaftes Thun und flehe um Gnade und Erbarmen!“

Sie zeigte bei dieſen Worten auf ein hölzernes Crucifix, das in der Ecke zwiſchen den zwei Fenſterrahmen auf einem Brette ſtand. Zwei kleine blühende Roſenſtöcke befanden ſich daneben, — Anne hatte ſie heute früh dahin geſtellt — dann nahm ſie die kleine Leuchte von dem Tiſche und ſtellte ſie dazu, den kleinen Altar damit erhellend. „Ich gehe einſtweilen in die Kammer,“ fuhr ſie fort; „wenn du gebetet haſt, ſo komme hinauf, mache aber erſt drei Kreuze auf die Thürſchwelle, ehe du ſie überſchreiteſt, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, — und tritt rücklings in die Kammer, daß dir keine Hexe nachfolgen kann. Verſchließe ſorgfältig die Thüre und klopfe dreimal darauf, und bete noch ein Vaterunſer, wenn du dich niederlegſt, daß der Allmächtige dich gnädig bewahre vor böſem Zauber- und Hexenſpuk, denn ich ſage dir, Anne, man verfällt ganz unverſehens den böſen Mächten. Sie erzeigen uns ſcheinbar oft eine Wohlthat, aber ihr Segen verwandelt ſich jedesmal in Fluch, drum ſeien ſie dir ferne immerdar.“ Das Weib ſprach dies alles in der eintönigen, beſchwörenden, feierlichen Weiſe, welche man ſo häufig findet, wo Religioſität mit großem Aberglauben ſich vermiſcht oder zum Sektenweſen ſich hinneigt.

Dieſer eigenthümliche pathetiſche Ton verfehlt ſelten ſeine Wirkung auf einfache, unſelbſtändige Weſen. Auch Anne fühlte ſich ängſtlich beklommen bei den Worten ihrer Mutter und ſank, als dieſe die Stube verlaſſen hatte, in andächtiger Zerknirſchung auf die Knie nieder und hob flehend ihre Hände zu dem Kreuze empor. Sie flehte um Schutz gegen böſe Zauberei den Gott der Liebe an. Da wurde es in ihrer Seele plötzlich licht und klar. Der gute Gott hatte ſie ja ſchon ſichtlich beſchützt und ihr einen rettenden Engel auf dem ſchlimmen Wege, den die Trude ſie geführt, in Johann geſandt, er hatte ihr in der Stunde der Gefahr den Lebensweg gezeigt, den ſie fortan wandeln ſolle, den Weg an ſeiner Seite. Ihre Liebe zu dem hübſchen Müllerknechte ſtand ſo überwiegend in ihrem Herzen, erfüllte ſie ſo ganz, daß ſie dieſelbe mit ihrem Gebete einte und fromm gläubig ſie für eine offenbare Schickung des Himmels anſah. Aber dies Himmelsgeſchenk führte ihre Gedanken und Empfindungen unwillkürlich wieder mehr der Erde zu. Während ſie die gefalteten Hände noch immer emporhob, ſenkte ſich ihr Blick zu Boden, ihr Auge ſchloß ſich wie zu tiefem Schlummer und ihre Seele weilte bei entzückenden Bildern irdiſchen Glückes. Der ſchwache Strahl der kleinen Leuchte neben dem Kreuze und den Roſen beleuchtete ſanft ihre ganze Geſtalt und verlor ſich matt an den dunkeln Wänden der Stube. Kein anmuthigeres Erdenkind war wohl zu ſchauen, als Anne in dieſer Stellung. Ihr Körper neigte ſich etwas matt nach vorn, ihre langen blonden Flechten hingen über die volle, wogende Bruſt bis auf den Boden hinab, ein holdſeliges Lächeln ſchwebte über den kleinen halbgeöffneten Mund, und kaum merklich zeigten ſich die Grübchen auf den runden, roſigen Wangen. Ein Hauch reizender Sinnlichkeit mit ſüßer Unſchuld und frommer Demuth gepaart, lag in dieſem ganzen Bilde, das kein Laut und keine Bewegung ſtörte.

Da regte es ſich draußen vor dem niedern Fenſter und ein häßliches Geſicht zeigte ſich daran; runde, rollende Augen blickten gierig nach dem knieenden, ſüß träumenden Mädchen und eine knochige Hand ballte ſich drohend gegen ſie. — Anne ſchauderte plötzlich zuſammen, die gefalteten Hände löſten ſich und fielen ſchlaff hernieder, — ſie ſchlug ſtaunend das Auge auf und ein Schrei des Entſetzens entfloh ihren Lippen. Raſch ſprang ſie empor und alle Vorſchriften ihrer Mutter vergeſſend, ſtürzte ſie nach der Thüre, die enge Treppe hinauf in die Kammer, wo ſie ſich zitternd neben die ſchlafende Mutter kauerte.

Ermüdung führte ſie nach kurzer Zeit in den feſten Schlaf der Jugend hinüber. Das Frühroth warf bereits ſeinen erquicklichen Schimmer durch das kleine Fenſterlein, als ſie erwachte. Forſchend blickte ſie einen Moment nach ihrer Mutter, dann warf ſie ſchnell ihr kurzes Röckchen über, trat leiſe an das Fenſter und öffnete es behutſam. Spähend lugte ſie zwiſchen den einfachen Blumenſtöcken durch, dem einzigen Luxus der Hütte. Johanns Auge ſtrahlte ihr entgegen. Raſch legte ſie den Finger auf den Mund zum Zeichen, daß er ſchweigen ſolle, brach eine Blume, küßte ſie und warf ſie ihm hinab.

Er nickte dankend, aber der Kuß auf die Blume genügte ihm nicht. Er winkte ihr, herunter zu kommen, doch ſie ſchüttelte verneinend mit dem Kopfe und zeigte bedeutungsvoll in die Kammer. Dann ging er langſam von dannen, unzähligemal zurückblickend nach der ſchönſten Blume am kleinen Fenſterlein der armen Hütte. Er ſang erſt leiſe, dann immer lauter und lauter:

„Ade, ſchön Lieb! Zum grünen Wald
Komm ich beim Mondenſchein,
Wo's Bächle durch die Tannen rauſcht.
Sag', Schätzle, biſt du mein?

Wo's Bächle rauſcht und ſtill ſonſt iſt,
Kein Mäusle fern noch nah,
Da find'ſt du mich, herzliebſter Schatz,
Ruf' nur, gleich bin ich da.

Im Tannengrund, im grünen Moos,
Beim ſchönen Mondesſchein,
Wart' ich auf dich, mein Augenſtern!
Dann, Schätzle, ſag: bin dein!"

2.

Die vielen kleinen Quellen, welche jenen tannenbewaldeten Anhöhen entſpringen, ſenken ſich, man möchte ſagen, ſtufenweiſe in die Niederungen hinab, bald da, bald dort ſich ſammelnd zu Teichen von größerem oder kleinerem Umfange, wie es der jedesmalige keſſelförmige Raum, der ſie aufnimmt, bedingt. Iſt dieſer angefüllt, ſo fließt das Waſſer weiter abwärts und treibt Mühlwerke, die ſich an dieſen Teichen oder Weihern, wie man dieſe Waſſerbecken dort nennt, befinden.

An einem dieſer Weiher ſteht ſeit uralten Zeiten eine Sägemühle. Sie liegt ſo verborgen zwiſchen Tannenwäldern und grünen Erdwällen, daß man den eintönigen Lärm ihrer Sägen früher hört, als man Haus und Waſſer ſieht. Ihre ganze Umgebung trägt in hohem Grade den einförmigen, ernſten Charakter, der bald mehr, bald minder der ganzen Gegend eigen iſt und mit dem leichten Weſen der fränkiſchen Bevölkerung eben nicht ſonderlich harmonirt. Die Sägemühle aber war nicht allein durch ihre Lage einſam und düſter, ſie war es noch mehr durch ihre Bewohner, die beinahe keinen Verkehr mit der übrigen Welt hatten und noch einförmiger als die Mühle erſchienen.

Das Sägewerk arbeitete Jahr aus und ein für eine bedeutende Holzhandlung in Krailsheim, und der Müller machte ſeit Jahren keinen andern Weg als dorthin. Er grüßte kaum im Vorüberfahren die Leute auf dem Felde, und ſein ſtilles, düſteres Weſen gab ebenſo, wie die Mißgeſtalt ſeines Sohnes dem Aberglauben hinreichende Nahrung zu den ſonderbarſten Gerüchten.

Außer dem Sägemüller befanden ſich auch noch eine alte Magd und ein alter Knecht in der Mühle. Als letzterem die Arbeit anfing zu ſchwer zu werden, miethete der Müller einen jungen Burſchen, welcher in der ihm bekannten Holzhandlung diente und dem es in der Stadt nicht mehr gefiel. Das offene, fröhliche Weſen des Burſchen zog beinahe gegen ſeinen Willen den Müller an, und er hatte ihn gemiethet, ehe er es eigentlich recht wollte. Seit Johann in der Sägemühle war, wurde es lauter und freundlicher dort. Sein friſcher Geſang ertönte mit dem erſten Schlage der Wachteln und ſeine rege Thätigkeit brachte neues Leben in das Geſchäft. Des Müllers düſteres Geſicht erhellte ſich unwillkürlich, wenn er den rüſtigen, frohen Knecht anſah, und ſelbſt die alte böſe Müaln wurde zugänglich für ſeine Scherze und kluge Schmeicheleien; nur dem brummigen alten Knechte, der ſich durch Johann zurückgeſetzt fühlte, war er ein Dorn im Auge. Aber der Burſche war ſo fleißig und brav und ſo beſcheiden dabei, daß der Alte es beim Brummen bewenden ließ und ihm nichts Uebles zufügte.

Dieſe Freude in der Mühle ſollte nicht lange dauern. Des Müllers Sohn kam in die Heimat zurück, — mit ihm ein unheimlicher Störenfried. Sein Vater hatte vor einigen Jahren zufällig in Krailsheim erfahren, daß es Anſtalten gäbe, wo man krumme Glieder wieder grad machen könne; er erzählte Peter davon und dieſer ließ ihm keine Ruhe, bis er ihn für theures

Geld in eine ſolche Anſtalt brachte. Der Müller ſchwieg darüber gegen jedermann, wie er überhaupt über alles ſchwieg; nur die alte Magd wußte darum, ihr durfte nichts verborgen bleiben, was Peter anging. Sie war ſchon in der Mühle, als er zur Welt kam, und hatte ſeit ſeiner frühſten Kindheit Mutterſtelle bei ihm vertreten.

Was ſie von den Gerüchten über ihn und der Schwermuth und dem Tode ſeiner Mutter hielt, wußte man nicht. Sie äußerte ſich niemals darüber; doch ſchien es beinahe, als ſei ſie nicht frei von dem Aberglauben, welcher das mißgeſtaltete Kind zu einem Wechſelbalge ſtempelte, denn obgleich ſie auf Peter alle Liebe, deren ſie fähig war, häufte, ſo hatte ſie vor ihm wieder eine ſonderbare Scheu und ſichtliche Furcht. Ueberhaupt wurde der Knabe ſelbſt von ſeinem Vater mit einer gewiſſen Scheu und Rückſicht behandelt, die man ſowohl dem Mitleid mit ſeiner Mißgeſtalt, als einer ſeltſamen Furcht vor ihm zuſchreiben konnte. Peter durfte ſtets thun, was er wollte, und da er von Natur viele ſchlimme Eigenſchaften hatte, bildeten ſich dieſe unter ſolcher Nachſicht auf eine erſchreckende Weiſe aus; dazu kam noch, daß er von ſeinen Altersgenoſſen verlacht und verſpottet, auch wegen ſeiner Bosheit von allen gehaßt wurde. Kein Kind wollte mit dem Wechſelbalge zu thun haben, und kam er heulend und wüthend deßhalb nach Hauſe, ſo ſuchte ſein Vater und Müaln ihn durch Ertragung aller ſeiner boshaften Launen dafür ſchadlos zu halten. So wurde er ſehr frühzeitig herrſchſüchtig, eigenwillig, leidenſchaftlich bis zur Wuth, hochfahrend und voll Bosheit.

Nur für ein Weſen fühlte Peter eine leidenſchaftliche Zuneigung, und dies war Anne. Das Mädchen hatte ein ungewöhnlich mitleidiges und gutmüthiges Herz, das ſie freundlich gegen den boshaften Bucklichten machte; es that ihr weh, daß kein Kind mit ihm ſpielen wollte, und ſie rief ihn oft heimlich, wenn er einſam aus der Schule nach der Mühle ging, in ihr kleines Gärtchen hinter der Hütte und ſpielte mit ihm oder begleitete ihn auch wohl eine Strecke Weges. Aber wie ſie Beide älter wurden und der Peter im Dorfe immer mehr Gegenſtand des Spottes und Haſſes war, auch immer ſchlimmere Eigenſchaften entwickelte, da duldete ihre Mutter nicht länger, daß ſie mit dem Wechſelbalge verkehre. Sie ſelbſt fing an, ihn zu fürchten, denn er blickte oft ſo wild mit ſeinen rollenden Augen nach ihr; dann mußte ſie manche Spöttereien über ihr Mitleid anhören, ſo daß ſie ſich verſteckte, wenn ſie den Peter auf das Dorf zukommen ſah. Dies geſchah

jedoch immer seltener, weil sein hochfahrender Sinn den Spott nicht ertragen konnte, der ihm wie so häufig den Mißgestalteten auf rohe Weise zu theil wurde. Der Ingrimm über sein Unglück wurde immer größer und seine Umgebung hatte schlimme Tage, denn an ihr ließ er alle seine bösen Launen aus. Da brachte eines Tages sein Vater die Hoffnung mit, daß er geheilt werden könne, und wilde Freude durchjubelte seine Seele. Wie wollte er sich zeigen als reicher Müllerssohn, wenn er zurückkehrte, ein wohlgestalteter Bursche! Der Erste wollte er sein bei Spiel und Tanz, — und Anne mußte sein Schatz werden. Sein Vater konnte ihn nicht schnell genug fortbringen.

Seine Hoffnungen wurden aber sehr begreiflicher Weise nicht erfüllt. Er kehrte körperlich beinahe ebenso mißgestaltet zurück, wie er die Sägemühle verlassen, aber er hatte manches gesehen, manches erfahren; besonders der Trost, daß man mit Geld alles vergessen machen und erringen könne, hatte tiefe Wurzeln bei ihm gefaßt. Er kam in seine Heimat mit dem festen Vorsatze zurück, jedes Gelüste zu befriedigen, als der Sohn und Erbe des reichen Müllers aufzutreten und seinen Wünschen keine Schranken zu setzen. Anne's Besitz war es vor allem, was er wollte und was ihn auch hauptsächlich aus der Sägemühle fortgetrieben hatte, um seine Mißgestalt zu verlieren. Daß er kaum merklich verändert zurückkehren mußte, erfüllte ihn mit bitterem Ingrimm. Aber er hatte Geld, und so mußte das arme Mädchen dennoch sein Weib werden, ja es ihm noch Dank wissen, daß er sie zur reichen Sägemüllerin machen wolle.

Seit den acht Tagen, wo er in das Haus seines Vaters zurückgekehrt war, beschäftigte ihn der Gedanke, auf welche Weise er sich Annen nähern solle. Ging er ins Dorf, den großen Herrn zu spielen, so wurde er sicher verspottet, dies sagte ihm sein Verstand, so sehr auch sein Hochmuth sich dagegen sträubte; und bescheiden dort aufzutreten, wo er als Kind verhöhnt worden, widersprach seinem hochfahrenden Sinne. Vor allem wollte er Anne ins Geheim zu sprechen suchen. Dieser Wunsch trieb ihn unstet umher, — es ließ ihm keine Ruhe in der einsamen Mühle; Tag und Nacht irrte er in der Nähe des Dorfes umher, und so kam es, daß ihm das Mädchen an der Wasserscheide begegnete.

Bei ihrem Anblicke, bei ihrem Trotze und Widerwillen steigerte sich seine Leidenschaft bis zur thierischen Wuth, und Anne wäre vielleicht verloren gewesen, wenn Johann sie nicht gerettet hätte. Der Bucklichte erkannte

ſeines Vaters Knecht, als dieſer mit dem Mädchen über das Waſſer ſprang. Er wälzte ſich in ohnmächtiger Wuth auf dem grünen Raſen, wahnſinnige Eiferſucht erwachte in ihm und trieb ihn fort. Der ſchwache Lichtſtrahl in Annens Hütte lockte ihn dorthin, er glaubte den Knecht bei ihr zu entdecken, — und ſah ſie ſcheinbar entſchlummert in andächtig betender Stellung. Sie um jeden Preis zu ſeinem Eigenthum zu machen, ſtand feſt in ihm, und böſe, nächtige Gedanken begleiteten ihn auf ſeinem Wege zur Mühle.

Dort fand er Müaln noch wach und in Sorgen um ihn. Als er endlich kam und ſie ſein verſtörtes Ausſehen bemerkte, ſah ſie ihn mit ängſtlichem Kopfſchütteln an. „Wo warſt ſo lange, Peter?“ fragte ſie halb ſchüchtern, halb vorwurfsvoll. — Doch ſtatt aller Antwort fuhr er ſie barſch an: „Wann iſt der Knecht heimgekommen?“ — „Der Johann iſt noch gar nicht da,“ erwiderte ſie. „Der iſt beim Tanze in Gunzach.“ — „Und da war ſie wohl auch!“ murmelte Peter vor ſich hin, „aber ich will's ihr und ihm vertreiben!“

„Was haſt du nur, Peter?“ fragte die Alte wieder. „Sollteſt nicht ſo ſpät in der Nacht draußen herum laufen, — es könnte dir Böſes geſchehen.“ — „Die Trude könnte den Wechſelbalg holen!“ lachte er höhniſch, „wie ſie ihn gebracht hat. Meinſt du nicht ſo, alte Hexe?“ — Müaln ſchlug die Hände zuſammen. „Woher weißt du dies?“ fragte ſie entſetzt. — „Erzählt es nicht jedes Kind im Dorfe? Wie ſollt ich's nicht wiſſen?“ ſagte er bitter. „Aber ſie ſollen ſchweigen von der dummen Teufelsmähre — ich bin reich und will es zeigen, — ſie ſollen aufgucken! Ich will eine Hochzeit halten, wie noch keine war im ganzen Lande, und das ſchönſte Mädle ſoll Sägemüllerin werden!“

Die Alte riß vor Erſtaunen ihre kleinen Augen möglichſt weit auf. „Du willſt heirathen, Peter? Und wen?“ ſtotterte ſie. — „Die Anne aus der kleinen Hütte im Dorfe,“ verſetzte er mit lauerndem Blicke auf Müaln. — „Die? So!“ ſprach ſie gedehnt. „Will dich denn das ſaubere Ding?“ — Peter ſtampfte mit dem Fuße und ſchüttelte die Alte erbost an den Schultern. „Hab ich nicht Geld? Iſt ſie nicht arm? Glaubſt du, daß ſie nicht Sägemüllerin werden will?“ rief er wild. — „Warum ſollte ſie nicht wollen?“ meinte die Alte nach einigem Bedenken. „Wenn du deinem Zorn Widerſtand thuſt und die Sache ſchlau anfängſt, kann ſchon etwas daraus werden. Reichthum vermag viel, und deines Vaters Geldkiſte iſt voll bis oben auf.“

„Sprich, wie meinſt du?“ fragte Peter etwas ruhiger. — „Wenn du mir folgen wollteſt, ſollte die Sache bald richtig ſein. Dein Alter ſoll bei der Mutter freien um die Tochter und ihr goldene Berge verſprechen. Was gilt's, ſie ſagt ja.“ — „Aber die Anne, die Anne?“ rief Peter wieder heftiger. — „Was kann ſo ein armes Mädle machen? Kann ſie was Beſſeres werden, als Sägemüllerin hier? Sie muß thun, was ihre Mutter ſagt.“ — „Und wenn ſie nicht will?“ erwiderte Peter ingrimmig. „Und wenn der Knecht ihr lieber iſt, als der Herr?“ — „Der Knecht? Der Johann? Läuft der ihr nach?“ fragte Müaln neugierig. „Ja, der iſt ein ſauberer Burſche, ein gefährlicher Burſche.“ — „Er muß morgen aus dem Hauſe, oder ich thue ihm ein Leid an!“ ſagte bebend Peter und ſeine runden Augen rollten wie feurige Räder. — „Du biſt immer ſo hitzig, Peter; ſo kommſt du nicht zum Ziele,“ beſchwichtigte Müaln ihren Liebling. „Was nützt es, wenn der Knecht fortgejagt wird? Da kann er ja graden Wegs zu ihr laufen und dir die Sache verderben. Nein, ſo ungeſcheut muß man nicht ſein. Da wüßte ich was anders, wenn's dir auf ein paar hundert Gulden nicht ankommt und dir an dem Mädle gar ſo viel liegt.“ — Peter horchte auf. „Mit Geld,“ murmelte er, „ja mit Geld kann man alles, ſo ſagten ſie immer. Rede, alte Hexe, rede, wie du's meinſt.“

„Der Johann,“ ſagte ſie, „iſt ein verlaſſenes Kind, ſo erzählte er mir, als er ins Haus kam. Man hat ihn gefunden an der Straße, die von Würzburg abwärts führt, als er kaum drei Jahre alt war. Auswanderer, die nach Amerika zogen, ließen ihn zurück, das Kind mochte ihnen wohl eine zu große Laſt ſein, — oder hatten ſie es verloren? Etwas Gewiſſes darüber brachte man nicht in Erfahrung. Das verlaſſene Kind kam zu armen Leuten, denn die Armuth nimmt ſich der Armuth immer am mitleidigſten an; aber wie's halt geht, ſo ein armer Wurm wird immer herumgeſtoßen, und der Johann kam bald da-, bald dorthin.“ — „Aber zu was brauche ich das alles zu wiſſen?“ unterbrach ſie Peter ungeduldig. — „Hab Geduld, wirſt ſchon ſehen, daß ich nicht umſonſt ſo viel Gerede mache. Dem Johann wurde überall erzählt, wo er hinkam, ſeine Eltern und Anverwandte ſeien in Amerika — denn ein halber Ort wanderte grade damals des Weges, auf dem man den Johann gefunden — und mit ihm geht, ſeitdem er denken kann, der Wunſch um, auch dorthin zu gehen und ſeine Familie zu ſuchen. Aber bis jetzt konnte er noch kein Reiſegeld zuſammen bringen, und er rechnete, wenn er ſechs Jahre auf der Mühle hier

diene, könne er vielleicht ſo viel verdient haben, ſeine Eltern zu ſuchen. Gib ihm das Reiſegeld und du biſt ihn für immer los."

„Ha! Alte, du haſt recht! Er ſoll's haben, — morgen früh gleich ſoll er fort! — Mit Geld kann man alles!" — „Laß mich die Sache mit deinem Vater ausmachen; du biſt zu hitzig, Peter. Verhalte dich ganz ruhig dabei, und dieſe Woche noch kann Heirathstag ſein und in drei Wochen Hochzeit. Verlaſſ' dich auf mich, Peter, und leg' dich jetzt zur Ruhe. So kann vielleicht auf der Sägemühle noch alles gut werden — und das Vergangene vergangen ſein." Dieſe letzten Worte ſprach ſie ſo leiſe, daß Peter ſie nicht verſtand.

„Wenn mit deiner Hülfe das Mädle mein wird, ſo ſollſt du gute Tage haben," ſagte er und ergriff heftig ihre Hände. „Wenn du mich aber zum Narrn hältſt, werfe ich dich in den Weiher. Der Teufel ſoll mich holen, ich thu's." — Er gab ihr einen ſo derben Stoß, daß ſie einige Schritte zurücktaumelte und verließ darauf die Stube.

„Der holt dich, ſo oder ſo! Dagegen wird ihn auch die Anne nicht ſchützen können," ſprach ſie dumpf vor ſich hin. „Es wird nicht viel helfen, wenn er auch ein gutes Chriſtenkind zum Weibe kriegt. Was aus der Hölle ſtammt, kommt ſein Lebtag nicht in Himmel. Der arme Peter! Was kann er dafür? Der Müller iſt ſchuld, an allem ſchuld!" Geſenkten Hauptes ging ſie in ihre Kammer und ſah mit Erſtaunen, daß das erſte Frühroth ſchon anbrach. Bald darauf hörte ſie den fröhlichen Geſang Johanns, der mit den erſten Trillern der Lerchen ſich miſchte.

Peter kam an dieſem Tage wenig zum Vorſchein; aber Müaln hatte eine lange Unterredung mit dem Müller, welche ihn ſehr heiter zu ſtimmen ſchien. Sie ſchlich von ihm zu Peter und flüſterte und wisperte mit dem Bucklichten, deſſen häßliches Geſicht dabei in wilder Freude aufblitzte.

Als die Sonne ſich abwärts neigte, ging der Müller mit etwas zögernden Schritten nach dem Weiher, wo eben der Knecht beſchäftigt war. Der Burſche arbeitete ſo flink darauf los und machte eine ſo heitere Miene, daß der Müller, ihn betrachtend, immer langſamer auf ihn zuging. Endlich bemerkte Johann ſeinen Herrn, wünſchte ihm freundlich guten Abend und arbeitete dann in gleicher Weiſe fort. „Laſſe die Arbeit ruhen," ſagte nach einer Weile der Müller, „ich habe mit dir zu reden." — Aha, dachte Johann, der Peter hat mir was eingebrockt. Er ſah dem Sägemüller freimüthig ins Geſicht, bereit, alles nach Wahrheit zu berichten, ſelbſt

ſeine Liebe zu Anne, wenn's ſein müßte, und ſagte ruhig: „Was ſoll's, Sägemüller?"

Dieſem ſchien es ſchwer zu werden, ſein Anliegen vorzubringen. Er ſetzte ſich an den grünen, waldbewachſenen Abhang nieder, der ſich um den Weiher zog, und winkte dem Knecht, ein gleiches zu thun. Es lag eine Wehmuth in des Müllers Zügen, welche Johann in Erſtaunen ſetzte. Böſe war der Müller nicht mit ihm, das ſah er klar.

„Höre, Johann," fing dieſer endlich an, „ich habe in Erfahrung gebracht, daß es dein höchſter Wunſch iſt, nach Amerika zu gehen, weil du hoffſt, eine Heimat und deine Verwandten dort zu finden. Du biſt ein braver Burſch — ich bin dir herzlich gut, drum will ich ein Uebriges für dein Wohlergehen thun und dir das nöthige Reiſegeld für die Fahrt über's Meer geben." — „Das wolltet Ihr?" rief Johann mit freudigem Staunen. — „Ja, wenn du morgen mit Tagesanbruch die Gegend für immer verläſſeſt." — „Ah, ſo!" ſtammelte der Burſche. — „Mein Peter kann dich nicht leiden," fuhr der Müller zögernd fort; „man darf dem armen Kerl das nicht ſo übel deuten; er iſt von wüſtem Ausſehen und du biſt ein flinker, ſauberer Burſche; dein Anblick mahnt ihn allzu viel an ſein eigenes Unglück, — er will dir aber wohl und iſt ganz damit einverſtanden, daß ich dir zweihundert Gulden mit auf den Weg gebe." — „Behaltet Euer Geld, Sägemüller," ſagte der Burſche mit niedergeſchlagenem Weſen, „ich kann's nicht annehmen."

Das Ablehnen dieſer Summe war eine ſchwere Aufgabe für Johann, denn von früheſter Kindheit an hatte er ſich mit dem Wunſche herumgetragen, ſo viel zuſammenzubringen, um in die neue Welt ſegeln zu können, wo er ganz ſicher glaubte, ſeine Familie zu finden. Er ſtellte ſich dies, wenn er erſt nur dort wäre, ſehr leicht vor, obſchon er nicht einmal ihre Namen kannte, ja ſogar nicht einmal mit Beſtimmtheit wußte, ob er wirklich ein von Auswanderern zurückgelaſſenes Kind ſei. Dies letztere aber hatte man ihm ſo oft vorgeſagt, daß er keinen Zweifel darein ſetzte, und das erſtere erſchien ihm ganz leicht, denn er ſtellte ſich Amerika nicht viel anders vor, als die kleine Welt, in der er ſich bis jetzt herumgetrieben. Da konnte man ja alles beim Amte anzeigen und in die Zeitung drucken laſſen, — und wie er froh war, Eltern und Verwandte wieder zu finden, ſo würden ſie ohne Zweifel froh ſein, in ihm das längſt verlorene Kind zu entdecken nnd auf den erſten Aufruf erſcheinen. Dann hatte er eine Heimat gefunden, nach

der es ihn, den Heimatloſen, ſo ſehr verlangte. Nun ſah er ſich plötzlich der Erfüllung dieſes heißen Wunſches nahe gerückt — aber Annens liebliches Bild und Peters häßliche Erſcheinung traten dazwiſchen.

„Warum willſt du das Geld nicht nehmen?“ fragte der Müller. „Ich gebe es dir ja ſo gerne, — ich will noch fünfzig Gulden drauf legen. Greif zu, Johann! Willſt du denn immer Knecht bleiben? Dort drüben, wenn dir das Glück gut iſt, kannſt du bald ein Haus haben und Weib und Kind; da läßt ſich noch leichter hauſen, als bei uns. Hier kannſt du alt werden, ohne daß du ſagen kannſt: ich bin in meinem Eigenthum; drüben aber kann dir dies in kurzer Zeit zu theil werden.“ — Was der Müller ſagte, erſchien Johann ganz richtig; vor ſeiner Seele tauchte ſchnell ein Bild ſchöner Häuslichkeit auf, in welcher Anne waltete; ſeine Wange färbte ſich höher und in ſchwankendem Tone ſagte er: „Ich will mir's bis morgen überlegen, Sägemüller.“ — „Thu's!“ bat dieſer in eigenthümlicher Bewegung und ſein Auge wurde feucht. „Ich laſſe dich ungern von mir ziehen, aber Gott weiß, ich kann's nicht ändern, will ich Ruhe und Frieden im Hauſe haben. Komm morgen früh in meine Kammer, dreihundert Gulden ſollen bereit liegen, daß du noch was im Seckel haſt, wenn du da drüben landeſt.“ — Es ſchien ihm ſchwer zu werden, noch länger von dieſer Angelegenheit zu ſprechen, denn er verließ nach dieſen Worten ſchnell den Knecht, deſſen Kopf verſchiedene Gedanken durchkreuzten.

Daß Anne ihm treu bleiben würde, auch wenn er fern ſei, glaubte er feſt, und glückte es ihm in Amerika, woran er nicht zweifelte, ſo konnte er ihr ja Geld ſenden und ſie ihm bald nachfolgen. Daß er ihr hier kein beſonders glückliches Loos bereiten, ja vielleicht es erſt nach langen Jahren dahin bringen könne, in ihrem Dorfe anſäßig zu werden und ſie zu ſeinem Weibe zu nehmen, ſagte ihm ſein Verſtand, und ein großer Kampf entſtand in ihm, ob er des Müllers Anerbieten annehmen ſolle oder nicht. Er wußte, daß der Peter dahinter ſtecke und ihn gern fort haben möchte, um mit Anne leichter anbinden zu können; aber es erſchien ihm ſo lächerlich von dem Bucklichten, zu hoffen, daß das Mädchen ihn zum Schatz nehmen würde, daß ihm dies nicht ſehr gefährlich vorkam. Daß der mißgeſtaltete Peter gar im Ernſte daran denke, ein Weib zu nehmen, fiel ihm gar nicht ein. Er dachte wohl auch wieder an die Anſpielung Margarethens, aber das Mädchen war boshaft und leichtfertig, und er legte kein Gewicht auf ihr Geſchwätz; dennoch kam es ihm beinahe als eine Unmöglichkeit vor, ſeinen

lieben Schatz auf längere Zeit zu verlassen und so weit entfernt von ihm zu leben. „Ich will ihr alles sagen," war das Endresultat seiner Gedanken, und er beschloß, sie diesen Abend noch um jeden Preis zu sprechen.

Während der Knecht sehnsüchtig auf die Dunkelheit der Nacht harrte, um in ihrem Schutze Annens Hütte zu umschleichen und nach ihr zu spähen, trat der Müller noch beim Sonnenschein im Sonntagsstaat in das kleine Häuschen und sprach lange und eindringlich mit der armen Wittwe. Er warb für seinen Sohn um ihrer Tochter Hand, und da ihm eine Heirath desselben als ein großes Glück erschien, so bot er alles auf, das verführerische Loos einer reichen Müllerin ihr recht anschaulich zu machen. Das alte Weib hätte auch nicht allzu lange Einwendungen gemacht, selbst wenn Peter noch häßlicher gewesen wäre, als er war, wenn nicht der Aberglaube ihn als einen Wechselbalg bezeichnet hätte. Sie konnte sich nicht entschließen, diesem Wahne selbst das traurige Loos der Armuth aufzuopfern. Und als sie dem Müller nichts wesentliches mehr einzureden wußte, machte sie eine sehr deutliche Anspielung auf diesen Umstand.

„Wie könnt Ihr nur so etwas glauben?" sagte der Müller, aber seine Stimme zitterte bei diesen Worten und sein Auge senkte sich zu Boden. „Der Peter ist mein Kind, sage ich; bedarf es mehr Zeugniß, daß alles Geschwätz über ihn eitel Lug und Trug und Mißgunst ist? Weil ich reich bin und er mein alleiniger Erbe ist, sagt man ihm Böses nach. Man gönnt dem Mißgestalteten die reiche Sägemühle nicht, mit dem Kasten voll Geld und Gut. Ihr sollet gute Tage haben, Liese, und Eure Tochter kann stolzer einhergehen als ein Weib weit und breit. Eine neues Stockwerk lasse ich auf die Sägemühle bauen, daß wir alle Platz darin haben, und einrichten lasse ich's dem jungen Paare so schön, wie man es nirgends sonst finden soll." — Das Weib seufzte schwer. Ihre Armuth verlangte nach solchem Glücke, und sie entgegnete in nachgebendem Tone: „Ich will den Herrn Pfarrer um Rath fragen, und wenn er meint, daß es so recht ist, will ich dem Glück nicht Thor und Thür verschließen. Morgen sage ich Euch Bescheid, Sägemüller."

Der Müller verließ leichteren Herzens die Wittwe, als er gekommen war, legte aber zuvor noch zwei blinkende Goldstücke auf den Tisch.

„Will mich der Satan in Versuchung führen?" sagte das Weib und wollte den Blick davon wenden, aber sie vermochte es nicht. Der verführerische Glanz des blinkenden Metalles zog ihn zu mächtig an; sie betastete

das ſchöne Gold, und die Luſt nach mehr wurde überwiegend in ihr. So ſoll er Kiſten voll haben, ſprach ſie vor ſich hin und ihre fahlen Wangen rötheten ſich. — Er war immer ein braver Mann, der Sägemüller, — man kann ihm nichts nachſagen; ſeit er ſich verheirathet hat, war er ſtets rechtſchaffen. Was vorher geſchah, weiß man nicht genau; und war er der Hexe verfallen, wie man ſagt, ſo wird's nicht ſeine Schuld ſein, das iſt Teufelskunſt. Habe ich nicht Schlimmeres auf dem Gewiſſen? — Sie ſchauderte zuſammen. Wenn ich nur wüßte, wie ſich's mit dem Peter verhält? Der Herr Pfarrer ſoll mir Auskunft geben, ehe ich mit dem Mädle davon rede. — Sie kleidete ſich etwas ſorgfältiger an und verließ die Hütte.

Anne arbeitete heute im Taglohn und kam erſt mit dem Abendläuten heim. Unter den Tönen dieſer Glocke, welche mit der beginnenden Dunkelheit feierlich durch die ſtillen Dörfer hallt und zum Gebet und zur Ruhe mahnt, kehrte das Mädchen nach der Hütte zurück. Sie fand ſie dunkel und verſchloſſen und bückte ſich eben nach dem Verſtecke, wo der Schlüſſel zur Hausthüre zu liegen pflegte, als ein Arm ſie umſchlang und ein Kuß auf ihrem Nacken brannte. Sie ſchrie in freudigem Schrecken auf. Es war Johann.

Der Burſche zog ſie mit ſich fort und theilte ihr die Begebenheiten des heutigen Tages mit. Sie ſprachen lange hin und her über des Müllers großmüthiges Anerbieten; Anne meinte, er ſolle es nicht zurückweiſen, indem darin die einzige Möglichkeit einer baldigen Vereinigung für ſie liege, — ſie wolle ihm ja gerne nachfolgen bis an das Ende der Welt, ſobald es ihre Mittel erlaubten. Es lag zwar ein großer Schmerz für ſie in dem nahen Abſchiede, aber des Müllers Anerbieten war für ihre Armuth ein ſo großer Vortheil, daß ſie nicht wagte, ihn zurückzuweiſen. Mit der leicht erregten Hoffnung der Jugend ſahen die Liebenden in eine ſchöne Zukunft. „Ich laſſe dir von der Baarſchaft zurück," ſagte Johann, „ich brauche das Geld nicht all, wenn mir der Müller wirklich dreihundert Gulden gibt. Bald ſchicke ich dir noch mehr dazu, und ehe ein Jahr um iſt, kommſt du mir nach und wirſt mein Weib." Sie umarmten ſich und vergaßen bei dieſem ſchönen Zukunftsbilde den nahen Trennungsſchmerz.

Morgen wollten ſie mit Sonnenaufgang ſich an der Waſſerſcheide treffen zum Lebewohl und noch näherer Beſprechung. Der Abſchied an dieſem Abende fiel ihnen ſchwer. Anne eilte davon, ihre hervorſtürzenden Thränen zu verbergen, — Johann ging mit ſchwerem Herzen dem Walde zu.

Er vertiefte ſich in ſeinen dunkeln Schatten und kam, ohne es grade zu wollen, an die Waſſerſcheide. Wehmüthig blickte er in die Gunza, welche ſich nach dem Weſten wendet. „Morgen wandere ich mit dir fort, kleins Bächle," ſagte er trübe, „und mein Schatz bleibt hier zurück an der Rotha, die nach Sonnenaufgang zieht."

Allerlei traurige Gedanken, die ein bevorſtehender naher Abſchied immer hervorruft und die ſich durch die düſtere Umgebung des Tannenwaldes bei dem Burſchen in hohem Grade ſteigerten, überwältigten ihn ſo, daß er ſich laut weinend auf den Boden warf. Doch bald ermannte er ſich wieder. Bin ich nicht ein dummer Kerl, daß ich mich gräme, wo mir das Glück ſo wohl will? dachte er. Heute über's Jahr muß ich die Anne bei mir haben, dann bin ich der glücklichſte Menſch auf der weiten Gotteswelt, — da habe ich eine Heimat und ſie zum Weibe. — Er wollte erſt mit dem Morgen in die Sägemühle zurückkehren und ging das Wieſenthälchen entlang bis an den Urſprung der Gunza; dort legte er ſich im tiefen Grunde auf den weichen Moosboden nieder und entſchlief bei dem Murmeln der Quelle.

Aber während Johann von einer ſchönen Zukunft träumte und die Nymphe der Quelle ihn in immer tieferen Schlaf lullte, ereigneten ſich in und um die kleine Hütte der armen Wittwe ſehr bedeutungsvolle Dinge für ihn.

Das abergläubiſche Weib war ſehr beruhigt von dem Seelſorger ihrer Gemeinde zurückgekehrt; ſeine vernünftigen Zurechtweiſungen hatten ziemlich leichten Eingang bei ihr gefunden, da ſie mit den geheimen Wünſchen ihres Herzens übereinſtimmten. Die Macht des Geldes wirkt im Allgemeinen ſo mächtig — um wie viel mehr auf die Armuth — daß es nicht zu verwundern iſt, wie die arme Wittwe ſelbſt den ſo feſtſitzenden Aberglauben bei der Hoffnung, reich zu werden, wenn auch nicht verbannte, doch mächtig zurückdrängte. Ihre Gewiſſensſkrupel hatte der Pfarrer beſeitigt, und das Grauen, das ſie vor einer Verbindung ihres Kindes mit Peter hatte, beſchwichtigte ſie mit dem Gedanken an ſeinen braven Vater und deſſen Reichthum. Ein Sträuben von Seiten Annens hoffte ſie leicht zu überwinden, da das Mädchen ſich früher mit vielem Mitleid des Bucklichten angenommen hatte; auch mußte es ihr doch viel erwünſchter ſein, eine reiche Müllerin zu werden, als Jahr aus, Jahr ein im Taglohn zu arbeiten. Statt Anne, wie dieſe es nicht anders erwartete, ſcheltend zu empfangen, war ſie freundlich, faſt demüthig gegen ſie, und nach einigen Umſchweifen, mit Bibelſprüchen untermiſcht und Klugheitsregeln gewürzt, theilte ſie ihr das ihnen

bevorſtehende Glück mit. „Wir werden jetzt reich, Anne,“ ſchloß ſie. „Geld und Gut fällt uns in Ueberfluß zu, unſere guten Tage nehmen, der Herr ſei geprieſen, ihren Anfang.“

Das Mädchen war faſt vor Entſetzen erſtarrt bei dieſen Glückverkündigungen ihrer Mutter; dann brach ſie in heftiges Weinen aus und erklärte, lieber ſterben, als des Peters Weib werden zu wollen. Umſonſt waren alle Vorſtellungen ihrer Mutter. Sie legten ſich endlich in Unfrieden zu Bette, das Weib voll Unwillen über den Widerſtand Annens, das arme Mädchen voll Verzweiflung, in heftigem Kampfe des gewohnten kindlichen Gehorſams mit ihrer Liebe zu Johann.

Während Anne in Todesangſt an die nächſte Zukunft dachte, an Johanns Scheiden und die ſie umgebenden Gefahren, tobte ihr häßlicher Freier wie ein Raſender in der Sägemühle. Daß ſein Vater nur eine unbeſtimmte Antwort zurückbrachte, erfüllte ihn mit Zorn und Angſt. Hatte doch auch der Knecht noch keine beſtimmte Antwort gegeben und es lag ſo nahe, daß er ſich erſt mit Anne verſtändigen wolle. Gewiß war er jetzt bei ihr und beſtärkte ſie in ihrer Liebe zu ihm; er war der Geprellte. Vergebens ſuchte ſein Vater ihn zu beſänftigen, ſelbſt Müaln vermochte nichts mehr über ihn. Getäuſchte Erwartung, Liebesnoth und Eiferſucht, Haß und Rache tobten in ihm und er rannte bei der eingetretenen Dunkelheit aus der Mühle fort. Es trieb ihn im Walde umher, nach der Waſſerſcheide hin. Seine Eiferſucht machte ihn glauben, daß die Liebenden an dieſer einſamen Stelle ſich treffen würden, — doch alles war ſtill, kein anderer Laut hörbar, als die geheimnißvolle Stimme des Waldes und das Murmeln des Baches. Seiner ſelbſt nicht mehr mächtig, warf er ſich auf den Raſen nieder, wo einige Momente vor er Johann, von Trennungsſchmerz erfaßt, weinend gelegen hatte. Dann fuhr er wieder auf und umkreiste wie ein Geier Annens arme Hütte. Er kam ihr immer näher; ein matter Lichtſtrahl flackerte in die dunkle Nacht hinaus, dann erloſch er plötzlich.

Peter ſtand vor der dunklen Hütte und ſtarrte mit namenloſer Qual und ſchwarzen Gedanken zu Annens kleinem Kämmerlein empor. Seine raſende Eiferſucht führte ihm das ſchöne Mädchen von Johanns Armen umſchlungen, vor die Seele. Bald wollte er Lärm machen und in die Hütte eindringen, bald ruhig hier warten bis zum Morgen, um ſich Gewißheit zu verſchaffen. Er warf ſich erſchöpft von körperlicher Anſtrengung und Seelenqual auf einige Büſchel Stroh, welche hinter der Hütte aufgeſchichtet

lagen. Aber es ließ ihm keine Ruhe, immer ſchwärzere Gedanken durchtobten ihn und ein plötzlicher Entſchluß durchzuckte die gewitterſchwüle Nacht ſeiner leidenſchaftlichen, verderbten Seele.

Er fuhr empor und ſah mit rollenden Augen auf die kleine, dunkle Hütte, — dann zog er mit zitternder Haſt ein Feuerzeug aus der Taſche und in wenigen Minuten loderte der Strohhaufen hinter derſelben flammend empor. Das Feuer ſchlug pfeilſchnell über das mürbe Dach und faßte gierig die alten, ausgetrockneten Wände. — Ein fürchterlicher Angſtſchrei tönte aus der Kammer. — Peter lachte höhniſch auf. Einem böſen Dämon gleich entfloh er in den nahen Wald und weidete ſich dort an dem Anblicke der immer höher lodernden Flamme.

Die Sturmglocke ertönte, aber bis die ſchlafenden Bauern erwachten und die verroſteten Löſchwerkzeuge in Bewegung brachten, ſtürzte die kleine Hütte krachend und praſſelnd zuſammen, alle Habe der armen Wittwe und ihrer Tochter in Glut und Rauch begrabend. Vergebens ſuchten ſie noch einiges zu retten; das Feuer, von dem Winde luſtig angefacht, machte zu ſchnelle Arbeit, und das alte Weib kam bei dieſen Verſuchen faſt ums Leben. Jetzt lag ſie mit Brandwunden bedeckt auf dem Felde vor der brennenden Hütte, in den Armen der troſtloſen Anne.

Man umſtand die beiden Unglücklichen theilnehmend, aber niemand wußte vorerſt andere Hülfe, als ſie in das Gemeinde-Armenhaus zu bringen. Dorthin wollten einige mitleidige Weiber Bettzeug, Kleider und Speiſen ſchaffen. Das Weib ſtöhnte unter fürchterlichen Schmerzen und beinahe noch mehr unter dem Gedanken, in das Armenhaus gebracht zu werden. Für Anne lag einiger Troſt in dieſem Gedanken. Aus dem Armenhauſe wird mich der reiche Müller nicht zur Schwiegertochter holen, dachte ſie und ſah ſich nach Johann um; — aber nirgends beleuchtete der grelle Feuerſchein ſein liebes Antlitz. Wie war es möglich, daß er nicht zu ihr kam in dieſer großen Noth?

Als man eben die Alte wegbringen wollte, fuhr ein Wagen eilends daher. Es war der Sägemüller, der auf den Höhen bei der Mühle den Brand der Hütte geſehen und ſich raſch entſchloſſen hatte, dieſes Unglück der Wittwe für ſeines Hauſes Glück zu nützen. Unterwegs fand er ſeinen Sohn, der ſich zu ihm auf den Wagen ſetzte.

„Ich nehme das arme Weib und ihre Tochter zu mir in mein Haus,“ rief er und ſprang von dem Wagen herab. Langſam folgte ihm Peter. —

„Sie ſollen nicht ins Armenhaus, — behüte Gott!“ fuhr er fort. „Solch Unglück ſoll ſie nicht treffen! Ich werde für ſie ſorgen. Die Gemeine ſoll keine Laſt mit ihnen haben. Es ſoll ihnen in der Mühle wohlergehen!“ — „Vergelt's Euch Gott tauſendmal!“ ſtammelte das alte Weib. „Ihr ſeid ein rechtſchaffener Mann; Ihr und Euer Sohn, Ihr nehmt Euch in dem großen Elend unſrer an.“ — „Der brave Sägemüller!“ lief es von Mund zu Mund. — „Und ſieh, der Peter thut Gutes!“ klang es hinterdrein. „Der Bucklichte hat ſich gebeſſert in der Fremde!“ flüſterte man ſich zu. „Es iſt am Ende doch nur eine böſe Mär, daß er bei der Trude war, — aber ein Wechſelbalg bleibt er drum doch!“

Während dieſe und ähnliche Reden gewechſelt wurden, hob man behutſam das Weib auf den Wagen und legte ſie möglichſt bequem auf einige Bündel Stroh und Heu. Peter ließ noch nach dem nächſten Doktor ſenden für die Leidende, was ihm ſehr hoch angerechnet wurde. Unter allgemeiner Anerkennung der edlen That des Müllers und auch ſeines Sohnes fuhr der Wagen langſam nach der Mühle. Das Feuer war beinahe gänzlich erloſchen, nur hie und da blitzte noch eine Flamme flüchtig auf, den Dahinfahrenden einen röthlichen Schein nachſendend.

Auf Annens Schooß, der es vorkam, als umgebe ſie ein wüſtes Traumbild, lag das müde Haupt ihrer Mutter. Peter ſaß hinter ihr und ſah bald triumphirend auf ſie, bald nach der rauchenden Brandſtätte zurück. Mit Geld kann man alles wagen! dachte er. Was liegt an der niedergebrannten Hütte? Ich gebe ihr meinen Reichthum für ihre Armuth, mein Geld für ihre Liebe.

Johann, der von den Ereigniſſen dieſer Nacht nichts wußte und vergebens an der Waſſerſcheide auf Anne wartete, konnte ihr Ausbleiben nicht begreifen. Er wollte ſie erſt ſehen und ſprechen, ehe er in die Sägemühle zurückkehrte, und ſchlug deßhalb den Weg nach dem Dorfe ein. Er blickte aus der Ferne ſehnſüchtig nach ihrer Hütte, — ſie war verſchwunden. War dies Zauberei oder blendete ihn der Strahl der aufgehenden Sonne? Er hielt die Hand vor die Augen, aber die Hütte wollte nicht zum Vorſchein kommen; nur ein dunkler Flecken wurde ſichtbar, wo ſie geſtanden, ſonſt konnte er nichts entdecken. In namenloſer Angſt beflügelte er ſeine Schritte und bald ſtand er vor der wüſten Brandſtätte. „Wo iſt Anne und ihre Mutter?“ rief er entſetzt einem Vorübergehenden zu. — „Das mußt du doch wiſſen,“ war die kurze Antwort. „Die ſind ja auf der Sägemühle bei deinem Herrn.“

Digitized by

War dies alles wahr, was er ſah und hörte? Die Hütte niedergebrannt, — und ſein Schatz auf der Sägemühle bei Peter? — Er fühlte ſich an ſeinen Kopf und rieb ſich die Augen; es war ihm im Augenblick, als träume er noch — dann aber lief er, von unheimlicher Sorge getrieben, mit ſchnellen Schritten der Sägemühle zu. Schon hörte er ihren eintönigen Laut, — noch mußte er den Abhang hinab, dann ſtand er vor dem Hauſe, in welchem Anne einen Aufenthalt gefunden hatte. Eine kleine Weile blieb er zögernd ſtehen. Wenn ſie nur herauskäme! dachte er ſehnſüchtig — da rauſchte es neben ihm, und der Sägemüller trat zwiſchen den Bäumen hervor und reichte ihm die Hand.

„Johann," ſagte er mit bewegter Stimme, „ich habe dir ſchon eine Weile hier aufgepaßt. Du mußt mir was zu Liebe thun —". Er ſtockte. — „Was ſoll's, Sägemüller?" fragte der Burſche mit banger Ahnung. — „Kehre hier um!" ſprach er. „Da liegen dreihundert Gulden." Er deutete auf ein ledernes Säckchen, das neben einem Baume lag. „Nimm ſie, Johann! Und möge es dir in fernem Lande wohlergehen! Laſſe manchmal von dir hören und glaube, daß ich dich immer in gutem Andenken behalte!"

Ueber des Müllers gefurchte Wangen rollten Thränen, und der Knecht fühlte die Hand heftig erzittern, welche die ſeinige hielt. Eine eigenthümliche Bewegung erfaßte auch ihn trotz dem Mißtrauen, das er in Betreff Annens gegen den Müller gefaßt hatte; es war ihm, als müſſe er ſich an den Hals des gerührten Mannes werfen und ihm alle ſeine Beſorgniſſe und Hoffnungen anvertrauen und ſein ganzes Lebensglück an ſein rechtſchaffenes Herz legen. Aber der Müller war ſein Herr und Peter deſſen Sohn. Was konnte er hoffen, er, der Knecht, der heimatloſe Fremdling? Er hatte nur ein Herz, das ihn wahrhaft liebte, und dies war Annens. Sie wollte man ihm entreißen, das war ihm jetzt klar, — und ein bitteres Gefühl bemächtigte ſich ſeiner offenen Seele.

„Das Geld hätte ich genommen, Sägemüller," ſagte er kalt und entzog ihm ſeine Hand, „wenn alles geblieben wäre, wie es vor dieſer Nacht war, und hätte Euch noch mit meinem letzten Athemzuge gedankt; aber jetzt will ich es nicht mehr. Ich laſſe mich nicht bezahlen für mein Fortgehen aus Eurem Hauſe. Ich bin ein ehrlicher Burſche und hab' Euch treu gedient, und habe nicht nöthig, mich heimlich davonzuſchleichen. Ihr müßtet mich behalten bis zum nächſten Ziele, doch das ſollt Ihr nicht gezwungen thun; aber offen und ohne Hehl, ohne Schliche und Kniffe will ich aus der

Digitized by Google

Mühle gehen, wie ich hineingekommen bin.“ — Darauf ging er ſchnellen Schrittes den Abhang hinab und der Müller folgte ihm mit widerſtreitenden Gedanken und Empfindungen langſam nach.

Er wußte von der Begegnung Peters mit Anne und Johann an der Waſſerſcheide nichts, Müaln hatte ihm dies kluger Weiſe verſchwiegen. Sie ſagte ihm nur, daß der Knecht auch Abſichten auf das Mädchen habe, deßhalb dem Peter ſo verhaßt ſei und als ein ſehr gefährlicher Nebenbuhler ſchleunigſt entfernt werden müſſe. Dieſe Nothwendigkeit bei Peters Wünſchen begriff der Müller ſehr gut, und da er den Knecht liebgewonnen hatte, kam ihm der Vorſchlag Müalns, Johann zu einer Reiſe nach Amerika behülflich zu ſein, ganz erwünſcht. Er konnte auf dieſe Weiſe mit deſſen Entfernung aus der Mühle, welche er doch eigentlich als ein Unrecht anſah, eine Wohlthat verbinden, die des Knechtes Lebensglück zur Folge haben konnte. Das Zaudern Johanns mit der Annahme ſeines Vorſchlages machte ihn etwas ſtutzig, denn war alles ſo, wie Müaln ihm geſagt hatte, ſo mußte ſein Anerbieten, das gewiß ein ſehr großmüthiges und ganz ungewöhnliches war, dem Knecht als ein großes Glück erſcheinen. Sein entſchiedenes Ablehnen jetzt erweckte mancherlei Befürchtungen bei ihm wegen der Verheirathung Peters mit Annen, und die frohen Hoffnungen, welche er an dieſe Verbindung knüpfte, trübten ſich ſehr.

Anne ſaß am Bette ihrer kranken Mutter, die der Müller in ein abgelegenes Stübchen hatte bringen laſſen, und dachte beſtändig: warum kam der Johann nicht zum Brande? Warum blieb er mir fern in meiner größten Noth? — Als die alte Müaln mit dem Frühſtück kam, konnte Anne nicht länger ſchweigen und fragte ſchüchtern, ob der Johann nicht in der Mühle ſei?

Die Alte warf einen lauernden Blick auf das Mädchen und ein Zug boshafter Freude zog über ihr verwittertes Geſicht. „Der Knecht,“ ſagte ſie ſcheinbar ganz gleichgültig, „kommt nicht mehr hieher. Seit einer halben Stunde iſt er fort gegangen; der Müller gab ihm Geld, damit er zu ſeinen Verwandten nach Amerika wandern könne, und er wird ſich hier nicht mehr blicken laſſen.“ — „Wo war er denn heute Nacht?“ ſtammelte Anne todtenbleich. — „Wo ſollt' er geweſen ſein? In ſeiner Kammer hat er gelegen und geſchlafen.“ — „Hörte er denn nicht, daß unſere Hütte brannte?“ forſchte das Mädchen zitternd. — „Das kann ich dir nicht ſagen; ſollt's aber doch denken, denn er war ja wach, als euch der Sägemüller barmherzig hieher brachte,“ gab die Alte zur Antwort und zwinkerte mit ihren kleinen

Digitized by

Augen. — „Und jetzt ist er fort? Ganz fort?“ fragte Anne trostlos. — „Der kann von Glück sagen!“ sprach Müaln, statt eine bestimmte Antwort auf Annens Frage zu geben. „Der Müller hat einen Narrn gefressen an dem leichtfertigen Blute, — der schlaue Bursche verstand dies zu benützen und schmeichelte ihm das Geld zu der weiten Reise ab. Nun, ich gönn's ihm. So ein heimatloser Mensch treibt sich nie auf guten Wegen umher; vielleicht wird es anders mit ihm, wenn er seine Angehörigen findet.“ — „Der Johann ist ein braver Bursche,“ sagte das Mädchen lebhaft und ihre erblaßte Wange röthete sich wieder.

„Wie man's nimmt,“ versetzte Müaln gleichmüthig. „Fleißig ist er, das muß man ihm lassen, und lustig und guter Dinge auch; ich will ihm nichts schlechtes nachreden, er ist halt an das Herumziehen gewöhnt und an das Scharmuzieren. Bei solchen Burschen heißt es: an jedem Finger ein Mädle, heute die, morgen eine andere. Drüben in Krailsheim weiß man von dem Johann zu erzählen. Des Holzhändlers Magd — doch solche Dinge taugen nicht vor das Ohr eines so rechtschaffenen Mädles, wie du bist, Anne, das nicht weiß, wie's in der Welt zugeht und, so Gott will, nie etwas davon erfahren soll.“

Müaln verließ die Stube und rieb sich vor derselben vergnügt die Hände. A bisle Unkraut zur rechten Zeit ausgestreut, dachte sie, überwuchert den ganzen Acker. Mißtrauen untergräbt die Liebe, und ein gekränktes Herz ergibt sich am leichtesten dem Willen Anderer. In drei Wochen hält der Peter mit der Anne Hochzeit! — Dann ging sie durch einen schmalen, dunkeln Gang, den sie sorgfältig hinter sich verschloß, eine enge Treppe hinab, eine andere, welche nach dem Hinterbau führte, hinauf. Dort befand sich die Kammer des Knechtes. Sie trat ein. Johann hatte eben seine Kleider zusammengepackt und war im Begriffe zu gehen.

„Die Anne ist in aller Frühe zum Doktor gegangen, wie ich dir gesagt,“ sprach sie zu dem Knechte. „Du begegnest ihr vielleicht auf dem Wege; ist dies nicht, so verlasse dich darauf, daß ich ihr sage, du erwartest sie heute Abend an der Wasserscheide. Hier kannst du doch nichts vernünftiges mit ihr reden. Der Peter paßt dir auf, und ihre kranke Mutter lamentirt immer nach ihr. Sie wird den ganzen Tag nicht mehr von ihrem Bette wegkommen. Gehe ruhig deiner Wege, denn hier ist nicht mehr gut sein für dich. Den Müller hat's tief gekränkt, daß du seine Wohlthat so mir nichts, dir nichts ausgeschlagen, und der Peter kann's nicht vergessen,

Digitized by Google

daß du ihn mißhandelt haſt. Thue nichts in Zorn und Unmuth, rathe ich dir zu deinem Beſten. Kein Menſch kann ja die Anne zwingen, ſich mit dem Peter einzulaſſen, wenn es nicht ihr eigener Wille iſt." — „Sie iſt arm, er reich!" murmelte Johann finſter. — „Aber du biſt ſauber und er iſt wüſt wie die Nacht. Das Mädle wird an dir hängen bleiben, verlaß dich drauf."

Johann, welcher den Worten der Alten glaubte, beeilte ſich, aus der Mühle fortzukommen. Er ſchlug den Weg nach Krailsheim ein, denn auf dieſem hoffte er Anne zu begegnen; auch wollte er ſehen, ob er nicht wieder Dienſt bei ſeinem früheren Herrn bekommen könne. Den Gedanken nach Amerika gab er gänzlich auf.

Anne begegnete ihm begreiflicher Weiſe nicht, — doch fand er ein Unterkommen in dem Städtchen. Am ſpäten Abende harrte er an der Waſſerſcheide auf ſeinen Schatz, aber ſtatt Anne kam Müaln und brachte ihm die Kunde, daß dieſe ihre kranke Mutter nicht verlaſſen könne, ihn aber dringend bitte, doch das Geld von dem Müller anzunehmen und nach Amerika zu gehen. Sie brachte das lederne Säckchen mit und reichte es dem Burſchen hin. „Zögerſt du auch heute Abend noch, ſo iſt es für dich verloren," ſagte ſie, „denn zum drittenmale bietet dir's der Müller nicht an und nur auf der Anne Zureden that er es noch einmal."

Johann wußte nicht, was er zu dem allem ſagen und denken ſolle. Er hatte ſelbſt ein zu offenes Gemüth, um die Falſchheit der Alten zu durchſchauen. Regte ſich auch ein leichtes Mißtrauen gegen ſie in ſeinem Innern, ſo lagen ihm ſolche verſchmitzte Lügen doch zu fern, um nicht wenigſtens das zu glauben, was ſie ihm von Annen ſagte. Sie wußte viel herzliche Theilnahme mit ihm und dem Mädchen zu heucheln; auch konnte Johann immer noch nicht an einen ernſtlichen Plan Peters zu einer baldigen Heirath mit Anne denken, noch weniger ihre Einwilligung dazu für möglich halten.

„Vorerſt gehe ich nicht nach Amerika," redete er entſchieden. „Bringe nur dem Müller das Geld wieder. Erſt muß ich ganz genau wiſſen, wie ich mit der Anne dran bin; iſt's dann nicht mehr Zeit, ſo bleibe ich in Gottes Namen, wo ich bin, und warte die Zukunft ab. Dies ſage ihr und deinem Herrn." — „Du biſt ein Schode (Narr)!" rief die Alte. „Ich will geſcheuter ſein als du, ich nehme das Geld nicht mehr mit. Ein ſolches Glück kommt dir nicht wieder! Ueberleg' dir's noch dieſe Nacht!" — Mit

Digitized by

dieſen Worten verſchwand ſie ſo ſchnell in der Dunkelheit des Waldes, daß der Burſche ihr vergebens nachſah und nachrief. Sie kehrte nicht wieder und ließ ihn allein bei dem Gelde zurück, welches ihm die Verpflichtung auferlegte, nach Amerika auszuwandern. — Müaln berechnete ſchlau: wenn er einmal das ſchöne Geld zu ſich genommen, kann er ſich nicht ſo leicht wieder davon trennen.

Rathlos ſtand Johann vor dem ledernen Säckchen und ſeinem gewichtigen Inhalt. Sollte er es hier liegen laſſen, oder mit nach Krailsheim nehmen? — Er beſchloß das letztere. Dort wollte er das Geld ſeinem Herrn übergeben und nichts Feſtes beſtimmen, bis er ſelbſt noch aus Annens Munde ihren beſtimmten Willen erfahren hätte. Der Gedanke kam ihm, das Mädchen heimlich mit ſich zu nehmen, aber dieſer Plan war ſchwer auszuführen, noch lag deren Mutter, wie Müaln ihm geſagt, todkrank an ihren Brandwunden darnieder.

Sehr unſchlüſſig und unruhig kehrte er in ſeinen neuen Dienſt zurück. Er bekam viele Arbeit und konnte mehrere Tage nicht daran denken, ſich zu entfernen. Als es ihm endlich möglich wurde, am ſpäten Abend nach der Sägemühle zu gehen, fand er dort bereits alles in tiefer Ruhe. Nur der große Hofhund war wach, er kannte Johann und ſprang freudig an ihm hinauf und ſtörte ihn nicht, das ſtille Haus zu umgehen. Sehnſüchtig ſah er daran empor und rief leiſe Annens Namen — aber nichts regte ſich. Sie lag von Kummer und Anſtrengung niedergedrückt, ſchlafend neben der kranken Mutter und träumte von ihm. Sein leiſes Rufen drang nicht in die abgelegene Stube, in der ſie wie in einem Gefängniſſe von ihrer Mutter gefeſſelt und von Peter und Müaln bewacht wurde. Sie wußte nicht anders, als daß Johann fort nach Amerika ſei. Daß er gehen konnte, ohne ihr Lebewohl zu ſagen, ohne ſie nach dem großen Unglück, das ſie betroffen, noch einmal zu ſehen, begriff ſie nicht, und ihr Herz krankte an namenloſem Leid. Schenkte ſie auch Müalns Urtheil über den Knecht keinen ernſten Glauben, ſo kannte ſie ihn doch ſeit zu kurzer Zeit, um in ihrer Liebe eine unerſchütterliche Stütze gegen alle ſchlimmen Einflüſterungen und Verläumdungen zu finden. Mißtrauen und bitterer Schmerz beugten ihre junge, noch wenig ſelbſtändige Seele darnieder und machten ſie reif zu dem Opfer, das ihre Mutter in jener quälenden, ewigen Wiederholung von ihr forderte, welche auch ſtärkere Naturen bezwingen kann. Dazu kam die große Ver-

Digitized by Google

pflichtung, die ſie jetzt dem Müller gegenüber hatte durch ſein freundliches, zuvorkommendes Weſen gegen ſie.

Als die arme Wittwe wieder aus dem Bette ſein konnte und der Müller dann zu ihr trat und in Annens Beiſein ſeinen Wunſch wiederholte, ihre Tochter auch zu der ſeinigen zu machen, als er mit flehenden Worten und Thränen im Auge Anne bat, ſeine alten Tage zu beglücken, ſeinen unglücklichen Sohn nicht entgelten zu laſſen, daß Gott ihn ſo mißgeſtaltet geſchaffen, und ihr heilig und theuer gelobte, Peter müſſe ſie auf den Händen tragen und alles thun, was ſie nur wünſche, und dann ihre Mutter in lautes Weinen und Segenswünſche für den edlen Müller und ſeinen Sohn ausbrach — da ließ ſie ſich halb betäubt von dem Müller umfaſſen und als ſeine Tochter umarmen.

Peter war auf Müalns Zureden ſo klug, ſeine heftige Leidenſchaft zu verbergen und ſich Annen möglichſt wenig zu nahen. Der Müller leitete ganz in der Stille die Verlobung ein, und das arme Mädchen unterſchrieb todtenbleich mit zitternder Hand und gebrochenem Herzen den Ehekontrakt, welcher in der vortheilhafteſten Weiſe für ſie abgefaßt war. In vierzehn Tagen ſollte die Hochzeit ſein. So lang, beſchloß Peter, ſich ganz ruhig zu verhalten. War Anne ſein Weib, dann wollte er den Herrn der Mühle und ihren Herrn ſpielen und ſich rächen und ſchadlos halten für die Gewalt, die er jetzt ſich anthun mußte, um zu ſeinem Ziele zu gelangen.

Johann hatte im Auftrage ſeines Herrn auswärts zu thun und kam gerade am Tage vor Annens Verlobung mit Peter nach Krailsheim zurück. Der Müller war in dieſer Zeit nicht im Städtchen geweſen, und es war Johann peinlich, daß die dreihundert Gulden noch in ſeinem Beſitze waren. Er bat ſeinen Herrn, morgen die Summe ſelbſt auf die Sägemühle zurückbringen zu dürfen. Da dieſer jedoch nicht wußte, wie die ganze Sache zuſammenhing, konnte er den armen Knecht nicht begreifen, der ein ſolches großmüthiges Geſchenk zurückweiſen wollte, und redete ihm zu, damit zu warten, bis der Sägemüller wieder in die Stadt komme. Aber Johann beſtand darauf, morgen das Geld nach der Mühle zu tragen, — und ſein Herr willigte endlich ein. Er wollte die Nacht im Städtchen bleiben, aber es duldete ihn dort nicht.

Als er Feierabend hatte, ging er trotz großer Ermüdung den Wäldern zu, welche die Mühle umgaben. Er kam ihr immer näher, ſein Weg führte ihn an die Waſſerſcheide, dort ſetzte er ſich traurig nieder, und bange Sorge,

Digitized by Google

was wohl nicht alles unterdessen in der Mühle vorgefallen sein könne, ängstigte seine Seele. Er beschloß, nach dem Dorfe zu gehen und Margarethe aufzusuchen. Sie wußte doch sicher etwas Bestimmtes von Annen. Trübselig ging er dahin; an der öden Brandstätte, wo Annens Hütte gestanden, blieb er stehen, und unwillkürlich traten heiße Thränen in sein treues Auge. Wie glücklich war er noch vor so kurzer Zeit eine schöne Stunde hier, wo sie ihm sagte, daß sie ihn liebe und sein Schatz sein wolle, wo sie sich küßten und herzten, bis der Lichtstrahl aus der Hütte sie trennte! Er zog die Blume hervor, welche sie am folgenden Morgen ihm mit einem Kusse und Liebesblicke zugeworfen hatte; die Erinnerung an dieses kurze Liebesglück war ja alles, was ihm geblieben! Er hatte ja Anne seitdem kaum wiedergesehen.

Morgen wollte er in die Mühle, dem Müller das Geld zurückgeben und Anne um jeden Preis zu sprechen suchen. Unter diesen Gedanken blieb er an der schwarzen Brandstätte stehen, fast vergessend, was ihn eigentlich hieher geführt. Da kamen flüchtige Tritte aus dem Dorfe. Er wandte sich um, und die schwarzaugige Margarethe mit dem feinen Gesichte stand vor ihm.

„Gott sei Dank, daß ich dich einmal finde!" sagte sie freudig. „Es hat mir geahnt, daß du in der Nacht hier herumstreichst; ich war schon einigemale dich zu suchen, hier und an der Wasserscheide, denn ich hörte, daß du dort mit der Anne Zusammenkünfte hattest. Ihr waret rechte Duckmäuser," fuhr sie fort, „und ich gönn's euch, es war ja doch nur eine kurze Freude!" — „Ja wohl, kurz!" seufzte Johann. „Leider Gottes, viel kürzer noch, als du glaubst." — „Sei's, wie es sei!" sprach sie leichthin. „Was vorbei ist, kommt nicht wieder. Tröste dich mit mir, Johann! Der Fritz, der Schelm, hat mich auch genarrt und freit um ein reiches Mädle, — und die Anne —." — „Nun, die Anne?" rief Johann in banger Pein. — „Weißt du's denn nicht? Die hat heut Heirathstag mit dem Peter gehalten."

Johann wankte und fiel auf einen halbverkohlten Balken nieder, einen traurigen Ueberrest der Hütte; aber schnell fuhr er wieder empor. „Du lügst!" schrie er und faßte das Mädchen hart an. — „Bitt' mir's aus! — Sei du höflicher!" sagte sie unwillig, setzte aber schnell hinzu: „Nun ich muß dir's schon zu gut halten, wenn du nichts wußtest von dem Heirathstag. So etwas ist freilich eine schlimme Ueberraschung. Aber sagte ich dir's nicht schon beim Tanze in Gunzach drüben, als sie davonlief? O, das war längst zwischen ihrer Mutter und dem Müller abgekartet! Es hat früher

Digitized by Google

ſchon heimliches Zeug zwiſchen der Mühle und der armen Hütte gegeben. In der Nacht, wo die Müllerin ſelig niederkam, kam auch die Anne auf die Welt; die Amme aber ſtand dem reichen Weibe bei und ließ die Anne in ihrer Noth liegen. Da hätte, ſagt man, ein Geiſt, eine Hexe oder eine Trude, einige ſagen auch, die Pelzlieſel von Deichſtätten, man weiß das nicht ſo genau, ſich des armen Weibes angenommen und ihr in ihrer ſchweren Stunde beigeſtanden, und hätte dem Kinde ein Zauberkraut in die Wiege gelegt, daß es ſchön und brav werden ſolle. Es war ſchon bei der Geburt für den Wechſelbalg beſtimmt, der ein Trudenkind iſt. Was aber Hexen und Geiſter beſchließen, dagegen kämpft der Menſch vergeblich an; drum muß ſie auch des Peters Weib werden, trotz der Liebe zu dir im Herzen — und wer weiß, ob ſie dich nur noch mag, denn in der Sägemühle haben die böſen Mächte leichtes Spiel. Die alte Müaln iſt auch eine halbe Hexe."

„Ja wohl eine Hexe!" murmelte Johann ganz betäubt und verwirrt von allem, was ihm Margarethe mittheilte. Er fühlte einen ſo ungeheuren Schmerz ſein Herz durchziehen, daß er keines klaren Gedankens fähig war, und er fragte daher das Mädchen: „Sag, Marchräth, was ſoll ich thun? Was iſt zu machen?" — „Thun? Machen?" rief ſie. „Was kannſt denn du noch machen, wo die Truden ihr Spiel treiben und der reiche Peter ſchon Heirathstag gehalten und alles ſchriftlich gemacht hat? Da iſt's aus mit deiner Macht; an die Anne brauchſt nicht mehr zu denken. In vierzehn Tagen hält ſie Hochzeit, der Herr Pfarrer und die ganze Gemeinde ſind ſchon in Kenntniß davon geſetzt. Auch hat der Müller ihr alles verſchreiben laſſen für den Fall, daß Peter ohne Leibeserben ſterben ſollte. Kannſt du gegen Geld und Zauberei ſtreiten, ſo ein armer Knecht, wie du biſt? Kannſt du dagegen etwas einwenden?" — Johann verhüllte ſein Geſicht und brach in ohnmächtige, ſchmerzliche Thränen aus.

„Nimm's nicht ſo ſchwer!" tröſtete Margarethe. „Geht's mir doch auch nicht viel beſſer. — Ich weiß dir guten Rath, Johann," ſetzte ſie in zärtlich theilnehmendem Tone hinzu. „Meine Eltern wandern nach Siebenbürgen aus; nimm das Geld von dem Müller, das er dir geben wollte zu einer Reiſe nach Amerika, nimm's und gehe mit uns, und zähle dich zu unſerer Familie. Statt mit der Gunza gen Abend, zieh mit der Rotha nach Sonnenaufgang! Am Morgen hat man mehr Ausſicht auf Glück, als am Abend."

Digitized by Google

Johann ſchwieg düſter. Er hörte des Mädchens Worte nur halb, furchtbare Qualen ſchnürten ihm die Bruſt zuſammen. „Das Geld ſoll ich nehmen? Pfui!“ rief er endlich nach Athem ringend, „dies Höllengeld für Anne? Nein, nimmermehr! Was ſagſt du von Sonnenaufgang — meine Sonne iſt unter! Wo ſie nicht iſt, ſcheint keine Sonne für mich. Dort ans Meer, wo ſie unterſinkt, will ich wandern, wo kein Tag mehr iſt, kein Mond und keine Sternlein blinken, da paßt es allein noch für mich, — Nacht, alles Nacht um mich, wenn es ſo iſt, wie du geſagt!“ — „Sei doch nicht ſo obenhinaus!“ ſprach beſchwichtigend Margarethe und legte mit zärtlichem Drucke ihren runden Arm auf ſeine Schulter und ſah ihn mit ihren ſchönen Augen recht flehend an. „Warum an ein Mädle ſein ganzes Glück hängen? Es gibt ja noch andere, die vielleicht beſſer ſind und es beſſer mit dir meinen! Komm mit mir, Johann, zu meinen Eltern; laſſe dir alles auseinanderſetzen, wie's in Siebenbürgen gut ſein wird und wie man dort bald reich werden kann. Schlage dir die ungetreue Anne aus dem Sinne; ich hab's mit dem Fritz auch ſo gemacht. Liebe vergeht oft ſchneller, als ſie kommt; man muß in der Welt nach dem Glück greifen, das man feſthalten kann.“

Sie legte bei dieſen Worten ſchmeichelnd ihr hübſches Geſicht an ſeine Bruſt und er hörte die ſchnellen Schläge ihres leicht erregbaren Herzens, — aber das ſeine umfaßte nur ein Bild, und es war ein treues Herz, das in der Bruſt des Burſchen ſchlug; darum vermochte das ſchöne Mädchen nicht einmal ſeine Sinne zu erregen. Er ſtieß ſie rauh von ſich. „Weiß nicht, was du willſt!“ ſagte er hart. „Ziehe hin, wo dir's gut dünkt, aber mich laſſ' aus dem Spiele.“ — Damit ließ er ſie ſtehen und flüchtete in den einſamen, dunkeln Wald, mit Annens Bild und ſeinem herben Weh im Herzen.

Planlos irrte er umher zwiſchen den hohen Tannen, die weder der ſanfte Strahl des Mondes, noch die glitzernden Sterne erhellten. Es war ein wolkenſchwerer Himmel, der über den rieſigen Bäumen hing, durch deren ſtolze Wipfel der Wind mit unheimlichem Gebrauſe fuhr. Johann dachte erſt, nachdem er mehrere Stunden herumgelaufen, an die Rückkehr in das Städtchen, an ſeinen morgigen Gang nach der Sägemühle mit dem Gelde. Dies wollte er jedenfalls thun und ſich ſelbſt überzeugen, wie alles dort zuſammenhing. Aber er wußte ſich nicht mehr im Walde zurechtzufinden; den gebahnten Weg hatte er längſt verloren und unſicher wand er ſich zwiſchen den Bäumen durch. So ging es fort bis zum Morgengrauen.

Digitized by Google

Seine ſchweren, drückenden Gedanken ließen ihn kaum die allmälige Erſchöpfung ſeiner Kräfte empfinden; doch als der friſche Nachtthau ſich niederſenkte und feucht durch ſeine Kleider drang, ſchauderte er fieberhaft zuſammen und fühlte plötzlich eine peinliche Müdigkeit in allen Gliedern.

Er ſah ſich nach dem Ausgange des Waldes um, aber nirgends entdeckte er eine lichte Stelle, — überall waren hohe Tannen, die kein Ende zu nehmen ſchienen; er wußte nicht, nach welcher Gegend ſein unſteter, nächtlicher Gang ihn geführt, und ſetzte ſich erſchöpft und rathlos auf den naſſen Boden nieder. Da wirbelten in kleiner Entfernung leichte Rauchwolken empor, ſie vermiſchten ſich mit den feinen, weißen Morgennebeln, die wie leichte Schleier ſich um die dunkeln Bäume woben und luſtig ſie umflatterten, bis der Sonnenſtrahl ſie hinweglockte, um freier ſeine geliebten Erdenkinder mit einem heißen Kuſſe zu begrüßen. — Wer mag hier in dem dichten Walde wohnen? dachte Johann und ging dieſer Spur menſchlicher Nähe nach. Bald ſtand er an dem Abhange eines ſchmalen Tannengrundes, in deſſen Tiefe eine moosbedeckte Hütte lag. Er konnte nicht begreifen, wer wohl an dieſem einſamen, ſchauerlichen Orte hauſen möge, und ſtieg etwas zögernd den glatten Abhang hinab.

In und um die Hütte regte ſich nichts, und hätte ſich nicht Rauch aus dem niedern Schornſteine gewunden, er hätte ſie für völlig unbewohnt halten müſſen. Der Aberglaube, dem er zwar nicht ganz ergeben, aber von dem er auch nicht frei war, machte ſich geltend, und es wurde ihm unheimlich in dieſer düſtern Abgeſchiedenheit. Peinigender Durſt aber zehrte an ihm und eine unbeſchreibliche Ermattung machte das Bedürfniß nach Ruhe und Labung ſo überwiegend, daß er beſchloß, an die geheimnißvolle Wohnung zu pochen. Schwankend ſchritt er darauf zu, — da that ſich die kleine Thür der Hütte auf, eine Geiſe lief heraus und ein altes, zuſammengeſchrumpftes Weib trat auf die Schwelle. Sie ſah in die Höhe, den ſchmalen Streifen Himmel ſuchend, der über dieſer Schlucht ſich wölbte, und murmelte undeutliche Worte vor ſich hin. War es ein Gebet — waren es Zauberſprüche? — Johann konnte das nicht entſcheiden. Daß ſie ihn noch nicht bemerkt, glaubte er ſicher — und er ſtand zweifelnd, ob er ſich der unheimlichen Erſcheinung nahen ſolle oder nicht. — Da ſprach das Weib in dumpfem Tone, ohne nach ihm zu ſehen: „Komm her! Meine Hütte ſteht jedem offen, der ſich ihr naht. Was iſt dein Begehr bei der alten Gertrud?“

Digitized by Google

„Ich lief im Walde irre," sprach Johann, „die ganze lange Nacht, und fühle mich krank und sterbensmüde. Gib mir einen Trunk Wasser und ein Stück Brod, Alte, und laß mich bei dir ausruhen!" — „Du scheust dich nicht bei mir zu trinken und zu essen und dich zu verweilen in meiner Hütte?" fragte das Weib und sah ihn forschend an. „Weißt du, wer ich bin?" — „Du nanntest dich Gertrud." — „Und die Leute nennen mich die Hexe aus dem Tannengründle," sagte sie mit bitterem Hohne. „Willst du noch Wasser und Brod von mir nehmen und in meine Hütte treten?" —

Johann zauderte einen Augenblick; aber sein Durst wurde immer quälender, seine Mattigkeit immer krankhafter. „Laß mich in deine Hütte," redete er von Fieberschauer geschüttelt, „und gib mir zu trinken." — „So komm," sprach sie eintönig und ging voraus in die kleine Stube, welche beinahe den ganzen Raum der Hütte einnahm. Eine Bank, ein Tisch und ein ärmliches Lager nebst einigen Gefäßen war alles, was sie enthielt. Das Weib brachte dem Todmüden Milch und Brod. Er trank hastig, dann legte er seinen Kopf auf den Tisch und fiel in einen unruhigen Schlummer. Forschend sah die Alte auf den jungen Burschen, sie legte wiederholt die Hand an die Stirn und schien mit einer Erinnerung zu kämpfen.

„Seit Jahren," murmelte sie vor sich hin, „kommt selten jemand mehr zu der Hexe, man fürchtet ihre Zauberei mehr, als man ihre Hülfe sucht; sie hat Ruhe im Tannengründle, — Ruhe zum Sterben. Warum muß längst Vergangenes noch einmal hier einkehren? Warum muß ich noch einmal an sie erinnert werden, an ihr Leid und ihre böse That?"

Johann erwachte fieberglühend, sah sich wild um und sprach irre Worte: „Der Wechselbalg soll sie nicht haben, die Anne! Fluch über ihre Mutter, die sie ihm kuppelte! — Fluch dem Müller! — Anne, komm zu mir — fort aus der Sägemühle — ich baue dein armes Hüttle wieder auf — fort von dem Wechselbalg — Peter, ich lass' dir die Anne nicht!" — Er sprang in wilder Hast auf und fiel dann besinnungslos zu Boden. Das alte Weib hatte große Mühe, Johann auf ihr Lager zu bringen, dann holte sie ihm aus einer nahen Quelle frisches Wasser. Es war dies das einzige Wundertränklein, das die Hexe dem Kranken reichte.

„Jetzt könnte ich Hexenkünste brauchen," sprach sie höhnisch, „wenn es Zauberei und Teufelsspuk gäbe! Einst glaubte ich selbst daran und stellte mich lange Nächte auf Kreuzwege, um mich bösen Mächten zu verschreiben.

Digitized by Google

O damals kochte Haß und Rache in mir, als ich mit meiner Schande unter dem Herzen meiner Heimat entfloh! Der alte Schäfer, der mich barmherzig zu ſich nahm, beſtärkte mich in meinem Wahne und lehrte mich dies und das, und reizte mich mehr zu können als die Andern. Ihre Scheu und Furcht war meine Freude, ihre Verachtung kümmerte mich wenig, — bis ſie heranwuchs, mein Kind, meine ſchöne Regine! — Sie ſollte mein verachtetes Loos nicht theilen, — da that ich ſie von mir, — o hätte ich es nie gethan!" — Sie verhüllte ihr Geſicht und ſchien alles um ſich her, ſelbſt den Kranken zu vergeſſen — da ſchrie er auf in Fieberphantaſien: „Anne, mein Schatz, nimm den Wechſelbalg nicht zum Manne — du biſt verhext — die Trude hat dir's angethan, wie ſie deiner Mutter beiſtand, als du zur Welt kamſt! — Mach dich los — mach dich los von dem Peter — er iſt dein Unglück —!" —

Die alte Gertrud horchte auf. „Was redet er nur immer von dem Wechſelbalg und der Anne — und der Trude?" ſprach ſie vor ſich hin. Sie ſetzte ſich, ſonderbar erregt, an ſein Lager und lauſchte ſeinen Fieberträumen den Kummer ſeines Herzens ab und reimte ſich nach und nach eine Geſchichte zuſammen, welche ſie in längſt vergangene Zeiten zurückführte und mit Grauen erfüllte.

Johanns Zuſtand wurde gefährlich, doch ſeine gute Natur und Jugendkraft trugen den Sieg davon. Er kam wieder zum Bewußtſein, aber ſeine Geiſtesfähigkeiten waren geſchwächt, ſein Zuſtand glich dem eines Kindes. Matt lächelnd ſah er die Alte an, blickte in der Hütte umher und fragte mit ſchwachem, kindiſchem Tone: „Wo iſt die Regine? Warum kommt ſie nicht zu mir?" — „Regine? Was weißt du von der Regine?" fragte mit angehaltenem Athem die Alte. — „Iſt ſie denn nicht meine Mutter? Du biſt doch die Ahne; ſie hat mich lieb und bringt mir ſchöne Sachen. Sie ſoll kommen." — „Johannes!" rief das Weib. „Du biſt Johannes?" Und ſie verbarg ihr Haupt an ſeinem Bette.

Johann fuhr ſich über die Stirne — ſein Bewußtſein rang nach Klarheit, aber ſeine Kopfnerven waren noch zu ſehr abgeſpannt, als daß er lange nachzudenken vermochte. Er ſchloß erſchöpft ſeine Augen und fiel in einen langen tiefen Schlaf. Wunderbar geſtärkt erwachte er endlich, doch mit ſeinem vollen Bewußtſein kehrte auch die Erinnerung an Anne und ſein Schmerz zurück. Was in ſeinem geſchwächten Zuſtande durch die Gegenwart der Alten und die Umgebung der Hütte vor ſeinem Geiſte aufgetaucht

Digitized by

war, hielt er für einen Traum, den er ſchon öfter, nur undeutlicher geträumt und jetzt für ein Spiel des Zufalls hielt. Doch machte die Hütte und der Anblick Gertruds einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn, den er in dem kranken Zuſtande nicht empfunden hatte, in welchem er ſie zum erſtenmale erblickte.

Die Alte erzälte ihm von ſeiner ſo ſchnell ausgebrochenen böſen Krankheit und entlockte ihm mit leichter Mühe nun auch im bewußten Zuſtande den Inhalt ſeiner Fieberträume und alles, was ſie mit Beſtimmtheit zu wiſſen verlangte. Als er von der nahen Heirath Peters mit Anne ſprach, fuhr ſie entſetzt zuſammen. „Das darf nicht ſein!“ ſchrie ſie auf. „Raffe dich empor, Johann. Noch heute Nacht müſſen wir fort, heute iſt der dreizehnte Tag, daß du in meiner Hütte weilſt, und morgen wollen ſie Hochzeit in der Sägemühle halten, wie du ſagſt. Auf, Johann, erhebe dich! Dies darf nimmermehr geſchehen, ſoll Gottes Fluch ſie nicht alle treffen.“

Johann, welcher jetzt erſt erfuhr, wie lang er krank geweſen, raffte ſich mit der äußerſten Anſtrengung ſeiner Kräfte zuſammen. Der Ausſpruch der Hexe, obſchon er ſich gar nicht denken konnte, wie ſie dieſe Heirath hintertreiben könne, gab ihm dennoch einige Hoffnung und mit ihr wieder Lebenskraft und Muth.

Nach Mitternacht machten ſie ſich auf den Weg, aber es ging nur langſam vorwärts. Die Alte war nicht mehr an weites Gehen gewöhnt und ihre mürben Knochen rührten ſich nur noch nach ihrem feſten Willen; auch Johann fühlte bei dem weiten Gange nur zu ſehr, wie krank er geweſen. Selbſt das friſche Erwachen des Tages und der belebende Sonnenſtrahl ſtärkten nur wenig die müden Wanderer; aber ſie mußten vorwärts, — das ſtand in dem Weibe und Johann feſt, und dieſer Wille brachte ſie weiter, immer weiter. Ihre Haſt wurde immer ängſtlicher, je mehr ihre Kräfte ermatteten. Johann ſah mit unſäglicher Angſt die immer höher ſteigende Sonne, — nicht minder ſchien das Weib in unheimlicher Seelenpein befangen zu ſein.

Endlich ſtanden ſie an dem Abhange, der nach der Sägemühle führte. Johann horchte auf den Ton der Sägen, aber er vernahm ihn nicht; ſie ruhten heute, denn heute war ja Feſttag in der Mühle — Peter führte Anne zum Altare. —

Todtenbleich, mit niedergeſchlagenem Blicke, ſtand die Braut feſtlich geſchmückt, den Brautkranz auf den blonden Flechten, an der Hand

Digitized by Google

des alten Müllers vor dem Hauſe, bereit, den Wagen zu beſteigen, welcher ſie nach der Kirche bringen ſollte. Außer dem Brautpaare und den Eltern waren nur einige Zeugen geladen. Der Müller wollte gegen den Wunſch ſeines Sohnes eine ſtille, einfache Hochzeit halten. Peter ſchickte ſich auf Müalns Rath, der ſich bis jetzt ſo gut erwieſen hatte, ohne Widerſtand auch in dieſe Anordnung, aber alle ſeine Fibern waren bis zum Zerſpringen angeſpannt durch die ungewohnte Bezwingung ſeiner wilden Leidenſchaften und aller ſeiner herrſchſüchtigen und böſen Pläne. Sein häßliches Geſicht war dunkel gefärbt und aufgedunſen und vergebens ſuchte er ſeine gerötheten Augen niederzuſchlagen. Gierig blickten ſie auf ſeine Beute. Durch Annens Herz zog ein eiſiger Hauch, ſo oft ihr Auge dem ſeinigen begegnete, und ſein Schlag wurde ſchwer und langſam, als ſolle dies junge Leben bald für immer ſtille ſtehen.

Der alte Müller warf einen beſorgten Blick auf die blaſſe, zitternde Braut, an die ſich alle Freude und Hoffnung ſeiner ganzen Zukunft knüpfte. Peter ſchien ſo umgewandelt, ſo ſehr zu ſeinem Vortheile verändert, ſeitdem das Mädchen in der Mühle war, daß er ſicher hoffte, ſie werde als ſein Weib ihn ganz zum Guten lenken können; er ſah eine Verſöhnung mit der Vergangenheit, die ihn oft ſchwer drückte, in dieſer Verbindung, eine Verſöhnung für eine Schuld, die in ſeinem Leben lag und bis jetzt ſeine Tage getrübt hatte. Er dankte Gott zu jeder Stunde dafür und ſegnete Anne in ſeinem Herzen, ſo oft er ihrer dachte, und nahm ſich vor, ſie ſo glücklich zu machen, wie ſein Reichthum es nur vermöchte. Ihre ſtille Trauer und ſanfte Ergebenheit erweckten wohl oft ſein Mitleid; allein er dachte, ſie werde ſich an den widerlichen Anblick Peters nach und nach gewöhnen und in der Wohlhabenheit und einer behäbigen Lebensweiſe, die ihr bis jetzt völlig fremd geblieben war, bald Entſchädigung und Freude finden. Er faßte ſie um ihre weiche Taille, um ſie auf den harrenden Wagen zu heben — da ſchrie eine kreiſchende Stimme von dem Abhange herab: „Haltet ein! Haltet ein! Im Namen Gottes ſage ich dies.“ —

Peters Geſicht färbte ſich noch dunkler und ſeine Bruſt keuchte ſchwer. Der Müller ließ erſchrocken Anne los und ſah ſich um. Die alte Gertrud trat ihm entgegen.

„Was willſt du thun, Sägemüller?“ ſagte ſie in feierlicher Weiſe. „Willſt auch noch im Alter ſündigen? Iſt es nicht genug, daß du ſie unter den Boden gebracht, willſt du auch dies junge Blut hier zu Grunde richten?

Digitized by

Sieh ſie an, die bleiche Hochzeiterin, — ſo hat die Regine ausgeſchaut, als du die reiche Bauerntochter an den Altar führteſt; drei Jahre nachher begrub ich ſie. Dieſe da macht's nicht ſo lange. Gib ſie dem Burſchen, der ſie liebt und den ſie wieder liebt; thue es, Müller, und zwinge mich nicht, mehr zu ſagen." —

Der Müller erzitterte und ſah die Sprecherin voll Entſetzen an; aber Peter ſchrie wild auf: „Werft die alte Hexe in den Weiher! Es iſt die Gertrud aus dem Tannengründle, — und dich, ſchlechter Knecht, werfe ich ſelbſt hinein!" — Er ſtürzte auf Johann zu, der völlig erſchöpft an der andern Seite des Brautwagens lehnte und halb bewußtlos vor ſich niederſah. Ehe man es hindern konnte, faßte Peter den ſich nur matt Sträubenden und zog ihn nach dem Waſſer hin. Erſtarrt ſtanden die Hochzeitgäſte.

„Halt ein!" ſchrie der Müller. „Begehe kein Verbrechen!" — Aber Peter hörte nicht auf ihn. Er rang mit Johann, dem die drohende Todesgefahr wieder einige Kraft verlieh.

Anne, welche von Schrecken erfaßt, regungslos dageſtanden hatte, begriff plötzlich die Gefahr des Geliebten, ſprang zu den Ringenden und hing ſich an Johanns Arm. „Laſſ' ihn, Peter! Laſſ' ihn, du boshafter Wechſelbalg! Er iſt mein Schatz, ihn hab' ich gern; dich haſſe ich wie die Hölle!" — „So geht Beide zum Teufel!" brüllte außer ſich vor Wuth der Mißgeſtaltete und drängte das liebende Paar, welches ſich feſt umſchlungen hielt, an den Rand des Teiches. Noch ein Stoß, und ſie lagen im naſſen Grabe. Aber der Müller hielt Peters Arm von dieſer grauſen That zurück; auch kamen die Andern dazu, und der raſende Peter wurde mit Gewalt von Johann getrennt, der, einer Ohnmacht nahe, mit ſeligem Lächeln in Annens Antlitz ſchaute, das dieſe weinend über ihn beugte.

„Wer gab dir ein Recht, dieſe Hochzeit zu unterbrechen?" fragte einer der Zeugen die alte Gertrud, mit halber Scheu die gefürchtete Hexe betrachtend. — Sie gab keine Antwort und ſchien im Kampfe mit ſich ſelbſt zu ſein, dann richtete ſie, wie von einem feſten Entſchluſſe gehoben, ihre gebeugte Geſtalt hoch empor und ſprach frei umherblickend: „Ich wollte als Hexe ſterben, geſcheut und gefürchtet von euch, dummem Volke, deſſen Aberglauben ich verlache; aber es ſoll anders ſein. Drum hört! Weil ich in meiner Jugend betrogen worden, wollt' ich an der Welt mich rächen, die mir verhaßt geworden, und ergab mich der Zauberei. Ich war ſo dumm wie ihr und glaubte daran; aber wie ich einſam lebte und den geheimen

Digitized by Google

Dingen bis auf den Grund nachging, ſah ich, daß alle Zauberei eitel Lug und Trug iſt, und alles, was ihr für Geſpenſter, für Hexen und Truden haltet, ſeine ganz natürlichen Gründe hat — ihr verſteht ſie nur nicht und wollt ſie nicht verſtehen lernen, weil das Geheimnißvolle und Wunderbare euch mehr gilt, als Verſtand und Weisheit und euch oft eure Sünden zudecken hilft. — Als der Sägemüller mein unglückliches Kind, meine ſchöne Regine, verließ, bemäntelte der Aberglaube ſeine Untreue; das Kind der Hexe konnte er doch nicht freien, und er führte die reiche Bauerntochter heim. Aber das Hexenkind wollte ſich rächen für ſein unverſchuldetes Weh, und der Aberglaube, welcher es unglücklich machte, ſollte ihm dazu verhelfen."

„Was geht das aber uns an und meine Heirath mit Anne?" unterbrach ſie Peter mit gedämpfter, unſicherer Stimme. — „Dich geht es am meiſten an," fuhr Gertrud fort, „denn du biſt der Wechſelbalg, den die unglückliche Regine in die Wiege legte, welche an dem Bette der Müllerin ſtand, und dafür ihr ſchönes Kind mit ſich nahm, deinen Sohn, Sägemüller!" — „O!" ſtammelte dieſer, „wie iſt mir? Sage, Hexe, was geſchah mit meinem armen Kinde?"

„Regine trug es in die Hexenhütte im Tannengründle und pflegte das Kind und liebte es wider ihren Willen, als wäre es ihr eigen. Oft und ſchwer bereute ſie, was ſie gthan. Als ſie ſtarb, da wurde das Kind mir ein nagendes Weh und eine Laſt, — ich ſetzte es aus." — „Mein Kind, mein Sohn!" ſchrie verzweiflungsvoll der Müller, während Peter mit gläſernen Augen und blau unterlaufenem Geſichte das Weib anſtarrte und mit ſchwerer Zunge herausſtieß: „Sie lügt, — ſie lügt, die vermaledeite Hexe!" — „Mit dem Lügen hat's ein Ende!" erwiderte Gertrud kalt. „Du biſt nicht der rechte Sohn des Müllers, aber auch kein Trudenkind, biſt deiner Hochzeiterin Zwillingsbruder, biſt dort der armen Wittwe Sohn." — Peter ſtieß einen fürchterlichen Schrei aus und ſtürzte zuſammen.

„Mein Kind!" ſchrie Anne's Mutter. „Dies mein Kind, das die Trude mir abgefordert, als ſie mir beigeſtanden in meiner Noth, und der ich es gab, weil zwei Kinder mir zu viel waren? O wie ſchwer habe ich dieſe Sünde oft bereut!" —

Sie ſtürzte neben dem Peter nieder und überhäufte ihn mit Liebkoſungen; aber er gab ihr keine Antwort. Starr lag er in den Armen ſeiner Mutter. Ein Schlag hatte ihn gerührt. Alle reihten ſich um ihn, man ſuchte ihn ins Leben zurückzurufen, aber vergebens, er ſtarb nach wenigen

Digitized by Google

Minuten, von seiner Mutter verzweiflungsvoll beweint, die ihn einst liebelos der Trude überlassen. Die Vorwürfe, welche sie sich ihr ganzes Leben lang darüber gemacht und nur durch den Aberglauben zeitweise beschwichtigt hatte, erwachten bei dem Anblicke des Todten in verstärktem Grade und erweckten den peinigenden Gedanken in ihr, daß der Unglückliche sich vielleicht besser entwickelt und wohler gefühlt hätte in der armen Hütte, am Herzen einer liebenden Mutter, beschützt von ihr und umgeben von einer geliebten Schwester.

Anne weinte an Johanns Brust: „der arme Peter, mein unglücklicher Bruder!"

„Aber wo finde ich nun meinen Sohn?" jammerte der Müller und faßte Gertrud heftig bei der Hand und zeigte auf Peters Leiche. „Den hier hast du mir getödtet mit deiner Kunde — o sei barmherzig und zeige mir den Weg, wo ich den Lebenden finde?" — Gertrud schien sich an des Müllers Schmerz zu weiden, denn sie schwieg hartnäckig eine Weile, dann sagte sie finster: „Du stahlst mir mein Kind, mein einziges Kind — und ich soll das deine dir wiederschaffen?" — Er senkte trostlos sein Haupt und schwere Thränen rollten über seine Wangen. „O Herr, mein Gott, du strafst mich hart!" sprach er mit so tiefem Schmerze, daß Gertrud erbebte und ihr Mitleid erwachte; aber noch ehe sie mildere Worte sprechen konnte, umfaßte Johann den Müller und rief mit einem Tone, der die Umstehenden erschütterte, in überwältigender Freude und Rührung: „Vater, mein Vater! Ich bin dein Sohn. Sie kann's nicht läugnen, was so laut mein Herz dir zuruft!" —

Anne umfaßte des Müllers Knie, der zitternd in Johanns Armen lag. „Ist's denn wahr?" schluchzte er. „Du mein Kind? Du, den ich liebte vom ersten Augenblicke an? Du, Johann, mein Sohn? O ich glücklicher Vater! Ich habe ein braves, ein gutes, ein wohlgestaltetes Kind!"

Während des Müllers Herz aufjauchzte am Herzen des wiedergefundenen Sohnes, erlöst vom bangen Aberglauben, der ihn ein halbes Leben lang als Spielball böser Mächte erscheinen ließ, jammerte Annens Mutter über der Leiche des Mißgestalteten, dessen böses Thun und grauses Ende sie der Sünde zuschrieb, daß sie ihn einst bösen Menschen anheimgegeben. Denn war es auch keine Trude, so war es doch die Tochter einer Hexe, der sie das Kind überlassen hatte; daß die alte Gertrud keine Hexe sei, glaubte sie nimmermehr. Sie überließ sich trostlos ihren Gewissensbissen. Daß die

Digitized by Google

Geſchwiſter gar zum Brautzuge geſchmückt neben einander geſtanden, machte ihre ſchwachen Verſtandeskräfte ſo wirr, daß ſie keinen klaren Anhaltspunkt für alles dieſes finden, keine verſöhnende Löſung mehr begreifen konnte. Wild riß ſie den Brautkranz von Annens Haupt und warf ihn mit allen Zeichen eines wirren Entſetzens in den Weiher, dann umfaßte ſie verzweiflungsvoll die Leiche ihres Sohnes und ächzte und ſtöhnte ſo lange fort, bis man ſie neben ihm zur ewigen Ruhe legen konnte.

Der Müller hatte mit der alten Gertrud noch eine geheime Unterredung, worin ſie ihm von Reginen erzählen mußte, dem Mädchen, das er in ſeiner Jugend heiß geliebt, dem er ſeine Treue verpfändet und das er dann verlaſſen hatte, nachdem er erfahren, ſie ſei das Kind der Hexe im Tannengründle. Er hatte dies ſpäter oft bereut, indem er ſich bei genauer Prüfung ſeines Innern eingeſtand, daß nicht der Aberglaube allein, ſondern auch das reiche Erbe ſeines nachherigen Weibes großen Einfluß auf ihn gehabt habe. Er ſah das mißgeſtaltete Kind und ſeines Weibes Schwermuth und frühen Tod als gerechte Strafe dafür an. Was er von Peter halten ſolle, wußte er ſelbſt nicht recht, er hatte gleich nach der Geburt das Kind nicht ſelbſt geſehen, und ſeines Weibes Behauptung, Peter ſei ein Wechſelbalg und nicht das Kind, das ſie geboren, ließ ihn nicht über den anerzogenen Aberglauben Herr werden, während des Pfarrers vernünftige und eindringliche Vorſtellungen, die dieſer ihm machte, als er ihn um Rath in der ſchlimmen Sache fragte, auch wieder große Zweifel in ihm erregten. Daß das böſe, mißgeſtaltete Kind eine Strafe für die Sünde ſei, die er an Reginen begangen, mochte Peter nun ein Wechſelbalg ſein oder nicht — blieb bei ihm feſte Ueberzeugung und trübte ſein ganzes Leben. Es erleichterte jetzt faſt ſein Gewiſſen, daß Regine ſich ſo furchtbar rächte, indem ſie den Aberglauben von Annens Mutter benützte, welcher ſie durch ihr Stöhnen in die Hütte gezogen, beigeſtanden und das mißgeſtaltete Kind, ohne es ihr zu zeigen, als Lohn für ihre Hülfe gefordert hatte, die ſie für eine übernatürliche ausgab, um es dann, den günſtigen Moment benützend, mit des Müllers Kinde zu vertauſchen.

„Ihr ſeid quitt!“ ſagte die alte Gertrud. „Sie wird dir vergeben, — vergib du ihr! Zu euren Sünden hat der Aberglaube euch willig die Hand geboten. Er ſtammt nicht von Oben, er ängſtigt und erſchreckt die Gemüther, verdummt den Kopf und verheimlicht oder bemäntelt oft böſe Thaten. Drum treib' ihn fort aus deinem Hauſe! Was euch geheimniß-

Digitized by Google

volles aufſtoßen mag in Flur und Feld, oder wo es ſonſt ſei, forſchet ihm nach, und ihr werdet ſtets finden, daß es nicht wunderbarer iſt, als alles, was ihr täglich vor Augen habt. Was ihr Truden nennt, ſind eigenthümliche Dünſte, welche da und dort oft plötzlich in dieſer Gegend aufſteigen und vergehen; ſo vergeht aller Aberglaube und Hexenſpuk, wenn man ihm nachforſcht. Ich habe dies an mir erfahren. Lange Jahre ſuchte ich nach Zauberkräften und böſen, geheimen Mitteln, — mein Suchen und Forſchen, mein Nachdenken in der Einſamkeit aber lehrten mich, daß alles natürliche Dinge ſeien, — doch ich hieß eine Hexe, — ich war verfehmt und blieb es auch und werde es bleiben bis an mein Ende. Dann fahre ich zur Hölle, und ſie werden jubeln, daß die Hexe im Tannengründle der Teufel geholt hat." — Gertrud lachte höhniſch auf, dann aber ſetzte ſie mit einiger Rührung hinzu: „Niemand wird um die Hexe weinen. — Ade, Müller! Glück und Segen ſei mit dir und deinem Hauſe!" — Sie ging, — und man ſah ſie auf der Sägemühle nicht wieder.

Nach einiger Zeit hieß es, die Hexe im Tannengründle ſei in die Hölle gefahren, — und in manchem Hauſe athmete man leichter bei dieſer Nachricht; nur in der Sägemühle gedachte man dankbar der alten Gertrud, welche durch ihr Erſcheinen ſo großes Unglück abgewendet, — und weinte im Stillen eine Thräne um die todte Hexe.

Glück und Zufriedenheit blühten fortan in der ſtillen Sägemühle. Johann und Anne wurden ein glückliches Paar. Sie kämpften muthig gegen den tief eingewurzelten Aberglauben ihrer Heimat und gönnten ihm keine bleibende Stätte mehr in ihrem Hauſe. Wollte er ſich zuweilen noch bei Annen regen, ſo mahnte der junge Müller gleich daran, wie in ſeinem Gefolge ſich die Sünde gezeigt und beinahe die gräßlichſten Verbrechen begangen worden wären. Da ſchauderte ſie und bezwang ſogleich das anerzogene Vorurtheil. Einfacher frommer Glaube, von ſo trüben Flecken gereinigte Religioſität erhöhten ihr Liebesglück und verſchönten wunderbar ihre häuslichen Freuden.

Annens Jugendgeſpielin, die etwas leichtfertige Margarethe, erhielt von dem glücklichen Paare die für Johanns Auswanderung beſtimmten dreihundert Gulden mit auf den Weg nach Siebenbürgen. Dort ging es ihr ziemlich gut; auch fand ſie endlich einen Burſchen, der ſie zum Altare führte.

Digitized by Google

Aus Jenas Jubelfeier.

Von

Fr. Friedrich.

(Schluß.)

3. Der Festzug.

„Morgens um sechs Uhr auf dem Markte Gesang der beiden Lieder: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut," und „Eine feste Burg ist unser Gott." Um acht Uhr Begrüßung der Deputationen im oberen Saale der neuen Bibliothek. Um neun und ein halb Uhr Festzug von der neuen Bibliothek den Fürstengraben hinauf durch die Johannisstraße in die Stadtkirche." — So lautete das Festprogramm. Unendlich viele lagen aber morgens um sechs Uhr noch in süßem Schlummer und sangen deshalb auch die Lieder nicht mit, und ebenso viele hatten wenig Lust dem Empfange der Deputationen beizuwohnen, denn Deputationen sind immer langweilig. Weiße Westen und weiße Handschuh, steife Verbeugungen, und wenn es gestattet wird, lange und steife Reden, das ist alles und konnte in Jena nicht besser sein, als es an anderen Orten ist — Deputationen sind sich überall gleich, und wer eine gesehen, hat für seine ganze Lebenszeit genug daran.

Bis neun ein halb Uhr war aber viel Zeit. Der Morgendurst war bald gestillt und die Zeit bis dahin nicht besser auszufüllen als durch eine Wanderung durch die alten und bekannten Straßen der Stadt.

Jedes Haus war festlich geschmückt mit Fahnen, Kränzen und Guirlanden; das hatten wir in andern Städten auch schon gesehen — aber einen Schmuck trug die Stadt, wie ihn kaum eine zweite deutsche Stadt aufzuweisen haben dürfte. Auf kleinen Blechschildern standen die Namen derjenigen Männer, welche Deutschlands Stolz sind und einst in Jena gelernt und

Digitized by

gelehrt haben, an den Häusern, wo sie einst gewohnt, und darunter waren die Jahre bemerkt, in denen sie in Jena geweilt. Ein heiliges und zugleich wehmüthiges Gefühl zog in die Brust ein, wenn man diese Namen und die oft so bescheidenen, fast ärmlichen Stätten, an denen sie gewohnt, erblickte. Und doch war es zugleich, als ob der Geist all dieser Männer über der Stadt schwebte und wie ein Freiheitshauch durch sie hin zöge. Fast jedes Haus in Jena ist durch jene kleinen Schilder zu einem Denkmale für alle Zeiten geworden, und wenn man auf jene Namen blickte, so war es Einem, als ob die Geschichte des Menschengeistes und der Wissenschaften seit drei Jahrhunderten wie ein Bild vor dem Geiste vorüberzöge. Dort wohnte der erste Professor Jenas, Striegel, dort Melanchthon, der geistige Fels der Reformation. Jenes Haus dort trägt die Namen Alexanders von Humboldt, des Meisters aller Wissenschaften, seines Bruders Wilhelm, und noch fünf bis sechs anderer berühmter Männern. Dort wirkte und schuf Schiller, dort in dem stolzen Hause Göthe, der Dichter und Minister. Jenes Dach hat einst die beiden Schlegel und Hegel, jenes Schelling und ein anderes Fichte, Fries und andre beherbergt. Dort hatten Blumenbach, dort Oken, dort Lichtenstein, Friedrich II., Gall und andere gewohnt.

Das war Jenas schönster Jubelschmuck. Das ist auch nicht verraucht und geschwunden mit den drei lustigen Tagen, das wird noch nach Jahren so sein, und wenn auch einst all die alten Häuser zerfallen und vernichtet sind, immer wird die Geschichte noch die Namen aufbewahren und mit Stolz nennen, deren Geisteswiege in Jena stand.

Und blicken wir auf all diese Männer zurück — weht nicht durch all ihr Wirken und Schaffen der freie, frische Geist hindurch, der von jeher in Jena gewohnt, der noch immer und immer gleichsam mit jedem frischen Lufthauche, der von den nahen Bergen kommt, in die Stadt und in die Herzen dringt? Ja, es gibt nur ein Jena, in dem der Geist der Freiheit so mächtig und gewaltig weht, und wollt ihr begreifen, woher es kommt und was es ist — seht, ihr hättet an den Abenden der Jubeltage nur an dem alten Burgkeller vorüber zu gehen brauchen, hättet den Wahlspruch der alten Burschenschaft: „Freiheit, Ehre, Vaterland!“ im bunten Lampenlicht glänzen sehen sollen, und es würde eine Ahnung in euch aufgestiegen sein, worauf die Freiheit des Geistes sich stützt, woher sie kommt und was sie gibt und erhält.

Die Zeit des Festzuges rückte heran, die Gäste strömten vor die neue Bibliothek, welche ihnen als Versammlungspunkt angegeben war, und

Digitized by Google

harrten der Dinge, die da kommen ſollten. Aber die Dinge kamen nicht, das heißt der Zug ſetzte ſich nicht in Bewegung. Zwar waren die Büchſenſchützen Jenas, Apoldas, Weimars, Gothas und verſchiedener anderer Städte längſt aufmarſchirt, und zwar mit wichtigen Philiſtermienen und ſteifen Beinen; die Schulen und Inſtitute mit ihren Lehrern ſtanden marſchbereit, die Geiſtlichkeit und ſtädtiſchen Behörden hatten ſich eingefunden, und die Zünfte, Innungen und bürgerlichen Geſellſchaften waren längſt auf dem Platze, denn es war Sonntag, und ſie hatten nichts zu thun. Die Deputationen und Ehrengäſte befanden ſich auf der Bibliothek, die Burſchen und anderen Gäſte — alle, alle waren da und ſtanden vier Mann hoch in Bereitſchaft — aber der Zug ſetzte ſich dennoch nicht in Bewegung. Alle Straßen, durch welche der Zug kommen ſollte, waren zum Erdrücken mit Menſchen erfüllt, die meilenweit aus der Umgegend herbeigeſtrömt waren — es half alles nichts, der Zug war in völliger Bereitſchaft, nur rührte er ſich nicht. Hier und dort kamen ſchon einzelne Deſertionen aus Reih und Glied nach dem nahen Fürſtenkeller vor, denn dort in kühler Laube bei einem Glaſe Erlanger zu ſitzen, war bequemer als vier Mann hoch in Sonnenſchein und Hitze vor dem Bibliotheksgebäude zu ſtehen. Die Deſertionen mehrten ſich, aber die Deſerteure kehrten endlich wieder, und der Zug ſtand immer noch ſtill.

Niemand wußte, an wem die Schuld lag. Die Erſten ſchimpften über die Letzten, und die Letzten über die Erſten, und das ungeduldig harrende Publikum über alle. Da verlor zuletzt ſelbſt der Himmel die Geduld, denn ein ſtill ſtehender Feſtzug kann auch aus der Vogelperſpective langweilig werden, und ließ ein Gewitter heraufziehen. Das half! Die ſtudentiſchen Chargirten und Marſchälle liefen ordnend in die Kreuz und Quere, Tauſende von Augen blickten beſorgt zu den näher und näher heranziehenden Wolken auf, und nur die Beſchirmten ſahen dem Gewitter mit einem unverſchämten Gleichmuthe entgegen. Und der Zug ſetzte ſich wirklich unter Trompeten und Paukenſchlag, unter Donner und dem Läuten der Glocken in Bewegung. Die Fahnen flatterten, die Federn auf den Baretten der Marſchälle nickten vergnügt und wohlgefällig. Da fielen die erſten Regentropfen. Erſt langſam und einzeln, aber dann immer häufiger und dichter. Noch dachte niemand daran zu deſertiren und ſich zu blamiren; als aber der Regen ein- und zudringlich zu werden anfing, als er den neuen Röcken und Hüten für immer den Glanz zu rauben drohte, ſchauten ſich Zahlreiche nach einer Lücke zwiſchen den Zuſchauern um, durch welche ſie ent-

Digitized by Google

fliehen könnten, aber wie eine feste Mauer standen sie zu beiden Seiten, durch ihre drängenden Hintermänner selbst an der Flucht gehindert.

Plötzlich erscholl eine helle schrillende Frauenstimme: „Gustav, dein neuer Hut, dein neuer Hut!“ und der Genannte, eine ächte Philisterseele aus der Rubrik der Innungen und bürgerlichen Gesellschaften, machte sich sogleich durch die Angst und den Schrecken, welche ihn befielen, bemerkbar. Er entschloß sich indeß rasch, denn die Worte seiner Gattin schienen lauter und drohender in sein Ohr gedrungen zu sein als alles Donnern des Himmels; er eilte aus Reih und Glied hervor, lief an dem Zuge hinauf, um zwischen den Zuschauern eine Lücke zu finden, aber vergebens. Er eilte darauf wieder zurück nach der andern Seite, seinen Hut unter dem Schooße seines Rockes bergend und sein Haupt erbarmungslos dem Regen preisgebend, aber auch hier fand der Verzweiflungsvolle überall eine undurchdringliche Mauer, und ein lautes Hurrah und Hohngelächter der Menge verfolgte ihn und hetzte ihn von einem Orte zum andern. „Gustav, dein neuer Hut, dein neuer Hut!“ erschallte es aus hundert Kehlen, bis der Gehetzte endlich in finsterer Verzweiflung beschloß, seiner Gattin, dem Himmel und allen Menschen zu trotzen. Er setzte den Hut wieder auf den Kopf, trat wieder in Reih und Glied ein und marschirte weiter der Kirche zu in untadelhafter Haltung.

Im langsamen Schritte hatte der Festzug begonnen, denn die Büchsenschützen hielten etwas auf Tempo und guten Paradeschritt, aber unwillkürlich wurden die Schritte immer größer und rascher, die Hintermänner drängten, und zulezt ging es fast im Trabe durch die festlich geschmückten Straßen. Im Regen hört alles auf, Begeisterung und Ehrgefühl, und die Nässe dringt sowohl dem Burschen auf die Haut wie dem Philister — den Schnupfen bekommen beide.

Mit einer wässrigen Stimmung ging es in die Kirche hinein mit Trompeten und Paukenschall, mit Fahnen und Schlägern, und das alte große Haus vermochte die Tausende, die gekommen waren, kaum zu bergen. Da war kein Plätzchen unbesetzt, Kopf reihte sich an Kopf. Die Predigt des Dr. Schwarz war aber dazu angethan, die Herzen zu entflammen und die erweichte Begeisterung wieder zu heben. Die sprach es offen aus was Jena groß und berühmt gemacht, was Tausende und Tausende seiner Söhne zu seinem Ehrenfeste herbeigezogen — das sei die Luft der Freiheit, der Geistesfreiheit, die dort von jeher geherrscht und gewohnt. Frei lehren und frei

Digitized by Google

lernen, das sei der Wahlspruch, der Jena für alle Zeiten mächtig schützen und schirmen werde, trotz aller Angriffe und Verleumdungen.

„Stoßt an! freies Wort lebe! hurrah, hoch!
Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der bleibt fürwahr ein erbärmlicher Wicht,
Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!"

---

4. Die Commerce im Paradiese.

Der zweite Jubeltag mit seinem Festzuge in die Collegienkirche, wo der Professor eloquentiae eine lange und gelehrte Jubelrede hielt, mit seinem Festdiner der eingeladenen Gäste, bei dem viele Toaste ausgebracht und noch mehr Champagner ausgetrunken wurde, mit seinem Balle Abends in den Rosensälen, an dem nur weiße Westen, weiße Halstücher und weiße Handschuhe theil nehmen durften, war glücklich zu Ende gebracht. Auch der größte Theil des dritten Tages war mit dem Festzuge und den Ehrenpromotionen der vier Facultäten rasch entschwunden, aber der beste Theil dieses Tages und der ganzen Jubelfeier sollte nachfolgen, nämlich die Commerce im Paradiese, zu denen die Stadt Jena das Bier schenkte.

Commerce hatten all die Tausende alter und junger Burschen, welche zu der Jubelfeier zusammen gekommen waren, schon mitgemacht, aber noch keine Commerce im Paradiese. So gut war es ja selbst dem Adam und der Eva nicht geworden, so gut wird es sobald auch den sterblichen Menschen nicht wieder werden. Und obenein schenkte die Stadt Jena das Bier. Wir haben schon in vieler Menschen Städten und Dörfern commercirt, haben den Landesvater schon an manchen, manchen Orten gesungen, aber nirgends war uns das Bier geschenkt, überall haben wir es bezahlt und mehr als wir getrunken.

Da schlug manches Herz mit Ungeduld der vierten Nachmittagsstunde entgegen, wo die Commerce beginnen sollten, und der Durst wurde schon vorher durch manches Glas Bier angefacht. Von allen Seiten, von nah und fern waren Philister mit Weib und Töchtern herbeigeströmt, um dem lustigen Commerciren der alten Burschen zuzuschaun. Sie zahlten fünfzehn Neugroschen, dafür wurden sie zu Burschen gestempelt und hatten Eintritt in die Festhalle mit Zopf und Weib und Töchtern. Das hatte aber den Himmel geärgert. Für Burschen war die Festhalle erbaut, und Crinoline

Digitized by

hatten ſie eingenommen, deshalb hatte ſchon am erſten Morgen des Jubelfeſtes der Regen die Inſchrift über dem Eingange zur Ehrenpforte: „Siehe, das iſt Bruder Studium“ vernichtet. Erweicht und zerriſſen lag der Bruder Studium an der Erde, und Philiſter und Crinoline gingen darüber hinweg. Und er war nicht wieder aufgehängt, und es wäre auch nur ein Hohn geweſen. Zwar herrſchte an dieſem Tage in der Feſthalle und dem Paradieſe faſt allgemein das Du der Bruderſchaft, aber die Crinoline, die Crinoline — ſie ſpotteten der Brüderſchaft und des Bruder Studium, und noch ehe die einzelnen Burſchenſchaften und Corps mit Muſik, Fahnen, Schlägern und Chargirten angezogen kamen, füllten ſie bereits die Feſthalle und ſaßen auf den Bänken und an den Tafeln und hatten die Biergläſer in Beſchlag genommen, daß die Burſchen faſt verdurſten mußten.

„Hier iſt es ſchön, hier fühlt man, daß man unter Menſchen iſt,“ ſprach eine Mutter zu ihrer Tochter, als ſie in die mit Crinolinen und Burſchen, mit Zigarrenrauch und Staub, mit Bierduft und betäubendem Geräuſch erfüllte Feſthalle eintrat. „Ja, hier bleiben wir, bis alles vorbei iſt,“ erwiderte die Tochter, „wenn wir nur erſt einen guten Sitz recht nahe bei den Studenten und Bier hätten.“ Und der Gatte und Vater ſchritt mit einer ellenlangen Zigarrenſpitze im Munde und einem Geſichte, welches ausſah, als ob es Gardinenpredigten und Zahnweh und Bußtage erfunden hätte, hinterdrein und wehrte mit einem armdicken Philiſterſtocke jede Berührung mit dem Stahlrocke ſeiner Frau ab, denn ſo war ihm befohlen. Mit größter Mühe trug er eine Bank herbei, auf die ſtellten ſich ſeine Gattin und Tochter, um das Gewoge und Gedränge der Tauſende zu ſehen. Auch der gutmüthige Philiſter wollte ſich dies zu Nutze machen und ſtieg auf die Bank. Ein erzürnter Blick ſeiner Gattin ward ihm dafür zu Theil. „Bedenke doch mein neues Kleid,“ ſprach ſie unwillig, „du zerdrückſt es ja faſt,“ und die Tochter rief: „Die Bank wackelt, wenn du darauf ſtehſt; ich falle herunter, halte ſie lieber.“ — Und der gutgezogene Ehemann ſtieg herab und hielt die Bank mit beiden Händen feſt.

Gleich darauf kamen einige flotte und langbebärtete Burſchen, die ſtiegen ohne zu fragen auf die Bank, und die Mutter lächelte freundlich, obſchon ihr neues Kleid in die größte Enge gedrängt wurde. Der Standpunkt wackelte heftig, trotz aller Bemühungen des Philiſters ihn zu halten; die Tochter balancirte kokett, und als die Burſchen dies bemerkten und herabſteigen wollten, bat ſie dieſelben ja zu bleiben, denn ſie kenne kein ſchöneres Vergnügen als zu balanciren und ſich wiegen zu laſſen. — Und der Ehe-

Digitized by Google

mann und Vater? — Er ſtand geduldig dahinter, ſtützte mit dem Fuße die Bank, hielt die Biergläſer, aus denen ſeine Gattin und Tochter getrunken, in beiden Händen, hatte den dicken Philiſterſtock unter den Arm geklemmt und erfreute ſich der Ausſicht, welche ihm die Rücken ſeiner Damen darboten — ein ächtes, gutgezogenes Philiſterbild.

Und die einzelnen Studentenverbindungen mit ihren alten Mitgliedern hatten auf den Bänken und an den Tafeln vor der Feſthalle Platz genommen. Von der Tribüne herab flatterten ihre Fahnen und ſchwenkten ihre Präſides luſtig die Gläſer. Nach ſtürmiſchem Angriffe auf die mächtigen Bierfäſſer, welche an den beiden Eingängen der Feſthalle lagen, wurde das erſte Lied: „Auf, ſchwärmt und trinkt, geliebte Brüder!“ von Tauſenden und aber Tauſenden, unter welche die gedruckten Commercelieder vertheilt waren, angeſtimmt, und nach kurzer Friſt folgte ihm das alte Burſchenlied: „Stoßt an! Jena ſoll leben, hurrah, hoch!“ — Und gewaltig und mächtig rauſchte der Sang durch das Paradies hin und brach ſich an den nahen Bergen, die im Echo zurückriefen: hurrah, hoch — hurrah hoch. Die Geſichter der Damen glänzten und glüthen vor freudiger Begeiſterung, und in manches alte Burſchenauge drängte ſich eine heimliche Thräne. Jetzt ſtand er noch hier inmitten lieber und luſtiger Freunde, hier war er von freier, friſcher Luft umweht, hier tauchte all der Jubel, das Glück und der Freiheitsrauſch längſt entſchwundener Jahre in ſeiner Bruſt wieder auf und ließ ihn noch einmal empfinden, was es heißt: „frei iſt der Burſch, frei iſt der Burſch!“ — und wenige Tage, ja wenige Stunden ſpäter ſaß er wieder allein hinter ſeinen Acten oder auf ſeinem Dorfe als Pfarrer, bei Weib und Kind und Geſinde und Vieh, dann war all der Jubelrauſch entflohen und entſchwunden, und er war wieder, was er ſchon ſeit Jahren geweſen — ein Philiſter.

Immer luſtiger und lauter wurde das Leben, immer rauſchender wogte es durcheinander, immer wohler fühlten ſich die Damen. Die erſte Bierlieferung der Stadt Jena war ausgetrunken, hunderte von Stimmen verlangten nach neuem Stoffe, und eine Bierpoſt, auf welcher die geleerten Fäſſer aufgethürmt waren, jagte durch die lange, düſtere Lindenallee nach dem Brauhauſe der Stadt, um neuen Stoff zu holen. Hoch oben auf dem oberſten der Fäſſer ſaß ein Burſch, um die Biererpedition zu beſchleunigen, und ſeine Beine hingen an den Seiten des Faſſes herunter wie an den Flanken eines Pferdes. Im Fluge ging es zum Brauhaus und langſam zurück. Mit Jubel wurde die neue Sendung begrüßt, ungeſtüm wurden die Fäſſer von dem Wagen gerollt, und zahlreiche Burſchenhände waren

Digitized by Google

sofort bereit, sie in Empfang zu nehmen und an die Orte zu rollen, wo die Biernoth am größten war. Frisch vom Fasse wurden nun die Gläser den Damen kredenzt, welche die Burschen wie ein blumiger Kranz umgaben.

Und endlich wurde der Landesvater angestimmt — das war der Gipfelpunkt des Commerces. Da kam glühende Begeisterung über all die alten Burschen und Grauköpfe mit weißen, geistlichen Binden, welche die Mehrzahl der Gäste bildeten. Sie fühlten in ihrem Herzen ein Stück Jugendmuth und Jugendlust, und das hebt und weitet die Brust gewaltig und mächtig. — Die letzte Stunde der Jubelfeier rückte immer näher und näher heran, und minutenweis suchte sie jeder zu genießen und zu erfassen, minutenweis in seine Erinnerung einzuprägen, denn wer den schönsten und längsten Theil seines Lebens, die Zeit der Wünsche, Hoffnungen und Thaten hinter sich hat, der muß von der Erinnerung zehren, und wohl ihm, wenn sich solche Glanzpunkte in sein Gedächtniß drängen, wie Jenas Jubelfeier bildete.

Tausende waren zu frohen und lustigen Stunden vereint gewesen, Jünglinge, Männer und Greise, aus allen Ländern, aus allen Gauen Deutschlands waren sie gekommen — und doch herrschte unter allen — unter allen nur ein Geist, der Geist der Eintracht und Freude. Durch keinen Streit, durch keinen Unfall, durch keine leeren Principien wurden die Jubeltage Jenas gestört. Mit richtigem Takte erfaßten alle die Freude des Augenblicks und des Festes — das machte, es lebte und webte in allen, welche gekommen waren, noch ein Stück des alten frischen und freien Geistes. Darum schieden auch alle am folgenden Morgen so wehmüthig still. Es war nicht Ermüdung und ein Sinken der Begeisterung, es war das Gefühl, das hundert und aber hundert offen aussprachen: „Es giebt nur ein Jena!“ — Wir alle scheiden mit einem Herzen voll freudiger Erinnerungen aus ihm. Ob wir aber die traute Stadt je wiedersehen werden — das — das — doch

„Jena soll leben, hurrah, hoch!“ —

Digitized by Google

Der Kaiſer-Prophet von China.

Von

Corvin.

(Schluß.)

3.

Schon früher haben wir davon geredet, wie Hung-Siu-tſchuen ſich nach ſeiner Krankheit verändert hatte. Als junger Menſch war er heiter und offen und alle ſeine Kameraden liebten ihn, obwohl er ſie zu Zeiten ſeinen größern Verſtand und Witz fühlen ließ. Nach 1837 aber wurden ſeine Geberden und ſein ganzes Benehmen, wir möchten ſagen, großartiger; der Prophet in ihm, denn er fühlte ſich als ſolcher, machte ſich auch nach außen geltend, und die Zahl der Ungläubigen, die ihn noch immer für verrückt hielten, machte ſich über ſein ſeltſames Gebahren luſtig. Er nahm einen ruhigen, würdigen Gang an, ſprach nicht ſo viel als ſonſt und lachte noch ſeltener. Wenn er ſaß, war ſeine Stellung grade; er lehnte ſich weder rückwärts, noch ſeitwärts; ſeine Hände ruhten auf den Knieen und ſeine Füße ſtanden ein wenig auseinander. So konnte er ſtundenlang ſitzen, ohne zu ermüden. Seine Worte waren nun oft ſtrenge, und manche fühlten ſich dadurch beleidigt. Mit ehrlichen, wohlmeinenden Leuten, waren ſie auch noch ſo arm und geringen Standes, unterhielt er ſich gern und lange. Aber leichtfertige Menſchen konnten ihm keine Rede abgewinnen; er verachtete ſie, ſo reich und angeſehn ſie auch ſein mochten.

Propheten gelten nichts in der Heimat; das bewährte ſich auch Anfangs an Siu-tſchuen; allein als er in der Ferne Ruf erworben, gewann er auch Achtung zu Hauſe. Zwei Ehebrecher in jenem Ort fürchteten ſeinen Tadel ſo ſehr, daß ſie hinweggingen und mehrere Jahre ausblieben. Ein einflußreicher Mann, der Inſpektor über die Güter von zehn Dorfſchaften

Digitized by Google

war, erlaubte ſich große Bedrückungen. Siu-tſchuen verſammelte achtzig bis neunzig Familien und ſetzte den Mann ab und einen Andern an ſeine Stelle. Der Abgeſetzte war klug genug, ſich nicht zu rächen; er ſandte im Gegentheil Siu-tſchuen Geſchenke. In ſeinem Clan Hung führte er den Gebrauch von neun verſchiedenen Ruthen ein, auf deren jeder geſchrieben ſtand, was ſie zu beſtrafen habe: 1) Schlag' die Ehebrecher; 2) Schlag' die Weiberverführer; 3) Schlag' die den Eltern ungehorſam ſind; 4) Schlag' Diebe, Räuber und Spieler; 5) Schlag' alle Vagabunden, die Böſes im Schild führen u. ſ. w. Dieſe Ruthen wurden den Aelteſten der Familie gegeben; allein ſpäter, als Siu-tſchuen den Ort verließ, warf ſie einer ſeiner Onkel als Unſinn in den Fluß.

Im Allgemeinen war er in ſeinem Dorfe geachtet und vielleicht mehr noch, als ein beſonderes Weſen, gefürchtet. Es iſt nicht jedermanns Liebhaberei, ſich fortwährend anpredigen zu laſſen, und manche ſeiner Freunde wurden darüber ungeduldig und baten ihn, ſie mit ſeinem religiöſen „Schnickſchnack" zu verſchonen. Dieſe vermied er und pflegte zu ſagen: „Diejenigen, welche nicht an die wahre Lehre von Gott und Jeſus glauben, obwohl ſie alte Bekannte ſein mögen, ſind doch keine Freunde mehr von mir, ſondern ſie ſind Teufel (Dämonen). Dagegen alle, welche an Gott und Jeſus glauben, ſind wahre himmliſche Brüder und wahre Freunde. Glauben ſie nicht meinen Worten, dann muß jeder von ihnen ſeinen eigenen Weg gehen; ich kann ſie nicht in den Himmel bringen, und ſie ſollen mich nicht zur Hölle hinunter ziehen. Wenn meine eigenen Eltern, mein Weib, meine Kinder nicht glauben, ſo kann ich ſie nicht als meine Angehörigen betrachten, wie viel weniger andere Freunde! Nur die himmliſche Freundſchaft iſt wahr; jede andere iſt falſch. Was andere gewinnen, können ſie mir nicht mittheilen, und was ich gewinne, kann ich nicht mit ihnen theilen. Ich wünſchte nur, daß recht viele in den Himmel kommen möchten, und es ſchmerzt mich, daß ſie zur Hölle fahren ſollen. Deßhalb kann ich mich nicht enthalten, ihnen die wahre Lehre zu predigen."

Inzwiſchen blieb die Gemeinde in Diſtelberg ſtets noch die wichtigſte der Gottanbeter in China; dahin zog es Hung und ſeinen Freund Jung, und im fünften Monat 1849 brachen ſie dahin auf. Die beiden Apoſtel wurden dort von ihrer Gemeinde mit um ſo größerer Freude begrüßt, als man hoffte, daß durch ſie allerlei Streitigkeiten geſchlichtet werden würden,

Digitized by Google

die durch ſeltſame Vorfälle hervorgebracht waren, wie ſie unter religiöſen Gemeinden vorzukommen pflegen.

Während die Gemeinde im Gebet verſammelt war, bekam dieſer oder jener Krämpfe, fiel zur Erde und der ganze Körper war mit Schweiß bedeckt. In dieſem Zuſtand äußerten die „vom Geiſt Ergriffenen“ allerlei überſpannte Worte, Ermahnungen zur Buße, Prophezeihungen ꝛc., kurz allerlei, was oft ſo unverſtändlich war, daß es von Einigen für Offenbarung gehalten wurde. Die Chineſen waren geſcheut genug, die in ſolchen Zuſtänden geäußerten Worte niederzuſchreiben und mit ihrem Urtheil darüber zu warten, bis die höhere Autorität des Propheten darüber entſchieden haben würde, weil er wiſſen müßte, was Offenbarung war, da er ſelbſt dergleichen durchgemacht hatte. Er urtheilte ſehr kurz, ebenſo wie es ſchon einer der Erleuchteten ſelbſt, Yang-Siu-tſchin, gethan, daß dieſe Reden „zum Theil von Gott, zum Theil vom Teufel ſtammten.“

Hung Siu-tſchuen brachte nun Ordnung in dieſen ungeregelten Offenbarungsſchwindel; er führte gute Zucht ein und verbot den Genuß des Opiums, ja ſogar den des Tabaks und geiſtiger Getränke. Ehe er Prophet war, konnte er übrigens ſelbſt eine ziemliche Quantität Reiswein trinken; ſpäter begnügte er ſich mit drei Täßchen voll, um kein böſes Beiſpiel zu geben. Dabei wollen wir bemerken, daß dieſe Taſſen, woraus die Chineſen ihren Reisbranntwein trinken, nicht etwa unſern Bouillontaſſen gleichen, ſondern nicht größer ſind als etwa zwei Fingerhüte. In Kwang-ſi aber, hieß es, habe er ſich dieſes Genuſſes ganz enthalten; wenigſtens ſoll er dieſe Enthaltſamkeit von ſeinem Nachfolger verlangt haben.

Im fünften Monat des Jahres 1850 hatte Siu-tſchuen folgende Offenbarung: „In dem dreißigſten Jahr des Tau-kwang (1850) will ich Plagen niederſenden; diejenigen von euch, die ſtandhaft im Glauben bleiben, ſollen gerettet werden, aber die Ungläubigen ſollen mit der Peſt heimgeſucht werden. Nach dem achten Monat werden die Felder unbeſtellt bleiben und die Häuſer leer ſtehen; deßhalb rufe deine eigene Familie und Anverwandten hierher.“ — Er ſandte daher Kiang-Liung-chong nebſt zwei andern Gläubigen mit Briefen nach Hwa-hien, und des Propheten ganze Familie kam nach Kwang-ſi. Nach dem Tode des Kaiſers Taukwang, 1850, herrſchte wirklich die Peſt in mehreren Theilen der Kwang-Provinzen, was natürlich das Anſehn Siu-tſchuen's, wie die Zahl ſeiner Anhänger vermehrte. Viele

Digitized by

ſchloſſen ſich der Gottanbeter-Gemeinde an, in der Hoffnung, ſchon dadurch allein der Anſteckung zu entgehen.

Die chineſiſchen Autoritäten hatten bis dahin dem Treiben der Gottanbeter ziemlich ruhig zugeſehen und ſie im Allgemeinen als unſchädliche Schwärmer betrachtet. Es traten jedoch bald Ereigniſſe ein, welche dieſes Verhältniß änderten.

In den unzugänglichen Gebirgen von Kwang-ſi haben ſich ſeit langen Zeiten Räuber und andere Geächtete aufgehalten, die von hier aus ihre Gewaltthätigkeiten gegen benachbarte Ortſchaften ausübten. Die Zahl dieſer Leute hatte ſich in den letzten Jahren ſehr vermehrt und ſie hatten ſich in regelmäßige Banden vereinigt, deren Kühnheit von Tag zu Tag wuchs, ſo daß ſie ganz frei und offen Dörfer und ſelbſt Städte angriffen. Die meiſten dieſer Männer waren ſolche aus Kwang-tung und angrenzenden Provinzen, welche von den alten Einwohnern, den Punti, Fremde oder Anſiedler genannt werden — Hakka. Sie hatten zahlreiche Dörfer in Kwang-ſi, obwohl dieſelben nicht ſo wohlhabend waren wie die der Puntis, mit denen ſie in fortwährendem Streit lagen. Zu jener Zeit wurde dieſe Art von Erbfeindſchaft durch einen beſondern Vorfall auf's neue heftiger angefacht und führte endlich zu offenem Krieg.

Ein ſehr reicher Hakka, Namens Wun, hatte ein Mädchen als Concubine angenommen — wie das in China ganz geſetzlich iſt — und ſich mit den Eltern durch Zahlung einer Summe abgefunden. Dieſes Mädchen war aber ſchon früher einem Punti-Manne zur Ehe verſprochen worden, was ebenfalls nach dortigen Geſetzen bindend iſt, und dieſer verlangte ſeine Braut. Wun verweigerte ſie und die Sache kam vor Gericht. Die Mandarinen, wohl der ewigen Zänkereien müde, ſollen den Puntis gerathen haben, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen. Sicher iſt es, daß am 28. September 1850 der Krieg zwiſchen den Hakkas und Puntis ausbrach. Die Hakkas, durch ihre räuberiſchen und kampfgeübten Stammgenoſſen aus den Bergen unterſtützt, ſchlugen in den erſten Tagen die zahlreicheren Puntis; allein dieſe bekamen militäriſche Hülfe und das Blatt wandte ſich. Die Hakkas wurden geſchlagen und ihre Häuſer verbrannt, ſo daß ſie in dieſer Noth ihre Zuflucht zu den Gottanbetern nahmen, welche in kommuniſtiſchen Gemeinden von ein bis dreihundert Perſonen zerſtreut im Lande lebten. Die Hakkas beteten an, was man nur immer wünſchte, und erhielten ihren Antheil an der Nahrung der Gemeinde.

Digitized by Google

Dieſe Vereinigung mit den geſchlagenen Hakkas, nebſt Weibern und Kindern und was von ihrem Hausſtand übrig war, mit den Gottanbetern, zog dieſen natürlich die Feindſchaft der Puntis zu. Einige der letzteren, die zu einem großen Dorfe gehörten, nahmen in der Nähe eines Ortes, der Goldfeld heißt, einen Büffel weg, welcher das Eigenthum eines Gottanbeters war. Die Gemeinde derſelben verlangte das Thier zurück, und als dieſem Wunſch nicht gleich Folge geleiſtet wurde, entſchädigten ſie ſich durch Wegnahme einiger Kühe, die der ſtärkern Partei gehörten. Die Sache wurde indeſſen ausgeglichen, und die Thiere waren bereits ausgewechſelt und beide Parteien im Begriff zu ſcheiden, als die Puntis einige Schüſſe gegen die Hakkas abfeuerten. Dieſe wehrten ſich und trieben die Puntis in ihr eigenes Dorf zurück. Letztere ſchrieben dieſe durch eine ſchwächere Partei erlittene Niederlage dem Zorn ihrer Götter zu und veranſtalteten ein Feſt, ſie zu verſöhnen; allein noch während deſſelben ergriff ſie mehrmals paniſcher Schrecken, da es hieß, die Gottanbeter rückten an. Die hierauf folgenden Feindſeligkeiten lenkten mit Gewalt die Augen der Mandarinen auf die Gottanbeter, welche nun als Störer der öffentlichen Ruhe, als Beſchützer von Geächteten und Räubern, als Verächter und Störer der Religion Anderer und als geheime Verſchwörer gegen die Regierung angeſehen und verfolgt wurden.

Dieſe Umſtände hatten Siu-tſchuen und Yun-ſan veranlaßt, Diſtelberg zu verlaſſen und ſich im Gebirge an einem Platz zu verbergen, welcher „die großen Wechſelhügel“ hieß. Die Mandarinen erhielten Nachricht davon, daß ſie hier im Hauſe eines Freundes lebten, und ſandten Soldaten gegen ſie aus. Der Ort war aber nur durch einen engen Paß zugänglich, den Siu-tſchuen ſehr wohl mit wenigen ſeiner Anhänger, die er bei ſich hatte, vertheidigen konnte, und die chineſiſchen Soldaten, ſtets denkend, daß „Vorſicht der beſte Theil der Tapferkeit iſt,“ hielten es für beſſer, außerhalb zu bleiben und die Verfolgten in ihrem Felſenloche gewiſſermaßen einzumauern. Sie verbarrikadirten daher auf das ſorgfältigſte den Paß und bewachten ihn mit der größten Aufmerkſamkeit.

Die Gemeinde in Diſtelberg erhielt Nachricht von der Gefahr ihrer beiden Führer, wie es heißt, durch eine Offenbarung des Yang-Siu-tſchin, und eine große Anzahl der Gottanbeter rückte den Soldaten entgegen, die unter großem Jubel in die Flucht gejagt wurden.

Siu-tſchuen hielt es jetzt an der Zeit, offen mit ſeinem Plan hervor-

Digitized by

zutreten, den er ſchon dadurch vorbereitet hatte, daß er die Mitglieder der verſchiedenen Gemeinden veranlaßte, ihr Land und ihren ſonſtigen Beſitz zu verkaufen und den Ertrag in die allgemeine Kaſſe zu legen, woraus jedes Gemeindemitglied genährt und gekleidet wurde. Als er jetzt die Gottanbeter aufrief, ſich um ſeine Fahne zu ſchaaren, waren ſie nicht durch Beſitz gehindert und folgten ſeinem Ruf in großen Maſſen. Nicht nur Leute aus den niedrigſten Ständen kamen zu ihm; nein Männer von Bedeutung, Graduirte des erſten und zweiten Grades fanden ſich mit ihren Familien im Lager des Mannes ein, den ſie nun als Gottgeſandten anerkannten. Ein Mann, Namens Wei-ching, führte ihm allein tauſend Perſonen ſeines Clans zu.

Siu-tſchuen nahm ſogleich eine bedeutende Marktſtadt ein, die von einem breiten Fluſſe umfloſſen und dadurch gegen einen Handſtreich geſichert war. Dieſe Stellung wurde von dem Propheten befeſtigt, und als die kaiſerlichen Soldaten ankamen, ſchüttelten ſie bedenklich die Köpfe und ſchlugen ihr Lager in ſicherer Entfernung von der Stadt auf. Beide Parteien begnügten ſich damit, ſich unſchädliche Schüſſe über den Fluß hinüber zuzuſchicken.

Siu-tſchuen ſandte von jener Marktſtadt einen vertrauten Boten Kiang-Liang-chong ab, der als Arzt zu reiſen und ſeinen Medizinkaſten zu tragen pflegte, um die übrigen Angehörigen der beiden Clans Hung und Jung nach Kwang-ſi zu rufen. Der Prophet hatte jedoch nicht Zeit, ihre Ankunft an einem Orte abzuwarten; Mangel an den nöthigen Lebensmitteln zwang ihn, ſein Lager zu verlegen. Er that dies heimlich in ſehr geſchickter Weiſe, überſchritt den Fluß und war ſchon weit hinweg, während ihn die Feinde noch immer in der Stadt glaubten; denn er hatte einige Frauen der Stadt in ein Haus am Ufer gebracht und ihnen den Befehl gegeben, den ganzen Tag Lärm auf der Trommel zu machen. Als dieſe Liſt endlich zu wirken aufhörte, ſandte der kaiſerliche Feldherr den Gottanbetern leichte Truppen nach; allein ſie kamen deren Arrieregarde zu nahe, wurden ihrerſeits angegriffen, zurückgeſchlagen und in großer Menge getödtet.

Die Kaiſerlichen waren wüthend und rächten ſich nach der Feiglinge Weiſe an Wehrloſen. Sie ſtürmten die verlaſſene Marktſtadt, plünderten ſie, verbrannten an 2000 Läden und brachten alles um, was nur in irgend einer Verbindung mit den Inſurgenten geſtanden hatte. Dieſe unklugen Grauſamkeiten empörten das Volk. Diejenigen Gottanbeter, die vielleicht

Digitized by Google

nicht daran dachten, ihre kriegeriſchen Brüder thätig zu unterſtützen, wurden nun durch die Furcht gezwungen, ihnen zuzuziehen.

Siu-tſchuen hatte in einem großen Dorfe, Thai-tſun, ſein Lager aufgeſchlagen. Hier fand er reichliche Vorräthe und ſchonte die Einwohner nicht, da er ſie für eine feindſelige Handlung zu beſtrafen hatte. Ein Freiſchaarenführer, Chin-a-kwei, der ſchon lange vorher die Regierung beunruhigt hatte, zeigte ſich willig, ſich mit Siu-tſchuen zu vereinigen; bevor er jedoch dieſes Vorhaben ausführen konnte, wurde er von den Bewohnern von Thai-tſun gefangen genommen, den Mandarinen ausgeliefert und hingerichtet.

Chineſiſche Frauen haben ſich nicht ſelten als große Anführerinnen bewieſen. Auch an dieſem Aufſtande betheiligten ſie ſich, und zwei berühmte Inſurgentenführerinnen ſtießen, jede mit zweitauſend Mann Frauenzimmern, zur Armee des Propheten. Dieſer ſtellte die gefährlichen Truppen etwas fern von dem Gros ſeiner Armee, eine Abtheilung auf dem rechten, die andere auf dem linkel Flügel vorgeſchoben und als Außenpoſten dienend.

Die Luſt zum Aufſtande lebte ſchon lange in China; allein es hatte bisher am Muth gefehlt. Die Herrſchaft der Tataren wurde von einem großen Theil des Volkes nur mit Seufzen getragen, und man dachte mit Sehnſucht an die Zeiten der chineſiſchen Ming-Dynaſtie, unter der China glücklich geweſen war. Die Tataren zu vertreiben und die Abkömmlinge der Mingkaiſer wieder auf den Thron zu ſetzen, war der Zweck mehrerer geheimer Geſellſchaften, unter denen die der San-huh-hwui, oder Triadgeſellſchaft, die bekannteſte und bedeutendſte iſt. Sie waren keineswegs unthätig geweſen; allein ihre Leiſtungen erreichten bei weitem nicht die koloſſalen Proportionen, welche der Aufſtand Siu-tſchuen's innerhalb ſo kurzer Zeit angenommen hatte. Sie fanden es daher vortheilhaft, dieſem eine Verbindung vorzuſchlagen, was von acht Chefs der Triadgeſellſchaft geſchah. Der Prophet bewilligte ihr Begehren unter der Bedingung, daß ſie Gott anbeteten. Dazu erklärten ſie ſich bereit und ſandten ihren Tribut an Lebensmitteln u. ſ. w., wogegen ihnen Siu-tſchuen ſechzehn Prediger ſchickte, die ſie mit der neuen Lehre bekannt machen ſollten. Nachdem dies geſchehen war, vereinigten die acht Chefs ihre Truppen mit denen der Gottanbeter.

Fünfzehn der ausgeſandten Prediger hatten das von ihren Schülern ihnen gegebene Geld in die allgemeine Kaſſe geliefert, wie es das Geſetz der

Digitized by Google

Gemeinde vorſchrieb; aber einer von ihnen behielt es für ſich, ohne weiter etwas davon zu erwähnen. Er war überhaupt kein beſonderer Heiliger; er konnte dem Opium nicht ganz entſagen und hatte ſogar einige der Gemeinde gehörige Waffenſtücke verkauft, um ſich den „ſchwarzen Dreck" zu verſchaffen; ein anderesmal hatte er ſich betrunken und einige der Brüder verletzt. Für dieſe Vergehen war er beſtraft worden und man würde ihn vielleicht ganz entfernt haben, wenn er nicht ein ſo guter Prediger geweſen wäre. Dies Verbergen von Geld war aber eine ernſthafte Sache. Siu-tſchuen wollte ein abſchreckendes Beiſpiel geben, und ſelbſt die eigenen Anverwandten des Miſſethäters, die ebenfalls bei dem Heere waren, drangen darauf, daß er nach dem Geſetze beſtraft werden ſollte. Demzufolge ward er enthauptet.

Dieſe Strenge machte einen eigenthümlichen Eindruck auf die acht Anführer der Triad-Geſellſchaft. „Wenn man mit einem Manne, den man uns als Lehrer ſandte, für ein an und für ſich unbedeutendes Vergehen ſo hart umgeht, was haben wir zu erwarten?" Das war der Gedanke, der ſich ihnen aufdrängte, und welcher ſieben der Chefs veranlaßte, mit ihren Truppen das Lager der Inſurgenten zu verlaſſen, ſich ſpäter den Kaiſerlichen zu übergeben und ihre Waffen gegen die früheren Freunde zu wenden. Sechs dieſer Abtrünnigen ſollen ſpäter in die Hände der Inſurgenten gefallen und getödtet worden ſein. Einem der Chefs, Lo-thai-kang, gefielen die Disciplin und die Lehre Siu-tſchuen's und er blieb ihm treu.

Die Abſichten der Triadgeſellſchaft ſtimmten mit den Plänen des Propheten nur in ſo weit überein, als es ſich um die Vertreibung der Tataren handelte. Die Wiederherſtellung einer längſt verſchollenen Dynaſtie ſchien ihm Thorheit. „Wer kann ſich jetzt nach zweihundert Jahren für die Ming begeiſtern?" ſagte er. „Sind unſere Berge und Ebenen wiedererobert, dann ſtiften wir eine neue Dynaſtie. Die Triadgeſellſchaft hat eine Menge Gebräuche, die ich verabſcheue; wer ihr beitritt, muß den Teufel anbeten und ſechsunddreißig Eide ſchwören; ein Schwert iſt auf ſeinen Hals gelegt, und er muß Geld zum Gebrauch der Geſellſchaft beiſteuern. Ihr wirklicher Zweck iſt nun mit der Zeit gemein und unwürdig geworden. Wenn wir die wahre Lehre predigen und uns auf die mächtige Hülfe Gottes verlaſſen, dann werden wenige von uns einer Menge Anderer gleich ſein." — Darauf befahl Siu-tſchuen ſeinen Unterbefehlshabern, fernerhin keine Mitglieder der Triadgeſellſchaft anzunehmen, es ſei denn, daß ſie ihre Gebräuche ablegten und ſich zur neuen Lehre bekannten.

Digitized by

Im Herbſt 1851 verlegte der Prophet ſein Lager nach der Stadt Yung-ngan in Oſt-Kwang-ſi, die er auf eigenthümliche Art eroberte. Er ließ ſeine Truppen ſchnell gegen die nicht ſehr hohen Mauern vorrücken und — eine Unmaſſe von Raketen und Feuerwerk hinüberwerfen, was die vertheidigenden kaiſerlichen Soldaten in Unordnung brachte. Unterdeſſen erſtiegen die Inſurgenten die Mauern und nahmen die Stadt mit ihrem Staatsſchatz und ihren Staatsvorrathshäuſern ein. Hier nun wurde Siu-tſchuen einſtimmig zum Kaiſer der neuen Dynaſtie ausgerufen, welche T'hae-ping T'heen-kwoh — „Große Ruhe, Himmelskönigreich" genannt wurde. Es wird erzählt, daß er dieſe höchſte Würde jedem der vier andern Anführer angeboten habe, daß dieſe ſie aber ablehnten und Siu-tſchuen Gehorſam verſprachen.

Wir haben nun die uns geſetzte Aufgabe erfüllt, denn die ferneren Erfolge des Kaiſer-Propheten ſind bekannt. Er führte ſeine Armee durch die verſchiedenen Provinzen von Kwang-ſi, Hu-nan, Hu-peh, Kiang-ſi, Ngan-hwui und Kiang-ſu, wo er die alte Hauptſtadt des Reiches, Nanking, am 19. März 1853 eroberte. —

Digitized by Google

Zeitbilder aus Belgiens Vergangenheit.

Von

L. A. v. Warnkönig.

1.

Der Sühn-Akt einer flandriſchen Edeldame vom Jahr 1396.

Zu den größten Veränderungen des ſocialen Lebens der Völker gehören unſtreitig die, welche die Verfolgung und Beſtrafung der Verbrecher erlitten hat. Wird jetzt ein Verbrechen oder auch nur ein — die Staats-Geſetze verletzendes — Vergehen begangen, ſo beginnt ſofort die Thätigkeit der Gerichte: — die That wird conſtatirt, der Schuldige aufgeſucht, in Unterſuchung, und wenn die That ein Verbrechen war, in Haft genommen, endlich — wenn die Obrigkeit glaubt, Beweiſe genug zur Ueberführung des Beſchuldigten zu haben, vor das Straf-Gericht, bei ſchweren Verbrechen vor das — der Geſchwornen geſtellt; es findet Anklage und Vertheidigung ſtatt, und der ſchuldig Befundene wird in die geſetzlich beſtimmte Strafe verurtheilt.

Es ſteht in der Regel nicht in der Macht der durch das Verbrechen Benachtheiligten, die dem Verbrecher drohende Verfolgung abzuhalten, oder die Unterſuchung niederzuſchlagen, und noch weniger, die Strafe vom Schuldigen abzuwenden. Es iſt niemand geſtattet durch Geld ſich von der Strafe loszukaufen; nur in wenigen Fällen kann die Einſperrung in eine Geldbuße verwandelt werden. Begnadigung zu ertheilen, iſt Sache des Landesherrn.

Dieſes jetzt überall für gerecht und nothwendig gehaltene Strafſyſtem galt nicht zu allen Zeiten; faſt ein Jahrtauſend, d. h. von den Zeiten der Völkerwanderung bis in die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts beſtand bei den germaniſchen und romano-germaniſchen Völkern ein anderes, den Verbrechern günſtigeres, indem dieſelben durch verſchiedene Mittel von den ſie

Digitized by Google

bedrohenden Strafen ſich frei machen konnten. Zu dieſen Mitteln gehörte z. B. für die Freigebornen — ſpäter nur für die Adeligen — der gerichtliche Zweikampf, für die Uebrigen das ſogenannte „Gottes-Urtheil", welches zu beſtehen freilich oft einen über alle Furcht ſich erhebenden Muth erforderte, wenn daſſelbe z. B. in der Feuer- oder der Waſſerprobe beſtand. Denn ein glühendes Eiſen in die Hand zu nehmen, über ein ſolches hinzugehen, oder aus dem Grunde eines Keſſels mit ſiedendem Waſſer ein Stück Geld herauf zu holen, war ein furchtbares Wagſtück. Doch konnte man dadurch ſein Leben retten, wenn nach dem Verlaufe der geſetzlichen Friſt die Wunde geheilt oder der Heilung nahe war, indem der Beſteher des Gottes-Urtheils nur im entgegengeſetzten Falle für ſchuldig betrachtet wurde.

Ein anderes Rettungsmittel ganz verſchiedener Art war die „Sühne", das heißt: die Vornahme eines feierlichen Verſöhnungsaktes und die damit verbundene Zahlung eines Sühngeldes an den durch den Verbrecher Verletzten, oder an ſeine Familie nebſt Bußgeld an die Obrigkeit, — vorausgeſetzt, daß das Sühnungswerk zu Stande kam.

Es war bei ſchweren Verbrechen, z. B. dem Todtſchlag, ein ſich Loskaufen von der Blutrache möglich; bei andern: Zahlung der Wunde, der Schmerzen, der thätlichen oder ſonſtigen Beleidigung. Schon in den älteſten Geſetzen der germaniſchen Völker waren Tarife dieſer — unter dem Namen des Weer (nicht Wehr, ſondern Wieder- d. i. Vergeltungs-) Geldes bekannten — oft in die kleinſten Einzelnheiten eingehenden — Abfindungen feſtgeſetzt. Wie in den chirurgiſchen Tarordnungen unſerer Tage oft genau beſtimmt iſt, wie viel Groſchen oder Gulden dem Operateur für die Abnahme dieſes oder jenes Gliedes zu zahlen ſind, ſo war in jenen Volksrechten feſtgeſetzt, wie viel der Schuldige zu zahlen hatte für das, von ihm an einem anderen begangene, Abhauen eines, zweier, dreier, vier oder aller fünf Finger, für das eines oder mehrerer Gelenke, für eine abgehauene Hand, ein ausgeſtochenes Auge, ein abgeſchnittnes Ohr u. ſ. w.

Dies unter dem Namen des Compoſitions-Syſtems bekannte Strafrecht hatte demungeachtet das altteſtamentliche Princip der Wiedervergeltung zur Grundlage — Haupt für Haupt, Auge für Auge, Zahn für Zahn. — Es gab ſo grauſame Lebens- und Leibes-Strafen, daß ſchon der Gedanke, ſie ſeien einſt wirklich zur Anwendung gekommen, unſer Gefühl empört. — Wem es nicht möglich ward, ſich los zu kaufen, ward unerbittlich ihr Opfer.

Digitized by Google

Während des ganzen Mittelalters, beherrscht von dem Fehde- und Faust-Recht, hatte das Leben nicht den hohen Werth, wie in unseren Tagen einer Civilisation, welche — wie man auch denken mag — die aller früheren Jahrhunderte weit hinter sich zurückläßt. Das Compositions-System der Sühne war daher ein wohlthätiges, jene Strenge milderndes, Institut christlicher Menschenliebe, das die Kirche unter ihren Schutz nahm, wie sie schon seit der Mitte des elften Jahrhunderts durch die sogenannten Gottesfrieden und die, den Friedensbrechern darin angedrohten, Kirchenstrafen der Ausübung des Fehderechts ein Ziel zu setzen suchte und es nach und nach dahin brachte, daß die durch Mitschwörende verstärkten Reinigungs-Eide an die Stelle der Gottes-Urtheile traten, oder diese selbst unter ihrer Mitwirkung, d. h. nur dann abgehalten wurden, wenn die Versuche des Geistlichen den Angeschuldigten durch Beten und Fasten zu einem Geständniß zu bringen, keinen Erfolg hatten.

Im späteren Mittelalter erlitt das in seinen Grundzügen eben geschilderte System des Strafrechts einige Aenderungen, besonders in Folge der gesteigerten Macht der Landesherren; auch kamen neue Strafarten in Uebung, wie z. B. die Verurtheilung zum Stiften von gemalten Kirchenfenstern, ferner die zu Pilgerfahrten oft in die fernsten Länder — nach Rom, zum heiligen Jacob von Compostella in Spanien, nach Jerusalem u. s. w. Doch blieben die altgermanischen Grundprincipien in Geltung, namentlich die der Sühne und des Loskaufens von den Strafen, so zwar, daß es selbst Tarife gab für den Loskauf von den Pilgerfahrten.

Zu den Ländern, in welchen das alte germanische Strafrecht — obwohl modificirt, sich am längsten erhielt, gehören die Niederlande, namentlich Flandern, indem es hier erst unter der Regierung Philipps II. im Jahr 1575 durch ein neues Strafgesetzbuch geändert wurde. Man hat noch genaue Mittheilungen über die Vornahme der Sühnakte (Zoendink — Sühn-Gericht); sie waren in eigener Verordnung (Zoenkeuren — Sühnungs-Statuten) regulirt und wurden in der Kirche vorgenommen. Der Hergang des Sühnungsakts im Falle einer vorgekommenen Tödtung war — wenn der Schuldige ein Edelmann war — folgender.

An dem festgesetzten Tage erschienen, auf geschehene Vorladung, zu der in dieser bestimmten Stunde, unter Begleitung einer Anzahl Mitglieder des Lehenhofs und des Schöffen-Gerichts mit dem Bürgermeister und dem gräflichen Bailli an der Spitze, die Parteien — der Schuldige mit seinen

Digitized by Google

„Magen“ (nächſten Blutsfreunden) und die des Erſchlagenen — im Gerichtslokale. Das den Frieden feſtſtellende Sühne-Abkommen wurde ihnen vorgeleſen und von beiden Seiten Sicherheit für deſſen Vollzug geleiſtet. Hierauf gingen der oder die Schuldigen, von den Ihrigen begleitet in die Kirche, entkleideten ſich bis aufs Hemd, und ſtellten ſich zunächſt der Thüre auf. Am oberen Ende des Kreuzgangs ſtand als Vertreter und Haupt-Acteur beim Sühnungs-Acte, der nächſte Verwandte des Getödteten; er hatte den Sühnungs-Kuß entgegen zu nehmen, und ward deßhalb der Mund-Sühner genannt. — Nachdem, geführt vom Bailli, dem Bürgermeiſter u. ſ. w., der Schuldige und, wenn er deren hatte, auch die Mitſchuldigen in den Kreuzgang getreten waren, warfen ſie ſich mit gebundenen Händen auf die Kniee, und der Bailli rief der anderen Partei zu: „Seht hier den (die) N. N. mit ihren Magen und Freunden, — ſie bitten um des Todes willen, den unſer lieber Heiland am Kreuze für unſer Aller Wohl am guten Freitag ſtarb, um Gnade. Vergebet ihm, (ihnen) den Tod des Erſchlagenen, deines Bruders (Sohnes oder Vaters) N.; ſie tragen über die Miſſethat ein bitteres ewiges Leid!“

Sie erhoben ſich dann, wurden gegen die Mitte der Kirche geführt und dort der gleiche Akt wiederholt, — traten endlich vor den Mundſühner, wo derſelbe Akt zum dritten Mal ſtattfand, worauf der Schuldige oder die Schuldigen den Mundſühner auf die Wange küßten. Nachdem dies geſchehen, fragte der Bailli die umſtehenden Lehensmannen und Schöffen: „ob es ihnen ſcheine, daß der Friede zwiſchen den Parteien gemacht und das Sühngericht ſo gut und rechtmäßig vorgenommen worden ſei, wie es mußte?“ — Im Namen aller antwortete dann Einer der Lehensmannen: „Bailli, nach allem was wir gehört und geſehen haben, weiſen (bezeugen) wir, daß dieſer Frieden und dieſes Sühngericht ſo wohl, ſo ehrſam und ſo rechtmäßig vorgenommen und vollzogen, daß ſo geküßt und geſühnt iſt, daß der Friede würdig iſt von beiden Theilen gehalten zu werden, ſo wie von ihren Magen, den geborenen und ungeborenen, inländiſchen und ausländiſchen, ehelichen und Baſtarden und von allen, von welchen man einen Friedensbruch fürchten könnte. — Leiſtet Folge!“ — Auf gleiche Weiſe fragte der Bürgermeiſter die Schöffen, und Einer derſelben wiederholte denſelben Spruch. — Darauf ſtellte der Bailli die Frage: „was weiter zu geſchehen habe?“ — Die Lehensmannen erklärten dann feierlich: „daß die Parteien von beiden Seiten ſich zur Beilegung der Fehde die Hände zu ge-

Digitized by Google

ben, zu verſprechen und zu beſchwören hätten, den eingegangenen geſetzlichen Frieden und das Sühngericht wohl und redlich zu halten, ſo wie ihre Erben und Nachkommen, überhaupt alle, von welchen man Verdacht haben könne, ſie möchten bei eintretender Gelegenheit dem Gegner Uebeles zufügen wollen." — Dies gelobten alle, und darauf ſchied man ſich.

In ähnlicher Weiſe wurden auch Sühngerichte abgehalten, wenn das begangene Verbrechen nicht eine Tödtung, ſondern eine Verwundung oder nur eine Real-Injurie war. Man bewahrt im flandriſchen Staatsarchiv zu Gent noch die Aktenſtücke über einen im Jahr 1396 in der Kirche der Abtei Sanct Peter allda vorgenommenen Sühnungsakt, dem eine hochſtehende adelige Dame ſich unterworfen hatte. Die Schilderung dieſes, unſere Leſer gewiß anſprechenden Hergangs iſt der Hauptgegenſtand des gegenwärtigen mittelalterlichen Zeitbildes, deſſen Verſtändniß durch unſere Mittheilungen über das altgermaniſche Strafrecht vorbereitet werden ſollte.

Auf ihrem Schloſſe zu Melle, etwa anderthalb Stunden von Gent, lebte im vierzehnten Jahrhundert die reiche und hoch angeſehene Edeldame Yolanta, aus dem alten berühmten Geſchlechte der Burggrafen von Courtray; ſie wurde daher Yolanta Courtraiſin oder la Courtraisine, auch Dame von Melle genannt. — Als ſie im Jahr 1365 für volljährig erklärt wurde, übermachte ihr ihr geweſener Vormund 152 Mark Silber, eine goldene Brautkrone, zwei Pferde, fünfzehen Betten mit Zubehör und 136 Ellen gebleichte Leinwand. — Sie war dreimal verheirathet; ihr dritter Gemahl war in ſeiner Jugend Kriegsgefährte Peters von Luſignan, Königs von Cypern, geweſen, wird in den Gedichten des bekannten Chroniſten und Dichters Froiſſart genannt, und war 1384 noch am Leben. Yolanta ſtarb den 21. März 1422, alſo ſechs und zwanzig Jahre nach der Vornahme des zu ſchildernden Sühnactes.

Ihre Beſitzungen grenzten an die ſehr ausgedehnten der ſchon 612 gegründeten Benedictiner Abtei von Sanct Peter in Gent, welcher, wie allen Stiftern der älteſten Zeit, volle Gerichtsbarkeit auch in Strafſachen zuſtand. — Der Bailli des Abts hatte einſt in dem der Abtei gehörenden Dorf Lettel Kanthem einen gerichtlichen Act vorgenommen, welchem die Dame Yolanta ſich zu widerſetzen verſuchte. Es kam zum Streite, und nachdem ſie den Beamten ſchon auf das Stärkſte ausgeſchimpft hatte, vergaß ſie ſich ſo weit, daß ſie perſönlich mit einem Stock über ihn herfiel und, wie man zu ſagen pflegt, ihn prügelte.

Digitized by Google

Der Abt von Sanct Peter lud die Thäterin vor sein, aus seinen Lehensmannen gebildetes Criminal-Gericht, das Verbrechen wurde bewiesen und sie, die sich vor dem Gerichte jedoch nicht gestellt hatte, darauf, unter Androhung des Verlustes ihrer Hand, auf fünfzig Jahre aus allen der Abtei gehörenden Territorien verbannt. — Obwohl sie für ihre Hand zunächst nichts zu fürchten hatte, war es ihr doch höchst peinlich, die Verurtheilung sich zugezogen zu haben; sie suchte nach dem Verlauf einiger Zeit eine Verständigung mit dem Abte, d. h. Aussöhnung mit ihm und seinem von ihr mißhandelten Bailli herbeizuführen, um den Nachlaß ihrer Strafe und rechtlichen Frieden mit der Abtei und dem beleidigten Bailli zu erhalten.

Hiezu hielt der Abt die feierliche Abhaltung eines Sühngerichts für nöthig, und nachdem man sich über die Summe der von Yolanta zu leistenden Bußgelder verständigt hatte, wurde der Tag (der 4. April 1396) und die Zeit zur Vornahme des Sühn-Actes in der Kirche von Sanct Peter festgesetzt. — Nach der darüber aufgenommenen protokollarischen Urkunde war dessen Hergang folgender.

Die Edeldame erschien, begleitet von ihren Verwandten, ihren Leuten, ihren Schildträger voran, vor der Kirche. Dort wartete sie auf den Seigneur Abt. Im festlichsten weißen Ornate, begleitet von den Seinigen, unter dem Vortritt eines den abtlichen Hirtenstab haltenden Schildträgers, begab er sich nun, während des Absingens eines feierlichen Hochamts, an dem die gesammte Geistlichkeit der Abtei theil nahm und welchem eine unzählbare Volksmenge beiwohnte, vor den Hochaltar. Yolanta, in bescheidener Kleidung, ohne Kopfbedeckung, bewegte sich von dem Orte, wo sie stand, ihre Dienerschaft voran, und von ihrer Begleitung gefolgt, in unterthäniger Haltung nach dem Herrn Abt zu. Einer der Diener trug, eine brennende Kerze haltend, ein silbernes Becken, auf welchem das Bild einer abgehauenen Frauenhand und das Familienwappen der Schuldigen eingegraben war, nebst einer Inschrift auf dessen Rande, in der ihr Verbrechen, dessen Sühnung, so wie die Summe des Sühngeldes mit großen Buchstaben angegeben waren. Sie überreichte ihm selbst, als bleibendes Denkmal ihrer Schuld und der Aussöhnung, dies Becken, sich tief verneigend, und ihn anflehend: „ihr für ihre, gegen seinen Beamten und gegen die, dem Abte und der Kirche schuldige, Achtung begangene schwere Missethat Verzeihung angedeihen zu lassen, und auch das Verbannungs-Urtheil zurück zu nehmen."

Digitized by Google

Hierauf richtete der damalige Vorstand des abtlichen Lehenshofes in Gegenwart einer Anzahl ritterlicher Lehensmannen an Yolanta die Frage: „ob sie die Buße dafür darbringe, daß sie seiner Zeit den Bailli des Abts und der Abtei während der Vornahme ihm obliegender amtlicher Funktionen mit einem Stocke geschlagen und noch sonst mißhandelt habe?“ — Sie antwortete hierauf mit lauter und allen hörbarer Stimme: „Ja, sie habe sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, und bitte nun um Gnade!“

Der Abt ließ nun das als Sühnungsdenkmal dargereichte Becken, in Gegenwart der Bittenden, vor dem Altar aufhängen und sprach darauf in wohlwollender Weise ihre Begnadigung und die Lösung des Bannes aus. Diese Begnadigungserklärung proclamirte dann der mit den Lehensmannen zunächst dem Hochaltar stehende Vorstand des Lehenshofs, und rief jene, so wie den zur Protokollirung des Actes anwesenden öffentlichen Notar an, Zeugen der richtigen Abhaltung desselben zu sein. Diese fragten nochmals die Dame Yolanta: „ob alles sich so verhalte wie erklärt worden?“ was sie in freundlicher Weise mit Ja! beantwortete, worauf dieser Act des Sühngerichts für wohl und gesetzmäßig abgehalten von ihnen bezeugt wurde.

Allein damit war das Ganze noch nicht zu Ende. Auch mit dem einst von ihr mißhandelten Bailli mußte die Schuldige versöhnt werden. Zu diesem Zwecke hatte sich der Beleidigte in einer an die Abtei stoßenden Kapelle eingefunden; die sämmtlichen Theilnehmer an der so eben vollendeten Feierlichkeit, der Abt mit seinem Gefolge, Yolanta mit dem ihrigen, die Lehensmannen mit ihrem Vorstand, begaben sich nun nach dieser Kapelle, welche die durch die Eisengitter spähende Volksmenge umlagerte. — Der Vorstand des Lehenshofes erklärte: „daß die Schuldige zwar mit der Abtei, dem Abte, und dem von ihr mißhandelten Bailli als Beamten ausgesöhnt sei; daß sie aber, wie auch der Herr Abt, den Willen habe, sich mit demselben, als einem von ihr gröblich beleidigten Manne, zu versöhnen, damit hinfür kein Zustand der Fehde, sondern Friede unter beiden obwalte, — ein Friede, dessen Bruch, nach dem Spruch des Herrn Abtes mit 1000 Livres Parisis gebüßt werden solle.“

Zum Zeichen dieses zu schließenden Friedens berührten dann beide Theile einen vom Vorstande des Lehenshofes ihnen gereichten weißen Stab und baten den Abt, er möge später die Summe des noch weiter zu zahlenden Bußgeldes festsetzen. — Nachdem hierauf die Lehensmannen, abermals als Zeugen der feierlichen Handlung aufgerufen, erklärt hatten, dieselbe

Digitized by Google

ſei, wie es ſich gebühre, vorgenommen worden, war das Sühngericht zu Ende.

Das Protokoll wurde in lateiniſcher Sprache von dem bei dem Acte fungirenden apoſtoliſchen und kaiſerlichen Notar gefertigt und in gehöriger Weiſe ausgeführt. Es iſt gedruckt zu finden in den, von dem nun verſtorbenen Herrn Obergerichtsrath Cannaert 1835 zu Gent in flamändiſcher Sprache geſchriebenen „Beiträgen zur Kenntniß des alten Strafrechts von Flandern" S. 326—333.

Gegen alle Erwartung war mit dieſem prunkvoll abgehaltenen Sühngericht die Sache aber noch nicht zu Ende. Die öffentliche Meinung ſprach ſich gegen das Verfahren des Abtes aus; die Verwandten Yolantas wünſchten das in der Kirche von Sanct Peter hängende Denkmal der Erniedrigung ihrer Baſe vernichtet zu ſehen. Man veranlaßte einige Jahre ſpäter den damals in Lille reſidirenden hohen Rath von Flandern, den Abt von Sanct Peter vorzuladen, weil er durch die Verwandlung der Strafe des Bannes in eine, die Dame von Melle entehrende, Zahlung von Bußgeldern und das Aufhängen des Beckens in der Kirche ſeine Gerichtsbarkeit überſchritten und ſich des Mißbrauchs ſeiner Gewalt ſchuldig gemacht habe. — Der Abt ließ ſich auf den Proceß ein, wurde zu 200 Mark Silber verurtheilt und die Wegnahme und Vernichtung des Beckens ausgeſprochen. — Um eine Appellation des Abts an das Parlament von Paris zu verhindern, unter welchem der Graf von Flandern ſtand, inſofern er Vaſall des Königs von Frankreich war, ließ der hohe Rath des Landes das Urtheil in der, auf deutſchem Reichsgebiete liegenden, zu Flandern gehörenden, Grafſchaft Aloſt publiciren und ſogleich zur Wegnahme und Vernichtung des bewußten Beckens ſchreiten. Der Abt trat aber dennoch vor dem Parlament als Kläger gegen den Grafen auf und erhielt den 21. Juni 1402 ein ihm günſtiges Urtheil. Der Graf war aber weder dort erſchienen, noch durch irgend jemand vertreten worden, und ließ den gegen ihn erlaſſenen Spruch auf ſich beruhen.

Digitized by

Eine Herzensgeschichte.

Erzählt

von

Lorenz Diefenbach.

Emil sah sinnend auf die kleine Stadt hinab, die im mondbeglänzten Thale vor ihm lag, und hemmte unwillkürlich den Schritt, den bis dahin die Sehnsucht beflügelt hatte — die Sehnsucht nach der Vaterstadt, die er zum erstenmale als wohlgeprüfter Kandidat des Predigtamtes betreten sollte, zunächst aber die Sehnsucht nach seinen beiden Vätern.

Der eine dieser „Väter" hatte zwar vorlängst auf Emils erste liebkosende Begrüßung mit dem Vaternamen nach dem Stichworte eines damals beliebten Lustspiels geantwortet: „Du irrst dich, mein Junge, ich bin ja nur mein Bruder!", war aber sehr erfreut gewesen, als sein Neffe ihm darauf entgegnet hatte: „Du hast mich ja doch immer deinen lieben Sohn genannt, und nun lasse ich mich nicht mehr enterben!" — Emils Vater war fast gleichzeitig mit seinem ältern Bruder Wittwer geworden, und dieser hätte sich vollends verwaist gefühlt, wenn nicht sein Bruder ihm willig Theil an der Liebe und der Erziehung seines einzigen Kindes gegeben hätte. Beide Brüder wohnten ganz nahe an einander, zu beiden Seiten der Kirche, in welcher beide allsonntäglich die Herzen der Bürger erbauten, der ältere als Organist, der jüngere als Prediger.

Der junge Wanderer unterschied nicht bloß deutlich diese in Mitten des Städtchens auf einem Hügel liegenden Gebäude, sondern auch die einzelnen, im Mondstrahle schimmernden Fenster. Wie viel Freude harrte seiner in den hinter diesen Fenstern liegenden Gemächern und wie viel Freude brachte er in sie hinein! Aber erst morgen frühe; denn er wußte, wie er unbemerkt in die Scheune des Stadtpfarrhofes gelangen konnte, in welcher er den Rest

Digitized by Google

der Sommernacht auf duftigem Heulager zubringen wollte, um am Morgen Vater und Oheim als willkommener Spukgeiſt zu necken.

Deſto weniger verſagte er ſich jetzt den Genuß, noch im Anſchauen der reizenden abgeſchloſſenen Thalheimat zu verweilen. Ueber ihr ſchwebte die Mitternacht, geiſterhaft, aber nicht geſpenſtig; denn der Mond ſtand hoch am wolkenloſen Himmel, die Elfen zogen mit wehenden Nebelſchleiern über dem Flüßchen und ſeinen bebuſchten Ufern, und das tiefere Dunkel hatte ſich ſcheu in die Wälder verſteckt, die das Thal umſäumten. Die wenigen und vereinzelten Stimmen der Thiere, Rufe und Geſangestöne der Nachtwächter oder verſpäteter Wanderer, der Schlag der Uhren — alle dieſe Laute hallten gleich wie in einem Dome wieder, und nur bisweilen durchflog ein Flüſtern ungeſehener Lippen die Luft und berührte mit friſchem Hauche das erhitzte Antlitz des Jünglings.

Seine Freude auf Heimkehr und Wiederſehen war nicht ganz ungemiſcht. Bei jedem Ferienbeſuche hatte er in treuem Kindesherzen der frühe verlorenen Mutter gedacht und that es auch jetzt, und mit ſchmerzlicher Erinnerung an die bange Klage, die ſie in ihrer letzten Zeit öfters ausgeſprochen hatte: daß ſie nicht hoffen dürfe, ihren lieben Knaben je als jungen Mann zu ſehen, ja nicht einmal ſein allmäliges Heranreifen zu erleben. Jedoch vertiefte er ſich nicht lange in dieſe traurigen Gedanken, und die Geſtalt der Mutter verſchwamm mit undeutlichen Umriſſen in dem Nebel der fernen Zeit, aus welcher ſie aufgetaucht war. Dafür erſchien jetzt eine nähere Vergangenheit vor Emils geiſtigem Auge. Auch ſie war nicht ungemiſcht heiter, indem ſie einen noch nicht ganz beſeitigten Zwieſpalt in ſeinem Leben umfaßte, der mit jener zwiefachen Vaterſchaft zuſammenhing und nahezu auch eine dauernde Mißſtimmung zwiſchen den ſo enge verbundenen Brüdern hervorgerufen hätte.

Der Organiſt warb, wo er konnte, Herzen, Ohren, Lippen und Hände für die Kunſt, welcher ſein Leben gewidmet war, und die ſich keineswegs auf die Orgel beſchränkte. Er beſaß vielmehr eine ſo vielſeitige theoretiſche und praktiſche Kenntniß der Tonkunſt, wie irgend ein Kapellmeiſter; und er war nur deßwegen kein Kapellmeiſter, weil er lieber Organiſt und behaglicher Inſaſſe ſeiner Vaterſtadt ſein wollte, in welcher er nach mannigfachen Wanderungen von Angehörigen und Jugendgenoſſen mit offenen Armen aufgenommen worden war. Auf dieſen Wanderungen hatte er ſich nicht bloß Geld und Gut, ſondern auch ein liebes Weib erſungen und erſpielt;

Digitized by

die reiche Erbin zog den jungen hübſchen Muſiker vielen nicht hübſchen und noch weniger muſikaliſchen Bewerbern vor und folgte ihm gerne aus ihrer großen Vaterſtadt in ſeine kleine, leider nicht auf lange Zeit!

Begreiflicherweiſe erſtreckte ſich ſein Werben um Kunſtgenoſſen in erhöhtem Maße auch auf ſein Seelenkind, den jungen Neffen, den er zum Erben ſeiner materiellen, wie ſeiner geiſtigen Güter beſtimmt hatte. Bei dieſem bedurfte es nur eines Hauches, um den Funken zur Flamme anzufachen, und bald hatte der alte Prieſter der Kunſt Urſache, auf ſeinen Jünger ſtolz zu ſein.

Der Paſtor ſtand dem Heiligthume, in welchem Bruder und Sohn miniſtrirten, keineswegs ferne. Er hatte vielmehr die erſten Weihen der Tonkunſt erhalten, und aus England, wo er längere Zeit in einem vornehmen Hauſe Hofmeiſter geweſen war, eine beſondere Vorliebe für das königliche Saitenſpiel, die Harfe, mitgebracht. Er hatte ſchon früh dieſe Vorliebe auf ſeinen Sohn übertragen und dieſen mit dem beſten Erfolge im Harfenſpiele unterrichtet. Er freute ſich, daß Emil der geliebten Harfe ſo wenig einen Mißton verzieh, wie ſich ſelbſt, während die jungen Ladies für ſie geſchwärmt hatten, auch wenn ſie verſtimmt war, oder wenn ihre zarten Finger mit den kühnſten Griffen und Mißgriffen allen Geſetzen der Harmonie Trotz boten. Dennoch konnte der Paſtor ſich nicht entſchließen, Emil die von ihm ſelbſt, wie von ſeinem Oheim gewünſchte rein muſikaliſche Laufbahn zu geſtatten. Seine Gattin hatte ſo oft den Wunſch ausgeſprochen, dereinſt ihren Sohn in gleich ſtattlicher Haltung auf der Kanzel zu ſehen, wie ihren geliebten Gatten. Auch er hatte ſich früh an den Gedanken gewöhnt, Emil einſt in den Beruf einzuführen, den er ſelbſt hoch hielt und liebgewonnen hatte, und welcher damals, in dem erſten Drittel unſeres Jahrhunderts, weit leichter zu einer innerlich und äußerlich ungeſtörten Wirkſamkeit und zu harmloſem Lebensglücke führte, als in unſerer Zeit voll ſcharfer Gegenſätze. Dazu kam auch die Beſorgniß des Paſtors, einſt in ſeinen alten Tagen entweder einſam mit einem fremden Vikar hauſen, oder dem Sohne vielleicht in eine fremde Ferne folgen, wenigſtens an den ſo häufigen Unruhen und Kreuzzügen des Künſtlerlebens unbehaglichen Theil nehmen zu müſſen, ſtatt mit ihm den Frieden eines Pfarrhofes zu theilen und ihm in dem vertrauten Berufe bis an ſein Ende mit Rath und That beiſtehen zu können.

Der Organiſt aber glaubte feſt an die göttliche Vorausbeſtimmung

Digitized by Google

Emils zum Künſtler, und ſah in allem, was dieſen Beruf zur bloßen Beigabe des Lebens und Strebens herabwürdigen könnte, eine feindſelige Macht. So denn auch in den Möglichkeiten, daß das Pfarramt ſeinen Neffen in eine kunſtverlaſſene Wüſte „verbannen" könne, in welcher noch dazu die ſtarre Frömmigkeit eines geiſtlichen Vorgeſetzten ihm alle „weltliche" Muſik verpönen möchte; oder daß eine allzu frühe und allzu kinderreiche Ehe nach geiſtlicher Weiſe ſein Haus mit ſo unmuſikaliſchen Tönen füllen könne, daß die Muſen auf Nimmerwiederkehr hinausflögen. — Emils Vater konnte ſich nicht verhehlen, daß ſein Bruder wohlerworbene Rechte zu gewichtiger Einrede hatte, nicht bloß durch ſeine wahrhaft väterliche und von Emil warm erwiderte Liebe, ſondern auch durch den ausgezeichneten und erfolgreichen Unterricht, mit welchem er ſchon den Knaben durch die Vorhalle des Tempels hindurchgeführt hatte; ſowie auch durch das bereits abgeſchloſſene Vermächtniß ſeines bedeutenden Vermögens, das Emil zu jener glücklichen, aber nicht zahlreichen Klaſſe von Künſtlern geſellen ſollte, „die's gottlob nicht nöthig haben," zu muſiziren oder zu malen.

Endlich vereinbarten die ſtreitenden Mächte unter einander und mit ihrem Liebling: daß er vorerſt Theologie ſtudiren, zugleich aber auch einen philoſophiſchen Kurs durchmachen ſolle, ohne jedoch der Muße für fortwährende muſikaliſche Uebung zu entbehren. Nach dem theologiſchen Examen ſollte er dereinſt als Weltweiſer promoviren, hierauf aber mündig geſprochen werden und das Recht der eigenen Lebenswahl erhalten als natürliche Folge der vollendeten Vorbereitung auf verſchiedene Berufswege. Der dritte dieſer Berufswege war das weltliche Lehramt, auf welches ihm die offizielle Weltweisheit ein höheres Recht geben und das er jedenfalls als Vorſchule irgend eines andern Berufes eine Zeit lange üben ſollte. So war es bei Theologen von jeher üblich; und beide Väter genoſſen ihr Leben lang die Früchte der Erfahrungen, des vielſeitigeren Umgangs und ſelbſt der größeren Abhängigkeit, die ſie früherhin in jenem Amte eingeſammelt hatten.

Die Ausführung dieſer Pläne war bis dahin glücklich gediehen. Die Brüder hatten ſich in Emils Erziehung und in die Aufgabe getheilt, ihn in Wiſſenſchaft und Kunſt einzuführen. Beide hatten ſogar, ſeitdem er erwuchs, die einſt in der Fremde angenommenen und ſeitdem im bequemen Stillleben bei Seite gelegten weltmänniſchen Manieren wieder einigermaßen aus der Garderobe ihrer Vergangenheit hervorgeſucht, um auch hierin dem Zöglinge als Vorbilder zu dienen. Freilich waren dieſe Manieren zum Theile

Digitized by

durch die Treibhauswärme des fortrennenden Jahrhunderts zum Rococco eingeſchrumpft.

Dafür aber führte derſelbe jugendliche Geiſt, der Emil früh zum Tonkünſtler reifen ließ, ihn auch früh zu lebhaftem Verkehre mit den Menſchen, die den munteren, leicht erwärmten Jüngling, zumal in Begleitung der geſelligſten Kunſt, überall freundlich aufnahmen. Als er in das bewegtere Leben der Provinzialhauptſtadt eintrat, wo er die Oberklaſſe des Gymnaſiums beſuchte, förderte außer der Muſik auch die von früh auf ihm von ſeinem Vater mitgetheilte praktiſche Kenntniß der engliſchen Sprache ſeine Aufnahme in die gebildetſten Kreiſe. Zu dem allem kam noch der Empfehlungsbrief, der in den ſchönen, offenen Zügen ſeines Antlitzes, in ſeinen bald blitzenden, bald ſanft leuchtenden dunkelblauen Augen von höherer Hand geſchrieben ſtand. Ueberallher wurde ſeine Lebensluſt und ſeine Eitelkeit angeregt; aber das ſtete Andenken an die Erwartungen ſeiner theuerſten Menſchen hielt dieſen Anregungen das nöthige Gegengewicht und ihn ſelbſt in der rechten Mitte.

Jetzt, wo wir ihn bei ſeiner nächtlichen Heimkehr belauſchten, ſtand ihm eine bedeutſame Probe und laute Beweisführung ſeiner geiſtlichen Kandidatur bevor. Er ſollte als Prediger an geweihter Stelle auftreten, zwar nicht zum allererſten Male, aber zum erſtenmale in Gegenwart ſeines Vaters. Seine erſte Predigt war im Grunde nur eine homiletiſche Uebung in der „Studentenkirche" geweſen; die zweite hatte er in einer Dorfkirche unfern von der Univerſitätsſtadt gehalten, in welcher häufig angſterfüllte junge Redner vor einem mehr neugierigen, als andächtigen Auditorium auftraten.

Zwar war jetzt ſeine Studienzeit noch nicht ganz vorüber, weil er noch einen letzten rein philoſophiſchen Kurs machen und darauf, nach einiger Vorbereitung im väterlichen Hauſe, den Doktortitel öffentlich erwerben ſollte. Aber er war doch ſchon nicht mehr Student, ſondern bereits Kandidat; und wer dieſen Weg einſt machte, der kennt auch die große Umwandlung, welche ſchon die erſten Tage in dieſem neuen Stande hervorzubringen pflegen. Die idealiſtiſche Vernunft flüchtet ſich vor dem trivialen Verſtande; das erſt verſpottete kleine Leben mit ſeinen Pflichten ſteht in ernſter, oft auch drohender Geſtalt am Horizonte vor dem Wanderer; die Gegenwart läßt ſich nicht mehr unmittelbar genießen, weil die Zukunft zu nahe hereinragt.

Digitized by

Unſer Held ſah ſeiner Zukunft, zumal der nächſten auf der Kanzel, zwar durchaus nicht mit ſchwerem Herzen entgegen, vielmehr ſogar mit Freudigkeit, weil er ſeinem Vater eine große Freude machen ſollte und für ſein Vorhaben wohlgerüſtet war. Denn die Predigt war ſchon längſt nicht bloß abgefaßt, ſondern auch einſtudirt, und ſein Vater ſelbſt hatte ſich es vorbehalten, die letzte Feile an Rede und Redner zu legen. Aber gerade das große Gewicht, das ſein Vater auf dieſe Predigt legte, laſtete einigermaßen auch auf ſeinem Bewußtſein. Er fühlte überhaupt, daß an den jungen Mann, der bald ſeine eigene Zukunft mit Umſicht und Willenskraft entſcheiden ſollte, weit ernſtere Forderungen geſtellt wurden, als kurz zuvor noch an den Studenten.

Anfangs war davon die Rede geweſen, daß er dieſe Predigt in ſeiner Vaterſtadt halten ſollte. Aber Emil fürchtete, in dem Anblicke ſo vieler alter und junger Nachbarn und Bekannten ſich nicht zu der Höhe eines apoſtoliſchen Selbſtbewußtſeins erheben zu können. Er dachte an die Geſichter der alten Leute, die doch nur ihres Seelſorgers Sohn in ihm ſehen würden; er beſorgte, ſein geiſtlicher Ernſt möchte den alten Spielkameraden nur als Maske erſcheinen; er ſcheute ſich, allen den aufmerkſamen Augen junger Schönen zu begegnen, in welche er noch vor kurzem ſo oft ohne allen Anflug frommer Erhabenheit geblickt hatte.

Auch ſein Vater trug Sorge, er möchte auf der väterlichen Kanzel ſich ſelbſt noch nicht männlich genug erſcheinen und in der allzu bekannten Umgebung befangen werden. Deßhalb ſollte die Predigt in Poltendorf, einem eine Meile entfernten Dorfe, gehalten werden, deſſen Pfarrer vor einiger Zeit eine Baſe Emils geheirathet hatte. Für Emil hatte dieſer Ort die angenehmſte Mitte zwiſchen völliger Fremde und vertrauter Bekanntheit. Bevor er die Hochſchule bezog, war er einigemale mit ſeinem Vater dort geweſen und mit den Familien der dortigen Honoratioren: des Pfarrers, eines Oberförſters und eines gebildeten Oekonomen, der einen bedeutenden Edelhof dicht am Dorfe gepachtet hatte, einigermaßen bekannt geworden.

Sein Vater hatte ihm ſchon geſchrieben, daß die nun auch aus den Kinderſchuhen getretenen Söhne und Töchter jener Familien mit neugieriger Theilnahme ſeines Beſuches und ſeines öffentlichen Auftretens harrten. Um alle Zerſtreuung vor dem ernſten Werke zu vermeiden, wollten Vater und Sohn am Sonntagsfrühmorgen im Dorfe eintreffen und erſt nach dem Gottesdienſte die alten Bekannten begrüßen. Der Oheim hatte längſt ſeine

Digitized by Google

Begleitung abgesagt. „Ich würde," äußerte er, „bei jedem Halte des lieben Predigers für ihn zittern; wenn er wirklich stecken bliebe, einen Schlagfluß bekommen; und wenn die Predigt glänzend ausfiele, fürchten, daß die Eitelkeit Emil seinem höheren Berufe, der Kunst, untreu machte. Besser, ich erfahre alles erst nachher und verspiele mir die Grillen in der verhängnißvollen Stunde." — So war mit sorglicher und wiederholter Abrede schon längst vor Emils Heimkehr alles genau bestimmt worden. Und so geschah es auch.

Emil hatte die in jener zauberischen Nacht vorgenommene Morgenüberraschung in beiden Vaterhäusern mit so viel List und herzinniger Freude über das Gelingen ausgeführt, daß sein Oheim entzückt war und auch sein Vater den gewohnten Ernst verlor, ob er schon warnend sagte: „Was würden am nächsten Sonntage deine Zuhörer sagen, wenn sie wüßten, welch großes Kind in ihrem Prediger steckt!"

Als jedoch der Morgen dieses Sonntags gekommen war, wandelten Vater und Sohn in gleich ernster Stimmung gen Poltendorf; jener ließ sich daheim durch den Mitprediger des Städtchens ersetzen. Beim Abgang von Hause beschäftigte Beide der traurige Gedanke, daß ihnen die Mitsorge und Mitfreude der Verlorenen, der Gattin, der Mutter, fehle. Indem sie aber vorschritten, wandten sich ihre Gedanken und Reden auf die ernstfreudige, mit jedem Schritte näher kommende Aufgabe des Tages. Als sie der Weg in den Säulentempel eines Tannenhochwaldes führte, forderte der Pastor seinen Sohn auf, ihm noch einmal den Anfang seiner Predigt vorzutragen. Dieser that es mit immer mehr gehobener Stimmung und Stimme, deren Wiederhall allein das feierliche Schweigen umher unterbrach, bis ein unerwarteter Sängerchor in dem lichtgrünen Laubwerk eines Buchenwaldes, in welchen der Weg unmittelbar überführte, diesen Vorgottesdienst fröhlich fortsetzte, ohne ein Amen des verstummenden Predigers abzuwarten.

Nachdem die ersten Begrüßungen mit dem lieben Ehepaare im Pfarrhause gewechselt waren, wurde Emil ein Zimmer angewiesen, in welchem er sich ungestört zum Gottesdienste rüsten konnte. Damals hatte eben der priesterliche Chorrock begonnen, im mittleren Deutschland wieder das einfachere Mäntelchen zu verdrängen, welches seither genügt hatte, um in Verbindung mit den weißen Beffchen den Prediger auszuzeichnen, und nicht einmal vor allen, da auch die Kirchenseniore und andere Kirchendiener

ähnliche Amtskleidung trugen. Emil war in der ächt evangelischen Idee des allgemeinen Priesterthums erzogen, und doch durchschauerte ihn ein Gefühl des Besonderen, als der weite Chorrock zum erstenmale seine ganze weltliche Person bedeckte, deren einziger Rest, das blühende Gesicht, ihm zwar kontrastirend genug aus dem Spiegel entgegenblickte, seinerseits aber wiederum durch die Verbündete des Chorrockes, die bischöflich gestaltete Mütze, eine Begrenzung erhielt, welche die freie Höhe der Stirne, den Hauptsitz des Denkens und seines Ausdruckes, verhüllte.

Emil fühlte sich von einem Gemische bald anziehender und hebender, bald abstoßender und beengender Empfindungen befangen, und dieses setzte sich fort, als der betagte Schullehrer und Organist des Ortes eintrat und in demüthiger Haltung von seinen jungen Lippen Befehle, namentlich die Bestimmung des Hauptliedes, erwartete — eine Befugniß, die er bei seinen beiden ersten Predigten noch nicht persönlich geübt hatte. Glücklicherweise hatte er nicht Zeit, seine dunkeln Empfindungen in deutliche, aber desto uneinigere Gedanken zu übersetzen. Kaum war der Schullehrer abgegangen, so wurde mit einer kleinen Glocke „das letzte Zeichen" geläutet, welchem nach kurzer Pause der harmonische Klang des ganzen Geläutes folgte, dieser dem Christen so feierlich lautende Klang, dessen Verstummen „für ewig" (wie ein türkischer Geschichtsschreiber sagt) auf den zahllosen Glockenthürmen der herrlichen griechischen Kaiserstadt den für ganz Europa so schmachvollen Augenblick bezeichnete, in welchem Barbarenhorden die noch in ihrer jahrtausendlangen Verkümmerung so mächtige, unter den Trümmern theils selbstverschuldeten, theils von feindlichen Göttern herbeigeführten Nationalunglücks mit unversiegbarer Lebenskraft hervordringende Griechenbildung in die schwersten Fesseln schlugen, die sie je getragen hatte.

Die etwas schwankende Harmonie in Emils Gefühlen wurde durch die der Glocken wieder hergestellt. Ihr Ruf ertönte, als sei er unmittelbar an ihn gerichtet, ein Ruf der Pflicht und der Ehre. Mit einemmale verschwand auch die Stille und Oede des Sonntagmorgens. Die so eben noch menschenleere Hauptstraße des Dorfes füllte sich mit einer festlich gekleideten, andächtig und bedächtig einherschreitenden Menge. Dennoch ließen sich nur einzelne und leise Gesprächslaute vernehmen; dagegen trug die reine Luft die Tonwellen der Glocken in ungedämpfter Fülle hoch über den Häuptern der Wandelnden, und bald drang auch der prächtige Klang einer gut gespielten Orgel durch die geöffneten Kirchthüren bis weit ins Freie hinaus.

Digitized by

Ein Sonntagmorgen in ſchöner Sommerzeit auf dem Lande, wo jetzt noch wirkliches „Land" in Gebirgen und Wäldern verborgen liegt, iſt Idyll und Hymne zugleich.

Emil zitterte vor Bewegung, als er die Orgel vernahm, und wäre, wie er ſich eingeſtand, lieber an der Stelle des Orgelſpielers geweſen, um ſeinen Gefühlen Töne zu leihen, ſtatt daß er ſich nun an bloße Worte gefeſſelt fand, deren Vortrag, um ſicher zu bleiben, nur für Betonung und Geberde dem Schwunge der Empfindung einigen Einfluß geſtatten durfte.

Der Geſang der Gemeinde, deren ſtille Andacht ſich in eine überlaute umwandelte, hatte wenigſtens den wohlthätigen Einfluß auf Emil, daß er ſeiner aufgeregten Stimmung die nöthige proſaiſche Beimiſchung gab. Das Altargebet und die Vorleſung der Epiſtel wurden ihm zur öffentlichen Vorübung auf die nach einem zweiten kurzen Geſange folgende Predigt. So betrat er denn endlich die Kanzel in der beſten Faſſung, nachdem er noch einen Händedruck mit ſeinem unten im Pfarrſtuhle verweilenden Vater gewechſelt hatte. Der Vortrag der Predigt ging trefflich von ſtatten; das Publikum ſchloß kein Auge zum Schlummer und öffnete keinen Mund zum Gähnen. Dem jungen Redner verklärte ſich die Probepredigt zum freien Berufswerke, ſeine eigene Perſon zum Lehrer und Liebling des Volkes. Aber ein Augenblick genügte, um dieſes Kraftgefühl und die Vorempfindung der geiſtlichen Weihe und Würde, die den eben noch empfundenen Beruf zur Kunſt in Schatten ſtellte, wie zur Strafe für die mitwirkende Eitelkeit, in das demüthige Bewußtſein des hülfsbedürftigen Schülerthums zu verwandeln.

War es eine Geſtalt, ein Ton, vielleicht auch ein unkirchlicher Gaſt unter den eigenen Gedanken, oder auch eine logiſche Lücke in ſeiner geſchriebenen Predigt, die ſich jetzt, wie dies in der That häufig geſchieht, bei dem Vortrage derſelben zur Lücke im Gedächtniſſe geſtaltete — welche plötzlich mitten im lebhafteſten Fluſſe der Rede, jedoch am Schluſſe eines Satzes, einen dämoniſchen Einfluß auf den Redner ausübte: darüber iſt er ſelbſt niemals ins Reine gekommen. Feſt aber ſteht die Thatſache, daß er durch einen völligen Starrkrampf ſeines Gedächtniſſes überraſcht wurde, welcher ihm nicht bloß das nächſte, ſondern auch das letztgeſprochene Wort der ſo fleißig memorirten Predigt gänzlich entrückte. Da alſo, um mit den Irländern zu reden, ſelbſt das Ende des Fadens abgeſchnitten war, an welches ein neuer hätte angeknüpft werden können, ſo war Emil weit übler daran, als wenn nur die Fortſetzung ſeinen Händen entglitten geweſen wäre, deren

Digitized by

Stelle dann eine raſche und glückliche Improviſade vielleicht reichlich erſetzt hätte.

Aber ſolche Gedanken und fromme Wünſche gingen nur blitzartig durch Emils gefoltertes Gehirn, und zum Nachſinnen war nur ſekundenlange Friſt gegeben, nicht hinreichend, um die Hülfsmacht in ſeiner Taſche, nämlich die Handſchrift der Predigt, zu Tage und — noch dazu verſtohlen — vor ſeine Augen zu fördern. Vergeblich wünſchte er, ſie magnetiſch durch die Kleider hindurch leſen zu können. Scham, Zorn gegen ſich ſelbſt, vergebliches Ringen nach den verlorenen Gedanken durchſtürmten ihn und dehnten ihm wenige Sekunden zur halben Ewigkeit aus. Doch ſchon in der erſten derſelben hätte ihm ein glücklicher Inſtinkt die homiletiſche Klugheitsregel vor Augen geführt, welche für ſolche Fälle das ſtotternde Suchen nach Worten verpönt und völliges Schweigen nebſt möglichſt ruhiger Haltung gebietet.

Faſt unwillkürlich mied in dieſem verhängnißvollen Augenblicke ſein Blick die auf ihn gerichteten Augen der Zuhörer, um nicht in dieſen den ſchrecklichen Wiederſchein des eigenen Ausdruckes, der verrathenen Angſt zu entdecken. Statt deſſen erhob er die Augen nach oben, um dort Hülfe für die erſtarrte Denkkraft zu ſuchen; und ſie ward ihm von dort, wenn auch nicht unmittelbar vom Himmel herab.

In der That hatten, wie es ſich ſpäterhin herausſtellte, die Zuhörer mit Einſchluß ſeines Vaters, die wenigen Sekunden ſeines Schweigens als eine ihnen ſelbſt zum Nachdenken gegebene Pauſe ausgelegt, und nicht wenige Zuſchauerinnen ihre Andacht an dem frommen Aufblicke ſeiner ausdrucksvollen Augen entzündet, den ihm die Angſt eingegeben hatte. Die richtige Einſicht erlangte nur eine Zuſchauerin, eben weil ſie zugleich die aufmerkſamſte Zuhörerin geweſen war. Und ihr Blick voll angſtvoller Theilnahme begegnete recht eigentlich mit einem Strahle von oben Emils hülfeſuchendem Aufblicke, da ſie von der hoch gelegenen Emporbühne der Honoratioren auf den Prediger herabſah.

Der Strahl dieſes Auges, der ebenſo ſehr ſeinen ganzen Stolz wach rief, als ihm die Geiſterhülfe des Mitgefühls zutrug, erleuchtete mit magiſchem Schimmer das Dunkel ſeines Gedächtniſſes. Er fand nun ſogar den Muth zu einer, wenn auch nur ganz kurzen Improviſation, indem er die vorhin bezeichnete Deutung ſeines Schweigens vorausſetzte und ſeinen Zuhörern ſagte: er hoffe, daß ſie das bisher Geſagte noch hinreichend im Sinne

Digitized by Google

hätten, um den Zuſammenhang einiger wichtigen Folgeſätze damit zu begreifen, die er ihnen jetzt noch ausſprechen wolle.

Erſt im Herabgehen von der Kanzel ſuchte er den hülfreichen Engel, aber ohne ihn zu finden. Er hatte nicht mehr geſehen, daß das junge Mädchen, welchem die rettenden Augen angehörten, deren Wirkung gar wohl ſelbſt bemerkt hatte und, dadurch betroffen, zurückgetreten war. Der Drang des Augenblicks hatte Emils Blicke und Gedanken ſchnell wieder auf ſeine Stimmung zwiſchen Himmel und Erde zurückgetrieben. Gleichwohl waren ihm die holden Züge der Erſcheinung eingeprägt und ſchwebten ihm in den nächſten Stunden unaufhörlich vor, ſo daß er nicht wußte, ob ſie ihm ſchon früher bekannt geweſen waren, oder ob nur ihre ſtete Wiederkehr vor ſeinen inneren Blick ihm das Gefühl alter Bekanntſchaft gab. Die Scheu, ſein Geheimniß zu verrathen, hielt ihn von Fragen nach den Perſonen ab, welche jene Emporbühne eingenommen hatten. Deſto neugieriger ſah er dem zu Beſuchen und geſelligem Verkehre beſtimmten Nachmittage und Abend entgegen, da er mit ſeinem Vater hier übernachten ſollte. Dieſe Spannung hinderte ihn aber nicht, am Mittage die Gaſtlichkeit des Pfarrers und die Kochkunſt ſeiner Frau nach Qualität und Quantität zu würdigen.

Sein erſter Nachmittagsbeſuch in Geſellſchaft ſeines Vaters und ihrer Wirthe, wurde dem zunächſt gelegenen Hauſe des Oberförſters zu theil. Schmachtende Mädchenaugen, die in Emil den ſchönen Mann ſahen, und kaum weniger hoffnungsvoll blickende Augen der Hausfrau, die in ihm zum Voraus den wohlbeſtallten Schwiegerſohn zu erkennen wünſchten, wurden dem Kommenden ſchon hinter den Fenſtern bemerklich, nicht aber die Augen, die er ſuchte. Dafür wurde ihm die Ahnung, wo er dieſe finden ſollte, jetzt zur Gewißheit, indem ihm das Geſichtchen eines lieblichen Kindes vorſchwebte, das einſt zu ſeinen vorübergehenden Spielgenoſſen an dieſem Orte gehört hatte. Darum hatte er auch im Forſthauſe keine Ruhe, obgleich Alt und Jung ihn mit der größten Freundlichkeit empfing, mit Lobſprüchen über die gelungene Predigt, mit Wünſchen und Weiſſagungen einer glücklichen Zukunft, mit ſchalkhaften Aeußerungen über die tiefe Einſamkeit eines jungen Pfarrers auf dem Lande, von welcher ihn nur eine junge Pfarrerin erlöſen könne.

Als er eine halbe Stunde ſpäter mit den Begleitern in den Edelhof eintrat und deſſen Bewohner, nämlich Eltern und einziges Kind, den Beſuch willkommen hießen — da hatte Emil die Erſcheinung aus der Höhe

Digitized by Google

wiedergefunden, ohne daß sie durch ihre gegenwärtige Stellung auf ebener Erde an Engelhaftigkeit verloren hätte.

Gewiß, Friederike würde jedem schönheitssinnigen Manne als ein holdes Engelskind erschienen sein, auch wenn sie nicht das Verdienst um ihn gehabt hätte, ihn aus einer angstvollen Lage zu erretten. Wenig über sechzehn Jahre alt, von zierlicher, nicht gar großer Gestalt, erschien sie häufig noch völlig kindlich, wenn ihre hellbraunen Augen den Ausdruck schüchterner Freundlichkeit trugen. Oft aber, wenn etwas Vernommenes oder Gelesenes sie lebhaft berührte, erglänzte in diesen Augen der Ausdruck jugendlicher Begeisterung, oder das ruhigere Licht des thätigen Denkens. Wenn sie sich ganz unbelauscht glaubte, geschah es zuweilen, daß ein sinnender Ernst sich über das ganze liebliche Antlitz lagerte, oder daß eine mächtige, mehr als ernste Empfindung wie mit geisterhaftem Hauche für Augenblicke das Roth der blühenden Wangen auslöschte.

Jetzt, wo Emil nach mehreren Jahren das reizend erblühte Kind wieder als alte Bekanntin begrüßte, wäre ihr Lächeln noch ganz das kindliche der früheren Zeit gewesen, wenn es sich nicht mit einem Erröthen verschwistert hätte, dessen Wiederschein auf Emils Wangen die gemeinsame Erinnerung an das erste Wiedersehen heute Morgen bezeugte. Ein nur von ihr verstandenes Dankeswort Emils drückte dieser Erinnerung vollends den Stempel eines gemeinsamen Geheimnisses auf und führte dadurch Beide schnell einander näher.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Begegnungen und Gespräche, durch welche diese Annäherung im Verlaufe der nächsten Zeit zunahm, im Einzelnen zu verzeichnen. Wir begnügen uns mit einigen Umrissen, indem wir deren Ausführung und Färbung den schönsten Erinnerungen unserer älteren Leser und Leserinnen aus dem eigenen Leben, wie der Einbildungskraft und Hoffnung der jüngeren überlassen.

Emil wiederholte seine Besuche in Poltendorf während der Ferienzeit, wie später während der seinem philosophischen Kurse folgenden Frist, die er zur Vorbereitung auf die Promotion zu Hause verbrachte. Er sah Friederike in ihrer geräuschlosen, aber ununterbrochenen Thätigkeit in Haus und Hof, er vernahm das Lob ihrer geistigen Strebsamkeit von dem Pfarrer, der ihr Lehrer war und gemeinsam mit ihren Eltern die Bücher wählte, aus welchen sie nach der geregelten Tagesarbeit Unterhaltung und Belehrung zog. Im Sommer ließ ihr die Theilnahme an dem großen Haushalte und am

Digitized by

Gartenbau nur wenig Zeit zum Leſen und zur Muſik, in welcher ſie ſich bis dahin zu ihrem Leidweſen nur auf die Anfangsgründe des Geſanges und des Klavierſpiels beſchränken mußte. Die Eltern wollten und konnten für jetzt noch nicht des einzigen Kindes entbehren, um es in ein Inſtitut zu ſenden, und hielten es auch an ſich gerathener, ſich nach einer Lehrerin umzuthun, die unter ihren Augen und in Gemeinſchaft mit ihnen Friederikens Erziehung vollenden ſollte.

„Nehmen Sie mich zum Erzieher an!“ ſagte einmal Emil, als in ſeiner Gegenwart dieſes Vorhaben ausgeſprochen wurde. „Dieſes Amt iſt ja ohnehin meine nächſte Lebensaufgabe.“ — Friederike erröthete tief und ihr Blick haftete, jedoch nur einen kurzen Augenblick, auf dem Sprecher mit einem Ausdrucke, der ihm eine Menge ſüßer Geheimniſſe entdeckt haben würde, wenn er ihn bemerkt hätte. Ihre Eltern verſchwiegen lächelnd ihr Einverſtändniß mit Emils Wunſche. Die Pfarrerin aber fragte: „Aha, Sie möchten ſich Friederike erziehen?“ indem ſie jedoch dieſes „ſich“ nur unbetont in den Satz einſchmuggelte.

Emil wagte keine Antwort auf dieſe vermehrte Ausgabe ſeines Wunſches, weder ein Nein, weil es eine Unwahrheit geweſen wäre, noch ein Ja, weil er ſich ſcheute, durch ein ſo entſcheidendes Wörtchen dem Idyll der Gegenwart das Epos ſeiner Zukunft aufzuopfern. Die Empfindungen jenes Sonntagmorgens, die für Emil den Predigerberuf in ſo ſchönes Licht geſtellt hatten, waren längſt gegen Vorſtellungen in Schatten getreten, die ihn in die große Welt, in das bewegtere Menſchenleben, in den tieferen Verkehr mit Kunſt und Wiſſenſchaft lockten. Anderſeits war er noch mehr, als über ſein Herz und ſeine Zukunft, über Friederikens innerſtes Weſen im Unklaren, nicht bloß über den Grad ihrer Neigung zu ihm, ſondern auch über ihre ganze geiſtige Wahlverwandtſchaft mit ihm, ob er gleich nicht ſelten durch tiefere und reichlich lohnende Blicke in ihr demüthig verhülltes Innere überraſcht wurde. Dies geſchah weniger durch Ausſprüche von ihrer Seite, als durch ihre beſcheidenen Fragen, wenn die Unterhaltung höhere Lebensgebiete berührte.

Leider war Emil überhaupt, wie es lebhaften und leicht aufregbaren Jünglingen zu ergehen pflegt, bevor ſie feſten Untergrund finden, in hohem Grade Skeptiker; und wie ſein Geiſt oft unruhig zwiſchen Licht und Dunkel wogte, ſo auch ſein Herz zwiſchen Wohl und Wehe. Dazu hatte ihn das Werben ſeiner beiden Erzieher um ſeine Neigung für verſchiedene Berufs-

Digitized by Google

arten deren Licht und Schatten immer ſo parteilich und widerſprechend dargeſtellt, daß er ſich gewöhnt hatte, überall optiſche Täuſchungen für möglich zu halten. So kam es auch, daß er bei ſeinem Geſange:

„Bei deinem erſten, erſten Blick
Flog dir mein Herz entgegen!“

Friederikens Augen in verklärendem Schimmer erglänzen ſah, aber mit ſelbſtquäleriſchem Scharfſinne innerlich die Frage erwog: „Ob mehr die Macht der Töne, oder die Erinnerung an jene heilbringende und noch größeres Heil verheißende Begegnung ihrer Blicke Friederikens ſchöne Augen mit höherem Glanze leuchten laſſe?“

Bei ihm ſelbſt verſchmolzen ſich dieſe beiden Anregungen innig. Despotiſch genug verlangte er den gleichen Schwung bei Friederiken und hätte ihr nicht einmal verziehen, wenn nur der Sänger und nicht der Geſang ſie entzückt hätte. Die Kunſtliebe war wirklich mächtiger in ihm, als die Selbſtliebe; und wenn Friederike nur durch die Schönheit der Sangweiſe und ſeines Vortrags, nicht durch die Beziehung des Textes ſo lebhaft angeſprochen worden wäre, ſo hätte ihm dies allerdings ebenfalls ſehr wehe gethan, aber nicht ſeiner Eitelkeit, ſondern ſeinem Herzen. Denn ſeinem Herzen trat Friederike leiſe, leiſe immer näher. Sie trat ihm näher, auch wo ſie ſich in keuſche Ferne zurückzog, wenn des Jägers begehrliches und eitles Töchterlein oder andere Genoſſinnen aus der Umgegend ſichtbar um des jungen Mannes Gunſt buhlten. Sie trat ſeinem Herzen näher, wenn er ſelbſt heimkehrend mit jedem Schritte weiter von ihr wegging und ſein letzter Rückblick aus der Ferne nur noch ihr offenſtehendes Fenſter unterſcheiden, nicht aber in den Hintergrund des Zimmers dringen konnte, aus welchem ſie vielleicht ihm nachſah.

Sie ſtand aber wirklich jedesmal dort und ſah ihm nach, bis er im Walde verſchwand. Und als er dort zum letztenmale vor ſeiner Promotion verſchwand, flüſterte ſie ihm mit ſchwerem Herzen nach: „Du lieber, lieber Freund, ſtünde ich nur hoch genug, um ein Wort zu deiner nahenden Berufswahl mitzuſprechen! Aber ich muß es dulden, wenn ſie mir dich in unerreichbare Ferne entrückt!“

Doch je höher ſie ihn ſtellte, deſto ſtrengere Schranken zog ihr jungfräuliches Selbſtbewußtſein, verbunden mit dem völlig klaren Selbſtbekenntniſſe ihrer eigenen Liebe. Sie floh in der letzten Zeit das Alleinſein

Digitized by Google

mit Emil, weil ſie ſich nicht Kraft genug zutraute, ſeiner möglichen wärmeren Annäherung eine Fülle der Empfindung zu verhehlen, die er nach ihrer Anſicht unmöglich in gleichem Maße erwidern konnte.

Nicht minder als Friederikens Eltern, begünſtigten Emils Vater und Oheim in ſittiger und maßvoller Weiſe das Suchen und Finden der jungen Leute und würden nicht ungern vernommen haben, daß ſie ſich beſtimmter verſtändigt hätten, bevor Emil mit dem Doktortitel das Recht der freien Berufswahl errang. Aber da nach einem halben Jahre dieſer Zeitpunkt eintrat, war das Wörtchen Liebe weder zwiſchen Beiden, noch zwiſchen ihnen und ihren Vertrauten ausgeſprochen worden. Und dieſe — für Emil zunächſt ſein Oheim, für Friederike die um wenige Jahre ältere Pfarrerin — fühlten viel zu zart, um den verborgenen Keim vor der Zeit ans Licht zu ziehen.

Eine derbere Hand verſuchte dies. Des Oberförſters Tochter hatte ſich anfangs nicht wenig durch den ſichtbaren Vorzug gekränkt gefunden, welchen Emil der etwas jüngeren Nachbarin unverhohlen zuerkannte. Aber ſie erhob ſich bald über dieſe kleine Schwäche, indem ſie ſich, um vor einem Rückfalle geſichert zu ſein, willig von einem jungen Jäger erjagen ließ, mit welchem ſie nach nur vierwöchentlicher Bekanntſchaft als erklärte Braut Beſuche machte. Als ſie in den Edelhof kamen, ermahnte ſie Friederike ſcherzend zur baldigen Nachfolge. Dieſe entgegnete lächelnd: „Ja, ich werde deinem Beiſpiele folgen, ſobald ich finde, ohne zu ſuchen, und gefunden werde, ohne mich dem Finder zu entziehen.“ — „Du ſprichſt immer in Räthſeln!“ ſagte die Geſpielin abbrechend und etwas ärgerlich, ſei es über Friederikens Unverſtändlichkeit, oder über ihren eigenen Unverſtand.

Dieſes Räthſel war aber Friederikens tiefſter Ernſt und Wille.

Emil war als glücklich promovirter Doctor philosophiae heimgekehrt. Seine öffentliche Disputation hatte auf die Theilnehmer und Zuhörer einen äußerſt günſtigen Eindruck gemacht und ſeinen Muth zu ſelbſtändigem Auftreten bedeutend erhöht. Auf dem Katheder hatte er keine Spur jener ängſtlichen Verlegenheit empfunden, die ihm ſeit jener, wiewohl ſo glücklich überwundenen Gefahr auf der Kanzel jedesmal wiederkehrte, wenn er ſich auch nur in Gedanken auf jene Rednerbühne verſetzte, auf welcher der allein berechtigte Redner auch allein ſein Reden oder Verſtummen zu verantworten hat.

Digitized by Google

Aber jetzt, wo ihm die gelungene Probe den Weg zum akademischen Lehramte bahnte und günstig beleuchtete, stand er mit dem Gefühle einer allzu reichlichen und eben deßhalb sehr schwierigen Wahl am dreifachen Kreuzwege. Immer mehr wandte er bei dieser Wahl dem Wege den Rücken, der in die friedliche Stille des Landlebens führte und am Ziele ein zwischen Chorrock und Schlafrock getheiltes Leben als Perspektive zeigte. Freilich kamen auch wieder Stunden, wo eine andere Lichtbrechung ihm Landleben und Pfarramt als ein würdigeres Ziel voll fruchtbaren Strebens darstellte, an welchem zugleich eine Gruppe theurer Gestalten — des Vaters, des Oheims, der holden jungen Freundin, ihm eine Zukunft voll heimlichen Glückes bezeichnete.

Glücklicherweise fand er sich, vorläufig wenigstens, der Wahl und Qual durch die schon erwähnte Vorausbestimmung enthoben — daß er vor dem Eintritte in irgend einen dauernden Beruf eine Zeit lang seine Kräfte als Lehrer und Erzieher üben solle, sei es in Instituten, oder in einer Familie. Zugleich hatte er selbst darauf angetragen, daß ihm allein während dieser Wanderzeit der Erwerb der für seinen Lebensbedarf und seine Liebhabereien nöthigen Mittel überlassen bleibe, damit er auch in dieser Hinsicht die Forderungen des Lebens kennen und aus eigener Kraft befriedigen lerne.

Wiederum begünstigten ihn die Umstände neben der eigenen Tüchtigkeit, so daß er eine nach allen Seiten hin seinen Wünschen entsprechende Stellung erhielt, und zwar fast unmittelbar nach seiner Heimkehr. — Bei seinem ersten Besuche in Poltendorf traf er bei Warnebold — so hieß Friederikens Vater — den Besitzer des von demselben gepachteten Hofes, den Baron Meinings. Diesem stellte ihn Warnebold als Kandidaten, Doktor und Künstler vor. „So jung noch," sagte der Baron mit verwunderter, aber sehr wohlgefälliger Miene, „und bereits mit einer dreifachen Krone geschmückt!"

Emil entgegnete rasch und in gleich heiterem Tone: „Sie sind allzu gnädig! Ich habe bis dahin keinen andern offiziellen Kopfschmuck verspürt, als den Doktorhut, und unter diesem leider oft einen horror vacui, das Gefühl trostloser Leere. Der Künstler in mir muß erst künftig den Lorbeerkranz verdienen und der Kandidat trägt das Barett nur erst als geliehenen Schmuck." — Der Baron bemerkte lachend: „Ich glaube jetzt an Ihre Befähigung zum Redner und Prediger, auch ohne akademische Zeugnisse, und

Digitized by Google

wünſchte bald Gelegenheit zu finden, um über Ihre Lehrgabe, ſowie über Ihre künſtleriſche Weihe urtheilen zu können, ſoweit meine Urtheilskraft reicht."

Warnebold, der zu ſeiner Freude den günſtigen Eindruck bemerkte, welchen Emils Geiſtesgegenwart auf den Baron machte, und ſogleich praktiſche Zwecke ins Auge faßte, ſprach jetzt zu Letzterem: „Zur Kunſtprobe bietet ſich ſogleich einige Gelegenheit durch das Piano meiner Tochter; ich bedaure nur, daß wir meines jungen Freundes Lieblingsinſtrument, die Harfe, nicht zur Hand haben." Meinings, der zwar nicht ſelbſt Muſik übte, wohl aber kannte und liebte, ſtimmte gerne zu, und die kleine Geſellſchaft verfügte ſich in ein nach dem Garten gelegenes geräumiges und dem Schalle günſtiges Zimmer, in welchem das Pianoforte ſtand.

Emil, deſſen Miene und Haltung bei dieſem improviſirten Examen weder Beſorgniß noch Stolz ausdrückte, ſagte zu dem Baron, bevor er ſich an das Klavier ſetzte: „Ich will denken, Sie wollten nicht mich, ſondern Muſik hören, und würden es mir ſchlecht danken, wenn ich Ihnen ſtatt der Kunſt nur Kunſtſtücke ſpenden wollte." — „Sie denken recht," antwortete Meinings erfreut; „mich widern jene Virtuoſen an, die weniger auf Zuhörer, als auf Zuſchauer für das Seiltänzerſpiel ihrer Hände rechnen."

Emil hatte bis dahin noch nicht Gelegenheit gefunden, Friederike beſonders zu begrüßen, die beſcheiden im Hintergrunde geſtanden. Jetzt trat er noch zu ihr und redete laut: „Ich bedarf auch noch Ihrer Erlaubniß," ſetzte aber leiſer hinzu, während ſie mit ihm ans Klavier trat, um es zu öffnen und ihre Eltern bereits mit dem Baron in einiger Entfernung Platz genommen hatten: „und ich hoffe, wenn mein Genius mich mitten im Spiele verlaſſen ſollte, zum zweitenmal durch Ihre lieben Augen gerettet zu werden." Dieſe Augen ſagten freudeſtrahlend Ja. Friederikens etwas bedrückte Stimmung wandelte ſich um bei dieſer Erinnerung, die ihr in Emils Munde gerade jetzt kaum weniger melodiſch klang, als früherhin ſein Geſang „Bei deinem erſten, erſten Blick —!"

Emil probirte zuerſt die Stimmung des Klaviers mit einigen einfachen Paſſagen, die keine ſonderliche Fingerfertigkeit erforderten, aber dem geübten Ohre des Barons ſogleich durch Anſchlag und reine Ausführung die Meiſterhand kund thaten. Hierauf ſah er einige Augenblicke ſchweigend vor ſich hin und begann dann mit leiſen, myſteriöſen Akkorden, die immer unruhiger anwuchſen; Klagelaute miſchten ſich ein, mit welchen ſich wilde Zornesrufe zu kreuzen ſchienen; aber als das ganze Tonbild den höchſten Aufruhr

Digitized by Google

kämpfender Empfindungen darstellte, ertönten in einzelnen Pausen leise, wie von ferne, klare Durakkorde im Basse gleich als eine Verheißung nahender Gotteshülfe — sie schwollen an und kamen näher — sie formten sich allmälig zum Chorale, in welchen nur noch leises Schluchzen und verhallende Schmerzenstöne aus dem besiegten Seelensturme hereinreichten — und mit einemmale, den Zuhörern unerwartet, erhob Emil seine kraftvolle und zugleich maßvolle Baritonstimme zu einem Psalme, den er selbst nach guten Mustern komponirt hatte.

Der Eindruck, welchen die Zuhörer empfanden, wurde ihnen zwiefach, auch als Zuschauern, zu theil, indem Emils ausdrucksvolle Züge jeden Wechsel der Empfindung in seiner Musik abspiegelten und dadurch zugleich beurkundeten, wie tief aus seinem Innern die Töne quollen. Alle schwiegen, von dem Nachhalle dieser Scene erfüllt, und Emil selbst, der seine ganze Umgebung während des Gesanges vergessen hatte, sah bewegt vor sich hin, und ließ bisweilen noch, immer leiser, den letzten Akkord traumhaft in den Saiten nachflüstern.

Als er endlich die Augen erhob, machte den ohnehin Erregten ein unerwarteter, ja räthselhafter Anblick sichtbar zusammenschauern. Die Zuhörer hatten sich nämlich, wie er wußte, absichtlich nicht gerade vor ihn gesetzt, um nicht zu stören, sondern saßen weit genug seitwärts, um ihn zu sehen, ohne in dem näheren Bereiche seines Blickes zu sein. Bis zu diesem Momente hatten sie alle die Augen nicht von ihm verwendet und deßhalb ebensowenig wie er, bemerkt, daß sich die Mitte der vor ihm liegenden Wand, an deren einem Ende jene saßen, unhörbar geöffnet hatte — was freilich an sich nicht eben wunderbar war, weil sich an dieser Stelle eine Tapetenthüre befand, in welche ein kurzer Gang mündete. Die Thür war aber Emil unbekannt, und mit desto größerem Staunen sah er in die geöffnete Mauer hinein, an deren innerem Rande, den übrigen Anwesenden noch unsichtbar, eine schwarzgekleidete Dame stand, aus deren schön geformtem und jugendlich zartem, aber bleichem und regungslosem Gesichte ihn tiefdunkle Augen anstarrten, gleich als sei er selbst eine Geistererscheinung.

Die Anwesenden hatten sein Zusammenfahren bemerkt und folgten verwundert der Richtung seines Blickes. Als die Dame selbst langsam vollends aus dem Gange in den Salon trat, überflog ein glühendes Roth Friederikens Wangen, und sie sah unruhig bald jene, bald Emil an, die beide noch immer einander anblickten, wie in wechselseitiger Fascination befangen.

Digitized by Google

Ein Ruf des Barons unterbrach die einige Sekunden lang dauernde Stille. „Reinhardine!“ rief er lebhaft, „indem ich dich herwünſche, biſt du da und haſt hoffentlich unſern Kunſtgenuß hinter den Couliſſen getheilt! Ich ſtelle dir den Spender vor, und Ihnen, Herr Doktor, meine Tochter. Kind, wie bleich ſiehſt du aus! Hat dich der Morgenritt angegriffen? Nein, ich kenne dich beſſer, die Muſik war es!“ — „Ich habe ſie von Anfang bis zu Ende gehört und geſehen,“ antwortete Reinhardine, indem ſich ihre Wangen wieder rötheten oder vielmehr jene tiefe Bläſſe verloren, die ebenſowohl von einer körperlichen Anſtrengung, wie von einer Gemüthsbewegung herrühren konnte.

Die Erſcheinung verlor zwar in den nächſten Minuten den geiſterhaften Ausdruck, nicht aber ſo die Faſcinationskraft für Emil. Er ſtarrte ſie nicht mehr an, aber er ſah ſie mit einer aus Wohlgefallen und einer Art von Neugier gemiſchten Empfindung häufig an und begegnete dabei gewöhnlich auch ihrem Blicke. Dieſer Blick war immer ernſt, aber darum doch keineswegs ruhig; auch ohne daß ſich die dunkeln Augäpfel bewegten, wechſelte ihr Ausdruck. Sie flammten bald wild auf, bald erglänzten ſie in weichem, feuchtem Schimmer, als Reinhardine die Frage ihres Vaters: wie ſie den Morgen zugebracht habe? nur damit beantwortete, daß ſie die Eindrücke der eben vernommenen Muſik ſchilderte und deren Sinn zu deuten ſuchte. Erſt hiernach kam es zu ausführlichen Erörterungen, aus welchen ſich ergab, daß Emil nur deßwegen nicht vorher Reinhardinens Gegenwart in Poltendorf und ihre vorübergehende Abweſenheit auf einem Ausfluge zu Pferde erfahren hatte, weil, wie wir uns erinnern, ſchon den erſten Begrüßungen und Geſprächsworten die Aufforderung zur Muſik gefolgt war, welcher er ſogleich Folge geleiſtet hatte.

Der Reſt des Tages brachte die durch ungewohnte Begegnungen und Eindrücke etwas aufgeregte Stimmung wieder in ruhiges Gleis. Uebrigens nahm der Baron faſt ausſchließlich Emil in Beſchlag, ſo daß dieſer nur nebenbei Friederiken und ihren Eltern von ſeiner Promotion erzählen konnte und auch nur wenige Gelegenheit fand, durch Reinhardinens Augen Blicke in ihren Geiſt und Charakter zu thun, da der erklärende Text zu dem Bilde — das Geſpräch, das deutliche Wort — heute nur in Bruchſtücken zum Vorſchein kommen konnte. Bekanntlich kann ein geiſtreicher Leſer oft aus ſchönen Frauenaugen die intereſſanteſten Dinge herausleſen, bemerkt aber, ſobald die Schöne auch den Mund öffnet, zu ſeinem Schrecken,

Digitized by Google

daß der Inhalt ſeiner Lecture nur aus ſeiner eigenen Phantaſie entſprang und daß „der Abgrund hinter den Augen“ keine Schätze barg. Jedoch hatten ſchon Reinhardinens phantaſiereiche Gloſſen zu Emils Muſik dieſen überzeugt, daß die Natur ihr nicht bloß die hohe Geſtalt und das ſchöne Haupt gegeben hatte, ſondern daß auch in dieſem Haupte raſche Gedanken und in dem dazu gehörigen Herzen leidenſchaftliche Empfindungen hausten. Dafür zeugten auch die einzelnen Bemerkungen, die ſie in das Geſpräch ihres Vaters mit Emil warf.

Dieſer konnte nicht umhin, in ruhigeren Pauſen Vergleiche zwiſchen beiden Mädchen anzuſtellen, für welche ſchon dem oberflächlichen Beſchauer Geſtalt und Haltung ſo reichlichen Stoff gab. Emil fühlte ſich von zwiefachem und ſehr verſchiedenartigem Reize befangen, der hier um ſein Wohlgefallen, ja ſeine Huldigung, dort aber um ſeine Herzensneigung zu werben ſchien. In Reinhardinens Weſen pulſirte eine aufgeregte und aufregende Lebenskraft ihm entgegen; wandte er aber Blick und Gedanken auf Friederike, ſo hätte er ausrufen mögen: „Du biſt die Ruh, der Friede mild!“

Ueberhaupt durchlebte er einen reichen Tag, eben auch durch die Unterhaltung mit Meinings, der ſich als ein vielſeitig gebildeter und lebhaft, wenn auch etwas oberflächlich, die verſchiedenartigſten Intereſſen ergreifender Mann zeigte. Sichtbar war er erfreut über die Aufmerkſamkeit und Raſchheit, mit welcher Emil ſeinem oft abſpringenden Geſpräche folgte und die in Ernſte und Scherze wechſelnden Tonarten lebendig wiederklingen ließ. Als Emil ſpät am Nachmittage Abſchied nahm, ſagte ihm der Baron, daß er nur noch den nächſten Tag mit ſeiner Tochter in der kleinen, ihm in dem Hofhauſe reſervirten Wohnung verweilen, aber ſeiner Gattin, die aus Geſundheitsgründen an der raſchen nnd anſtrengenden Reiſe keinen theil genommen habe, Emils Bekanntſchaft und Kunſtſpenden verſprechen werde.

Der Ton, in welchem dieſe Worte geſprochen wurden, war zwar äußerſt verbindlich, aber doch gönnerhaft genug, um Emil in Zweifel zu laſſen; ob er bei der Gunſt dieſer „verſprochenen“ Bekanntſchaft, trotz der von ſeiner Kunſt erwarteten „Spenden“ mehr als Spender, oder mehr als Empfänger betheiligt ſei. Auch hatte der Baron keine eigentliche Einladung ausgeſprochen, ſeine Tochter dagegen mit leichtem Neigen des Hauptes ſeine Rede durch die Worte ergänzt: „Mein Piano wird bereit ſein, Sie in der ſchönſten Stimmung zu empfangen.“ — Ganz anders erklang ihm der einfache Abſchiedsgruß: „Nicht wahr, wir ſehen und hören Sie bald wieder?“

Digitized by

den Frau Warnebold mit dieſen Worten und ihre Tochter mit einem bittenden Blicke ausſprach.

Er ſollte indeſſen bald erfahren, daß Meinings ſeine Aeußerungen nicht bloß aus Höflichkeit gethan und daß er vielleicht nur deßwegen Emil nicht zu einem Beſuche eingeladen hatte, weil er bereits eine nähere Beziehung zu ihm und dauernden Umgang mit ihm vor Augen hatte, ohne noch über den Weg zu dieſem Ziele im Klaren zu ſein.

Sogleich nach Emils Weggang ſprach Meinings ſich auf das Vortheilhafteſte über ihn aus und äußerte den Wunſch, ihn künftig zu der gut dotirten und nicht mit zeitraubenden Verpflichtungen verbundenen Pfarret ſeines Stammgutes Meiningsſtein und des gleichnamigen, an das alte Freiherrnſchloß grenzenden Dorfes zu präſentiren, da der betagte Pfarrer ſchon jetzt eines Vikars bedürfe und ſchwerlich mehr lange leben werde. Er wolle Emil zu veranlaſſen ſuchen, daß er ſogleich dieſes Vikariat annehme, welches er ihm ohne Verzug verſchaffen könne.

Seine Tochter und Warnebold hörten dies mit laut ausgeſprochener Beiſtimmung; des Letzteren Gattin und Tochter aber ſchwiegen und ſahen ſich unwillkürlich mit einem ernſten Blicke an, als Reinhardine mit einer bei ihr freilich nicht gar ſeltenen Exaltation ſagte: „Wie freue ich mich auf die Kunſtgenüſſe, die er uns bringen wird, vor allem auf ſeinen ſeelenvollen Geſang! Und gar ſeinen Geſang zur Harfe, dieſer Reliquie uralter Tonkunſt, deren voller Klang das Gezirpe der Guitarre wieder überall aus Deutſchland vertreiben ſollte! Wie glücklich wäre ich erſt, wenn ich ſelbſt ſie ſpielen könnte!“ — „Dazu,“ meinte ihr Vater, „wird leicht Rath werden, wenn der junge geiſtliche Harfenſchläger erſt einmal in Meiningsſtein eingezogen iſt. Ich verſpreche dir einſtweilen zur Chriſtgabe eine Harfe.“

Warnebold fand es denn doch nöthig, dem weiteren Ausſpinnen dieſer Verfügungen über Emils Zukunft Einhalt zu thun, indem er bemerkte: „Ich zweifle nicht, daß der junge Mann Ihren gnädigen Abſichten mit der größten Freude und Dankbarkeit folgen wird, wenn er anders den geiſtlichen Beruf dem künſtleriſchen vorzieht, was bis dahin noch ſehr in Zweifel ſtand. Sodann erlaube ich mir zu bemerken, daß er nach dem Willen der Seinen, wie nach ſeinem eigenen, vor allem eine, wenn auch nicht lange, Zeit hindurch als Lehrer auftreten oder, wie ſein Vater ſagt, durch Lehren lernen ſoll.“ — „Auch dazu,“ ſagte der Baron nach kurzem Beſinnen, „würde ich

Digitized by Google

ihm förderlich sein können; und dein Harfenspiel, Reinhardine, vielleicht um so früher beginnen lassen — ich meine in der Residenz, vor unserer Heimkehr aufs Land."

Es war nämlich bereits alles vorgerichtet, daß der Baron mit Frau und Tochter in den nächsten Tagen des eben begonnenen Herbstes in die Residenz übersiedeln konnte, wo sein jüngster Sprößling, ein fünfzehnjähriger Sohn, seit kurzem das Lyceum besuchte. Dort sollte im Verlaufe des Winterhalbjahres Reinhardine in größere Gesellschaftskreise eingeführt werden, zugleich aber noch einige Unterrichtsstunden in einem angesehenen Dameninstitute besuchen. Die Direktion dieses Institutes, meinte der Baron, würde sicher auf seine Empfehlung Emil, wenn auch für ein anderes Fach augenblicklich seine Thätigkeit nicht verlangt werde, wenigstens als Harfenlehrer willkommen heißen, und wäre es auch den würdigen Directricen mehr um den Klang dieses Namens auf ihrem Programme, als um den der Harfe selbst zu thun. Emils Persönlichkeit halte er für völlig geeignet, um alsbald für die Kunst des Harfenschlags eine Schaar von Proselytinnen zu werben.

Er erwärmte sich im Laufe des Gesprächs immer mehr für den Gedanken, Emils Mäcen zu werden und ihn in irgend eine Laufbahn einzuführen, auch wenn sein Geschmack und sein Glückstern nicht den Weg nach der Kirche zeigten, so viel er selbst auch darum geben würde, wenn er in dem einsamen Meiningsstein Emils Haus gründen und — wie er sich wohlwollend, doch aber nicht ohne Standesbewußtsein ausdrückte — an ihm einen geistig mindestens ebenbürtigen Hausfreund gewinnen könnte. Er werde ihm deßhalb gewiß die ihm zugedachte Pfarrstelle nicht aufdrängen, wenn ihn der Ruf der Kunst oder der Wissenschaft nach andern Richtungen lockte. — Auch der am Abend hinzugekommene Pfarrer wurde mit in die Berathung gezogen und am Ende beschlossen, daß die drei Männer am folgenden Vormittage nach dem Städtchen hinüber fahren und Emils Zukunft mit ihm und den Seinen besprechen und bestimmen sollten.

Gleichzeitig saßen Letztere ebenfalls in lebhafter Unterhaltung zusammen. Emil schilderte den Tag mit frischen Farben, sein Vater hörte mit gewohntem Ernste, sein Oheim oft lächelnd zu. Ersterer kannte den Baron einigermaßen und nannte ihn einen für alles Gute und Schöne empfänglichen Mann, dem es nur einigermaßen an Stetigkeit und Tiefe fehle.

Am folgenden Morgen wurde denn wirklich Emil mit den Seinen

Digitized by Google

durch die drei für sein Glück verschworenen Männer überfallen und mit gut begründeten Vorschlägen so bestürmt, daß er sich sogleich gefangen gab und die Zustimmung seines Vaters sowohl, als seines Oheims erhielt, indem jeder von beiden die seinen Wünschen für Emils künftigen Hauptberuf entsprechenden Seiten des neuen Planes ins Auge faßte.

Emils Stellung in der Residenz, in welcher er bereits in der nächsten Zeit kurz nach der Familie Meinings eintreffen mußte, sollte eine soviel möglich unabhängige sein. Er wollte dort nicht bloß lehren, sondern auch lernen, und namentlich den Besuch der Opern und Concerte als erwünschtes und wichtiges Mittel für seine musikalische Fortbildung handhaben. Meinings versprach, ihn in so diplomatischer Weise zu empfehlen, daß er für eine mäßige Zahl einträglicher Unterrichtsstunden persönlich keine Schritte zu thun habe, als die wenigen bei der Unterrichtsbehörde nöthigen, im Uebrigen aber abwarten dürfe, bis er gesucht werde. — Auf Emils lebhafte Dankesworte erwiderte er freundlich: „Nur keinen voreiligen Dank! Jetzt kommen auch meine Forderungen. Zunächst die Erstlingsopfer Ihres Lehramtes: Harfenstunde für meine Tochter, englische Conversation und Litteratur für meinen Sohn. Sodann zu beiderseitigem Vortheil und Behagen, wie ich hoffe, Ihre Anwesenheit in den kleinen Abendzirkeln, die ich wöchentlich einmal in meinem Hause sammeln werde."

In der befriedigtesten Stimmung trennte man sich. Meinings freute sich aus aufrichtigem Wohlwollen über die Annahme seiner Vorschläge, und sah zugleich zum Lohne dafür sein Walten als Emils Vorsehung aufs dankbarste anerkannt. Der Pastor begrüßte im Geiste schon seinen Sohn als wohlbestallten Amtsbruder, der Organist den Neffen als Kunstgenossen auf glänzendem Schauplatze; Warnebold sah seine Tochter als Emils glückliche und geehrte Gattin, und freute sich darauf, den Seinen den Erfolg des Morgens mitzutheilen.

Jedoch schienen Letztere minder regen Antheil zu nehmen, als er erwartet hatte, wogegen die junge Baronesse ihre lebhafte Theilnahme nicht verhehlte. In gleichem Maße, wie diese hervortrat, zog sich die arme Friederike stiller in sich selbst zurück, so daß ihr Vater, der freilich in Reinhardinen nur die hochgeborene Gönnerin Emils sah, an der bisher vorausgesetzten Neigung seiner Tochter für jenen irre wurde.

Diese athmete freier, als der Besuch abgereist war, aber nur, weil sie jetzt ungestört ihren Sorgen und Schmerzen nachhängen konnte, in welche

Digitized by Google

ſich übrigens, beinahe als heilſames Gegengift, ein zwiefacher Unwille miſchte, der freilich in dieſer ſanften und beſcheidenen Bruſt nicht die Oberhand gewinnen konnte. Sie zürnte vor allem ihrer eigenen Schwäche, daß ſie einer ſo wenig erwiderten, ja vielleicht mit völligem Undanke gelohnten Neigung nicht den gebührenden Widerſtand entgegenſetze. Sie konnte aber auch Emil die jähe Hingebung an die neuen Eindrücke nicht vergeben, die ſie von dem Augenblicke an datirte, wo Reinhardinens ſtolzer und origineller Reiz ihn anzog und ihn ihr raubte, wie ſie ſich mit Beſtimmtheit vorſagte.

„Aber," ſprach ſie weiter mit ſich ſelbſt, „habe ich denn wirklich einen Anſpruch auf ſeinen Beſitz, auf ſeine Liebe? Hat er mir je dieſes Wort ausgeſprochen, das ich Thörin mit Freuden erwidern würde? Gott! Wenn er dies ahnte, dies wüßte, und wollte mich nun mit den Almoſen lauer Freundſchaftsverſicherungen oder einer mehr als halb erheuchelten Abſchiedstrauer beſchwichtigen! Nein, nein! Ich will wahrlich neidlos zuſehen, wenn Schönheit, Geiſt und Bildung dieſe Beiden immer näher zuſammenführen; aber auf das Einzige, was ich dagegen zu ſetzen habe, auf mein Herz, will ich dann ſtolz ſein und es ſeinem Mitleid ebenſowenig verrathen, wie ihrem Stolze!" — Und ſie preßte dieſes arme Herz mit ſo ſtarkem Willen zuſammen, daß ſie Emil bei dem kurze Zeit darauf erfolgenden Abſchiede wirklich täuſchte, um ſo ſicherer, da ſie ihn vor dieſer allerdings ſchweren Stunde noch einmal ſah und einen leichteren Anfang zur Ausführung der beſchloſſenen Haltung machen konnte.

Er kam nämlich wenige Tage nach jenem entſcheidenden, um, wie er ſich ausdrückte, nochmals Warnebold ſeinen Dank für ſeine freundſchaftliche Mitwirkung zu der Geſtaltung ſeiner Zukunft auszuſprechen und noch mancherlei Nachricht und Rath von ihm einzuholen, namentlich in Bezug auf die Familie Meinings und ſeine Stellung zu ihr. Warnebold beſtätigte ſeines Vaters Anſicht über den Baron und ſprach ſeine Ueberzeugung aus, daß dieſer zwar das Bewußtſein der Excluſivität als Standeserbtheil beſitze, aber zugleich an dem Wahlſpruche feſthalte: „noblesse oblige!" Er ſei, ſagte er, mehrmals Zeuge von Conflikten des Menſchen mit dem Freiherrn in Meinings Seele geweſen, bei welchen der erſtere immer Sieger geblieben ſei, wenn auch vielleicht — wie Warnebold lachend hinzuſetzte, der Baron jedesmal für dieſe Sünde im Ahnenſaale ſeines Schloſſes dem erſten Ritter Meinings auf Meinigsſtein geheime Abbitte geleiſtet habe. Von den übrigen Familiengliedern wußte Warnebold nur zu ſagen, daß Freifrau Meinings

Digitized by

das Landleben dem in der Stadt vorziehe, weil ſie auf dem Lande aufgewachſen ſei und für ihre reizbare Geſundheit Lärm und Unruhe des Stadtlebens fürchte. Sie ſcheine ſehr harmlos und gutmüthig zu ſein, „gehorſam ihrem Herrn," ſowie ihren Kindern, wenigſtens der Tochter, welcher auch ihrem Vater gegenüber das Organ für unbedingte Unterordnung gänzlich abgehe.

Friederike hörte dem Geſpräche, namentlich ihres Vaters Mittheilungen über die Familie Meinings, aufmerkſam zu und ſuchte öfters Gelegenheit, in die heitere Stimmung des Erzählers einzugehen, vorzüglich wenn Emil ſich ihr und ihrer Mutter mit Zwiſchenreden zuwandte, die auf die Gegenwage der verheißungsvollen Zukunft die glückliche Gegenwart legten, welche er „für jetzt" jener opfern müſſe.

Entſchieden wich ſie jedem Alleinſein mit Emil aus, an dieſem, wie an dem gefürchteten Tage ſeines letzten Beſuches, an welchem ihr die Durchführung dieſes Meidens in jeder Beziehung ſchwerer fiel — Emil hatte ſeine Abſchiedsbeſuche zu Poltendorf in dem Pfarrhauſe begonnen und beſchloß ſie nach kurzem Aufenthalte im Forſthauſe auf dem Edelhofe. Hier konnte und wollte er zwar auch nicht lange verweilen, ſuchte aber Friederikens Augen und perſönliche Nähe, wie ſie mit einer Miſchung von Befriedigung und ſchmerzlichem Mißtrauen ſich eingeſtand, angelegentlicher, als ſeit längerer Zeit geſchehen war. Zudem fügte es vielleicht nicht bloßer Zufall, daß ihre Eltern ſie einige peinliche Minuten lang mit dem Geliebten, aber ach, ſo Wankelmüthigen allein ließen. Ihr Vater war zuerſt in den Hof gegangen, wo er den Knechten laute Anordnungen ertheilte. Als kurz darauf auch ihre Mutter abgerufen wurde, wollte ſie an deren Stelle hinauseilen, was Emil recht gut bemerkte, wurde aber durch die rufende Dienerin ſelbſt zurückgewieſen, welche ausdrücklich „die Frau" ſprechen wollte und mußte.

Um in dieſem unerwarteten Tête-à-Tête ſtandhaft zu bleiben, rief ſie ſich ſchnell alle die Wahrzeichen zurück, die, wirklich oder vermeintlich, für die leidenſchaftliche Haſt zeugten, mit welcher Emil dem vor ihm ſich aufrollenden neuen Leben zueilte, ohne auch nur noch einige Wochen länger in den altvertrauten Kreiſen und in der Nähe der Jugendfreundin zu verweilen, deren Andenken, ja deren Gegenwart in dieſem ungenügſamen Mannesherzen nur einen farbloſen Schatten bildeten, gegenüber dem glänzenden Bilde der ephemeren, recht eigentlich nur eintägigen Erſcheinung jenes vielleicht herzloſen Weſens! War er ja ſelbſt in dieſer letzten Friſt vor ſeiner

Digitized by Google

Abreiſe nur einmal hier geweſen, und dies vorzüglich nur ſeines neuen Lebenskreiſes wegen!

Sie that ihm jedenfalls einiges Unrecht. Allerdings hatte Friederikens Nähe in dieſer letzten Zeit nicht Anziehungskraft genug für ihn gehabt, um ihn öfter nach dem vordem ſo lieben Wanderziele zu führen, aber keineswegs weil ſeine Gedanken ungetreu zu der ſchwarzen Dame im verzauberten Schloſſe am fernen Horizonte gewandert wären. Wir müſſen vielmehr in Emils Seele aufrichtig geſtehen, daß er proſaiſch, kaltblütig und klug genug war, um keine Zeit zu braunen, noch weniger zu ſchwarzen Erinnerungen an nähere oder fernere Mädchenaugen zu finden. Von früh bis ſpät war er mit muſikaliſchen Studien und Uebungen, mit engliſchem Geſpräche und Geleſe und mit andern Vorbereitungen auf ſeinen plötzlich ſo nah herangetretenen Lehrberuf beſchäftigt. Wir dürfen ſogar eine noch weit ärgere Entartung dieſes ſonſt ſo dichteriſch empfindenden und liebeerfüllten Herzens nicht verſchweigen: er entzog einen der ſchönſten Herbſtnachmittage ſowohl den harrenden Freunden in Poltendorf, wie ſeinen Studien, um ſein ganzes irdiſches Ich den ſehr irdiſchen Blicken und Berührungen von — Schneidern, Schuſtern, Hutmachern u. ſ. w. preiszugeben, damit kein Reſt des bisherigen Kleinſtädters der freiherrlichen Protektion in der Reſidenz Verlegenheiten bereite.

Er kam auch jetzt gewiß weder in der Abſicht, der holden Freundin Lebewohl auf unabſehbar lange Zeit zu ſagen, noch auch in aller Form Liebesſchwüre für die Dauer dieſer Friſt und die darauf folgende Ewigkeit auszutauſchen. Vielmehr dachte er ſchon lebhaft an die erſten Hauptferien, in welchen er nach einem halben Jahre den Vätern, den Freunden und der Freundin ſeine Erlebniſſe perſönlich mittheilen würde, und in ſeine Wanderluſt hinein tönten leiſe Rufe vorempfundenen Heimwehs. Nur das beichtete er ſich ſelbſt unterwegs auf dem letzten Gange nach Poltendorf, daß die Jugendfreundin nicht mehr die Alleinige war, deren Andenken ſein Herz ſchneller klopfen ließ, ſondern daß dieſes bewegliche Organ auch durch das Bild ſeiner künftigen Harfenſchülerin in gelinden Wellenſchlag verſetzt wurde.

Aber wenn dieſer Dualismus auch wirklich eine Sünde war, ſo ſprach er ſich bei der Erinnerung an Friederikens Haltung bei ſeinem neulichen Beſuche von ihr frei. Und heute vollends deutete ihre Miene und Rede auf nichts weniger, als auf Sehnſucht nach herzbrechendem Abſchied und troſtvollen Liebesbetheurungen.

Digitized by

Indeſſen wurde Emils Herz durch dieſe Errungenſchaft der Schuldloſigkeit und der vollberechtigten Freiheit kaum ſo viel erleichtert, als es ſich dagegen durch Friederikens Herzenskühle und leichten Abſchiedsmuth ſchmerzlich bedrückt fühlte. Wäre er freilich über das unvorhergeſehene Selbander nicht ebenſo betroffen geweſen, wie Friederike ſelbſt, ſo würde er auf einen ganz anderen Wärmegrad ihres Herzens, als den ihr zugeſchriebenen, aus dem Farbenwechſel ihrer Wangen und aus dem Zucken ihrer Lippen geſchloſſen haben. Und hätten nicht Beide in den erſten Augenblicken ſchweigend und mit geſenkten Augen vor einander geſtanden, ſo würde auch Friederike durch ähnliche Zeichen in Emils Zügen den Muth und vielleicht den Willen verloren haben, ihre Doppelrolle ſtolzer Entſagung und kummervoller Herzenshärte durchzuführen.

Aber jene Augenblicke wechſelſeitiger Blindheit reichten hin, um Beide in ihren vorgefaßten Meinungen und in der Ausführung des ſchwer empfundenen Maskenſpiels zu beſtärken. Und doch bebten ihre Stimmen, als er von ſeiner Vorfreude auf die nächſten Ferien in allgemeinen Ausdrücken ſprach, und ſie in ähnlicher Weiſe von der intereſſanten und geſtaltenreichen Welt, die ſich ihm jetzt eröffnen werde. Und als ſie ſich bald darauf in Gegenwart der Eltern beim Scheiden die Hände reichten, ſo waren dieſe eiskalt vor verſchwiegenem, unterdrücktem Herzeleid; aber jedes deutete ſich die empfundene Kälte der dargereichten Hand aus der Herzenserkaltung des Andern, und brach den Stab über alle alten Wünſche und Hoffnungen mit dem gedachten Abſchiedsworte: auf Nimmerwiederſehen!

„Er ging, ſie blieb — beide ewig allein!“

Er blieb aber doch nicht ſo „ewig allein,“ wie er auf dem dunkeln Heimwege von dem Abſchiedsabend zu Poltendorf ſich gefühlt hatte. Wir dürfen ihn darum noch nicht gewöhnlichen Männerleichtſinns anklagen, wenn die Geſtalten und Klänge des daheim verlaſſenen kleinen Lebenskreiſes verblichen und verhallten vor den vielfarbigen Erſcheinungen und dem lauten Getön des verhältnißmäßig großen Lebens, in welches Emil nun eintrat. Und dieſes neue Leben, in welchem er einheimiſch werden ſollte und wollte, machte ſo viele unmittelbare Forderungen an ſeine Aufmerkſamkeit und Thätigkeit, daß er vorläufig das ganze Gebiet der Empfindung und der Einbildungskraft nur Nachts im Traume betreten durfte, in welchem

Digitized by Google

dann Vergangenheit und Gegenwart oft wunderlich genug sich in einander verschlangen.

Friederike dagegen stand hülflos in einer Gegenwart, die ihr nichts Neues bot für das entflohene, aufgegebene, verlorene Alte, nicht einmal eine wohlthuende Zerstreuung in den jetzt folgenden stillen Wintertagen, keine Abhaltung von den Gedanken, die nur allzu oft bei Tag und Nacht zu wehmüthigen Träumen wurden. Unmittelbare Nachrichten von dem jungen Manne, der weder ihr Verwandter, noch ihr Verlobter war, durfte sie nicht erwarten. Damals war öffentlicher Briefwechsel zwischen schönen Geistern zweierlei Geschlechts nur erst eine seltene, von der Sitte kaum geduldete Erscheinung, so lange die Correspondenten das kanonische Alter noch nicht erreicht hatten. Freilich gingen damals, wie jetzt und vor Alters, geheime Depeschen voll tiefen Sinnes und Unsinnes zwischen Liebenden hin und her. Aber in diesem Falle war höchstens von Freundschaft die Rede, obgleich seit kurzem in beiden jungen Seelen das klare Andenken der Freundschaft durch eine bittere Beimischung, eine leise, sogar dem Hasse gleichermaßen wie der Liebe verwandte Herzensschwingung, oft getrübt und in quälendes Grübeln verwandelt wurde.

Es war ein Ereigniß für Friederike, daß eines Tages Emils Vater Berichte und Grüße von ihm brachte. Jener las im Pfarrhause beiden befreundeten Familien folgende Stellen aus einem von Emil an Vater und Oheim gerichteten Briefe vor:

„Der Baron sorgt für mich, ich würde sagen: väterlich, aber das Wort paßt wieder gar nicht, denn dazu bezeigt er mir zu viel Gunst statt der Liebe, und meine Förderung wird ihm mehr zur eigenen Ehrensache, als zur Herzensangelegenheit. Dafür suche ich ihm denn auch alle Ehre zu machen, und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg; ich muß mich nur hüten, der verbreitetsten aller menschlichen Erbsünden, der Eitelkeit, allzu viel einzuräumen. In dem Institute nämlich, welches Reinhardine, die junge Baronesse, besucht, gebe ich Stunden im Harfenspiele und neuestens auch in Litteraturkunde. Meine jungen Schülerinnen wetteifern, meine Aufgaben und Forderungen an ihren Fleiß zu erfüllen, und ich darf hinzusetzen, meinen Beifall zu erwerben. Nächst letzterem aber ist der Beifall einer Mitschülerin, eben Reinhardinens, das Ziel ihrer Bemühungen. Jede sucht ihre Haltung und Manier, ja ihre Redeweise und ihren Blick nachzuahmen. Aber selbst den geschicktesten Nachahmerinnen fehlt der Inhalt des Urbildes,

Digitized by

der Geiſt, der Reinhardine weit mehr auszeichnet, als ihr Stand (wir haben ſogar Gräfinnen im Inſtitute); und mit dieſem Geiſte fehlt ihnen deſſen Ausdruck, der Reinhardinens Zügen eine ſo eigenthümliche Schönheit verleiht. Ich habe hinreichende Gelegenheit, ſie zu beobachten, da ich ſie, außer im Inſtitute, häufig in ihrem Hauſe ſehe, wo ich ihr noch Privatſtunde auf der Harfe gebe und Geſangduette mit ihr übe. Dadurch trete ich denn auch ihrer gewöhnlich zuhörenden Mutter näher, einer lieben, einfachen Frau, die allein mich bisweilen vergeſſen läßt, daß ich im beſten Falle doch nur der bürgerliche Günſtling im adeligen Hauſe bin. Ihr gleicht ihr Sohn, ein guter Junge, dem ich einigen Hülfsunterricht ertheile. Nach dem allem könnt Ihr ermeſſen, wie es mir hier zu Muthe iſt, und daß ich trotz reicher muſikaliſcher und geſelliger Genüſſe in vielen einſamen Stunden mich zu Euch zurückſehne, wie zu den Freunden im Pfarrhauſe und den lieben bürgerlichen Leuten im adeligen Hofe zu Poltendorf."

Obſchon die wenigen Schlußworte unverkennbar eine viel herzlichere Empfindung ausdrückten, als der ganze übrige Inhalt des Briefes, ſo trat doch Emils lebendiges Intereſſe, wenn nicht gar ſeine Bewunderung für Reinhardine zu deutlich hervor, um nicht Friederikens Freude über ſein Andenken zu überwiegen, das — wie ſie ſeufzend zu ſich ſagte — vor der Gegenwart eines ſo vielbegabten Weſens bald ganz verbleichen mußte.

Das Bild, das Emil von Reinhardinen entwarf, war nicht unwahr, aber auch nicht vollſtändig. Namentlich hätte er Grund gehabt, mehr für ſie, als für ſich ſelbſt Gefahren der Eitelkeit zu fürchten. Aber ſie war zu wohlerzogen und zu klug, um dieſe Triebfeder leicht errathen zu laſſen, und Emil bereits etwas zu parteiiſch, um ſie zu entdecken. Uebrigens lag ihrem aus edlem Metalle und einigen Schlacken zuſammengeſetzten Charakter gemeine Koketterie ferne. Ihre Eitelkeit war idealerer Art und großentheils von ihrem Vater ihr vererbt oder anerzogen.

Dies galt namentlich von der hohen Vorſtellung, die ſie von jeder angeborenen Würde und Beſtimmung hatte, alſo auch von dem Stande, dem ſie angehörte, und folgerecht eine noch höhere Vorſtellung von den höheren Stufen der ganzen Jakobsleiter bis zum Monarchenhauſe hinauf. Dieſe Achtung vor der Würde der Ariſtokratie ſchloß aber um ſo weniger ihre Verachtung eines auf die ſieben noblen Paſſionen ſtolzen Junkerthums und ähnlicher Entartungen aus, als ſie den Anſpruch auf das Recht des Adels von der erfüllten Pflicht deſſelben abhängig machte, gleich ihrem Vater.

Digitized by Google

Nur in dieſer untheilbaren Zweiheit adeliger Eigenſchaft wollte ſie auch ſich ſelbſt als Adelige geltend machen und anerkannt wiſſen, ohne zu bemerken, wie der Reiz einer zur Huldigung geſteigerten „Anerkennung," wie der Glanz des zum erſtenmale jetzt nahe vor ihren Augen flimmernden Hoflebens immer mehr Gewalt über ſie gewannen.

Durch eine Ironie des Zufalls, mit welcher ſich freilich Reinhardinens rein geiſtige Hochachtung vor aller wahren, auf unabhängige Forſchung gegründeten Wiſſenſchaft verbündete, geſchah es, daß ſie in ihrem Legitimismus durch eine ſehr unlegitimiſtiſche Autorität beſtärkt wurde, nämlich durch Karl Vogts Theorie, welche die bedeutendſten geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften von der Abſtammung abhängig macht und zugleich dem Racencharakter eine unzerſtörbare Dauer zuſchreibt. Die Bekanntſchaft mit dieſer Theorie verdankte Reinhardine der Lehrerin der Naturgeſchichte in dem Inſtitute, die dem Wiſſensdrang der bevorzugten Schülerin nichts vorenthalten zu dürfen glaubte.

Aber alle dieſe legitimiſtiſchen und revolutionären Autoritäten wichen allmälig einer neutralen, die jene neutraliſirte. Reinhardine ſtellte bald Vergleichungen an zwiſchen dem aufregenden und doch das Gefühl der Leere zurücklaſſenden Genuſſe, den ſie in vanity fair, in dem eitlen Treiben der großen Geſellſchaften fand, und zwiſchen dem Glücke, das ſie die wachſende Achtung und Zuneigung des jugendlichen Lehrers empfinden ließ. Wenn ſie ſeinen Worten und Klängen horchte oder im Geſpräche und Geſang daran theil nahm, hielt ſie ſelbſt es für unmöglich, daß je wieder der Eintritt in die glänzende Geſellſchaft der Reſidenz das höchſte Ziel ihrer Wünſche und Beſtrebungen werden könne. Wohl kamen wieder Stunden, in welchen der Schein mehr Macht über ſie hatte und worin das Wettjagen ihrer meiſten Standesgenoſſen nach ſchimmernder Abhängigkeit ſie in ſeinen Taumel zu ziehen begann. Aber dieſe Anwandlungen verſchwanden, wenn ſie auch nur Emils Bild zu Hülfe rief, und noch ſchneller, wenn er ſelbſt vor ihr ſtand, ſei es allein, oder neben Andern, ſelbſt den Löwen der „guten Geſellſchaft." Freilich war der hochgeachtete Künſtler und Denker nicht bloß zugleich ein ſchöner Mann, ſondern er beſaß auch jene Haltung voll Sicherheit, aber ohne Anſprüche, die gewöhnlich nur wahrhaft Vornehmen zugeſchrieben wird.

Wie viele Kräfte und Schwächen wirken zuſammen, um ſchon unter Männern, wie viel mehr noch zwiſchen Mann und Weib wechſelſeitiges Wohlgefallen hier zu vertrauensvoller Freundſchaft, dort zu hingebender

Digitized by Google

und zugleich anſpruchsvoller Leidenſchaft zu ſteigern! So geſchah es auch hier, indem Reinhardine immer widerſtandloſer der einen Neigung alle andern opferte, Emil immer ſeltener Friederikens Bild erblickte, und dann nur mit leiſer Selbſtanklage, ob er ſich gleich jedesmal vorſprach: „Sie ſchied kalt von dir, ſie wollte dich nicht halten!“

Emil und Reinhardine ſahen die Eigenſchaften, die ſie zu einander hinzogen, auch von Andern anerkannt und ausgezeichnet. So geſellte ſich zu der eigenen Achtung und Neigung noch deren Rechtfertigung durch fremdes Urtheil und der ſtete anſtachelnde Kampf zwiſchen Eiferſucht auf die Werbenden draußen und dem Glauben an Alleinherrſchaft im Herzen des Andern. Und nun Klang und Geſang als die ſtärkſten Leiter der Herzenselektricität und die nervendurchzuckende Berührung der Hände, die ſich, lehrend und lernend, auf den zitternden Saiten der Harfe begegneten! Die Gegenwart der Mutter und Emils Lehrergewiſſen zogen freilich noch heilſame Grenzen; aber der Winter verging ſchnell, und die ſchöne Jahreszeit, die an ſich ſchon neuen Wogenſchlag in alle Sinne und Seelen bringt, führte auch noch durch beſondere Umſtände Emil und Reinhardine häufiger und näher zuſammen.

Ihre Eltern drängten zur Heimkehr nach Meiningsſtein; ihre Mutter, weil ihre Geſundheit und ihre Stimmung ländlicher Luft und Stille bedurfte, der Baron ihr zu Liebe und weil er ſeiner ausgedehnten Landwirthſchaft ſich nicht entziehen zu dürfen glaubte. Sie hätten ihre Tochter gerne noch zum Abſchluſſe ihrer Lehrjahre als Penſionärin in jenem Inſtitute zurückgelaſſen, das ſie bisher nur von der elterlichen Wohnung aus beſucht hatte. Aber unter vielen ihnen bekannten Familien in der Reſidenz war keine befreundet genug, um Reinhardinen einen wünſchenswerthen Erſatz für die Abweſenheit des eigenen Familienkreiſes zu bieten, welchen ihr die ziemlich klöſterliche Abgeſchloſſenheit der Penſion in keiner Weiſe erſetzte. Als Lehranſtalt verdiente das Inſtitut völlig ſeinen guten Ruf, als Erziehungsanſtalt aber nur den Ruf einer gut gelenkten Mechanik.

Reinhardine ſah dies ein und liebte überdies ihre Mutter zu ſehr, um die Leidende leichten Herzens allein nach Meiningsſtein abreiſen zu laſſen, wo ſie dann ihre beiden Kinder entbehren würde, ſobald ihres Sohnes Ferien vorüber waren. Und doch koſtete ihr auch gerade jetzt, wo Emil durch die glücklich begonnene Laufbahn wahrſcheinlich an die Reſidenz gefeſſelt blieb, der Abſchied von dieſer ein ſchweres Opfer. Aber zur guten Stunde, als

Digitized by Google

sie eben mit Emil über Gehn und Bleiben redete und dieser die Klage, die nur ihre Stimme und Miene verrieth, mit lauten Worten aussprach, fiel beiden ein, daß Emils Lehramt in dieser Stadt ja nur ein Uebungskurs sei und anderswo ebenso gut fortgesetzt oder in eine andere Probe aus seiner dreifachen Wahl verwandelt werden könne.

Es fiel ihnen, Reinhardinen voran, ferner ein, daß gerade und einzig nur Schloß und Dorf Meiningsstein die seltene Gelegenheit für Emil biete, alle drei Richtungen seiner Wahl zu gleicher Zeit zu probiren. Der Baron hatte ihn ja bereits im vorigen Herbste in das Pfarrvikariat daselbst einführen wollen, und er brauchte nur daran erinnert zu werden, um dies jetzt zu thun.

Dies geschah denn auch unverzüglich zu allseitiger Befriedigung. Der Baron kam der Erinnerung seiner Tochter mit der Versicherung entgegen, daß er, „wie immer," an alles gedacht habe, was seiner Sorge bedürfe, und daß sogar eben jetzt ein Pfarrvikar in Meiningsstein eintreten müsse, wenn nicht die ganze Gemeinde durch die Altersschwäche ihres Pastors angesteckt werden solle. Er bezweifle nur, daß Emil den belebten Schauplatz seiner Thätigkeit, auf welchem er seinen Empfehlungen so viele Ehre gemacht habe, gegen das eintönige Landleben austauschen möge. Reinhardine dagegen wagte zu vermuthen, daß der junge Mann von Natur einen sehr idyllischen Geschmack habe und zudem dem Hause Meinings treuergeben sei. Dieser bestätigte auf des Barons Befragen denn auch die Vermuthungen des Fräuleins in vollem Maße und betheuerte, daß er nach besten Kräften in Meiningsstein predigen, lehren und musiciren werde. Die Zustimmung des Vaters sei ihm gewiß, und die des väterlichen Freundes hoffe er gegen das Versprechen zu gewinnen, daß er das geistliche Vikariat wiederum zur Probezeit rechnen und noch kein bindendes Wort für seine Zukunft aussprechen wolle.

Am Abend dieses Tages voll halb ausgesprochener Geständnisse der wechselseitigen Unentbehrlichkeit, voll gelungenen Spiels um ernste Dinge, war Emil endlich ungestört mit sich allein und hätte jetzt Raum gehabt, deutlicher im eigenen Herzen zu lesen und wenigstens gegen sich selbst ganz wahr zu sein. Aber er vermochte es nicht, er fand nicht die Kraft zu klaren Vorstellungen, noch viel weniger zu Entschlüssen über seine Berufswahl und über seine Neigungen. Nicht einmal darüber konnte er so bald ins Reine kommen, ob er persönlich, oder nur schriftlich mit den Seinen über

Digitized by Google

dieſe Beſchleunigung des allerdings ſchon früher in Ausſicht geſtellten Vikariats verkehren ſolle. Kindliche Gefühle zogen ihn heimwärts, und aus waldgrünem Rahmen dämmerte ein liebliches Mädchenbild hervor; aber ein anderes, näheres ſtrahlte ihm wiederum in verlockendem Schimmer entgegen und wurde ihm zum alleinigen Leitſterne für die Wahl ſeines Weges.

Er ſchrieb den Seinen, daß er nicht kommen könne, wenn ſie anders ſeiner Ueberſiedelung nach Meiningsſtein ihre Zuſtimmung gäben, weil er dann vollauf zu thun habe, um bis zur äußerſten Friſt der Abreiſe ſeine Verpflichtungen in der Reſidenz zu löſen. „Ich werde dort," ſo ſchrieb er, „ſcheiden, wie ich gehe, als ein hin und her Wandelnder, der nur verweilt und noch nirgends bleibt, der bei jedem Scheiden an Nimmerwiederſehen denkt, um vielleicht bald zurückzuflüchten. Dies ſagt auch den Freunden in Poltendorf."

Dieſe Freunde vernahmen den Inhalt des Briefes, ſtatt deſſen ſie den Verfaſſer ſelbſt erwartet hatten, ohne ihren Gedanken und Empfindungen dabei laute Worte zu leihen. Auch Emils Vater, der ihnen den Brief mittheilte, war nicht heiter geſtimmt, ſagte aber nur zu Warnebold: „Ich weiß nicht, ob ich von Herzen ſagen darf, was doch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche wahr iſt: Emil hat viel Glück! Wer ſeine Flucht vor dem Glücke ahnt, hat es nicht ganz, vielmehr hat das Glück ihn und behandelt ihn als einen Günſtling, das heißt nach Laune. Es war ſchon zu viel Glück für meinen Sohn, daß er ſo früh eine zwar durch Begabung und Fleiß, aber noch nicht durch Sinnesfeſtigkeit verdiente Mündigkeit und Freiheit der Berufswahl erhielt. Wer weiß, ob er nicht dabei fehlgreift, von falſchen Beweggründen geleitet! Ich ſage dies gerade jetzt, wo ſich ſeine Magnetnadel dem von mir bisher gewünſchten Berufe zuwendet."

Friederike zehrte an ihren Erinnerungen, bis dieſe an ihr zu zehren begannen. Auch ſie klagte das Glück, nicht die Menſchen, an, das Glück ohne Herz und Abſicht, das die Menſchen, je nachdem es günſtig oder ungünſtig auftritt, hier dem guten Gotte und dort ſeinem Gegenfüßler zuſchreiben. Wir heutigen Deutſchen haben zwar noch den Ausdruck „gutes Glück" beibehalten, mögen aber nicht mehr das „Glück" bös ſchelten, ſondern taufen es lieber in ſein Gegentheil um, als „Unglück"; oder wir geben der unparteiiſchen Macht ohne Liebe und Haß, dem „unerbittlichen Fatum" der Alten, andere, ſehr verſchiedenartige Namen.

Digitized by Google

Auf Meiningsstein öffnete ein sommerheißer Frühling die Knospen in der Natur, wie in den Menschenherzen rasch und üppig zu Blüthen.

Der Baron war den Tag über selten bei seiner Familie; er führte ausgebreiteten Briefwechsel, beritt seine Felder und war eben immer geschäftig. Den Abend dagegen widmete er ruhigerem Behagen. Emil, der ihn bald auf Spaziergängen in den kühleren Stunden begleitete, bald, und zwar oft in Gemeinschaft mit Reinhardinen, ihm Kunstgenüsse verschaffte, wurde ihm immer unentbehrlicher.

Die beiden ausübenden Künstler waren aber auch oft ohne zuhörendes und zuschauendes Publikum, sei es im Schlosse, wo denn doch ihre musikalische Thätigkeit den übrigen Bewohnern von ferne hörbar wurde, oder in einem Kiosk des Schloßgartens, aus welchem oft Harfenduette an den gegenüber ragenden Felsen widerhallten, von niemand gehört, als von den Spielenden selbst, aber ebendeßwegen von ihnen um so tiefer empfunden.

Es war eine wundervolle Stelle, dieser Kiosk, theils unmittelbar durch die Natur, theils durch Menschenwerk von der bewohnten Welt geschieden. Auf einem kleinen freien Platze am Ende eines Tannenhaines gelegen, der ihn von dem offenen Garten trennte und die Aussicht auf Schloß und Dorf verdeckte, lief er auf der andern Seite in eine offene, leicht und zierlich, aber fest aus Eisen gebaute Veranda aus. Diese grenzte dicht an eine jäh abstürzende Schlucht, welche durch zwei hohe Felsenufer gebildet wird; in ihrer Tiefe rauschte ein dunkler Bach, dessen Urahne einst als mächtiger Strom die Felsen auseinander riß. Das dem Kioske gegenüberliegende Ufer bildet einen, auch auf seiner von hier aus nicht sichtbaren Seite, steil ansteigenden Grat, der weder Menschen noch Thieren einen Lohn für die schwierige Erkletterung bietet und deßhalb selbst die offene Veranda vor profanen Blicken schützt.

Nicht selten, und am häufigsten kurz vor einer Reise der freiherrlichen Familie zu einem, dem neuvermählten Landesherrn bereiteten Feste standen dort die Beiden dicht neben einander, Hand in Hand vom Harfenspiele feiernd, und betheuerten einander mit Worten ewige Freundschaft, mit den Blicken aber heiße Liebe, bei welcher sich bekanntlich die ewige Dauer von selbst versteht. Geheime Scheu vor der traulicheren Einsamkeit des kleinen Gemaches, welche Beide einander in die Arme zu locken drohte, trieb sie hinaus auf die zwar auch einsame, aber doch dem hellen Tage offenstehende Gallerie. — Und ein weiterer Schritt, ein Schwung über das luftig Gitter

Digitized by

hinab hätte ſie für immer von der ſo ſüß lockenden Gefahr errettet, einander das verhehlte, verbotene Gefühl zu geſtehen und mit Küſſen und Umarmungen zu beſiegeln!

Reinhardine gab am Tage vor jener Reiſe ähnlichen Gedanken Raum und halbverhüllten Ausdruck.

„Es iſt eigen," ſagte ſie zu Emil, „daß von jeher das dem Menſchen doch fremdartige und gefahrdrohende Element des Waſſers ihm einen verlockenden Reiz bot, der ſo oft in Sage und Dichtung hervortritt. Selbſt der Tod in Mitten des durchſichtigen Elementes wurde immer von dem finſtren Tode unterſchieden, der ſeine Beute unter eine dichte Decke von Erde birgt. Vor dieſem graust auch mir, weil ich das Leben liebe; aber das Rauſchen da unten, das ſtets lebendig bewegte und trotz ſeiner beſchatteten Tiefe von mannigfachem Lichterſpiel beſeelte Gewäſſer lockt mich, als könnte ich, als könnten wir da unten in ſicherem Glücke zuſammen leben, von keiner trennenden Zukunft geſtört, keinem Banne der Erde erreichbar, von allen Vorurtheilen der Menſchen und der eigenen Bruſt befreit!" — „Warum dies nur da unten, theure Freundin? Warum nicht lieber hier oben im vollen Lichte des Tages?" entgegnete Emil, ſeltſam von ihren letzten Worten gemahnt, ja aufgeſchreckt.

Er hielt es kaum für möglich, daß Reinhardine dem Standesunterſchiede eine trennende Macht über ſie beide einräume. Sich ſelbſt fühlte er jetzt von weiterer Annäherung, von dem offenen Geſtändniſſe ſeiner leidenſchaftlichen Liebe nur noch durch ſeine abhängige Stellung zu Reinhardinens Eltern und noch mehr durch die Argwohnloſigkeit abgehalten, mit welcher dieſe ſeinem Verkehre mit ihrer Tochter ruhig zuſahen. Er bemerkte nicht, daß wenigſtens der Baron ihnen eigentlich nicht zuſah, ſondern vielmehr gar nicht ſah, was ſie außerhalb ſeiner perſönlichen Gegenwart trieben, weil er ſtets durch anderweitige Gedanken und Beſchäftigungen zerſtreut war, aber auch ohnedies gar nicht an die Möglichkeit dachte, daß die einzige Tochter des Freiherrn von Meinings mit deſſen Pfarrvikar außer dem Einverſtändniſſe der „ebenbürtigen" Geiſter ein noch viel innigeres der Herzen eingehe, durch welches die künftige Integrität des Stammbaums in Frage kommen könne.

Emil hatte durch die perſönlich rein freundſchaftliche Haltung, die der Baron allmälig gegen ihn angenommen hatte, die früher hinlänglich von ihm bemerkten und in dem Reſidenzleben ſtärker hervorgetretenen ariſtokra-

Digitized by Google

tiſchen Lebensanſichten deſſelben ganz aus den Augen verloren. Reinhardine aber hatte dieſe Anſichten bis dahin gekannt und getheilt und ſah ſich mit Schrecken auf dem Wege zu dem Bruche mit ihnen, ohne die Kraft zur Durchführung dieſes Bruches nach allen Seiten hin zu empfinden, wobei ſie den Widerſtand ihres Vaters noch nicht einmal am meiſten fürchtete und von der milden Mutter gar keinen zu befürchten hatte.

Dieſe Anſichten hätten ihr immerhin geſtattet, dem bürgerlichen Manne das adelige Herz, aber nicht, die adelige Hand zu ſchenken. Selbſt jetzt, auf dem Gipfelpunkte ihrer Leidenſchaft für Emil, von der höchſten Achtung für ihn erfüllt, hatte ſie nicht den Muth zur entſchiedenen Wahl zwiſchen einer phantaſtiſchen Selbſtopferung, die den Geliebten zugleich traf, und zwiſchen dem Erkämpfen des Glückes von einer, wie ſie glaubte, auch von Emil anerkannten Macht.

Dieſer fuhr jetzt fort: „Sollten wir nicht vielmehr in uns ſelbſt den Spruch finden, der allen Bann und feindlichen Zauber löst? Wollen wir nicht in unzertrennlichem Bündniſſe die Vorurtheile bekämpfen, die uns kein reines und dauerndes Glück geſtatten mögen?“ — „Ja,“ ſagte Reinhardine halblaut, mehr nur zu ſich ſelbſt, „wenn wir in dieſem Kampfe nur uns allein verletzten!“ — „Aber,“ entgegnete Emil, „wenn wir nur die Wahl haben, entweder die Trennenden einigermaßen zu verletzen, oder ſelbſt, getrennt, zu verbluten?“

Reinhardinens Aeußerungen hatten ihm den Standesſtolz des Barons wieder vor Augen geführt und zwar zugleich ihre eigene Unterordnung unter das Herkommen angedeutet, aber dieſes Geſtändniß in den letzten Worten wieder aufgehoben, als fürchte ſie nur noch den Kampf mit ihrer Kindesliebe. Jedenfalls hatte das kurze Geſpräch ihr Verhältniß zu einander, dies fühlten Beide, zur Entſcheidung gereift.

Emil hatte bei ſeinen letzten Worten den Arm um Reinhardine geſchlungen; er zog ſie ſanft an ſich und ſeine Augen ſagten ihr, wie tief ihn eine Trennung von ihr verwunden werde. Sie gab ſich willig der ſanften Kraft hin, die ſie heranzog, und ſtand ſchweigend und ſinnend an Emil gelehnt. Dieſer fühlte, daß ſie erzitterte, neigte ſich zu ihr und redete leiſe und innig: „Reinhardine, wollen wir ſo zuſammenbleiben? Oder haſt du den Muth zur Trennung?“ — Er fühlte ſich plötzlich heftig umarmt und Reinhardinens brennenden Kuß auf ſeinen Lippen. Aber indem er ſein

Digitized by

Glück festhalten wollte, schwand es ihm ebenso plötzlich aus den Armen, und er hörte noch den Ruf der Enteilenden: „Lebe wohl!"

Hätte sie sich in den Abgrund vor ihnen gestürzt — er wäre ihr augenblicklich nachgefolgt. Aber er sah sie durch den inneren Raum und durch die geöffnete Thüre noch über den freien Platz eilen, sah sie ohne einen Umblick im Boskette verschwinden und starrte ihr nach, ohne seinen Platz zu verlassen. „Ist es Traum," rief er außer sich aus, „oder Wahnsinn? Sie war mein, noch empfinde ich die Glut ihrer Lippen, noch ihr Herz an dem meinen schlagen — wie ist es möglich, daß ihre Hingebung nur das täuschende, sinnebestechende Vorspiel des ernstgemeinten Abschieds war? Denn dieses Lebewohl gilt für immer!"

Er brütete einige Minuten vor sich hin, voll Unglückseligkeit, voll Unwillens über sich selbst und gegen Reinhardine. Den Rest des Nachmittags verbrachte er auf den menschenleersten Pfaden und kam am Abend gesammelt genug zurück, um im Schlosse glückliche Reise für den nächsten Frühmorgen zu wünschen. — Vielleicht, dachte er, wird mir Reinhardine ihr Lebewohl in milderem Sinne auszulegen suchen, aber sie soll mich ungläubig und fest finden!

Doch kam er gar nicht in diese Versuchung und fand sich wirklich sehr erleichtert, als ihm Reinhardine nur einen freundlichen Gruß sandte und sich entschuldigen ließ, da ihr ein Kopfleiden frühe Nachtruhe gebiete, damit sie am andern Morgen ihre gesunden Kräfte zur Reise wiederfinde.

Nach ungefähr vierzehn Tagen wollte die Familie zurückkommen. Emil benutzte diese Frist zur Vollendung seiner Selbstberuhigung durch Beschäftigungen theoretischer und praktischer Art, aber mit Ausschluß der Musik, von welcher er keine Beruhigung zu hoffen hatte. Namentlich suchte er sich fleißiger den Pflichten des Predigers und Seelsorgers zuzuwenden, als bisher, wo er sich zwar keine eigentliche Vernachlässigung des übernommenen Amtes vorzuwerfen hatte, wohl aber Mangel an Wärme und Eifer für die freieren Aufgaben desselben. Aber es gelang ihm nicht, diesem Mangel sonderlich abzuhelfen. Er fühlte das Bedürfniß, die innere Verstimmung, die er noch nicht wegphilosophiren konnte, durch eine neue Richtung seiner Interessen zu heilen, vermochte aber nicht, diese in erwünschter Stärke seinem Amte zuzuwenden.

Erst nach vier Wochen erhielt er von dem Haushofmeister des Barons Nachricht von der bevorstehenden Rückkehr der Herrschaft. Nicht ohne

Digitized by Google

Herzklopfen ließ er sich am Abend ihrer Ankunft melden und war nicht sehr befremdet, als er statt Reinhardinens ein offenes Briefchen von ihr vorfand, das ihm die Baronin überreichte. Es lautete:

„Mein theurer, verehrter Freund und Lehrer! Ich bin noch nicht im Stande, Ihnen alle die Gründe mitzutheilen, die mich noch länger von der Heimkehr abhalten und mir Entsagung auf Ihren unersetzlichen Unterricht und Umgang auferlegen. Wunsch und Wille sind einander oft feind. Leben Sie wohl und ruhig! Das ist mehr, wenigstens etwas Dauerhafteres, als glücklich leben. Auch ich suche Ruhe, selbst um den Preis des Glückes. Darnach müssen Sie alles beurtheilen, was ich thue oder mit mir thun lasse. R."

Emil war zwar darauf vorbereitet, daß das offene Blättchen entweder nichtsbedeutende Worte oder Hieroglyphen enthalten würde, konnte diese aber jetzt doch nicht so vollständig enträthseln, als er gedacht hatte, und ahnte in ihnen noch ein Geheimniß für sich, außer dem Geheimnisse, das sie Reinhardinens Eltern verhüllen sollten.

Er brauchte sich nicht lange mit Rathen zu quälen. Meinings war in seiner besten und mittheilsamsten Laune und ganz ohne Ahnung der Empfindungen, die hinter Emils nachsinnendem Ernste wogten. „Nicht wahr," sagte er, „das ist ein Räthsel in Briefform? Aber nicht bloß für Sie! Doch Sie kennen ja Reinhardinens Wunderlichkeiten, und da wir wissen, daß sie schon in ihrer alltäglichen Stimmung nicht alltäglich, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie bei ungewohnten Begegnissen das Widerspiel anderer Leute ist." — „Bei ungewohnten Begegnissen?" wiederholte Emil fragend. — „Ja so!" lachte der Baron, „Sie können ja nicht wissen, was meine Tochter selbst kaum weiß — daß ein Juwel von Cavalier, Graf Dulis, dessen Sie sich noch von unsern Abendzirkeln, wie seiner hübschen Schwester von Ihrem Institute her erinnern werden — daß also dieser ausgezeichnete Mann sich ernstlich um Reinhardinens Gunst bemüht. Dies im Vertrauen, da die Entscheidung noch in ihrer Hand schwebt. Doch, wir kennen ja Ihre warme Theilnahme an dem Geschicke unseres Hauses!"

Emil versetzte mit dem ruhigsten Tone, zu welchem er sich selbst nicht ohne Verwunderung Glück wünschte: „Diese Entscheidung scheint, wenn ich die Räthselworte des Briefes richtig deute, nahe bevorzustehen und nicht sowohl das Ergebniß einer plötzlichen Leidenschaft, als vielmehr eines wohlbedachten Entschlusses zu sein." — „Wenigstens," erwiderte Meinings,

Digitized by

„will ſie ſelbſt ſie ſo angeſehen wiſſen und hat wirklich die Marotte, ſich nicht glücklich zu fühlen, wenn ein durch Geburt und Rang, wie durch perſönliche Vorzüge hervorragender Mann um ihre Gunſt und Hand wirbt, ja, was das tollſte iſt, wenn ſie ihm gleichwohl freiwillig dieſe Hand zu gewähren gedenkt. Denn wir wollen ſie wahrlich zu keiner Heirath zwingen. Glücklicher Weiſe verſichert mir der Graf, daß er für die gewöhnlichen Minauderien junger und alter Damen blaſirt ſei und am meiſten durch Originalitäten angezogen werde.“

Emp[illegible]pfahl ſich bald, nachdem er weiter erfahren hatte, daß Reinhardine nicht in der Reſidenz zurückgeblieben, ſondern der Einladung eben jener Gräfin Dulis, ihrer Inſtitutsgenoſſin, gefolgt ſei, ihre Ferien in der anmuthigen Reſidenz ihres Vaters zu theilen.

Er eilte in den Schloßgarten, um ganz ungeſtört zu ſein, und las den Brief noch ſo oft durch, wie es die zunehmende Dämmerung geſtattete. Er glaubte aus mehreren Worten Liebesbetheurungen und Zeugniſſe tiefer Empfindung herausleſen zu dürfen. Aber um ſo ſchmerzlicher bewegt und um ſo entrüſteter rief er dann aus: „Und doch dieſe Verzichtleiſtung! Das Ringen nach Ruhe um den Preis des Glückes! Warum um ſo hohen Preis? Wovor will ſie Ruhe haben? Ohne Zweifel vor den Anfechtungen des Glanzes, der Eitelkeit, vor all dem Scheinglücke, das ſie mächtiger anzieht und feſſelt, als das wahre und dauernde Glück, welches ihre eigene edlere Empfindung erheiſcht! Wahrlich die ſicherſte Art, der Verſuchung los zu werden, indem man ſich ihr zur Beute gibt! Und mein Glück, meine Ruhe gilt ihr nichts?“

In dieſem und ähnlichem Selbſtgeſpräch, immer tiefer erregt, hatte er mechaniſch den einſt ſo oft, nicht aber ſeit ſeinem letzten Zuſammenſein mit Reinhardinen betretenen Weg nach dem Kioske eingeſchlagen und ſah ſich unvermuthet an der Thüre angelangt. Er trat ein und ſetzte ſich in eine Ecke des um die Wand laufenden Divans. Schon herrſchte tiefe Dämmerung, und nur durch die Glasthüre der Veranda drang der letzte Tagesreflex von den gegenüberliegenden Felſen herein. — Wie viele ſüße Erinnerungen ſchloß dieſer trauliche Raum ein! Wie glücklich war er hier oft mit Reinhardinen geweſen und wie viel glücklicher noch konnten ſie beide ſein, wenn ſie nicht in ihrer Schwäche und Verblendung all dieſes Glück ihren Göttern geopfert hätte! Denn daß ſie ihm aus Pietät gegen ihren Vater entſage, hatte er nur einen flüchtigen Augenblick lange geglaubt. Er wußte,

Digitized by Google

daß dieſer ihren ernſten Wünſchen, ihrer Zufriedenheit keine grauſame Verſagung entgegenſtellen werde.

Er wollte auf die Veranda treten, wurde aber in dieſem Augenblicke von einem Saitenklange überraſcht, der fallend und wieder ſteigend forttönte und mit der ganzen Macht regelloſer und doch ſo wohllautender Klage, welche die Windharfe beſitzt, des Hörers Herz erfüllte. Er errieth alsbald, daß die bewegte Abendluft, die durch die ſo eben geöffnete Thüre einzog und zugleich die nur angelehnte Gartenthüre aufgeſtoßen hatte, durch ihren freien Durchzug dieſe Töne hervorrief, und zwar aus den Saiten der in jener verhängnißvollen Stunde hier verlaſſenen, vergeſſenen Harfen, die ihm zugleich durch den nun ungehemmter hereindringenden Abendſchein ſichtbar wurden. Er hätte ſie ſtreifen müſſen, wäre er ſogleich beim Eintritte mitten durch das Zimmer nach der Veranda gegangen.

Da ſtanden ſie beide noch traulich an einander gelehnt, wie einſt ihre Beſitzer, und hauchten ihre Klagen vereint aus, während jene durch unüberſehbare Ferne getrennt waren. Dem Einen derſelben, der ihnen jetzt tief ergriffen lauſchte, riefen ſie alle einſt hier ertönten Klänge wach. „Verhallt, ihr verführeriſchen Klänge!“ rief er laut und in zorniger Aufwallung aus. „Verhallt auch mir, da ſie euch vergeſſen hat!“

Hätte er ganz gewußt, wie klanglos wirklich Reinhardinens Leben in der kurzen Zeit geworden war — er hätte ihrer milder, ja mitleidig gedacht und ſeinen Unwillen nur auf die eigene Schwäche gerichtet.

Es war ihm zu Muthe, als müßte er die beiden Mitſchuldigen des ihm widerfahrenen Leides in die Schlucht hinabſchmettern, damit ſie auf immer verhallten. Er bezwang dieſe Anwandlung doch nur, um in minder gewaltſamer, aber trotz ihrer Bedeutſamkeit noch ziemlich kindiſcher Weiſe ſeiner leidenſchaftlichen Bewegung genug zu thun. Er zog ein Federmeſſer hervor und wollte mit Einem Schnitte den Saiten die unheilvoll bezaubernde Stimme rauben. Aber indem er das Zerſtörungswerk begann und das Meſſer haſtig durch die Saiten ſeiner Harfe zu ziehen verſuchte, ertönten dieſe zum Theile unzerſchnitten in ihrem vollen Klange, zum Theile zerſprangen ſie mit ſchrillem Weheſchrei.

Er fuhr ſchaudernd zurück. Die Harfe wurde ihm zum beſeelten Weſen, zur holden Muſe der Tonkunſt ſelbſt, zur treueſten Freundin, die ſein Undank, ſein Wahnſinn zu morden im Begriffe war! Er nahm ſie auf die Arme und trug ſie durch den nächtlichen Park in ſeine nahe gelegene Wohnung.

Digitized by

Auf diesem dunkeln Wege wurde es hell und heller in ihm, und vor allem wurde ihm sein Beruf klar. Er fühlte, daß er ohne die Tonkunst nicht leben könne. „Eher ohne Liebe!“ rief er aus. — Aber dem lauten Ausrufe antwortete Echo fragend: „Ohne Liebe? Ohne Liebe?“ Und zwei wohlbekannte Frauenstimmen wiederholten mehrmals das bedeutungsvolle Wort, die eine als Klage, die andere als Frage. Die eine tönte wie vom Sturm emporgerissen immer schwächer aus hoher Luft; die andere wie von mildem Hauche aus der Ferne hergetragen, anfangs kaum hörbar, dann näher und vernehmbarer, eine Stimme von kindlich reinem Klange, den er einst — es dünkte ihm vor langer Zeit — ach so gerne in nächster Nähe vernommen hatte! — Er wußte nicht, ob diese Stimme jemals ihm wieder erklingen werde; und deutlicher als je warf er sich vor, sein schönstes Glück verscherzt, das Recht darauf verloren zu haben.

Gewiß aber wurde es ihm, daß er hier nicht länger verweilen dürfe, und daß sein nächstes Wanderziel das Vaterhaus war. Der Zufall erleichterte ihm die Entfernung von hier. Er fand in dem Pfarrhause einen Universitätsbekannten, einen Neffen seines alten Pastors, angelangt, der so eben sein letztes theologisches Examen gemacht und nur deßwegen nicht schon früher Schritte gethan hatte, um das Vikariat und die Anwartschaft der Pfarrstelle zu erlangen, weil der Patron ganz unversehens Emil hergebracht hatte. Er kam auch jetzt ohne diese Absicht, gedachte aber anderweitige Förderung des Barons nachzusuchen.

Desto freudiger war er überrascht, als ihm Emil selbst mit der Bitte entgegenkam, vorerst an den nächsten Sonntagen, sodann aber auch, soweit dies von ihnen beiden abhänge, für die Zukunft seine Stelle anzunehmen. Als Hauptgrund gab Emil seinen kürzlich zur Reife gelangten Entschluß an, das Predigtamt von der Wahlliste seiner Zukunft zu streichen; deßhalb sei es ihm Bedürfniß, alsbald persönlich seinem Vater diese vielleicht nicht willkommene Mittheilung zu machen. Am folgenden Tage wolle er dem Baron die Sache vortragen.

Dies führte er denn auch aus, freilich nicht mit ganz rückhaltloser Offenherzigkeit. Er sagte unter Anderem zu dem Baron: „Ich hatte jetzt einen Monat lang Zeit zur Selbstprüfung, unbestochen durch den Reiz des inhaltreichsten Umgangs, da Ihr Haus leer war. Mir fehlt zum geistlichen Berufe noch für lange Zeit das geziemende innere Alter, die würdige Ruhe des Sinnes und der Haltung und vielleicht für immer die geduldige Liebe,

Digitized by Google

die allein in Lehre und Seelſorge unermüdet und unverbittert ausharren läßt. Ich gehe unter die Drachen — um mit Amadeus Hoffmann zu reden — unter die Dichter und Künſtler, zunächſt nur als Gehülfe meines alten lieben Organiſten daheim. Später wird dem Künſtler die Welt offen ſtehn, wenn er ſie ſucht und wenn Sie mir die unſchätzbare Gunſt nicht entziehen, gegen welche ich jetzt vielleicht undankbar erſcheine. Doch nein, Sie werden meinen Entſchluß würdigen!"

Meinings hatte ihn ausreden laſſen und verſetzte jetzt: „Ich bin zufriedener mit Ihren geiſtlichen Leiſtungen, als Sie ſelbſt, aber darum nicht minder überzeugt von Ihrer Befähigung, für die Muſik zu leben und dann auch hoffentlich von ihr, ob ich Sie gleich leider in Ermangelung einer Kapelle nicht zu meinem Kapellmeiſter machen kann. Ich bin ernſtlich durch Ihre Bevorzugung eines für jetzt noch ſo beſcheidenen Berufes überzeugt, daß Sie Ihren wahren Beruf wählen."

Emil ſchied nach wenigen Tagen im beſten Vernehmen von dem Baron und von ſeiner Gemahlin, die allein die Beziehung ihrer Tochter zu dieſem ſchnellen Abſchiede ahnte. Sie theilte jener den weſentlichen Inhalt der eben berichteten Unterredung mit, bei welcher ſie gegenwärtig geweſen war. Aus jener Ahnung deutete ſie es auch, daß Reinhardine viel früher, als ſie erwartet wurde, und unangemeldet in Meiningsſtein eintraf und ſich gar nicht die Mühe gab, ihre Unruhe, ſelbſt ihren Schmerz darüber, daß ſie Emil nicht mehr antraf, ihren Eltern zu verhehlen. Sie ſagte freilich nur zu ihrem Vater: „Ich habe mich auf die Nachricht von unſeres Doktors Entſchluſſe aufgemacht, um meinen ganzen Einfluß auf ihn in die Wagſchale ſeiner Wahl zu legen; ich meine, nicht um ihn zweifelhaft an ſeinem hohen Berufe zur Kunſt zu machen, wohl aber um ihn von der Selbſteinkerkerung in einen engen Lebenskreis abzuhalten, die ſeine Kräfte entweder allmälig lähmen, oder wahrſcheinlicher bald zu ungeduldigen Anſtrengungen treiben wird, um neue Freiheit, wenn nicht gar neue Knechtſchaft zu finden." Sie ſprach damit einen Theil der Wahrheit aus.

Die Zerſtreuungen und Feſtlichkeiten in der Reſidenz hatten nicht hingereicht, um den inneren Zwiſt zu beſchwichtigen, vor welchem ſie geflohen war. Um ihn gleichſam mit Gewalt zu betäuben, ging ſie in das hohe Spiel um ihr ganzes Lebensglück ein, das ihr des Grafen Bewerbung bot, indem ſie ſeine Aufmerkſamkeiten und bald ſogar jene Einladung ſeiner Schweſter annahm. Er war zwar viel älter als letztere, aber ein immer

Digitized by Google

noch jugendlicher Mann von glänzender Außenseite und nicht unbedeutendem Verstande, aber ganz ohne Innerlichkeit und nur im Besitze jener dürftigen Bildung, die eine Menge von Kenntnissen, aber eine träge Scheu vor tieferer Erkenntniß in sich schließt.

Reinhardine konnte schon nach wenigen Tagen, die sie in seiner Gesellschaft bei seiner Familie verlebte, nicht umhin, Vergleichungen mit dem gemiedenen Geliebten anzustellen. Sie fand sich durch den Unterschied so betroffen, daß sie ungerecht gegen den Grafen wurde und seinen Eigenschaften selbst die Anerkennung entzog, die sie verdient hätten, wenn ihr Träger auch nicht das Verdienst gehabt hätte, seine Hand und den Rest seines etwas abgenützten Lebens der parteiischen Richterin zugedacht zu haben. Sie sagte sich zwar vor, daß sie ja entschlossen sei, nur das geziemende, von Verhältnissen und Sitten gestattete Maß des Wohlseins in Anspruch zu nehmen, da ihr nun einmal das Glück versagt sei — der Souffleur im tieferen Herzensgrunde korrigirte: da sie sich nun einmal das Glück versage. Der Zweifel an ihrer Kraft zur Durchführung dieser Versagung ließ sie vorsichtig der formellen Erklärung des Grafen ausweichen und seinen Annäherungen fortwährend Grenzen ziehen.

Die Unabhängigkeit, die sie sich durch diese kühlere Haltung bewahrte, ließ sie leichteren Muthes, als ihrer Mutter Brief ankam, ihre unverzügliche Abreise beschließen und überhob sie der Verbindlichkeit, die Beweggründe derselben einer offenen Diskussion zu unterwerfen oder gar jenen Brief vorzulegen. Völlig klar über diese Beweggründe war sie sich selbst nicht. Sie wußte nur bestimmt, daß Emils Verlust ihr des Grafen Gewinnst jetzt unerträglich machte. Aber von dem, was sie nun wollte, stand nur die Absicht deutlich vor ihr, Emil in Meiningsstein zurückzuhalten, nicht aber die Mittel, wodurch sie dies bewirken sollte.

Bei ihren Gastfreunden gestattete sie sich die Unwahrheit der Aussage: ihre kränkliche Mutter fordere zwar in dem eben angekommenen Briefe ihre Anwesenheit daheim nicht, bedürfe deren aber in hohem Grade, wie sie aus der ganzen Abfassung des Briefes ersehe. Jedenfalls lasse ihr selbst dieser Gedanke keinen Augenblick der Ruhe mehr. Ebenso unwahr war ihr Abschiedswort: „Auf baldiges heiteres Wiedersehen!“

Der Geist, der sie zu Emil nach Meiningsstein gerufen hatte, rief sie ihm nach in weitere Ferne. Dort, wo sie ihn zuerst gesehen und gewonnen hatte, wollte sie ihn wiedersehen und wiedergewinnen — auf ihrem

Digitized by Google

Familiengute zu Poltendorf. Er würde die Einladung ihrer Eltern dorthin nicht ausſchlagen können, noch wollen, hoffte ſie; daß das Parterre im Edelhofe ältere Anſprüche an Emils Beſuch hatte, als die Herrenwohnung in der Beletage — daran dachte ſie nicht, noch weniger an die Möglichkeit, daß dieſe älteren Anſprüche nähere geweſen waren und wieder werden könnten.

Aber wie Blitze trafen dieſe unvorbedachten Thatſachen und Möglichkeiten ihr Herz, als ſie nur etwa eine Woche ſpäter in Poltendorf eingetroffen war und Friederike erblickte, mit dem größten Erſtaunen nicht ſowohl über dieſe, als über ſich ſelbſt. „Wie war es möglich, ſagte ſie mit offenherziger Unparteilichkeit zu ihrer Mutter, „daß ich („daß er", lautete in ihr eine ſchwerere Frage) dieſe unter Küchenkräutern und Feldblume ſo wunderbar erblühte Rosa Thea überſehen konnte, als ich vor einem Jahre hier war? Denn in ſo kurzer Friſt kann ſie nicht erſt aus unſcheinbarer Knospe ſich ſo reich und zart entwickelt haben!"

Und doch hatte dieſes eine Jahr manche Wandelungen an Friederiken hervorgerufen. Ihr Wuchs war höher und noch ſchlanker als früher geworden, die friſche Rundung ihres Geſichtes zum zarten, minder lebhaft gefärbten Ovale; und ein tieferer Ernſt in dem ganzen Ausdrucke ihres Geſichtes wurde durch den freundlichen Aufblick ihrer ſeelenvollen Augen nur gemildert, nicht aufgehoben.

Wir haben noch nachzutragen, daß Reinhardine ihre Eltern durch eindringliches Zureden beſtimmt hatte, mit ihr nach Poltendorf zu reiſen, um mit ihr gemeinſam Emils Lebensplänen wo möglich eine heilſame Wendung zu geben. Um jedoch nicht das ganze Gewicht ihrer Theilnahme zu verrathen, hatte ſie ihre Mutter an die Pracht der Wälderfarben im Frühherbſte erinnert und alles zur Geltung gebracht, was jener bei dieſer Reiſe anziehend und erſprießlich ſein konnte.

Emil war von den Seinen zwar nicht liebevoller, aber heiterer, als er erwartet hatte, empfangen worden, und gegen ſeine Vermuthung fand ſeine Berufswahl keinen Widerſpruch. Weder rieth ihm ſein Vater ab, die unter ſo günſtigen Auſpizien beſchrittene Predigerlaufbahn zu verlaſſen, noch gedachte ſein Oheim, ihn für die Dauer an den kleinen Ort und an die beſchränkte Ausübung der Kunſt zu feſſeln. „Der Tonkünſtler," ſagte der Organiſt zu ſeinem Jünger, „bedarf des wechſelnden Aufenthaltes. Bald in großen Städten, wo die vollſtimmige und in der Ausführung techniſch vollendete Darſtellung der Tonſtücke ſie ihm in Lebensgröße und in

allen ihren Farben vorführt. Bald aber auch auf dem ſtillen Lande, nicht bloß um ſich durch die ſchönere Fülle und die unmittelbarere Berührung der Natur zu eigenen Schöpfungen begeiſtern zu laſſen; ſondern auch um ſich ruhiger und in beliebiger Wiederholung jeder Einzelheit in die Tiefen fremder Schöpfungen zu verſenken. Hier muß deßhalb das Klavier ſeine ſtete Geſellſchaft ſein."

So feſt aber auch jetzt Emil von ſeiner Beſtimmung zur Tonkunſt überzeugt war und ſo eifrig er auch ſeit ſeiner Rückkunft mit dem Oheime muſizirte, ſo klang ihm doch immer ſtärker wieder jenes fragende Echo nach: „Ohne Liebe?" — Die Antwort auf dieſe Frage, Ja oder Nein, mußte er in Poltendorf finden, dies wurde ſeinem liebebedürftigen Herzen ſtündlich gewiſſer. Aber obgleich dort kein Wort gegeben und gebrochen worden war, ſo wies ihn doch ein Cherub von der Pforte dieſes Paradieſes zurück. Er lebte noch einmal im Geiſte jede Stunde durch, die er ſeit der Probepredigt mit Friederiken zugebracht hatte, und glaubte jetzt, ihre Zurückhaltung gegen ihn in den letzten Stunden nicht auf Herzenskälte deuten zu müſſen.

Den gordiſchen Knoten durchhieb eine wie vom Himmel herabfallende Einladung des Barons zum Mittageſſen nach Poltendorf. Emil glaubte ſeinen Augen nicht, aber Vater und Oheim laſen denſelben Namen und fanden ſich miteingeladen. „Zu unſerer einfachen Mahlzeit," ſchrieb der Baron verbindlich an alle Drei, „müſſen Sie mir und den Meinen, mit welchen ich hier den Abſchied des Sommers feiern will, die rechte Würze in Köpfen und Herzen mitbringen."

Dieſer Einladung war nur Ein Tag der Ruhe nach der Reiſe vorausgegangen, für Reinhardine freilich vielmehr ein Tag der größten Unruhe, die ſich auch Friederiken mittheilte, als dieſe erfuhr, wer mit ihr und ihren Eltern am folgenden Tage bei dem Baron zu Gaſte ſein werde. Ihre Unruhe wuchs ſogar fieberhaft, als ſie jetzt erſt erfuhr, daß Emil ganz von Meiningsſtein abgegangen ſei und vorläufig in ſeiner Heimat bleiben werde.

Bei dieſer Gelegenheit verriethen ſich die Nebenbuhlerinnen beide einander. Reinhardine erreichte zwar durch die perſönliche Mittheilung dieſer Neuigkeiten ihren Zweck: deren Eindruck auf Friederikens Gemüth zu beobachten; wurde dadurch aber ſelbſt ſo erregt, daß Friederike auch ihre Spannung auf dieſe Zuſammenkunft bemerken mußte, obgleich dieſelbe angelegentlich mit der Aufgabe beſchäftigt war, ihr eigenes Hangen und

Digitized by Google

Bangen zwiſchen zwei ſehr entgegengeſetzten Empfindungen zu maskiren. Wir müſſen übrigens beiden jungen Seelen nachſagen, daß ſie ſich bei dieſem gewiſſermaßen feindlichen Recognoſciren und Ausforſchen in unverhoffter Weiſe theilnehmend näher traten. Sie erkannten ſich, ohne dies auszuſprechen, als Leidensſchweſtern.

Reinhardine hatte Selbſterkenntniß und eigenes Schuldbewußtſein genug, um Emil zum Voraus von aller Schuld freizuſprechen, wenn er ihr dieſes einfache Landmädchen vorziehen würde, für welches ſie ſelbſt eine unbegreiflich ſchnell und warm erwachſene Zuneigung empfand. Und Friederike errieth, daß zwiſchen jenen Beiden Dinge vorgefallen ſein mußten, die Emil zur Flucht getrieben hatten, Reinhardine zur Verfolgung oder doch, wie ſie vermuthete, zu dem Verſuche, den Flüchtling wieder zu gewinnen. Dazu wäre ſie zu ſtolz geweſen; aber ſie ſagte ſich, daß ein äußerlich und innerlich ſo reich begabtes Weſen, wie jene, an Emil unendlich viel verloren haben mußte, um ſolche Schritte zu thun — und ſo gewann Reinhardine ihr Mitgefühl. „Ich aber," damit ſchloß ihr Selbſtgeſpräch, „werde ihr die Wiedergewinnung des Flüchtlings wahrlich nicht mißgönnen und noch weniger ihn zurückzuhalten ſuchen, wenn er wieder zu ihr zurückkehren will!"

Reinhardinens Monolog lautete: „Ich will nur ſein Glück entſcheiden helfen, nicht meines, das meine eigene Schuld von dem ſeinen getrennt hat. Aber prüfen will ich ſein Herz, ob es meine Schuld vielleicht doch vergeſſen hat, und dann es nicht zum zweitenmale kränken!"

Aber auch Emil rüſtete ſich ſorgſam zu dem wahrſcheinlichen Stande zwiſchen zwei Feuern, gleichviel, ob die Doppelglut eiferſüchtiger Liebe ihn bedrohe, oder ob dieſe, in Haß verwandelt, ihn zum Märtyrer der Freiheit machen werde, die er — freiwillig oder nicht — bis dahin der Liebe vorgezogen hatte.

An dem entſcheidenden Tage hütete ſich Friederike wohl, Emil ſchmollend zu empfangen, um ihm nicht ihre alten Anſprüche zu verrathen. Reinhardine hielt ſich und ihn zu hoch, um mit ſentimentalen Mienen ihm ihre Reue anzudeuten. Beide übertrafen ſeine und ihre eigene Erwartung durch eine, freilich nicht ganz naive Munterkeit und durch eine gehobene Stimmung, die ſie in jede Tonart des Geſprächs, nach ihren verſchiedenen Naturen mehr und minder lebhaft, eingehn ließ. Reinhardine ließ alle Funken ihres Geiſtes ſprühen; ihr Vater, der in der vergnügteſten Laune war, ſtand ihr nach Kräften bei, und Emil, der eine ihn anfangs noch bedrückende

Digitized by Google

Befangenheit ganz überwunden hatte, rief seine besten Geister wach, um mit Witz und Ernst dem Vorwurfe der Wandelbarkeit zu begegnen, der von allen Seiten zunächst gegen seine Berufswahl und die ihr vorausgegangenen Proben gerichtet wurde, aber im Munde seiner jungen Nachbarinnen noch eine geheime Nebenbedeutung erhielt.

Es wurde ihm denn doch wunderlich zu Muthe, indem er annehmen durfte, daß die auf den Wangen und in den Augen beider Schönen aufschlagenden Flammen durch seine Gegenwart entzündet waren. Zu einem Don Juan fühlte er sich nicht geschaffen, wenigstens prophezeite ihm sein Debut keine Meisterschaft in dieser Rolle, und er gestand sich bescheiden, daß nur sein gutes Glück ihm heute zwei so holde Freundinnen an die Seite führe, wo er eher Feindinnen erwartet hätte. Schon aus Zartgefühl gegen Reinhardine vermied er, ihr den Vorzug allzu bemerklich zu machen, den sein Herz entschieden Friederiken zuerkannte. Jener aber verrieth der Tastsinn des Herzens, daß Emils wärmste Blicke und Worte, wenn sie auch keineswegs ausschließlich Friederiken zugewandt waren, doch nur dieser galten.

Er hatte Reinhardine zu Tische geführt, und als die Gesellschaft zum Kaffee in den Garten geladen wurde, reichte er ihr wiederum den Arm, ohne den Versuch zu machen, Friederike wieder herbeizuziehen, die sich übrigens absichtlich entfernte und sich im Hause noch zu schaffen machte. Jene beiden schlugen gerne einen kleinen Umweg im Garten ein, auf welchem sie, ohne aufzufallen, ein laut begonnenes Gespräch etwas leiser fortsetzen konnten, das sich auf Emils zunächst vorgezeichneten Wirkungskreis bezog.

Reinhardine hatte nicht die Wahl seines Berufes getadelt, sondern die engen Schranken, in welche er ihn und sich selbst bannen wolle. Er hatte dagegen mit Wärme das Stillleben in der Heimat seiner Kindheit und Jugend gepriesen. „Aber," sagte jetzt Reinhardine, „malt Ihnen nicht Phantasie und Neigung, und zwar mannigfache Neigung — sie versuchte zu lächeln — den kleinbürgerlichen Kreis ins Schöne?" — „Wo ist das Kleinbürgerthum nicht zu Hause?" fragte Emil dagegen. „Jedoch kann man ihm wohl an bevölkerteren und minder abgeschlossenen Orten eher ausweichen oder einen Ersatz dafür finden. Ueberdies bin ich ja gar nicht gesonnen, der größeren Welt unbedingt und für immer zu entsagen; ich werde ihr nicht fremd, sie mir nicht unzugänglich werden." — „Aber wenn Sie sich hierin täuschten? Wenn Sie den Ausweg aus dem beengenden Kreise

Digitized by Google

gerade dann am wenigſten finden, wenn Sie ſeine Enge empfinden?" Sie wurde immer ernſter, indem ſie ſprach.

Emil entgegnete: „Selbſt in dieſem Falle, den ich nicht vorausſetze, würde ich dem beengenden Zauberkreiſe dieſe Eigenſchaft verzeihen, weil ich in ihm mich ſelbſt wiedergefunden habe und den Frieden meiner Jugend!" — „Sagen Sie offener: und die Liebe meiner Jugend!" Sie ſagte dies ohne Bitterkeit, mit leiſerer, bebender Stimme. — Emil ſah ihr bewegt in die ſchönen, jetzt etwas getrübten Augen. „Meine erſte Liebe," ſetzte er ihre in ſeine Seele geſprochenen Worte fort, „die ich undankbar vergeſſen hatte, um ein gleiches, aber verdienteres Schickſal für die zweite einzutauſchen."

Ein Strahl wehmüthiger Freude, die höher war, als bloße befriedigte Eitelkeit flog über Reinhardinens Züge. „So darf ſich," fragte ſie mit einer ihr früher fremden Ergebung, „das Herz, das ein Kleinod unwiderbringlich verſcherzte, ſo darf es ſich zuletzt doch mit dem Bewußtſein tröſten, es wirklich einmal beſeſſen zu haben?" Beider Blicke begegneten ſich in dem milden Glanze einer Verſöhnung, welche an die Stelle der leidenſchaftlichen, in Kämpfen nicht beſtandenen Neigung, die ſie früher verbunden hatte, eine ruhigere, aber dauernde verhieß.

Sie waren jetzt wieder bei der Geſellſchaft angekommen, bei welcher nur Friederike fehlte. Reinhardine fragte nach ihr und erfuhr, daß ſie noch im Hauſe verweile. Sie ging hinein, um ſie abzuholen, wie ſie ſagte.

Friederike hatte ſich, voll Sehnſucht nach Einſamkeit, für einige Minuten in ihr Zimmer zurückgezogen und verlor ſich in einem Gedankenlabyrinth, aus dem ſie keinen genügenden Ausweg finden konnte. Sie hatte wohl bemerkt, daß Emils Augen oft die ihren ſuchten und ſeine Worte ihr Herz; aber noch wußte ſie nicht, welchen Antheil fortan Reinhardine an ſeinem Herzen haben werde. Daß ſie ein Recht auf daſſelbe gehabt habe, war ihr unzweifelhaft, daß ſie es wieder verſcherzt hatte, wahrſcheinlich; aber ihrem reinen Herzen lag der ſelbſtſüchtige Wunſch ferne, daß Beide für alle Zukunft einander wildfremd oder gar feind ſein ſollten. Ja, ſie hatte in der kurzen Zeit Reinhardine, deren Entgegenkommen nicht ihrer Eitelkeit, ſondern ihrem Herzen wohlthat, ſo lieb gewonnen, daß jede Härte Emils gegen jene ſie zu ſeiner Gegnerin gemacht haben würde. Dieſe ſchönen Empfindungen mochten freilich Hand in Hand mit der Ueberzeugung erwachſen, daß denn doch Emils allerwärmſte Neigung für immer und ausſchließlich zu ihr ſelbſt zurückgekehrt ſei.

Digitized by

Und in dieſer Ueberzeugung beſtärkte ſie Reinhardine, die jetzt zu ihr eintrat und, als ſie ihr entgegenkam, ſie mit einemmale umarmte und dabei nur ſagte: „Wir haben Beide gewonnen, Sie einen Geliebten, dem Sie gewiß ſtets die Einzige ſein werden; ich hoffentlich einen Freund, deſſen beſten Herzensantheil ich neidlos im Beſitze meiner theuren Freundin ſehen werde — denn dieſe werden Sie mir doch von heute an bleiben?“

Friederike konnte ihr nur durch eine ſtumme Umarmung antworten; auch zog jene ſie ſogleich fort. Beide traten Hand in Hand in den Garten. Ihre ganze Erſcheinung ließ Emil an Liebe und Freundſchaft zugleich glauben, alſo an eine Zweiheit des Herzensglückes, die auch dem beſten Chriſten geſtattet iſt. Er fühlte ſich dieſes Doppelglückes nicht ganz werth, ſondern nahm es als ein Gnadengeſchenk gütiger Götter an.

Statt der früheren lauten Munterkeit herrſchte jetzt ruhige Gemüthlichkeit in der Unterhaltung vor. Emil machte keinen Verſuch, Friederike allein zu ſprechen, auch nicht einmal beim Abſchiede. Eigentlich nahm er gar keinen Abſchied von beiden Freundinnen, um nicht alte Schmerzen und Vorwürfe aufzuregen und um noch kein Recht auf das neue Glück in Anſpruch zu nehmen. Aber als er, von Sehnſucht erfüllt, ſchon am folgenden Tage wiederkehrte, war es Reinhardine, die ihn im Garten empfing und nach einem neuen Geſpräch zu Friederiken führte. Das erſte offene, innige Wort erſchloß jetzt die beiden Herzen, und das Glück ging für ſie auf, um niemals wieder zu verſinken.

Digitized by Google

Sagen aus der Bretagne.

Von

Claire von Glümer.

VII.

Die verſunkene Stadt.

Als König Gralon, der große Held, von ſeinen Kriegsfahrten heimkam, dachte er daran, einen Ruheſitz für ſeine alten Tage zu gründen, und keine Stelle ſeines Reiches ſchien ihm dazu paſſender zu ſein, als jene weſtliche Spitze der Bretagne, welche heut zu Tage die Pointe-du-Raz genannt wird.

Dies Vorgebirge, das jetzt nur eine nackte, zerklüftete Felsmaſſe iſt, durch deren Schluchten ſich die Flut brüllend ihren Weg bahnt, war damals von einem Streifen des fruchtbarſten Landes umgürtet. Am Fuße der Bergwand, die vor dem Oſtwinde Schutz gewährte, gediehen die köſtlichſten Früchte, in den kleinen Buchten ringsumher gab es Ueberfluß an Fiſchen, ſowie manchen vortrefflichen Ackergrund, und die heilige Inſel Sein — wohin ſich die alten bretagniſchen Götter vor dem Chriſtenthume geflüchtet hatten — ſah man von dieſer Küſte aus beſtändig vor Augen. Dennoch hatte kein Menſch gewagt, ſich an dieſem geſegneten Ufer niederzulaſſen, weil ein gewaltiger Meermann hier jeden Abend ſeinen Spaziergang machte. An und für ſich war dieſer Meermann zwar ein friedlicher, umgänglicher Geſelle, aber er hatte die fatale Gewohnheit ſeinen langen Mantel nicht ordentlich zuſammen zu nehmen, wenn er aus dem Waſſer ſtieg, und ſo zog er mit ſeiner Schleppe bald eine Maſſe von Land, Seetang und Gethier hinter ſich her, bald einen Wogenſchwall, der jeder menſchlichen Anſiedelung verderblich geweſen wäre.

Aber König Gralon wußte ſich zu helfen, denn er war ein ebenſo

Digitized by Google

kluger als tapfrer Mann, und wenn die eigne Klugheit nicht ausreichte, wendete er ſich an den heiligen Nomenoé, d. h. er verbrannte ihm zu Ehren eine Wachskerze. Sobald der Heilige droben in ſeiner Herrlichkeit den Duft derſelben ſpürte, ſah er auf die Erde herunter nach ſeinem treueſten Diener, dem König der Bretagne, und gewährte ihm Hülfe oder Rath, wie er es eben brauchte. Auch des Meermanns wegen zündete Gralon eine Kerze an; die Eingebung Nomenoés ließ nicht auf ſich warten, und ſchon am nächſten Tage ging der König ans Werk.

Sobald es Abend wurde, begab er ſich nämlich ganz allein nach dem Strande, wo der Meermann gewöhnlich ſpazieren ging, ſetzte ſich auf eine Klippe, ſtützte die Ellbogen auf die Knie, legte den Kopf in beide Hände und ſtarrte mit finſtern Blicken auf das Meer hinaus. Nach kurzer Zeit fing es an in der Tiefe zu rauſchen, es ſtieg höher und höher, und im Mondenſchein ſah der König daß ein rieſiger Kopf aus den Wellen auftauchte. Die Augen waren ſo groß, wie des Königs goldner Schild, im Munde hätte ein Ritter ſammt ſeinem Roſſe Platz gefunden, und wenn das Ungethüm athmete, klang es, als ob der Sturm zwiſchen den Klippen heult und pfeift. Aber der König blieb ſo unbeweglich ſitzen, als ob er den Meermann gar nicht ſähe, und während dieſer anfing am Strande auf und ab zu ſpazieren, wobei er aus ſeiner Taſche einen Fiſch nach dem andern hervorzog und verzehrte, ſtarrte Gralon noch immer aufs Meer hinaus. Erſt als ihm die Schleppe des Meermanns ſo nahe kam, daß ſie ihn beinahe in die See hineingefegt hätte, fuhr er auf und fragte zornig, was das zu bedeuten hätte? — Der Waſſerrieſe, der gern mit jedermann in Frieden lebte, erſchrak nicht wenig, als er den König erkannte. So höflich als möglich bat er ihn um Verzeihung, um ihn zu verſöhnen bot er ihm ſogar von ſeinen Fiſchen an. Aber der König dankte, ſetzte ſich wieder auf die Klippe und nahm eine ſo betrübte Miene an, daß der Meermann ſeine Traurigkeit bemerkte und ſich nach dem Grunde derſelben erkundigte.

„Ich habe einen koſtbaren Zauberſchlüſſel verloren!“ antwortete Gralon. — „So will ich dir ſuchen helfen,“ ſagte der gefällige Meermann. Der König erwiderte, daß er ihm für ſeinen guten Willen ſehr dankbar wäre. „Die Sache iſt aber ſchwieriger als du denkſt,“ fügte er hinzu, „denn der Zauberſchlüſſel iſt in den unergründlich tiefen See gefallen, der dort oben auf den Bergen liegt.“ — Der Meermann ſchnitt eine fürchterliche Grimaſſe und entgegnete, das wäre freilich ſehr unangenehm, aber um

Digitized by Google

Gralon gefällig zu ſein und um ſeine Unachtſamkeit von vorhin wieder gut zu machen, wollte er ſeinen Widerwillen vor ſüßem Waſſer beſiegen und den Schlüſſel aus der Tiefe heraufholen.

Der König ſchien über dieſes Anerbieten ſehr erfreut zu ſein; er verſprach dem Rieſen alles Mögliche zum Lohn, wenn er ihm den Talisman wiederbrächte, und bat ihn endlich, ſich gleich darnach umzuſehen; denn er würde weder ſchlafen noch eſſen können, verſicherte er, bis der Schlüſſel wieder in ſeinen Händen wäre. Der Meermann war's zufrieden. Er lud den König ein, ſich auf ſeinen Zeigfinger zu ſetzen, der genau ſo breit war, wie ein Pferderücken, und kaum hatte ſich Gralon feſtgeſetzt, als der Rieſe von einer Stufe des Bergabhangs zur andern mit einer Leichtigkeit emporſtieg, als wie unſereins zur Treppe hinaufgeht. Im Nu waren ſie oben und ſtanden am Ufer des See's der im Mondlicht glänzte.

Der Meermann ließ den König vom Finger ſteigen, ſah das ſtille Gewäſſer eine Weile bedenklich an, ſchnitt wieder eine Grimaſſe, ſchüttelte ſich, ſtürzte ſich dann aber kopfüber in die Flut, daß ſich der See in Wellen aufbäumte — und der König rieb ſich vergnügt die Hände, trat dicht ans Ufer und horchte in die Tiefe hinunter.

Es währte auch gar nicht lange bis ſich die Donnerſtimme des Meermanns wieder hören ließ. „Ich finde nichts!" ſchrie er vom Grunde herauf. — „Brauchſt dir auch weiter keine Mühe zu geben," erwiderte Gralon lachend, „habe nur deine Gefälligkeit erproben wollen. Der Schlüſſel hängt gut verwahrt an der goldnen Kette, die neun mal um meinen Hals geſchlungen iſt. Aber bleib nur unten, heraus kommſt du doch nicht wieder," fügte er lachend hinzu, als der Rieſe mit gewaltigem Schnauben herauf geſtiegen kam.

Das ſtille Waſſer war nämlich ein Zauberſee, der alles feſthielt, was einmal darin untertauchte, bis das Schleuſenthor mit dem goldnen Schlüſſel des Königs geöffnet wurde.

Der Meermann gerieth in furchtbare Wuth, als er die Wirkung des Zaubers ſpürte. Er fuhr im Waſſer umher, daß die Wellen hoch in die Höhe ſpritzten, und ſein Athem fegte wie Sturmwind von einem Ende des See's zum andern. Er mußte ſich jedoch bald überzeugen, daß alle ſeine Rieſenkraft nicht im Stande war, den Bann zu brechen, und ſo ging er endlich zu Bitten und Vorſtellungen über. Vergebens aber bot er das reichſte Löſegeld, vergebens verſprach er, nie wieder an dem Ufer ſpazieren

Digitized by

zu gehen, das Gralon in Beſitz nehmen wollte, vergebens ſtellte er ihm vor, daß es eines Helden unwürdig wäre, ſo zu verfahren. St. Nomenoé hatte die Eingebung geſchickt, dem Könige blieb alſo nichts weiter übrig als ohne Zaudern und Klügeln danach zu thun. Nachdem er ſeinen ungeſtümen Gefangnen noch einmal zur Geduld ermahnt hatte, kehrte er fröhlich heim, dankte ſeinem Schutzpatron durch ein paar koloſſale Kerzen und ließ ſogleich mit dem Bau der neuen Hauptſtadt beginnen.

Gewiß hat die Bretagne noch heut zu Tage ein Recht auf ihre Städte ſtolz zu ſein — auf das alte Rennes, auf das Felſenneſt St. Malo, auf das wunderreiche Quimper-Corentin und auf viele andre Ortſchaften — aber nehmen wir auch alles zuſammen, was dieſe an Wundern oder Seltenheiten aller Art enthalten, es iſt nichts im Vergleich mit der Pracht, die ſich in Keris oder Is, der neuen Stadt König Gralons, entfaltete. Ihr Ruhm verbreitete ſich bald durch alle Länder der Welt, und noch jetzt, nach mehr als tauſend Jahren, weiß das Volk von ihrer Herrlichkeit zu erzählen.

Dabei wurde dieſe Wunderſtadt ſchneller fertig, als die ärmlichſte Hütte, denn König Gralons Tochter, die Prinzeſſin Ahès war in allerhand Zauberkünſten erfahren, und wenn ihr Vater ſagte: „Hier ſoll ein Schloß mit hundert Thoren ſtehen und dort eine Kirche mit Thürmen ſo hoch wie der Mont Menèbre," zog ſie mit ihrem Stäbchen nur einen Kreis um die bezeichnete Stelle, dann ſtand das Gebäude da. Auch der prächtige Hafen, der viele hundert Schiffe beherbergen konnte, Brücken, Teraſſen, Mauern und Thore entſtanden auf dieſelbe Art; kein Baumeiſter der Welt hätte ſo zierlich und zugleich ſo feſt zu bauen vermocht, wie der Stab der Prinzeſſin.

Den frommen Gralon beſchlich zwar dann und wann ein leiſer Zweifel, ob das alles auch in der Ordnung wäre, d. h. ob nicht etwa die Verbannten von der Inſel Sein dabei die Hand im Spiele haben könnten, aber da er vom heiligen Nomenoé noch keinen Aufſchluß darüber erhalten hatte — Gralon hatte ſich wohlweislich gehütet ſeinen himmliſchen Schutzherrn danach zu fragen — gab er ſich immer wieder zufrieden, und nach kurzer Zeit war er ſo an die neue Stadt gewöhnt, daß er nicht begriff, wie er jemals im Stande geweſen war, ohne ſie zu leben.

Es war aber auch ein luſtiges Treiben in der neuen bretagniſchen Hauptſtadt — luſtiger als es ſich für den Hof eines chriſtlichen Königs geziemt. Gralon ſelber that freilich nichts, was ihm den Unwillen Nomenoés

Digitized by Google

zuziehen konnte, denn wenn es auch vorkam, daß er hin und wider seinem goldnen Humpen zu häufig zusprach — oder daß er im fröhlichen Verkehr mit den Gästen, die aus allen Ländern der Welt herbeiströmten, seine Regierungsgeschäfte versäumte, oder im Jähzorn einem Diener die Rippen zerbrach, oder um seiner Prachtliebe zu fröhnen, die Abgaben des Volkes übermäßig erhöhte, so that er dafür Buße, wie sich's gebührt. Prinzessin Ahès dagegen ergab sich ohne Scheu dem sündhaftesten Leben. War der König zu Hause, so ging sie zwar, wie er befohlen hatte und wie er selber that, jeden Morgen zur Messe und an hohen Festtagen machte sie den Kirchen Geschenke, oder lud die Geistlichkeit zur Tafel; aber so oft sich der König auf einem seiner Eroberungszüge befand, gab es für seine Tochter weder Kirchen noch Priester, und von der Gesellschaft, die sie dann um sich versammelte, mußten die Himmlischen ihre Blicke mit Schaudern abwenden.

Sobald nämlich des Königs Schaaren in den Bergen oder seine Segel am Horizonte verschwunden waren, ließ die Prinzessin eine Fahne aufziehen, ein Zeichen, welches ihre Freunde wohl verstanden, denn kaum war es gegeben, so steuerte ein Schiff von der Insel Sein nach Keris herüber. Es war in Gestalt eines Drachens erbaut, und während es leicht und sicher wie kein andres Schiff der Welt, zwischen den Klippen über die Flut dahin schoß, klang es in so seltsamen Tönen daraus hervor, daß es wie ein Wettgesang mit Wind und Wogen anzuhören war. Es trug eine Schaar von Männern und Weibern an den Strand, und sobald sie ausgestiegen waren, schwamm es allein nach der Insel zurück, während seine Insassen nach dem Palaste der Prinzessin zogen.

Lautlos mit gesenkten Blicken gingen sie durch die Straßen; wer ihnen begegnete wich zur Seite, bekreuzte sich oder verhüllte das Gesicht, denn diese großen, von grau-weißen Nebelschleiern umhüllten Gestalten, mit den sichelförmigen Messern in den Händen, waren Priester und Priesterinen der vertriebenen Götter, berüchtigte Zaubrer, weise Frauen, die vor der Macht des Kreuzes geflüchtet waren und jetzt auf kurze Zeit in ihre Heimat zurückkehrten. Aber sie kamen nicht um Buße zu thun, oder um an der Stätte vergangner Herrlichkeit zu trauern; denn kaum hatten sie die Schwelle des Palastes überschritten, kaum waren die Thore desselben hinter ihnen geschlossen, so begann der Jubel ihrer Feste. In den Höfen des Königsschlosses flammten Feuer auf; unter den Thoren strömte das Blut der Opferthiere hervor; mit den emporwirbelnden Rauchsäulen stieg der Geruch

Digitized by Google

verbrannten Fleiſches — der den Heiligen von jeher ein Gräul war — zum Himmel auf; und dazu wurden heidniſche Geſänge geſungen, Orakel geſprochen, Zaubertränke gebraut, böſe Träume, Krankheit, Mißwachs, Unheil aller Art erſonnen und in die Welt geſandt.

Und war das geſchehen, ſo wurde der Jubel noch lauter, die Mauern der Chriſtenſtadt widerhallten von Lachen und Singen der Heidenſchaar, und oft zog der ganze Troß, von Luſt und Wein berauſcht, um Mitternacht durch die ſtillen Straßen, tanzte mit Fackeln in den Händen um die Kirchen und verhöhnte die Heiligen, die indeſſen alle Hände voll zu thun hatten, um ihre Getreuen vor den Anſchlägen der Zaubrer zu ſchützen.

Aber die Himmliſchen ernteten ſchlechten Dank. Die Bewohner von Keris gewöhnten ſich mehr und mehr an das heidniſche Weſen. Die Neugier überwand den Abſcheu und die Habſucht erſtickte das Gewiſſen. Als die Prinzeſſin anfing bei jedem ihrer Gelage Säcke voll Geld aus dem Fenſter zu ſchütten, drängte ſich alles herbei, um den rechten Augenblick nicht zu verſäumen. Wurde dem harrenden Volke die Zeit zu lang, ſo ſang es die Lieder mit, die im Innern des Palaſtes angeſtimmt wurden — eine Nacht nach der andern verging in dieſer Weiſe, was Wunder, daß Tags über niemand Zeit fand zur Kirche zu gehen!

Kam Gralon wieder, ſo wurde freilich manches anders. Das Gelichter von der Inſel Sein zog auf ſeinem Drachenſchiffe heim, die Höfe wurden von Blut und Aſche geſäubert, die Prinzeſſin ging wieder zur Meſſe, und das Volk ahmte ihr nach — aber das Volk, wie die Prinzeſſin ſehnten ſich nach einer baldigen Wiederkehr der unterbrochnen Feſte. — Der König bemerkte wohl, daß nicht alles ſo war, wie es ſein muß; die Geiſtlichkeit ließ allerlei Winke fallen, eines Morgens fand Gralon in ſeinem Palaſte das Opfermeſſer eines heidniſchen Prieſters, und ein andres Mal, als er vom Sturm getrieben, ungewöhnlich raſch an die heimiſche Küſte gelangte, ſah er das Drachenſchiff vom Strande ſtoßen und nach der Inſel Sein hinüberſteuern — aber der gute König hatte ſo viel zu denken und zu thun; er hatte wahrlich nicht Zeit, ſich auch um ſolche Dinge zu kümmern. Außerdem fürchtete er ſich vor ſeiner Tochter, und endlich verließ er ſich auf St. Nomenoé.

Warum die Heiligen, und St. Nomenoé insbeſondre, dem Unheil, das über Keris hereinbrach ſo ruhig zuſahen, möchte ſchwer zu erklären ſein. Die größten Gelehrten haben ſich vergebens den Kopf darüber zer-

Digitized by Google

brochen. Gewiß iſt nur, daß die Geduld der Beleidigten endlich erſchöpft war und daß ſie ſich der Sünder ſelbſt bedienten, um die Sünde zu ſtrafen.

Prinzeſſin Ahès hatte einen Geliebten unter den heidniſchen Prieſtern, und er war ein ſo ſtolzer, herrſchſüchtiger Mann, daß er ſogar die ſtolze Ahès zwang in allen Dingen nach ſeinem Willen zu thun. Sie hatte ihm nach und nach des Vaters beſte Kleinodien gegeben, hatte ihm alle Geheimniſſe deſſelben anvertraut, und hätte der Unhold das Leben des Königs verlangt — Ahès wäre kaum im Stande geweſen ſeinem Befehl zu widerſtehen. Das verlangte er indeſſen nicht — er wollte nur wiſſen, was im Grunde des Zauberſees verborgen wäre.

Zuweilen, wenn man am Ufer deſſelben hinging, hörte man in der Tiefe einen herzzerreißenden Seufzer, oder ein zorniges Schnauben, oder gar einen lauten Schrei. Zuweilen ſchoß es auch in die Höhe, wie ein gewaltiger Fiſch, ein paar ungeheure Augen funkelten aus dem Waſſer hervor; aber ſobald ſich ein Menſchenantlitz zeigte, verſchwand das fremdartige Geſchöpf, und weder Bitten noch Drohungen waren im Stande es wieder heraufzulocken.

„Ich kann dir nicht ſagen, was es iſt. Mein Herr Vater, der König, hat ſtreng verboten darnach zu forſchen," antwortete die Prinzeſſin, ſo oft ihr Liebhaber fragte; aber ihr ſelbſt ging die Neugier nach und nach ſo ins Blut, daß ſie Tag und Nacht keine Ruhe davor hatte, und als ihr Geliebter wieder einmal verſicherte: er könnte weder an ihre Zärtlichkeit, noch an ihre Zauberkunſt glauben, wenn ſie nicht einmal die Geheimniſſe des Sees zu erforſchen vermöchte, — nahm ſie ſich vor, dem Befehle des Königs und ſeinem Zorne zu trotzen. „Sobald mein Vater heimkehrt," ſagte ſie, „will ich ihm den Schlüſſel entwenden, der das Schleuſenthor öffnet; dann wollen wir miteinander ſehen, was das ſtille Waſſer verbirgt."

Geſagt gethan; ſobald der König heim kam, ging die Prinzeſſin ans Werk. Sie berührte die Wachen mit ihrem Zauberſtabe, daß ſie in tiefen Schlummer verfielen, ſchlich ſich in die Kammer des Königs, der den Schlaf des Gerechten ſchlief, nahm ihm die Schlüſſel vom Halſe, traf ihren Geliebten, wie ſie verabredet hatten, und ging mit ihm zum Zauberſee hinauf.

Es war wieder eine ſo ſchöne Nacht wie damals, als König Gralon den Meermann verlockte. Wieder ſchimmerte der See im Mondenſcheine, ringsumher war jeder Strauch, jeder Grashalm ſogar zu ſehen, und die Wandrer brauchten nur den Kopf zu wenden, um hinter ſich in der Tiefe

Digitized by Google

das prächtige Keris mit ſeinen ſtarken Mauern und leichten Thürmen zu erkennen. Aber ſie blickten ſich nicht um, alle ihre Gedanken waren auf den See gerichtet, aus deſſen Grunde die Klage des gefangenen Rieſen heraufdröhnte. „Wer jammert da unten?“ rief die Prinzeſſin, indem ſie ans Ufer eilte, aber da ſie wie gewöhnlich keine Antwort erhielt, ſchob ſie den goldnen Schlüſſel ohne Säumen in das Schleuſenthor ein, und ſogleich begannen die ungeheuern Thürflügel zu knarren und ſich in ihren Angeln zu drehen.

Der Meermann hatte den Ton gehört; er ſprang von ſeinem Schilflager auf, warf ſich mit aller Macht gegen das Thor, daß es krachend auffuhr und ſtürzte ſchnaubend und brüllend mit glühenden Augen daraus hervor. Prinzeſſin Ahès ſtieß einen Schrei aus, von dem Strand und Meer widerhallten. Sie faßte die Hand des Geliebten und zog ihn, alle ihre Zauberkraft zuſammen nehmend, in raſender Eile den Abhang hinunter. Der Rieſe ſprang in gewaltigen Sätzen hinterdrein. Sein langer Mantel hatte die Waſſer des Sees von Grund aus aufgewühlt und fortgeriſſen. Wie ein ungeheurer Waſſerfall ſtürzten ſie von einem Abſatz der Bergwand zur andern und geradeswegs auf Keris zu.

Glücklicherweiſe hatte der Angſtſchrei der Prinzeſſin den König geweckt. Als die beiden Flüchtlinge den Palaſt erreichten, ſprengte Gralon bereits auf ſeinem ſchwarzen Roſſe dem Thore zu. Mit verzweifelter Anſtrengung eilte Ahès hinter ihm her, denn näher und immer näher hörte ſie das Schnauben des Rieſen und das Toben der Gewäſſer. Schon donnerte die Flut an die Mauern der Stadt, und jetzt drang der Rieſe hinein — die Erde bebte unter ſeinen Schritten, die Lüfte widerhallten von ſeinem Wuthgeſchrei, Häuſer, Paläſte, Kirchen ſtürzten unter ſeinen Fauſtſchlägen krachend zuſammen und begruben die Einwohner der unglücklichen Stadt, und endlich ſtürzten ſich die Waſſer des Sees mit ſolcher Gewalt darüber hin, daß ſich der ganze Landſtrich von der Felſenwand löſte und ins Meer verſank.

Obwohl das Werk der Zerſtörung in wenigen Minuten vollendet war, hatten die Flüchtlinge dadurch einen großen Vorſprung gewonnen. Ahès hatte den Vater erreicht, hatte ſich ſammt ihrem Geliebten hinter ihm aufs Pferd geſchwungen, und nun ſprengte das edle Thier, trotz ſeiner dreifachen Laſt, mit Windeseile über die Heide den Bergen zu.

Aber plötzlich tönt es in der Ferne wie Sturmgeheul, es kommt näher

Digitized by Google

und näher — ſchon hören die Fliehenden des Rieſen Stimme, ſchon weht ſie ſein kalter Athem an, ſchon ſtreckt er mit einem Freudenſchrei die Hände nach ſeiner Beute aus — da ruft St. Nomenoé dem Könige zu: „Willſt du ſterben um dieſer Sünderin willen? Gib ſie nebſt ihrem Buhlen dem Rieſen preis, ſo will ich dich retten!“ — Der König zaudert: „Sie iſt mein einziges Kind!“ gibt er traurig zur Antwort. — Aber der Heilige ruft wieder: „So fahre denn hin in deinen Sünden!“ und nun zaudert der König nicht mehr. Mit geſchloſſnen Augen und abgewendetem Geſicht ſtößt er die Tochter ſammt ihrem Gefährten in die Arme des Meermanns, der halb im Jubel, halb im Zorn aufbrüllt, denn während er die Zauberin und den Heidenprieſter in die Kluft hinunter ſtößt, die ein Stampfen ſeines Fußes aufreißt, jagt der König unter St. Nomenoés Schutz pfeilſchnell dahin, iſt im Nu den Augen des Verfolgers entſchwunden und gelangt glücklich nach Quimper-Corentin, wo er hinfort noch viele Jahre in Frieden und Gottſeligkeit gelebt hat.

Zum Andenken an ſeine glückliche Rettung hat man ihn und ſein Roß in Erz gegoſſen, auf der Plattform der Kathedrale von Quimper aufgeſtellt, und wenn von dieſem Denkmale jetzt keine Spur mehr zu finden iſt, ſo leben doch noch Leute, deren Eltern oder Großeltern es mit ihren leibhaftigen Augen geſehen haben.

Außerdem wird die Wahrhaftigkeit dieſer Geſchichte aber auch durch die Mauerreſte beſtätigt, die ſich bei ruhigem Wetter an der äußerſten Spitze der Pointe-du-Raz tief unter dem Waſſer zeigen, und wer es wagt, in mondhellen Nächten an der Felswand vorüber zu fahren, kann droben die Zauberin Ahès ſitzen ſehen, wie ſie die weißen Hände ringt, die Haare rauft und die traurigſte Weiſe ſingt, die je ein menſchlich Ohr vernommen hat.

Digitized by

Auſtraliſche Lichtblicke.

Skizze

von

Fr. Gerſtäcker.

Haſt du ſchon jemals, mein lieber verehrter Leſer, einen Herrn geſehen, der an einem kalten Tag in ein warmes Zimmer kam, ſeine Rockſchöße auseinander nahm und ſich dann rückwärts gegen das Kamin oder den Ofen ſtellte? Ja? — ſchön!

Es war im Mai des Jahres 1851, alſo im auſtraliſchen Herbſt, als ich am Murray hinab, Adelaide, der Hauptſtadt von Süd-Auſtralien, zuwanderte. Wie es die Gelegenheit dann gerade gab, ſchlief ich Nachts entweder draußen im Walde, oder übernachtete, wenn ich eine Station erreichen konnte, dort. Natürlich zog ich das letztere vor, denn in den Stationen war ich wenigſtens vor den nichtswürdigen Schwarzen ſicher und konnte auch ſtets, der auſtraliſchen Gaſtfreundſchaft nach, auf einen Becher Thee, ein Stück Damper und ein paar Scheiben Hammelfleiſch rechnen — alles, was die Leute im Stande waren, dem Fremden zu bieten. Draußen im Buſch mußte ich ſonſt mit Murraywaſſer und einem ledernen Kakadu vorlieb nehmen.

So hatte ich auch eines Nachts draußen gelagert; mit der Morgendämmerung aber aus meinem Buſch, in dem ich verſteckt gelegen, herauskriechend, wanderte ich neu geſtärkt weiter und erreichte etwa zwei Stunden ſpäter eine ziemlich große Station, deren dampfendes Dach — denn Kamine ſind eine Seltenheit dort — mich ein gerad' bereitetes Frühſtück ahnen ließ. Am Abend vorher hatte ich nun eben auch weiter nichts zu beißen gehabt, als einen mit der Abenddämmerung erlegten ſchwarzen Kakadu, und ſo ſchön die Vögel ausſehen, ſo mittelmäßig ſchmecken ſie, mit dem fatalen warmen

Digitized by Google

Papageigeruch immer in den Kauf. Ich zögerte deßhalb auch nicht und trat dort ein, wo ich von dem rauhen Burſchen der Schäferhütte auf das herzlichſte begrüßt und willkommen geheißen wurde.

Die Hütte, aus dünnen Baumſtämmen aufgebaut und mit Wänden und Dach von Gumrinde, unterſchied ſich in nichts von den tauſend anderen, wie ſie überall im auſtraliſchen Buſch zerſtreut liegen, und das Innere war dem Aeußern entſprechend eingerichtet. Das milde Klima verlangt auch eben keine dicken Wände. Nichtsdeſtoweniger war es an dem Morgen doch recht friſch, und die Inſaſſen der Hütte, zwei Schäfer und der Hutkeeper, ſtanden an dem im Innern angeſchürten Feuer und wärmten ſich. — Der „Verwalter" oder stockkeeper ſelber war, wie es ſchien, geſtern Morgen nach der einige dreißig Meilen davon entfernten Hauptſtation geritten und noch nicht zurückgekehrt.

Was übrigens das Frühſtück betraf, ſo hatte ich mich nicht geirrt, denn auf dem Feuer ſtand eine Bratpfanne mit den unausweichlichen Hammelsrippen — mir jedoch ein ſehr angenehmer Anblick — und verſchiedene Blechtöpfe mit Thee garnirten die Kohlen. Ich ſtellte mich jetzt zu den Uebrigen, und wir waren bald in ein ächt auſtraliſches Geſpräch über weggelaufene oder ſeit einiger Zeit nicht mehr geſehene Rinder vertieft, deren „beſondere" Kennzeichen: auf- und abgebogene Hörner, Farbe und Brand oder Marke, auf das lebhafteſte beſprochen wurden, als eine andere, nicht häufig auf den Stationen gefundene Perſönlichkeit eintrat, und zwar niemand Geringeres, als eine der auſtraliſchen „Schwarzen" oder Indianerinnen, die, wie ſich herausſtellte, ſoweit civiliſirt oder abgerichtet war, daß ſie die Dienſte und Funktionen einer Köchin verſehen konnte.

Dieſe auſtraliſchen „Schwarzen" können nun ſonſt allerdings, was Toilette betrifft, als die glücklichſten menſchlichen Weſen betrachtet werden, denn wenn ſie Morgens aufſtehen und ſich die Augen ausgewiſcht haben, ſind ſie vollſtändig angezogen. Die jedoch, die mit den Weißen in irgend eine Verbindung treten, müſſen ſich wenigſtens in etwas ihren Sitten fügen, und es beſteht z. B. ein Geſetz, daß Indianer, die eine Stadt oder Anſiedlung der Europäer betreten, wenigſtens ein Hemd von einer gewiſſen Länge tragen müſſen — die mäßigſten Anſprüche, die man allerdings an Kleidung machen kann. Die Frauen und Mädchen bekommen in dieſem Fall, wenn ſie nicht im Winter ihren Opoſſummantel um ſich hergeſchlagen haben, ein baumwollenes Kleid, das ihnen vom Hals bis auf die Knöchel

niedergeht, und ſo ungern ſich dieſe beſonders einem ſolchen Zwang fügen, müſſen ſie es ſich ſchon gefallen laſſen.

Dieſe Indianerin war eben ſo gekleidet. Sie hatte ein blaubaumwollenes weites Kleid an — ich ſehe ſie noch vor mir — das ganz hübſch gegen die dunkle Haut abſtach, und ſtatt des Gürtels, von einem rothwollenen Band um die Taille zuſammen gehalten wurde. Uebrigens ſah ſie finſter und ernſt, wenn nicht gar mürriſch aus — ob ihr vielleicht der neu hinzugekommene Gaſt nicht behagte? — und würdigte mich beſonders keines Blicks.

Verdrießlich ſah ſie auch nach dem Feuer hinüber, das wir alle umſtanden, und ſagte endlich in gebrochenem, aber doch rein geſprochenem Engliſch, das nur den „slang“ der Menſchenklaſſe hatte, von der ſie die Sprache gelernt haben mußte: „You go 'way there from fire — me cook (Macht Ihr, daß Ihr da vom Feuer wegkommt. Ich bin der Koch.)“ Es iſt nämlich eine Eigenthümlichkeit aller auſtraliſchen Stämme, daß ſie ſich eine fremde Sprache nicht allein ziemlich leicht aneignen, ſondern auch die Wörter genau ſo nachſprechen lernen, wie ſie ihnen vorgeſagt werden, was der wirkliche Neger z. B. nie fertig bringt.

Natürlich gaben wir ihr augenblicklich Raum, und „Susy,“ wie ſie von den Leuten genannt wurde, ging jetzt eifrig daran, das Frühſtück zu bereiten, den Thee zu ſchütteln, was vielleicht ſein Kochen befördern ſollte, und die Fleiſchſtücke umzudrehen. Endlich war alles fertig; ein Tiſch brauchte nicht gedeckt zu werden, denn zu ſolchem Luxus verſteigen ſich die Hütten im Buſch ſelten. — Den Damper — in Aſche gebackenes, etwas derbes Weizenbrod — hatte der Hutkeeper ſchon aufgelegt, die Fleiſchſchüſſel mit den Theebechern wurde dazu geſetzt, ein Meſſer trug natürlich jeder bei ſich, und wir konnten beginnen.

Dazu ließen wir uns denn auch nicht lange nöthigen, und wenige Sekunden ſpäter ſaßen wir alle ſehr vergnügt um den etwas rohen Tiſch herum, deſſen Platte ebenfalls nur aus einem breitgelegten Rindenſtück des dazu höchſt zweckmäßigen Gumbaumes beſtand, und ſprachen den Lebensmitteln tapfer zu.

Ich ſaß mit dem Geſicht nach dem Feuer und konnte Suſy beobachten, die vorerſt noch die auseinander geſtörte Aſche zuſammenſchob, die Bratpfanne dann mit einem Gegenſtand, der ein Wiſchtuch vorſtellen ſollte, „reinigte,“ und zuletzt noch ein paar Stücke trockenes Holz auf die Kohlen warf. Darin lag nun allerdings nichts Außerordentliches; jetzt aber, als

ſie damit fertig war, nahm ſie aus einer Ecke einen dort ſorgfältig aufgehobenen Cigarrenſtummel, zündete ihn an einer Kohle an, nahm ihn in den Mund, drehte ſich dann mit dem Rücken gegen das Feuer, bückte ſich ein wenig und — behandelte plötzlich ihren blauen Kattunrock auf der Seite genau ſo, als ob es ein paar Rockſchöße geweſen wären.

Ich ſelber, obgleich ſchon eine Zeitlang in Auſtralien, wie vorher in den verſchiedenen andern Theilen der Erde an manches Außerordentliche gewöhnt, traute doch im Anfang meinen Augen nicht. Ueber die Sache ſelber konnte aber kein Zweifel obwalten, und als ich der ſchwarzen Dame jetzt ins Geſicht ſah, wie ſie in dieſer — das Mindeſte zu ſagen — höchſt wunderlichen Stellung den blauen Tabaksdampf fortblies und dabei ſo finſter und mürriſch dreinſchaute, konnte ich nicht länger an mich halten und platzte gerade heraus. Nie werde ich dabei den Blick vergeſſen, den mir die Schwarze zuwarf — es war ein reiner Extrakt von Verachtung und Mitleiden. Die Schäfer aber, die mit dem Rücken zum Feuer ſaßen, drehten ſich um, warfen einen Blick dahin, und dann ruhig weiter eſſend, ſagte der eine weiter nichts als: „Takes it coolly — hm? rum folks, those blacks (Nimmts kaltblütig, he? — komiſches Volk, die Schwarzen!)“

Die Schwarze verharrte auch richtig in ihrer höchſt ungenirten Stellung, bis ſie ſich gehörig gewärmt hatte, dann entließ ſie das Kleidungsſtück aus ſeiner ungehörigen Stellung, blies den Rauch ihrer Cigarre langſam gegen das Rindendach hinauf und verließ die Hütte, anderweitiger Beſchäftigung oder Muße nachzugehen. Jedenfalls glaubte ſie, daß ich durch mein vollkommen ungerechtfertigtes Lachen den Anſtand gröblich verletzt habe.

Ein anderer, höchſt komiſcher Fall, der aber ohne die Dazwiſchenkunft eines Deutſchen ſehr traurig und blutig hätte enden können, paſſirte bei Tanunda, in der Nähe von Adelaide.

Dort hatte ſich ein Deutſcher, Namens Fiedler, angeſiedelt — ein Preuße, der beiläufig geſagt, außerordentlichen Fleiß auf den Weinbau verwandte. Der Mann war den ganzen Tag draußen im Feld bei ſeinen Arbeitern und die Frau beſorgte indeß zu Hauſe die Wirthſchaft.

Indianer oder blacks (Schwarze), wie ſie genannt werden, trieben ſich dort in Menge umher, aber ſie waren, obgleich ſie hie und da ihre Waffen trugen, vollkommen friedlich und die Weißen hatten nicht das Geringſte

von ihnen zu fürchten. Ihre Hauptbeſchäftigung beſtand dabei im Betteln, theils um etwas „weißes Geld," das ſie recht gut ſchon vom „rothen" zu unterſcheiden wußten, theils um „Brod," das ſie leidenſchaftlich gern eſſen, wenn es ihnen auch gar nicht einfällt, ſelber Getreide zu bauen. Dem Geſetz nach trugen die Männer ſämmtlich Hemden, gewöhnlich von Baumwolle und blau geſtreift, und die Frauen entweder ihren „'possum rug" oder ein langes Kleid, oder auch nur ein ſolches Hemd, je nach Geſchmack oder Vermögensverhältniſſen.

Frau Fiedler ſtand eines ſchönen ſonnigen Morgens vor der Thür ihres wohnlich aufgebauten, im Innern ſehr reinlich gehaltenen Blockhauſes und rührte grade mit einem großen hölzernen Löffel einen Pfannenkuchenteig an. Es war elf Uhr vorbei und um zwölf traf der Mann jedesmal zum Eſſen ein. Als ſie noch damit beſchäftigt war, kam einer der ſchwarzen Burſchen in der Nähe vorbeigeſchlendert und, als er ſie dort ſtehen ſah, gerade auf ſie zu. Er trug ein gewöhnliches blaubaumwollenes geſtreiftes Matroſenhemd, den Kopf natürlich wie alle bloß, nur einen Streifen Baſt um die langen ſchwarzen Haare geſchlagen und in der rechten Hand eine der kleinen hölzernen Keulen, einen ſogenannten Waddy, weniger als Angriffswaffe, als um die Hunde von ſeinen verlockend nackten Beinen abzuhalten.

Wie er zu der Frau hinankam, blieb er ſtehen, ſah ihr eine Weile zu und ſagte dann in ſeinem gebrochenen Engliſch: „Mir Stück Brod — ich hungrig." — „Ja du fauler Strick, warum arbeiteſt du denn da nicht?" fuhr ihn die geſchäftige Frau in deutſcher Sprache an. „Betteln will das Volk immer, aber wenn ſie arbeiten ſollen, rühren ſie kein Glied." — Der Schwarze zog ſeinen Mund bei den fremden Worten, von denen er keine Silbe verſtand, vor lauter Vergnügen breit, beharrte aber nichts deſtoweniger auf ſeinem Verlangen, das er mit denſelben Worten wiederholte: „mir Stück Brod — ich hungrig." — „Ja, ich auch," brummte die Frau, „und darum arbeite ich, daß ich was zu eſſen habe. Rühr' du dir auch Pfannkuchen an zu Mittag, nachher wirſt du ſatt."

Der Schwarze ſchüttelte den Kopf und ſah ſie verwundert an; in der Meinung aber vielleicht, daß ſie ihn ſo wenig verſtanden habe, wie er ſie, wiederholte er zum drittenmal den Wunſch: „mir Stück Brod, ich hungrig."

„Höre, ich will dir etwas ſagen," begann da die Frau in engliſcher Sprache, um den Burſchen nur los zu werden. „Ich will dir Brod geben,

aber du mußt auch was dafür thun. Geh hin in den Buſch und hole mir einen Arm voll trocken Holz. Haſt du's verſtanden?" — „Holz?" fragte der Schwarze, an den dieſe Aufforderung ſchon zu verſchiedenen Malen geſtellt ſein mochte, denn zum Holz- und Waſſertragen kann man Einzelne der faulen Geſellen nur allein dann und wann bewegen. — „Ja Holz," wiederholte die Frau, zur beſſern Bekräftigung mit dem Fuß ein paar kleine Stücke Holz gegen ihn ſchiebend, daß er ſehen ſollte, was ſie meine. — „Ich trage kein Holz," erwiderte aber der Indianer, im Gefühle ſeiner Würde ſtolz den Kopf empor werfend, „ich burka." * — „Ja, dann brauchſt du auch nicht zu eſſen," brummte die Frau verdrießlich vor ſich hin. „Ich hab's mir gleich gedacht. Die faulen Schlagetodte, die den ganzen Tag im Hemd herumlaufen!"

Der Schwarze blieb noch eine Weile neben ihr ſtehen, und als er etwa glauben mochte, daß ſie ſich nun die Sache gehörig überlegt haben könne, wiederholte er auf's neue: „Mir Stück Brod — ich hungrig." — „Ach, geh zum Henker!" rief aber jetzt die Frau Fiedler, der die Galle überlief, in engliſcher Sprache. „Wenn du nichts arbeiten willſt, bekommſt du auch kein Brod." — Der Schwarze ſchwieg und ſah ihr wieder eine Weile zu, endlich fragte er: „Kein Brod?" — „Nein — kein Brod," lautete der Beſcheid. „Trag du Holz, dann ſollſt du Brod haben."

Der Schwarze antwortete keine Silbe weiter, aber wie er dicht neben der alten Frau Fiedler ſtand, dreht er ſich plötzlich um, hob ſeine Tunika und machte dieſelbe Bewegung, die Mephiſtopheles machte, als er der Here Unterricht in der Wappenkunde gab, während Göthe ſie als eine „unanſtändige" bezeichnete.

„Ei du Ferkel!" rief Frau Fiedler — d. h. ſie gebrauchte eigentlich nicht das Wort Ferkel, ſondern ein viel derberes — und in gerechter Entrüſtung ergriff ſie den noch im Pfannkuchenteig ſteckenden langſtieligen hölzernen Löffel und ſchlug den Schwarzen damit dorthin, wohin ſie ihn am bequemſten treffen konnte.

Dieſer That folgte allerdings ein jäher Satz, das Gefühl aber — gleichviel unter welchen Umſtänden und wohin, — als eingeborener burka von einer Frau geſchlagen zu ſein, gewann bei ihm im Nu die Oberhand. Raſch wandte er ſich wieder gegen ſie um, holte mit ſeinem kurzen, aber

* Burka die Stammälteſten oder die Altersariſtokratie der Schwarzen.

ſchweren Waddy zum Hieb aus und würde ſie im nächſten Augenblick zu Boden, wenn nicht todt geſchlagen haben, wäre nicht glücklicher Weiſe und ganz zufällig Hülfe bei der Hand geweſen. Ein deutſcher Arzt nämlich, der bei Fiedlers wohnte und heut Morgen oben im Tanunda geweſen war, kam gerade zurück und war Zeuge. Nicht nahe genug, um zuzuſpringen und den drohenden Schlag von der Frau abzuwehren, blieb ihm nur Zeit, ſein Gewehr in die Höhe zu reißen und mit einem Schrei die Aufmerkſamkeit des Schwarzen auf ſich zu lenken — und das genügte. Dieſer entdeckte nämlich kaum das drohend auf ihn gerichtete Gewehr, als er, die verderblichen Wirkungen der Schießwaffe nur zu gut kennend, mit einem einzigen raſchen Satz hinter die Hecke flog und dort im Nu verſchwand.

Der Deutſche wartete noch einen Moment, ob er wieder zum Vorſchein kommen würde, als ein lichter Schein in den Büſchen ſeine Aufmerkſamkeit dorthin zog und er den Indianer entdeckte, der, ſchon aus dem Bereich des Gewehrs, an dem ſteilen Hang hinauf floh und bald außer Sicht war.

Der Arzt verſicherte mich übrigens ſpäter, etwas Komiſcheres als dieſe Scene habe er in ſeinem ganzen Leben nicht geſehen und er müſſe jedesmal laut auflachen, ſo oft er daran denke. — So hatte ich ihn nämlich gefunden, denn er ſtand ganz allein auf der Straße und lachte, und als ich ihn um die Urſache dieſes ſtillen Vergnügens fragte, erzählte er mir die obige Geſchichte.

Und wie viel ähnliche ſind mir in meinem Leben begegnet, was habe ich alles in dem tollen Treiben des Zwiſchendecks auf See, im Wald, in den verſchiedenen Anſiedlungen für komiſche Dinge geſehen und erlebt. Das aber iſt das Schlimme mit ſolchen Sachen, daß man das Beſte eben nicht gut erzählen kann, und doch — wie viel draſtiſcher Effekt geht dadurch verloren! Dieſe beiden vorliegenden Scenen haben mir aber ſchon ſo lange auf der Zunge gelegen, bis ich es zuletzt ordentlich für Sünde hielt, ſie dem Publikum länger vorzuenthalten. So etwas aber, ſo komiſch es auch immer in der Erzählung bleiben mag, muß doch eigentlich wirklich erlebt ſein, man muß wenigſtens die Leute ſelber kennen, um ſeine Wirkung ganz zu empfinden — dann aber bleibt es auch für immer ein Lichtblick in der Erinnerung.

Das dritte mittelrheinische Musikfest zu Wiesbaden.

Von

Paul Stein.

Die Musik, diese göttliche Kunst, welche schon so manches Herrliche hervorbrachte, bezweckte und unterstützte, ist in der neuern Zeit zu einer schönen Brücke geworden, harmonische Kräfte einander zuzuführen, und mit den schönen Freuden künstlerischer Genüsse die anmuthigen, dem Geiste der neueren Zeit so sehr entsprechenden Beziehungen geselligen Verkehrs zu verbinden.

Die mittelrheinischen Musikfeste stehen hier oben an. Durch die verschiedenen musikalischen Vereine von Darmstadt, Mannheim, Mainz und Wiesbaden, welche sich seit drei Jahren an bestimmten Tagen zusammenfinden, werden die Meisterwerke klassischer Musik in großartiger Ausführung dem Publikum vorgetragen, um sich selbst hohe Befriedigung dadurch zu verschaffen, und zeigen sich für die Kunst ebenso fördernd, als sie in geselliger Beziehung sehr ansprechend und freundlich sind. Die drei schönen Tage, der sechs-, sieben- und achtundzwanzigste September in Wiesbaden, bekundeten dies wieder in der glänzendsten Weise. Die große Theilnahme von nah und fern, die erhöhte frohe Stimmung aller Betheiligten, sowie das große Interesse, welches der Hof und die Stadt an dem Feste nahmen, war ein sprechendes Zeichen der allseitigen hohen Befriedigung, welche große Vereinigungen, wenn sie einen schönen Zweck, Frohsinn und Heiterkeit in ihrem Gefolge haben, immer hervorzubringen pflegen, besonders bei den Deutschen, die so gern mit ihrer Gemüthlichkeit und ihrem geraden Sinne über die scheidende Grenze der Länder dem Bruder die Hände reichen.

Das Feſt begann ſchon am fünfundzwanzigſten mit dem feierlichen Empfange und dem Geleite der verbündeten Muſikvereine, durch die mit Fahnen, Emblemen und Laubgewinden geſchmückten Straßen nach der großen, reich dekorirten Tonhalle zu den Proben und den Vorbereitungen für die Concerte, und mit dem fröhlichen Zuſammenfinden der Betheiligten beim Glaſe feurigen Rheinweins. Man ſchüttelte ſich die Hände, rief ſich freudige Willkommensgrüße zu, alte Bekannten fanden ſich wieder, neue Freundſchaften wurden geſchloſſen, man hörte berühmte Namen nennen und hieß ſie ſtolz willkommen. An ihrer Spitze ſtand der alte Spohr, der Greis, in jugendlicher Begeiſterung für ſeine ſchöne Kunſt.

Am Sonntag früh, dem erſten Tage des eigentlichen Feſtes, drohte eine neblige Atmoſphäre mit unfreundlichem Wetter, aber die Sonne brach ſiegreich hervor und beleuchtete mit freundlichem Strahle einen ſchönen Tag. Das erſte Concert begann halb zwölf Uhr Morgens. Es war ein herrlicher Anblick in der blumengeſchmückten Tonhalle den ſchönen Kranz von weißgekleideten Frauen und Jungfrauen zu ſehen, welche auf erhabener Tribüne ſaßen, nebenan die ſchwarzen Geſtalten der Männer als Schatten zu dieſem ſtrahlenden Lichte. Es waren fünf- bis ſechshundert Sänger und Sängerinnen, und ein Orcheſter von etwa hundert und fünfzig Inſtrumenten. Ueber den künſtleriſchen Werth der Aufführung des Händel'ſchen Oratoriums „die Schöpfung" wagen wir kein beſtimmtes Urtheil abzugeben. Das Ganze machte einen bewältigenden Eindruck und ohne Zweifel wurden die Zuhörer alle befriedigt. Es mag ſehr ſchwierig ſein, nach einigen Proben ſo verſchiedene muſikaliſche Elemente zu einem harmoniſchen Ganzen zu verbinden; mich ergriff ein bewunderndes Staunen, daß dies der energiſchen Führung des Kapellmeiſters Lachner in ſo glücklicher Weiſe gelang. Die Solopartieen wurden durchgängig gut vorgetragen, doch die Chöre machten den ergreifendſten Eindruck, wie es bei ſolcher maſſenhaften Vereinigung menſchlicher Stimmen, wenn ſie in ſchöner Harmonie erſchallen, nicht anders möglich iſt.

Nach dem Concerte, dem geiſtigen Hochgenuſſe, zerſtreute ſich die Menſchenmenge, um auch den leiblichen Anforderungen Genüge zu thun, und fand ſich dann nach dem Mittageſſen hinter dem Kurſaale, an dem hübſchen Weiher mit ſeinem prächtigen Springbrunnen unter den ſchattigen Akazien, wieder zuſammen. Es war ein bewegtes, buntes Bild, dieſes Durcheinanderwogen auf dem für dieſe Menſchenmenge kleinen Raume und

an dem plätschernden Wasser; es machte einen erfreulichen Eindruck, die vielen frohen, lachenden Gesichter, die glückstrahlenden Augensterne schöner Damen, den kecken Uebermuth jugendlicher Lust und selbst die hohe Befriedigung unter grauen Scheiteln zu sehen. Abends drängte sich alles nach dem Theater, um Shakespeares Sommernachtstraum zu bewundern. Die schöne musikalische Begleitung von Mendelssohn wurde besonders vortrefflich durchgeführt. Der Herzog von Nassau, welcher mit seiner Gemahlin dem Concerte und der Vorstellung im Theater beiwohnte, erschien nach letzterer auf dem Balkon des Theatergebäudes mit der Herzogin und dem Hofstaate, wo ihm von den vereinigten Männerchören eine Serenade gebracht wurde.

Der zweite Tag nahm hauptsächlich die musikalische Thätigkeit in Anspruch. Kapellmeister Hagen von Wiesbaden leitete Proben und Concert mit vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit. Das Concert begann Nachmittags um zwei Uhr und endete erst gegen sechs. Es wurde eröffnet mit der Ouvertüre der Gluck'schen Oper Iphigenie in Aulis, welche einen großartigen Eindruck hervorbrachte; dann folgte eine Symphonie von Schubert. Es gelang Herrn Hagen und seinem massenhaften Orchester, dieses schwierige Werk mit großer Meisterschaft zu bewältigen und in schöner Rundung und Klarheit vorzuführen. Die Chorausführungen waren vertreten durch einen Festchoral von Joh. Eccard aus dem 16ten Jahrhundert, durch eine Motette von Joh. Christ. Bach, den 114. Psalm von Mendelssohn, den Priesterchor aus der Zauberflöte, und das Halleluja aus dem Messias von Händel; ferner sang Fräulein Lehmann vom Theater in Wiesbaden eine Arie aus Iphigenie auf Tauris, und Herr Pruckner aus München trug ein Klavierconcert in es dur von Beethoven vor. Dieser talentvolle Schüler Lißzt's entzückte bis zum Enthusiasmus die Zuhörer; und unter den rauschenden Klängen des Halleluja von Händel schloß der musikalische Theil dieses Festes.

Ein paar Stunden später wogte es auf dem prachtvoll erleuchteten Platze vor dem Kursaale von Ballgästen zu Fuß und zu Wagen. Tausende drängten sich in den großartigen Räumen, die mit geschmackvoller Pracht und großem Luxus ausgestattet waren. Leider konnte man die schöne Toilette der Damen nicht bewundern, die Ueberfüllung der großen Lokalitäten ließ dies nicht zu. Es war ein Drängen und Drücken, ein beständiges Wechseln von Gestalten und Gesichtern, ein wahres Menschenchaos in den buntesten Farben, ein Geschwirr lachender, scherzender und bewundernder Stimmen von schmetternder Tanzmusik übertönt, ein harmonisches Durch-

einander, ein reizendes Quodlibet voll heterogener und doch übereinſtimmender Melodien, das betäubte und entzückte, unwiderſtehlich anzog und aufregte, doch zuletzt den allzugroßen Freudentaumel mit völliger Ermattung ſtrafte.

An dem dritten Tage, welcher mehr nur der geſelligen Freude und der volksthümlichen Bedeutung des Feſtes gewidmet war, wurde alles aufgeboten, die anweſenden Gäſte zu erfreuen. Der Himmel ſelbſt blickte freundlich dazu, er ſchien große Freude an der lebensfriſchen Munterkeit ſeiner Erdenkinder zu haben, die Sonne ſenkte heute wärmer und heller ihre Strahlen nieder, als an den vorhergehenden Tagen der Fall war, der Herbſttag wurde zum Sonntag und dadurch dem Vergnügen im Freien ein recht wonniges Wohlbehagen verliehen, wie auch die Natur die Reize des ſchönen Taunuskeſſels in voller Pracht zeigte.

Hinter dem Kurſaale ließ ſich Vormittags ſchöne Muſik hören, ſie lockte nach und nach einen ermüdeten Gaſt um den andern zu neuer Freude und Luſt an; man ſah gegen Mittag hin faſt alle ſchönen Tänzerinnen unter den Akazien umherwandeln. Nachmittags zog unter Sang und Klang die Sängerſchaar aus der Tonhalle auf den nahen Neroberg, ihnen folgte eine unüberſehbare Schaar lebensfroher Wallfahrer, die in buntem Gedränge bergan zu irdiſchen Freuden ſtiegen. Auf der ſchönen Anhöhe, welche die prachtvolle, ſchöne griechiſche Kapelle mit dem Grabmale der verſtorbenen Herzogin ſchmückt, war eine grün dekorirte Sängerbühne und viele Tiſche aufgeſchlagen, auch Ehrenpforten aus Laubwerk wölbten ſich da und dort. Arm und Reich, Vornehm und Gering ſchaarte ſich hier zwiſchen ſchönen Baumgruppen unter dem blauen Aether zuſammen, alle recht frohen Herzens den Geſängen und muſikaliſchen Produktionen lauſchend und die ſchöne Welt betrachtend, die, ein prachtvolles Panorama, ſich vor ihnen ausbreitete. Unten zunächſt das freundliche Wiesbaden von reizenden Anhöhen, fruchtbaren Feldern und üppigen Wäldern umgeben, weiter nach vorn Mosbach mit ſeinem ſpitzen Thurme, Bieberich von ſchönem Grün durchſchlungen an dem Silberbande des Rheines, abwärts die üppige Pracht des herrlichen Rheingaues, lachende Dörfer und blaue Fernen, und über dem Strome das alte, vielgethürmte Mainz. Wer ſollte da nicht fröhlich ſein im Kreiſe deutſcher Brüder und Schweſtern, welche durch die Zauberin, Muſik, an dieſem ſchönen Orte vergnügt waren, unter Geſang, bei Tanz und frohen Scherzen die Hände ſich reichten und bei der Trennung ſich zurufen konnten:

wir ſehen uns bald wieder, im nächſten Jahre dort drüben im goldenen Mainz! Die Kunſt verbindet uns und führt uns wieder zuſammen! Einſtweilen verbinden die Werke der großen, göttlichen Meiſter unſere Seelen — kein Abſchied für uns — adieu auf Wiederſehen!

Begeiſterte Reden wurden gehalten, denn dieſe dürfen bei ſolchen Feſten nicht fehlen, Gläſer blinkten, Toaſte wurden ausgebracht — und lauter wurde die Freude. So kam der Abend heran, er rief ins Schauſpielhaus zu Spontinis Veſtalin mit Tichatſchek. Kaum war die Oper zu Ende, ſo ziſchte und brauste es durch die Luft, und hoch über die Erde flogen die feurigen zauberhaften Geſtalten in allen möglichen Formen, die Nacht erhellend, die Sterne mit ſammt dem Kometen mit ihrem funkelnden Lichte in den Hintergrund drängend. Mit dieſem Feuerwerk war ſpät in der Nacht das eigentliche Muſikfeſt zu Ende mit ſeinen ſchönen Erinnerungen und eben ſo ſchönen Erwartungen.

Ein ſchönes Concert durch die Künſtler am andern Tage im Kurſaale gegeben, hielt noch einen Theil der Gäſte zurück. Die Andern gingen froh von dannen. „Nächſtes Jahr in der Rheinſtadt ſehen wir uns wieder!“ klang es bei jedem Abſchiedsgruß. „Und nächſtes Jahr bei den gaſtfreien und kunſtſinnigen Mainzern werden wir ebenſo vergnügt beiſammen ſein, wie in dem ſchönen Wiesbaden,“ war überall das letzte Wort.

Eheſtandsbriefe meines dummen Vetters an ſeine weiſe Baſe.

Mitgetheilt

von

Leopold Gildemeiſter.

Ich beſaß oder beſitze — denn leider weiß ich das nicht genau! — einen Vetter, der von ſeiner frühſten Jugend an das Schickſal hatte, für den Dummkopf der Familie gehalten und ausgegeben zu werden, ohne daß er doch, wie ich mich ſeiner erinnere und die Sachen jetzt anzuſehen gelernt, im Grunde durch ſein Weſen und Handeln jemals eine beſondere Veranlaſſung zu dieſem liebloſen Glauben gegeben hätte. Er beging nicht nur nicht ebenſoviele Dummheiten, wie hundert andere Kinder und junge Leute, die geiſtig für befähigt gelten, ſondern in Wirklichkeit viel weniger. Er zeigte ſich ſogar ſtets mehr als gewöhnlich begabt, machte gute Fortſchritte und war ſeiner Zeit das Muſter eines fleißigen Schülers, eines gewiſſenhaften Studenten. Aber er war ein wenig langſam, ſchüchtern und leicht erſchreckt, was zum Theil in ſeiner ſchwächlichen Conſtitution, zum Theil aber auch in der verkehrten Behandlung begründet war, der man ihn unterwarf. Denn er war mehrere Jahre jünger als vier ältere Geſchwiſter, und ſelbſt wieder ziemlich viel älter als zwei jüngere, ſo daß ſich ihm weder die Liebe und Verhätſchelung jener, noch der Reſpekt dieſer zuwandte, und er, weder zu den einen, noch den andern gehörend, in einer ziemlich troſtloſen Mittelſtellung war.

Zu alledem hieß er nach Gott weiß welcher Caprice ſeiner Mutter — Frauen haben ſo wunderliche und hartnäckige Launen und Einfälle — Amandus. Es war ein Name, den der Vater abſcheulich fand, und der dem armen Knaben wie zum Hohne angehängt ſchien; denn er mochte

liebenswürdig ſein, wie er wollte und konnte, geliebt ward er, zumal ſeit ſeine Mutter geſtorben, von niemand wie es hätte ſein ſollen. Die jüngern Geſchwiſter ſchrieen über ihn, die ältern ſtießen ihn unfreundlich zurück; von dem Vater ward er vernachläßigt, von den Verwandten überſehen, von den Kameraden geneckt und gehänſelt — zuerſt ſehr wahrſcheinlich des ungewöhnlichen Namens wegen — und von allen als eine Art von Aſchenbrödel und Packeſel tyranniſirt, deſſen Gutmüthigkeit und Geduld man alles mögliche auflud, mit deſſen Verrichtungen und Beſorgungen man nie zufrieden war, an deſſen Benehmen man ſtets zu mäkeln hatte und dem man endlich auf dieſe Weiſe nicht nur alles Selbſtvertrauen nahm, ſondern auch jede noch ſo geringe Selbſtändigkeit abſchnitt.

So wuchs er heran, abſolvirte die Schulen und die Univerſität und war nach wie vor in denſelben Banden — jedermann beſtimmte über ihn und jedermann ward an ihm zum Ritter. Man drängte ihn in eine Carriere hinein, die ſeinen Neigungen gänzlich widerſprach, man verzog den Mund, als er, wie jeder andere auch, auf den unterſten Stufen eine ziemlich lange Zeit ſtehn blieb; bei ihm war das ein neuer Beweis ſeiner Dummheit, — und ſeine eigenen Geſchwiſter und Schwäger zuckten verdrießlich die Achſeln und meinten: mit ihm werde es nicht gehn, er werde nie die nöthigen Examina beſtehn können, wie er denn auch das erſte nur durch ein unerhörtes Glück überſtanden! Er ſei doch alt genug, ſagten ſie, um ſelbſt fortzuſchreiten. Man werde des Schiebens nachgerade überdrüßig und die Familie könne doch nicht immer alles für ihn thun. Sie bedachten dabei nur nicht, daß niemand dies Schieben von ihnen verlangte, ſondern daß ſie ſich nach und nach daran gewöhnt hatten und eine Art von Vergnügen fanden, den armen Menſchen für einen Dummkopf zu halten und — freilich auf ihre Weiſe — zu protegiren und ſituiren.

Zur Selbſtändigkeit erhob ſich mein Vetter nur zweimal, raſch hintereinander. Er hatte über eine damals hervortretende, wichtige ſtaatsrechtliche Frage einen Artikel geſchrieben, den er, zitternd vor Schüchternheit, einer Zeitungsredaction übergab. Der Artikel ward angenommen, machte das größte Aufſehen, und die Redaction verlangte Fortſetzungen, welche dem anonymen Autor ein immer ſteigendes Anſehn gaben und alle Welt neugierig auf ſeinen wirklichen Namen machten. Als man ihn hie und da erfahren, wurde dem beſcheidenen Menſchen die Führung eines der wichtigſten Organe unſerer Preſſe unter den ehrenvollſten und glänzendſten

Bedingungen angeboten. Aber ſein Mißtrauen gegen ſich ſelbſt und ſeine — Subordination waren ſo groß und ſo eingewurzelt, daß er, gegen den Rath ſeines einzigen wirklichen Freundes — ſeines Präſidenten — beſchloß, ſeine Verwandten über dieſe Angelegenheit zu Rathe zu ziehn. Und da um dieſe Zeit gerade ſein Vater geſtorben war und er der Erbſchaft wegen in die Heimat mußte, hoffte er bei dieſer Gelegenheit mit den verſammelten Verwandten auch ſeine neue Lebensausſicht berathen zu können.

Bei Regulirung der Erbſchaft trat aber die Mißachtung und Liebloſigkeit der Seinen ſo kraß hervor, daß es ſelbſt ihn, zum erſtenmal in ſeinem Leben, aus ſeiner Schüchternheit und Gutmüthigkeit aufjagte. Man zeigte nämlich nicht undeutlich Luſt, ihm die Ausfolgung ſeines Erbtheils zu verweigern, da man — wie man ſagte — wirklich nicht wiſſe, was er damit wolle und zur Verwaltung deſſelben vermuthlich unfähig ſei. Und als man endlich ſeinem plötzlich höchſt ernſten und entſchiedenen Auftreten nachgab, geſchah es mit dem unverhehlten Bedauern über das „weggeworfene, ſchöne Kapital“ und mit dem liebloſen Beifügen: er möge nun aber auch gewärtig ſein, daß man unter keinen Umſtänden einen Finger für ihn rühre, — und ſich nicht einbilden, daß die Seinen ſich, wenn er ſelbſtverſtändlich in Elend und Noth gekommen, ſeiner als eines der Ihren erinnern und annehmen würden. — Da ſchied er, zum erſtenmal entrüſtet, und übernahm, als Folge, die ihm angetragene Stellung, in der er ſich während kurzer Zeit die höchſte Achtung erwarb und ſeinen Namen berühmt machte.

So war der „Dummkopf“ der Familie plötzlich deren bedeutendſtes Glied geworden und der Einzige ſeines Namens, den man in weitern Kreiſen kannte und ſchätzte. Den Seinen war dies alles ſehr fatal. Das Achſelzucken und Bezweifeln half nicht, da kompetente Richter die wirkliche Begabung des „Dummkopfs“ anerkannten; das Verleugnen ging nicht wohl an, da man des berühmten Bruders wegen von bedeutenden Leuten höchſt angenehme Komplimente erhielt. Und da ſich hochgeſtellte Männer auf das achtungsvollſte über den Menſchen und ſeine Wirkſamkeit ausließen, ſo mußte man es auch aufgeben, über den „armſeligen Litteraten“ zu reden und ſein höhniſches Bedauern über ſolche unſichere Stellung zu äußern. Man wußte ja am beſten, daß er an ſeinem Vermögen immerhin einen gewiſſen Rückhalt habe.

Das Ding ward ärgerlicher von Tag zu Tag, und am verdrießlichſten war, daß man ihn aus den Händen gelaſſen, ja ihn — ſelber ſo dumm

und tölpelhaft — von ſich geſtoßen. Man mußte wieder anknüpfen, die alte Herrſchaft wiedergewinnen, und bei der grenzenloſen Gutmüthigkeit des armen Narren, der inzwiſchen längſt eine Art von heimlicher Sehnſucht nach ſeiner alten, gewohnten Sklaverei empfunden, gelang dies nur zu leicht und bald. Um ihn ganz ſicher zu haben, beſchloß man ihn zu verheirathen. Dies Geſchäft ward einer Tante übertragen, die als Orakel der Familie angenommen, von jeher den größten Einfluß auf meinen Vetter gehabt und ihn auch in der Zeit der Entfremdung nie ganz aus der Hand gelaſſen, ſondern mit ihm in Korreſpondenz geblieben war. Sie war eine gewandte Frau, erfüllt zugleich mit dem höchſten Stolz auf die Familie, der tiefſten Verachtung ihres armen Neffen und der größten Neugier, welche dummen Streiche er in ſeiner errungenen Unabhängigkeit wohl begehen möge.

Sie übernahm ihre jetzige Kommiſſion auch mit allem Willen und führte ſie, nach einigem inſtinktmäßigem Sträuben des Unglücklichen, ſiegreich und zur Befriedigung aller Uebrigen glücklich zu Ende. Er erhielt eine Frau — eine Verwandte, die man auf dieſe Weiſe verſorgte — mit der man für ihn zufrieden ſein konnte. Man wußte, daß ſie ihren Mann für den „Dummkopf" hielt und geeignet war, die nothwendige Leitung deſſelben zu übernehmen.

Nach dieſer Seite wenigſtens hatte man ſich in ſeinen Berechnungen denn auch nicht getäuſcht. Philippine, wie die Dame hieß, wurde eine Frau, und Amandus ein gehorſamer Ehemann, wie ſie, der bekannten Redensart nach, im Buch ſtehn. Für's erſte war ſein Widerſtand gegen ſein Joch nur ein gelegentlicher und leicht zu beſiegender, und wie während ſeines ganzen Lebens, beſtand auch jetzt noch für Jahr und Tag ſein Muth und ſeine Kraft nur darin, daß er ſein klagenvolles Herz zuweilen hinter dem Rücken ſeiner Peiniger gegen einen Dritten ausſchüttete.

So führte denn dieſer Eheſtand des Vetters zuerſt zu den nachſtehenden Klagebriefen, welche ich aus dem Nachlaß der kürzlich verſtorbenen Tante mir zueignete, endlich aber auch noch zu einem Zeichen von wirklichem Muth, d. h. zu einer letzten, energiſchen Auflehnung gegen ſein Joch und damit zu dem unwiderleglichen Beweis, daß man ihm von jeher Unrecht angethan. Er that das Klügſte, was unter den jetzigen Verhältniſſen im Allgemeinen und unter ſeinen eigenen im Beſondern, ein Menſch in ſolcher Lage nur thun kann — er ließ Frau, Familie, Haus und Hof im Stich, ging davon und

ſagte den Seinen erſt von England aus und durch den Telegraphen ein fröhliches Adieu für immer.

Weiter hab' ich nichts von ihm gehört, aber ich ſehe nicht ein, weßhalb es ihm nicht gut gehn ſollte. Für das häusliche und geſellſchaftliche Leben, welches man ihm aufzwang, war er nicht gemacht. Wo es aber auf Kopf und Wiſſen ankommt und er vernünftigen Menſchen gegenüber ſteht, wird er ſchon ſeinen Platz finden und mit Ehren zu behaupten wiſſen.

1.

Am ſiebzehnten Auguſt — alſo gerade vor fünf Wochen — ſind wir hier angekommen, liebe Baſe, fanden ein paar Bekannte auf dem Bahnhof, die uns freundlich alle Ankunfts-Geſchäfte und Beſorgungen abnahmen, uns in einen Wagen ſetzten und nach Hauſe fahren ließen; und ſo ſaßen wir beide um vier Uhr zum erſtenmal in unſerer eigenen Wohnung, an unſerem eigenen Tiſch und aßen die Speiſen, welche gleichfalls von lieben Freunden gütig genug für uns bereit gehalten waren.

Philippine war ein wenig verſtimmt. Wenn ich an die Strapazen der Reiſe denke und zumal an die letzten, glühend heißen Stunden im ſchaukelnden Eiſenbahnwagen, ſo finde ich das freilich nicht nur erklärlich, ſondern durchaus natürlich. Allein je müder ſie war, deſto freundlicher, dünkt mich, hätte ſie die Bemühungen der Freunde anerkennen und ihnen durch ein herzliches Wort danken ſollen. Es wurden ihr dadurch ja eine Menge langweiliger Beſorgungen, eine noch größere Ermüdung erſpart. Später ſah ſie das auch ganz von ſelbſt ein und hat mich durch ihr Verſprechen ſehr erfreut, daß ſie verſuchen werde, ihr Unrecht wieder gut zu machen. Wenn es nur auch geſchieht!

Wie Sie wiſſen, liebe Baſe, habe ich bisher wenig Umgang mit Damen gehabt; aber dies Nachgeben und Einſehn Philippinens iſt mir als etwas Großes erſchienen und läßt mich demnach die frohſten Hoffnungen für unſere hieſige Stellung hegen, während ich — ich will das nicht verhehlen — auf der Reiſe und für jetzt auch hier, bei dem ſehr entſchieden auftretenden Willen meiner Frau hie und da ein wenig in Sorgen war und bin. Philippinchen hat ſo viel Geiſt und Bildung, daß ſie natürlicherweiſe Fug und Recht hat, ihren eigenen Anſichten zu folgen, von den ihr gewohnten Einrichtungen und Gebräuchen nicht ohne Weiteres abzugehn, und

nicht gleich auf die Worte von Leuten zu ſchwören, die ſie meiſtens weit überſieht. Aber „ländlich — ſittlich!“ — liebe Baſe! — Wir leben nicht daheim, ſondern hier; es iſt ein ander Land, eine andere Weiſe; es ſind, ſo zu ſagen, andere Leute als bei uns in der Heimat. Und wenn Philippine nicht ein wenig diplomatiſiren will, ſich nicht ein wenig zu fügen und anzuſchmiegen verſucht, ſo fürchte ich, daß ſie ſich kein angenehmes Leben und einen ſehr ſchweren Stand bereiten wird.

Philippine, meine liebe Baſe, iſt durch und durch vortrefflich, davon bin ich überzeugt. Aber ich habe ſie früher eigentlich ſo wenig gekannt und ſie nach kurzem Brautſtande ſo ſchnell geheirathet, daß mir noch vielfach die Einſicht in ihren Charakter und ihr Weſen abgeht und damit natürlicherweiſe einſtweilen auch die Möglichkeit entzogen iſt, richtig auf ſie zu wirken, auf der rechten Stelle nachzugeben oder ſie auf das aufmerkſam zu machen, was nothwendig geſchehen muß. Ich möchte Sie bitten, liebe Baſe, — empfehlen Sie meiner Frau in Ihren Briefen ein wenig Politik! — Es geht nicht anders, ſage ich Ihnen. — Aber verzeihen Sie mir die Bitte, welche ich auf die erſte folgen laſſe: ſeien Sie vorſichtig! Philippinchen iſt ſo ſehr ſelbſtändig und entſchieden und — will ſich von niemand etwas ſagen laſſen. Denken Sie, daß ich dieſe Zeilen an Sie heimlich ſchreibe. Denn als ich mich etwa vor acht Tagen zum Brief für Sie niederſetzte und meiner Frau auf ihre Frage: „an wen ſchreibſt du?“ — Ihren Namen nannte, ſo erwiderte ſie mit mich überraſchender Schärfe und ſehr verdrießlich: „das verbitte ich mir. Ich will weder Klatſchereien, noch fremde Einmiſchung in mein Hausweſen. An die Baſe werde ich ſchon ſelber ſchreiben, wenn es nöthig iſt.“

Verſtehen Sie das, liebe Baſe? — Sie verehrte Sie doch ſo ſehr, gab ſo viel auf Ihr Urtheil — und wir verdanken Ihnen doch hauptſächlich, daß unſere Verbindung ſo ſchnell zu Stande gekommen! Daher hat mich dieſer entſchiedene Widerſtand gegen einen herzlichen häufigen Verkehr mit Ihnen ſehr beſtürzt. Aber ich kann nicht helfen! Schreiben muß ich Ihnen, nicht nur Ihrem, ſondern auch meinem Verlangen nach, wenn ich auch des lieben Hausfriedens wegen dabei ein wenig heimlich zu Werke gehe.

Wie nöthig eine kleine freundliche Ermahnung für Philippinchen iſt, mögen Sie aus Folgendem ſehn.

Wir wohnen bei einem Brauer, d. h. alſo bei einem anſtändigen, wohlhabenden Manne, deſſen Geſchäft hier zu Lande von großer Bedeutung

iſt und ſeinem Inhaber eine höchſt angeſehene Stellung verſchafft. Unſer Hausherr iſt überdies gar gebildet, artig und umgänglich, hat eine Frau, die ſehr freundlich und angenehm iſt und, ganz gegen die ſonſt hier herrſchende Sitte, das Fremde nicht zurückſtößt, ſondern gelten läßt und ſich gern zu Rath und Hülfe bereit zeigt. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich darauf für Philippine gebaut, daß ich, vor meiner Abreiſe zur Hochzeit, mit den lieben Leuten geredet und ſie um Nachſicht und gelegentliche Unterweiſung, mit einem Wort, um ihre Freundſchaft für meine junge, fremde Frau gebeten habe. Die Leute ſind auch erſt ſeit drei Jahren verheirathet — es iſt alles da, was nach meiner Anſicht, den Umgang mit ihnen wünſchenswerth, ein freundliches Verkehrsverhältniß möglich und für beide Theile hoffentlich angenehm machen kann. Allein — daraus ſcheint nichts werden zu ſollen.

Umſonſt habe ich Philippine dazu beredet, die ſtrenge Form bei Seite zu laſſen und am Tage nach unſerer Ankunft ſchon zu ihnen hinabzugehen — es wäre herzlich und politiſch zugleich geweſen, liebe Baſe, da die Leute geneigt waren, uns auf das freundlichſte zu empfangen, und ein gutes Einvernehmen mit dem Hausherrn in unſerer Zeit der Wohnungsnoth und der ſteigenden Miethen für den Miether außer allem Spaß iſt. Aber Philippinchen war dazu nicht zu bewegen. Sie ſcherzte und neckte und bat mir einen Aufſchub nach dem andern ab. Da mußte erſt, Gott weiß was alles, beſorgt werden, da mußte man nähen und bügeln — grade vor ‚ſolchen Leuten‘ müſſe man doch gleich ſtandesmäßig auftreten, hieß es; Freundlichkeit gegen die Mitbewohner des Hauſes müſſe man vorſichtig abmeſſen, um ſich vor ſpätern, vielleicht unwillkommenen Anſprüchen an unſern Umgang zu ſichern. Meine Hindeutungen auf einen freundſchaftlichen Verkehr ſchien ſie nicht zu verſtehn oder nicht zu hören. Kurz, wir kamen erſt den vierten Tag in voller Beſuchstoilette hinab, und als wir zurück waren, meinte ſie: „ſiehſt du, mein Freund, wie gut war's, daß wir gezögert! Wir haben jetzt gleich von Anfang an alle Anſprüche abgelehnt, die wir doch niemals hätten gewähren können. Was ſollten wir mit dieſen Leuten anfangen, die nach ihrem Stande ganz angenehm und recht gebildet, aber doch immer in demſelben ſind? Ich war gegen deine Zeichnung von ihnen gleich ein wenig mißtrauiſch, Guter. Du ſtellteſt Engel dar — und ich finde richtig nur recht gebildete Handwerker, die von ihrer Wohlhabenheit einen ganz hübſchen und keineswegs übertriebenen Gebrauch machen. Wie ſollten wir dieſe

Leute in unſerm eigentlichen Zirkel placiren? Nein, es iſt beſſer ſo! — Ich werde ſtets artig gegen ſie ſein — natürlich; aber das genügt vollkommen."

„Aber um Gotteswillen, Philippinchen," ſagte ich auf dieſe Worte, „ſie ſind ja von gleichem Stande wie wir, und wenn nicht in unſerem, doch in einem Zirkel, wie wir ihn für uns nicht beſſer erwarten und wünſchen können." — „Das denke ich nicht," erwiderte ſie ziemlich piquirt. „Wie ich geboren und erzogen, bin ich gewohnt, nur mit der erſten Klaſſe zu verkehren, und dazu gehören Handwerker — und wären es ſelbſt Brauer — niemals. In meinem Salon wenigſtens," ſetzte ſie hinzu, „werden derartige Leute nie daheim ſein, wir müßten denn zweierlei Geſellſchaften bei uns ſehn wollen, von denen die eine Art aus ‚Solchen' beſtände. Dagegen möchte ſich unſere Kaſſe aber nicht weniger als ich mich ſelbſt opponiren." — Dabei blieb es.

Nun, theure Baſe, als die lieben Leute nach einigen Tagen ihren Gegenbeſuch machten, nahm meine Frau ſie allerdings höflich auf — allein zum Wiederkommen, zum freundſchaftlichen Umgang lud ihre Weiſe allerdings nicht ein. Figürlich geredet, war es, als ſäße ſie während dieſer ganzen Zeit ſelbſt auf der Stuhlecke und ließ auch unſere Gäſte darauf ſitzen. Und da die Frau ihr freundlich ihre Hülfe antrug und ſich zu jeder Auskunft über hieſige Zuſtände und Gebräuche erbot, lehnte Philippine das kühl mit der Entgegnung ab: ſie werde ſich ſchon zurechtfinden und hoffe bei ihrer Weiſe bleiben zu können. — Die Folgen davon vernahm ich ſchon am Nachmittag, als mir der Hausherr bei einem Ausgang begegnete, mir die Hand reichte und lächelnd meinte: „nun Herr Aſſeſſor, das iſt wahr — Sie haben eine kleine reſolute Frau! Donner, die meine iſt ganz verſchüchtert! — Ich habe aber gar nicht gewußt, daß Sie ſo einſam leben wollen, wie Ihre Frau Gemahlin thut," ſetzte er, grade nicht fein hinzu. — Und ich, liebe Baſe? — Sagen Sie mir um des Himmelswillen, was konnte ich darauf anders thun, als roth werden bis hinter die Ohren!

So ſtehn die Sachen, und daß es ſo gut ſei, davon kann ich mich nicht überzeugen; ich fürchte im Gegentheil, Philippine wird unter mancher herben Enttäuſchung zu leiden haben — und beſonders, was ihren ſogenannten ‚Zirkel' betrifft. Sie hat nicht bedacht, daß die Verhältniſſe andere geworden ſind. In der Heimat hat ihre Familie allerdings zu den Honoratioren gezählt, ſomit alſo zu der beſten und erſten Geſellſchaft des Orts;

und wie excluſiv es dort zugeht, wiſſen wir ja alle. Hier jedoch, in der viel größeren Stadt, iſt jene dortige erſte Klaſſe eine bei weitem tiefere. Der kleine Hof des bei uns lebenden apanagirten Prinzen, der zahlreiche Adel, die bedeutende Garniſon, alles das ſteht abgeſchloſſen zuſammen und obenan. Die großen Banquiers und Fabrikanten bilden wieder einen Kreis, der vielleicht ſich nach oben öffnen möchte, wenn es ihm möglich gemacht würde, nach unten dies aber nur dann thut, wenn er zufällig einmal Luſt hat, jemand zu protegiren oder mit ihm zu kokettiren. Ob Philippine ihrerſeits Luſt haben wird, ſich dazu herzugeben? — Darauf kommen dann, Gott weiß wie viel, Kreiſe und Abſtufungen, und ich vermag es nicht zu ſagen, wohin man hier jemand rechnen würde, der wie mein Schwiegervater, Bürgermeiſter einer nicht großen Stadt war und den Titel Juſtizrath führte.

In meiner Stellung habe ich das Angenehme, daß ich an keinen Kreis gebunden bin — wir ſchließen uns an die zuſagenden Elemente, wo wir ſie auch finden. Grenzen gibt es aber, über die wir nicht hinausdürfen, ohne entweder nur geduldet oder gar ſchnöde abgewieſen zu werden. Und wollten wir uns dennoch aufdrängen, ſo würde das nur die Folge haben, daß die wahrhaft Vernünftigen und Gebildeten der guten Klaſſen ſich achſelzuckend von uns zurückzögen. Abgeſehen davon, daß Hochmuth, den man mir oder meiner Familie zum Vorwurf machen könnte, meiner Stellung am allerwenigſten entſprechen würde.

Ich wiederhole es, liebe Baſe, — Philippine kann einen Kreis haben, wie er nicht angenehmer gedacht werden kann — den Ständen nach vielleicht einigermaßen gemiſcht, geiſtig jedoch durch und durch gleichmäßig. Das garantire ich ihr. Aber ſie ſollte nicht excluſiv ſein wollen, wie daheim in der kleinen Vaterſtadt. Es herrſcht hier ein anderer Maßſtab dafür. Was den nicht erträgt, ſtößt ſich hier ſchon von ſelber ab.

Da habe ich nun einen ganzen Bogen voll — Bemerkungen *gegen* meine Frau geſchrieben. Glauben Sie aber um Gotteswillen nicht, liebe Baſe, daß es in unſerer jungen Ehe ſchon Verdruß geben möchte. Davon iſt ja keine Rede. Wir ſind im Gegentheil beide gar glücklich, faſt immer heiter, immer zufrieden. Daß Philippinchen hin und wider ein klein wenig verſtimmt iſt und dann zuweilen ein bischen auffährt — finde ich ſehr begreiflich. Es iſt ihr hier alles neu und ungewohnt, geht auch vielfach nicht nach ihrem Wunſch und Willen. Sie ſollte nur etwas mehr auf

meine Bitten geben, nicht immer gleich außer ſich gerathen, ſondern auf's Beſſerwerden rechnen; lernen muß ja jedermann und keiner wird als Meiſter geboren. —

Wir ſind faſt immer ein Herz und eine Seele; bei kleinen Meinungsverſchiedenheiten gebe ich ihr gewöhnlich gern nach, da ich von ihrem ſcharfen Verſtande überzeugt bin. Oder ich ziehe mich hie und da einmal lachend zurück — überzeugen läßt ſie ſich doch nicht von dem, was nicht mit ihrer Anſicht übereinſtimmt. Zürnen und zanken mit ihr kann ich nicht — ſie iſt ſo gut und liebenswürdig, ſo zärtlich und koſend zu mir wie eine Taube; und ſelbſt wenn ſie mich zwanzigmal bei der Arbeit ſtört, um nach Gott weiß was für Dingen zu fragen, kann ich nicht unzufrieden werden. Theils weiß ſie mich durch ihre Weiſe zu bezaubern, theils muß ich ihr das Recht zu dieſer und jener Frage einräumen. Es gibt ja ſo vieles gemeinſam zu ordnen! Das iſt gar ſüß, liebe Baſe; und wollte ſie nur ein klein wenig gefügiger gegen das Hieſige ſein — ſo ſähe ich nichts als reines Glück vor uns. — Könnte ich nur zu ihr ſo reden, wie ich an Sie ſchreibe — das wäre gut, fühle ich. Aber dahin bringe ich es leider nicht!

Leben Sie wohl, liebe Baſe! Im nächſten Brief hoffe ich Ihnen noch Beſſeres melden zu können. Ich unterzeichne mich jetzt gern mit meinem Namen. Philippine nennt ihn ſo zärtlich!

Amandus.

(Fortſetzung folgt.)

Der Ring des Markgrafen von Baireuth.

Von

Emma Niendorf.

Ihr habt ihn alle noch gekannt — ich meine nicht den Markgrafen, noch seinen Ring, sondern nur den alten Kammerherrn, der lange zu den hiesigen Gesellschaftsfiguren gehörte. Er pflegte fast nur französisch zu reden und täglich sein Whist zu spielen; von Jahr zu Jahr schlich er gebückter daher und ließ sich beständig von seinem Bedienten führen. In einem der seltenen Augenblicke, wo er deutsch sprach, in einer besonders guten Stunde erzählte er uns einmal eine bisher unbekannt gebliebene Thatsache, welche außer ihrem Reiz des Unerklärlichen, sogar für eine deutsche Herrscherfamilie und ihre Annalen nicht ohne Interesse sein dürfte. Das Erlebniß hat er oft als Knabe schon aus dem Munde seines Vaters selbst vernommen, auch alle schriftlichen Belege, welche es hinreichend verbürgen, bewahrt. Er wollte mir diese Papiere vorzeigen und überbringen, allein er ist darüber bettlägerig geworden und endlich gestorben; sie müssen sich in seinem Nachlaß gefunden haben. Mit ihm ging vor Jahr und Tag der Titel eines Schloßhauptmanns der zweiten Residenz des Landes zu Grabe, ein Titel, welcher ebenso wenig mehr dem jetzigen Jahrhundert angehörte, wie der Mann selbst, der ihn trug.

Unser Kammerherr zählte zu dem fränkischen Adel und sein Vater war Cavalier bei dem Markgrafen von Ansbach. In dem Hofdienste, der begreiflich ein leichter war, wechselte mit ihm der jüngere, in gleicher Eigenschaft angestellte Gefährte ab, ein Herr von B., dessen Familie theilweise aus Preußen stammte. Es war ein ernster junger Mann von beinahe scheuem Wesen, der wohl nicht viele Pagenstreiche auf dem Gewissen haben mochte. Er spielte fast nie eine Partie, kaum einmal Billard; er war kein

Jäger wie die Andern, obſchon er oft allein, zu Pferde und zu Fuß, die Wälder, die Höhen durchſtreifte, und zwar am liebſten im Mondſchein, was ihm verſchiedene Neckereien eintrug. Beinahe ſah es wie eine unglückliche Liebe aus, wenn nur ſonſt irgend von einer ſolchen etwas zu erſpähen geweſen wäre, wozu es den übrigen Edelleuten durchaus nicht an gutem Willen gefehlt hätte. Es ſcheint überhaupt eine mehr beſchauliche als leidenſchaftliche Natur geweſen zu ſein. Wer kann aber ſagen, was in den Tiefen einer äußerlich ſo unbewegten Flut ruhen mag?

Das laute Treiben mochte ihn ermüden, und häufig ſchloß er ſich daher ein, um nicht geſtört zu werden. Ja er hatte ſich ſogar das abgelegene Gemach in einem Thurm erbeten, das freilich eine ſehr ſchöne Ausſicht auf blaugrüne Berge und in duftige Silberferne beherrſchte. Vielleicht geſchah das, weil ihm die Einſamkeit im Allgemeinen gefiel und zudem, weil er ſich in der Stille gern beſchäftigte; oder auch, wie man vorausſetzte, um ſich wegen einer Eigenthümlichkeit ſeiner Organiſation der Beobachtung zu entziehen. Er ſoll nämlich zeitenweiſe die Gewohnheit des Schlafwandelns gehabt haben, und der Grund dazu mochte in einem Ueberreiz der Nerven liegen. Die Neugierigen, vor denen er da oben verſchanzt ſein wollte, behaupteten, möglicherweiſe um ſich dafür zu entſchädigen: daß ſein vertrauter Bedienter ihn in dieſer Vogelperſpektive jeden Abend hinter verriegelten Thüren und Fenſterladen einſperren müſſe, um, zumeiſt — ich weiß nicht — im Ab- oder Zunehmen des Mondes, den Nachtwandler vor ſich ſelbſt zu ſchützen, der ſich leicht in Todesgefahr ſtürzen konnte, ja ſchon öfters darin geſchwebt habe.

Wer weiß, was man ſich ſonſt noch von dem Thurmzimmer erzählte, das noch ſeinen alten Rock trug, die dunkle buntgewirkte Tapete, aus der Mohren, Papageien, Kameele mit weiß und ſchwarzen Glasaugen unter Palmzweigen glotzten. Während die Gemächerſuite im Schloſſe, worin der Fürſt ſelbſt wohnte und empfing, ſich bereits nach dem Vorbilde derer zu Paris und Verſailles moderniſirt hatte, ſtanden hier noch jene ſchlanken hochbeinigen, hochlehnigen Stühle, deren verbleichtes Blumengewebe längſt die Fäden verrieth, und theilten getreu das Loos ihrer Markgrafen und Markgräfinnen, die aus dunklem Holzrahmen und räthſelhaftem Hintergrunde mit weißen Geſichtern niederſchauten — um ſo geſpenſtiger, wenn der Mond die Schatten der Epheuranken an der Thurmmauer außen vor dem Fenſter, innen auf der Diele zittern ließ. — Er that wohl, der

gewiſſenhafte Franz, die Läden, die Vorhänge feſt zuzuziehen, damit nicht Ein Strahl in den Alkoven ſich ſtehle; denn der Mond iſt ein tückiſcher Geſell, der, ſobald er bis auf das Bett ſchlüpft, wenn er den Schlummer nicht unterbrechen kann, doch mindeſtens arge Träume macht und dem Schläfer Gott weiß was für ſonſtigen Unfug anrichtet. Läßt man ihn doch nicht einmal auf das erlegte Wild im Forſte ſcheinen, ſondern bedeckt es ſorgfältig mit Laub, daß der bleiche Mann im Monde es nicht angrinſe. Will nicht die Bleicherin wiſſen, daß wofern ſein Auge auf ihre Leinwand fällt, dieſelbe zu einem Todtenhemde verſchnitten wird?

Kein Laut des Morgens dringt da bis zu dem Langſchläfer, wenn nicht außen auf dem Mauervorſprunge Tauben girren und gurgeln, und Franz endlich auf den Zehen die ſteinernen Stufen herauf trippelt. Jetzt öffnet er beide Fenſterflügel, damit das neue Licht hereinſtröme und ſeinen jungen Herrn wecke, der geſtern bis Mitternacht muſizirt hat; die Wachslichter auf dem Flügel ſind herabgebrannt. Auf dem Pult liegt das Notenheft noch aufgeſchlagen. Was iſt das auf jenem Tiſchchen dort in der Ecke? Ein Frauenbild, eine Miniature, in Gold gefaßt, ſchlicht aber gediegen; die Rückſeite zeigt unter Glas, auf himmelblauer Seide, ein weiches ſchwarzes Löckchen. Und da iſt es ja noch einmal, das ſanfte lilienbleiche Oval auf dem Elfenbein in dem halbgeöffneten Käſtchen, neben den durcheinander geworfenen Farben und Pinſeln. Ein Diadem hält das Rabenhaar, den Spitzenſchleier, welcher den ſtolzen Nacken umwallt, die blendenden runden Schultern mehr enthüllt als verbirgt. Der türkiſche Shawl, welcher vom Arme ſinkt, iſt bloß untermalt. Sonſt mangelt der Copie nichts. Welch ein holder Kindermund, etwas wehmüthig zwar! Welch ein inniger Blick der dunkeln Sammetaugen, ſchwarz und warm wie eine Sommernacht! Dieſen cirkaſſiſchen Schwung der Brauen, dieſe etwas niedere alabaſterfeine Stirne ſollten wir kennen? Dieſelben Züge, nur ſtärker geprägt, laſſen ſich in dem jungen Cavalier wiederfinden. — Es iſt das Porträt ſeiner Mutter, der Frau von B., der ihr Sohn Guſtav, nur in das Männliche überſetzt, ſprechend gleicht, wenn ſie ihm auch nicht den Zauber ihrer ganz weiblichen Schönheit vererbte, mit dem ſie ihr Kind hier anſchaute, ihm ſagte, was niemand ihm erzählen konnte. Sie hatte in ihrer Jugend meiſtens in Berlin am Hofe gelebt und war früh geſtorben, wenige Jahre nach ihrem Gemahl.

Damals lebte noch Friedrich der Große und ſein Genie. Nach dem Abſcheiden ſeines Bruders hatte er deſſen Sohn zum Prinzen von Preußen

erklärt, den nachmals regierenden Friedrich Wilhelm II. — Neben ſeinem kinderloſen, dafür an Lorbeern ſo reichen Oheim, verſprach leider auch der Prinz von Preußen dem Lande noch keinen Nachfolger. Mit einer Tochter Braunſchweigs vermählt, trennte er ſich wieder von ihr und reichte, da er von dieſer erſten Gattin nur eine Tochter hatte, ſeine Hand der Prinzeſſin Louiſe von Darmſtadt. Seit Jahr und Tag war er jetzt mit dieſer verbunden, allein noch immer nicht wollte ſich die von Hoch und Niedrig, von Herrſcher und Volk, wie von dem neuen Paare ſelbſt ſo ſehnlichſt erharrte und erflehte Hoffnung auf Nachkommenſchaft in Ausſicht ſtellen. Daher mochte man nicht ohne Grund befürchten, mit dem Neffen und Thronfolger des gewaltigen Kriegshelden werde die Hauptlinie des preußiſchen Stammes erlöſchen. Denn Friedrichs II. übrige Brüder hatten bis dahin gleichfalls keine Descendenz. Sogar die nahen Agnaten des Königshauſes, die verwandten Zweige der Markgrafen von Baireuth und Ansbach, nach deren Sproſſen die beängſtigten Blicke ſuchten, ſah man um dieſe Zeit ohne Leibeserben.

Es läßt ſich leicht denken, daß ſo beſorgliche Zuſtände der Regentenfamilie, und dieſer Regentenfamilie, die Gemüther nah und fern und mehr und mehr beunruhigten. Kein Wunder, wenn auch den Kammerherrn von B., in der vorzugsweiſen Innerlichkeit ſeiner Seele, eine ſolche Lage der Verhältniſſe auf das lebhafteſte beſchäftigen mochte, indem er ſich nicht nur an die Perſon eines Betheiligten geknüpft fand, ſondern wohl noch mehr, weil die Liebe und Treue zu dem Monarchen und zu Preußen auf ihn vererbt und ſeit der Kindheit mit ihm verwachſen war. Alle Erinnerungen des Knaben, ſowie die neueren und täglichen Bezüge zu der Familie ſeiner Mutter, leiteten den jungen Mann dorthin zurück. Sein ganzer Glaube wurzelte dort in den Ebenen der Oſtſee. Und für Friedrich den Großen war er hochbegeiſtert.

Genug, da träumt er einmal, wenn ich nicht irre gegen Morgen, es klopfe an dieſe ſeine Thurmſtube dreimal, zugleich öffne ſich, ohne daß er im Geringſten darüber ſich wunderte, langſam eine Thüre, die er nicht kenne, in dem buntgewirkten Wandteppich, mitten in einem Palmenwalde, und der geharniſchte Markgraf, welcher mit Reitermantel und Federhut, die Fauſt am Degen darüber hängt, rege ſich, als ob er mit einträte. Mit ihm erſcheint ein alter Mann, der wie aus Morgenland hinter den Palmen, den Mohren und Papageien und Affen hervorkommt — im grauen Pilger-

rocke, unter welchem ſich vielleicht auch eine Rüſtung verbirgt, um den Leib den Strick, mit ſchneeigem Haar und Silberbart, der ſich in die Falten des Gewandes verliert — Grau in Grau. „Zum erſtenmal muß Franz vergeſſen haben, Läden und Vorhänge zu ſchließen," denkt ſein Gebieter. „Der Mond ſcheint ja herein." — Der alte Mann, ohne auszuſchreiten, bewegt ſich, wie von einem Luftzuge getrieben, gegen den Alkoven, in welchem Guſtav ruht; bleibt vor dem Bette ſtehen und ſieht ihn an, lange und feſt, Aug' in Auge, als ſollte ſich eins in die Flut des andern ſenken. Der Alte ſcheint mit dieſen Blicken zu reden, aber es tönt nicht in Guſtavs Ohr. Er vernimmt es mit einem andern Ohr, einem neuen innern. Es zittert durch ſeine Bruſt ſelbſt.

„Mache dich auf," ſagt der graue Mann leiſe und traurig, „mache dich auf, ziehe nach der Begräbnißkirche des Markgrafen von Baireuth. Laß dir die Pforte der Gruft aufſperren. Schaue in der Vorrathskammer des Todes nicht rechts, noch links nach den aufgeſpeicherten Truhen. Gehe gerade aus, vorbei an dem Altar ohne Weihrauch und Ampelſchein. Im dritten Gewölbe am letzten Pfeiler ſteht einſam ein Sarg, länger und ſchmäler als alle übrigen, — ein Sarg von altersbraunem Eichenholz, mit geſchnitzten Cherubimköpfen, das iſt der rechte. Von dem hebe den Deckel. Ich will dir helfen, wenn du mich auch nicht ſiehſt. In den erſten Sarg iſt ein zweiter von Zinn eingeſetzt; auch den mußt du öffnen. In ihm ſtreckt ſich ein Ahn deines Herrn. Sie haben ihn hineingebettet, den Markgrafen von Baireuth. Da liegt er im dunkelrothen Wamms mit Silber verbrämt. Merke wohl auf! An dem Goldfinger der linken Hand ſteckt ein goldener Reif mit Edelſteinen, den ziehe du ſelbſt dem Markgrafen vom Finger. Wenn du es nicht thuſt, merke wohl, — wenn der Ring nicht von ſeiner Hand kommt, von der Hand des Markgrafen von Baireuth, ſo ſtirbt der preußiſche Stamm aus." — Nachdem er das geſprochen hat, oder vielmehr geſeufzt, der alte Mann, weicht für den Schläfer alles in die Traumnebel zurück.

Als er im Augenblicke erwachte, da Franz die Vorhänge wirklich öffnete, war es unſerm jungen Kammerherrn beinahe, als habe ihm eine Stimme etwas heute Nacht geſungen. Erſt allmälig geſtaltete es ſich in dem innern Dämmern zu Umriſſen. Er lächelte etwas über den Pilgrim, der ſich in das Jahrhundert Voltaire's verirrt hatte. B. ließ ſich nie im Plaudern gehen; wäre er mittheilſamer und redebedürftiger geweſen, ſo hätte

er vielleicht einen seiner Bekannten von diesem wunderlichen Spiele seiner Einbildungskraft unterhalten. Es war überhaupt nicht im Charakter des Zeitalters, auf Träume Gewicht zu legen, und im Grunde achtete auch Gustav selbst auf den seinigen zu wenig, um ihn nicht nach kurzem zu vergessen.

Es mochten einige Wochen hingegangen sein, da kam der Traum wieder, d. h. jener graue Mann. Es klopfte diesmal nicht, er sah nur zu der Thüre herein, schon wie ein alter Bekannter, zu der nämlichen Teppichthüre bei den Palmen. Als er an dem Alkoven vor dem Lager stand, drohte er mit dem Finger und schaute den Kammerherrn, der sich in seinen Kissen aufrichtete, bittend und eindringlich an. „Du bist noch nicht in Himmelskron gewesen," flüsterte er endlich und sah noch bleicher aus, als das erstemal. „Du bist noch nicht zu Himmelskron in der Gruft der Baireuther gewesen! Auf gegen Kulmbach! Oeffne den Sarg! Behalte es wohl — im dritten Gewölbe am letzten Pfeiler; der erste Sarg von Eichenholz mit Cherubimköpfen; der zweite von Zinn mit vergoldetem Wappen. Säume nicht, ziehe dem Markgrafen seinen Ring vom Finger. Der Reif ist gar kunstreich von dem Goldschmied zu Nürnberg gefertigt; er hat die Demanten auf das Zierlichste gefaßt. Sie blitzen schon längst nicht mehr in Nacht und Moder des Grabes. Säume dich nicht! So lange in Himmelskron noch einer der Demanten am Ringe nicht erblindet, ist noch Hoffnung. Wenn du aber den Ring nicht vorher noch abziehst, geht das preußische Haus unrettbar zu Ende. Mache dich eilends auf nach Kulmbach!" —

Es scheint, daß durch diese Wiederholung des Traumgesichts B. nun doch betroffen war. Er sah sich in einiger Verlegenheit. Nicht allein, daß er mit seiner gewohnten schüchternen Weise es überhaupt scheute, sich jemand anzuvertrauen, sondern er fürchtete sich auch dem Gespötte seiner Bekannten, des ganzen Hofes einer kleinen Stadt — man weiß, was das in Deutschland heißen will — preiszugeben. Die Richtung der Zeit war bekanntlich nichts weniger als eine mystische. Noch andere Bedenken gesellten sich dazu: durfte er sich erlauben, die intimsten Angelegenheiten des Fürstenhauses dergestalt zu berühren, in der Leute Mund zu bringen? Konnte das in seiner Stellung nicht bloß undiplomatisch, sondern auch unzart genannt werden? Wie möchte es sein Markgraf aufnehmen? Würde man es nicht selbst in Berlin erfahren und mißdeuten? Andererseits empfand der junge Cavalier in seiner Gewissenhaftigkeit auch wieder die Verantwortung seines

Schweigens. Die Sache war ihm denn doch zu wichtig, um ſie denen zu entziehen, welche ſie zunächſt betraf. Er wollte ſich Vorwürfe erſparen, fremde und eigene. Er geſtand ſich zwar noch immer nicht ſelbſt, daß er die Viſion für etwas anderes, als für eine Zufälligkeit hielt; aber ihm erwuchs denn doch aus dem Traume eine ſehr wirkliche Anfechtung. Es beängſtigte ihn, er fühlte ſich im Kampfe mit ſich ſelbſt. In ſolcher Aufregung war er nicht weit davon, in eine Gemüthskrankheit zu verfallen; wer kann freilich ſagen, ob ſie nur die Wirkung des Traums und nicht etwa gar die frühſte Urſache deſſelben geweſen wäre? Wenigſtens fing ſeine Umgebung an, ihn ſchon halb für wahnſinnig zu halten, und zu urtheilen, daß ſeine Eigenheiten von jeher auf dergleichen hingedeutet hätten. Es war nicht das erſtemal, daß ſie über ihn in der Bevormundung, welche eben jener kleine Hof, eben jene kleine Stadt bedingt, über den „Nachtwandler" den Kopf geſchüttelt hatten.

Er hatte nicht mehr die Ruhe, an der Miniature ſeiner Mutter zu malen. Ueberraſchen darf es nicht, daß ein Gedanke, der uns bei Tage verfolgt, ſich auch in die nächtlichen Hirngeſpinnſte webt. Während Guſtav ſo mit ſich rang, träumte er noch einmal von dem Alten in dem grauen Rocke. Er kam näher als je zuvor, neigte ſich ganz über das Bett, noch bläſſer, noch flehentlicher; er ſchaute den Schläfer ſtumm, aber gar herzbewegend an. Es war, als ob die Augen des Greiſes überliefen und die Thränen in ſeinen Bart rollten. Er ſagte nichts als: „Nur Ein Stein iſt mehr hell! Wenn du den Ring nicht vom Finger des Markgrafen ziehſt, bevor alle Demanten erblindet ſind, erlöſcht das Königshaus auf immerdar. Nur Ein Stein iſt noch hell!" —

Noch ehe Franz die Treppe herauf trippelte und ſich dreimal vor der Thüre räuſperte, ſprang der Kammerherr vom Lager. Es duldete ihn nicht mehr, nicht länger konnte er es tragen. Er ließ ſich gleich am Morgen bei ſeinem Herrn melden. Der hatte aber dringende Geſchäfte, arbeitete mit ſeinen Räthen. Mittags hatte man große Tafel, Abends Jagd, Konzert und Spiel angeſagt. Erſt am nächſten Nachmittag, auf der Spazierfahrt, wo unſer Kammerherr, der heute den Dienſt hatte und ſeinen Gebieter begleitete, fand ſich ein freier Augenblick für die geheime, wichtige Mittheilung, die Guſtav, der völlig fieberte, kaum mehr erwarten konnte.

Begreiflich nahm der Markgraf das Geſtändniß ziemlich kühl auf, ſo daß es den jungen Mann, wie ſehr er es erſehnt hatte, alsbald reute. Wie

gern möchte er es wieder in das Schatzkäſtlein ſeiner Bruſt verſchließen! Man muß die Reliquien nicht der freien Luft ausſetzen. — Trotz ſeinem Achſelzucken, trotz den paar Takten einer Ariette, die er trillerte, überlegte der Markgraf jedoch, daß er dieſen Vorfall, der nun einmal bis zu ihm gedrungen, den Betreffenden nicht ganz vorenthalten dürfte. Wenn er ſich der Geſchichte auch ſo viel wie möglich entziehen wollte, ſo mochte er ſie doch nicht mehr völlig ignoriren. Kurz, es wurde aus der Kanzlei des Markgrafen über den Traum ſeines Kammerherrn in dem alten Thurme nach Berlin berichtet, und der Beſcheid blieb nicht allzulange aus. Er lautete, daß man ohne unnöthiges Aufſehen Nachforſchungen in der Erbgruft anſtellen, und den Ring, falls er ſich in der That vorfände, ſofort aus dem Sarge und von der Hand des Eigenthümers beſeitigen möge. Es läßt ſich kaum vorausſetzen, daß der König ſelbſt theil an dieſem Erlaß hatte. Man weiß, daß Träume nicht eben die Sache Friedrichs II. waren.

Es wurde eine Commiſſion ernannt. Die Wahl fiel auf den Kammerherrn von W., den Vater des meinigen, welcher der ältere am Hofe war, und Erfahrung, Routine beſaß; er ſcheint überhaupt das mehr Poſitive vertreten zu haben. Der Markgraf wollte die Sache jetzt faſt als einen Akt der Ritterlichkeit von ſeiner Seite behandelt wiſſen. Man machte ſich auf den Weg nach Kulmbach, das in der Nähe von Himmelskron liegt. Damals flog der Eiſenbahnzug noch nicht wie heute an dem romantiſchen Bergſtädtchen und ſeiner Plaſſenburg vorbei durch das Voigtland, der ſchieſen Ebene und Sachſen zu. Wie mühſelig und endlos wand ſich der Weg in Schneckenbändern, wie zählte man immer neue und neue Waldgipfel, bis endlich der rechte auftauchte!

Herr von W. konnte es nicht laſſen, gegen die Gefährten zu witzeln über die Expedition, über ſein eigenes Amt, über die ganze Todtengräberei, wie er ſich ausdrückte. Sein College B. kam natürlich dabei gleichfalls nicht zu kurz. Es blieb Letzterem nichts übrig, als mitzulachen. In der Stille fing er an, ſich über die Figur zu ſchämen, die er dabei ſpielte, und ſich ſelbſt gram zu ſein, während er ſich ſammt den Andern mit der markgräflichen kalten Küche und mit dem Theil des markgräflichen Weinkellers tröſtete, welche man in die Wagentaſchen gepfropft. Durch eine jener Ironien, in denen ſich dies bunte Daſein gefällt, ſollte der Realismus ſich unſeres jungen Freundes niemals mehr bemächtigen, als gerade in dem Moment, wo man ihn berechtigte, den Spuren ſeines Traumlebens zu folgen.

Die Wipfel der Eichen und Buchen, die ſammetnen Matten, mit Heerden überſtreut, rötheten ſich. Von den Kirchen, von den Klöſtern, den Heiligthümern allen im Thale und auf den Höhen hallten vielſtimmig die Abendglocken. Noch eine kleine Strecke, da blinkte hoch im Azur Himmelskron. „Himmelskron — was für ein ſchönes Symbol dem, der ſie erlangen darf!“ Mindeſtens gingen alle hier zum Frieden ein, und alles iſt weggewiſcht auf dieſer Schwelle, Freud wie Leid. — Die ermüdeten Glieder der Pilger, ich meine die modernen in der markgräflichen Reiſekutſche, begehrten heute aber mehr nach einer andern Herberge, in welcher man ihnen Nachtquartier beſtellt hatte. Das erſte Geſchäft unſerer Commiſſion war alſo in Himmelskron ſelbſt zu ſchlafen — und zwar träumte heute keiner von ihnen.

So ward es faſt Mittag, bis ſie, mehr als je zum Leben geneigt, an den frommen Pforten des Todes erſchienen, durch die Ortsbehörde, den Geiſtlichen, den Kirchendiener, ein paar Handwerksmeiſter u. ſ. w. um einige Köpfe verſtärkt. Welche ſteinerne, kalte Ruhe herrſchte unter dieſen Wölbungen, welche die Väter dem Enkel bereitet hatten! Wie beleidigt faſt gellte das Echo der ungeweihten Schritte auf den Platten. Man hatte in allen Winkeln der Kirche aufgeräumt, alles auf das Sorglichſte ausgefegt. Der Sakriſtan warnte zur Vorſicht die abſchüſſige Gruftſtiege hinab, wo einer hinter dem Andern wandern mußte. — Das Schloß war roſtig — oder hatte man den Schlüſſel verwechſelt? Vergebens probirte jener ſeinen ganzen Bund durch. Er ſchickte einen Knaben zurück in ſein Haus, der erſt nach einer lang ausgedehnten Viertelſtunde wiederkehrte. Endlich regte ſich die Thüre, ſie knarrte widerwillig in ihren Angeln. War es ſo ſchwer, hier Einlaß zu finden? Platz war noch genug da. Der Tag drang nur ſehr gedämpft durch vergitterte kleine Oeffnungen an der Decke in die nicht allzu geräumigen Fürſtenkammern. Ein paar welke Kränze mit Trauerecp von Spinnweb umflort, waren von der nächſten Bahre gefallen und raſchelten den Eintretenden um die Füße, als gingen ſie im Spätherbſte durch einen Wald.

B., den der Commiſſär beobachtete, ſah umher; er griff unwillkürlich an die Bruſt, als beenge ihn ein wenig die abgeſperrte feuchte Grabluft. Sie tauſchten einen bedeutſamen Blick miteinander, unſere beiden Kammerherren. Der jüngere, welcher noch nie in Himmelskron geweſen, eilte voran, wie wenn man in eine bekannte Oertlichkeit tritt. Er hatte ſchon die erſte

Abtheilung durchſchritten. „Dort ſteht der Sarg!“ rief er, nach der dritten deutend. „Das muß er ſein, dort am letzten Pfeiler!“ — „Er iſt von Eichenholz,“ ſagte W. an die Seitenwand klopfend; und der Andere deutete auf die Engelsköpfe an den vier Ecken, die ſauber geſchnitzt, wenn ſchon etwas beſchädigt waren; einer hatte die Flügel, der zweite die Naſe verloren. Niemand ſonſt ſprach eine Silbe. Während man auf einen Wink des Commiſſärs behutſam den langen ſchmalen Deckel hob, äußerte bloß der Sakriſtan: „Sie liegen alle in doppelten Särgen, meiſtens von Blei.“ — „Der iſt von Zinn,“ entgegnete der Commiſſär leiſer, indem er ſich darauf hinbückte; „und da iſt das markgräflich baireuthiſche Wappen, das goldene Wappen!“ fügte er mit einiger Betonung hinzu. „Sachte, ſachte!“ empfahl er den Meiſtern, als ſie ſich anſchickten, den zweiten Deckel zu öffnen. In der tiefen Todtenſtille klang das leiſeſte Geräuſch des Werkzeugs ſo ganz eigenthümlich. Nichts regte ſich ſonſt, weder in der Gruft, noch oben in der Kirche. Man hätte in der Truhe jeden Athemzug hören können — wenn der Todesſchlaf athmete. Wenigſtens war es, als ob die Lebendigen ihren Athem anhielten, um den der Todten zu belauſchen.

Jetzt fliegt jedoch über mehrere Lippen ein leiſes „Ah!“ Da liegt er, der alte Markgraf, als hätten ſie ihn erſt geſtern hineingebettet, an ſeiner Seite das Schwert. Die Hände über der Bruſt gekreuzt, über dem Wamms von dunkelrothem Sammet. An dem Goldfinger der wie aus Elfenbein geſchnitzten Linken ſteckt ein Kleinod, ein Reif mit Edelſteinen. Alles iſt wie unberührt, als wären die Jahrhunderte ehrfürchtig daran vorbeigegangen. Kaum erſcheint der Brabanter Spitzenkragen etwas vergelbt mit ſeinem alterthümlichen Muſter. An Bart und Haar iſt nicht das kleinſte verrückt, kein Fältchen anders geworden in dem tiefbraunen Marmorgeſichte. Die ganze Geſtalt kommt dem jungen B. bekannt vor; er meint, er müſſe mit ihr ſprechen. Wo hat er ſie nur ſchon geſehen? Wahrſcheinlich auf einem der Schlöſſer unter den Ahnenbildern? Oder vielleicht gar ſchon in der Kindheit, etwa im königlichen Palaſte zu Berlin? Dieſes Marmorgeſicht, es ruht ſo feſt und tief, wie jemand, der ſich recht ausgeſtreckt hat nach einem weiten Marſche, recht müde ausgeſtreckt, zu erquicklichem Schlummer.

Nur Ein Augenblick — im nächſten war das ganze Bild verwiſcht wie durch Zauber. Durch eine raſche Bewegung von einem der Umſtehenden, welche daſſelbe bisher wie ſelbſt gebannt, angeſtaunt, oder durch das jähe Aufgehen der untern Thüre, die man bloß angelehnt hatte, mochte ein

Zugwind entſtanden ſein, ſo daß die ganze Figur, die ſich abgeſchloſſen ſo lang unverſehrt bewahrt, plötzlich durch die Wirkung der äußern Luftſtrömung zuſammen fiel. Die Männer hatten vor dieſem Sarggemälde kaum zu athmen gewagt, das nun doch ein Hauch verwehte. Eben noch kein Stäubchen auf dem rothen Sammet — und jetzt das Ganze nichts als Staub — nichts als Gebeine und ein Häufchen Aſche. Wenn es nicht alle geſehen, hätte man glauben können, es wäre wieder nur der Traum eines Einzigen, oder hätte es für ein Geſpenſt halten mögen, wofern Erfahrung nicht ſchon damals gelehrt, daß dies Phänomen bei ähnlichem Anlaſſe ſich häufig wiederholt. So war es denn heute ein doppeltes Traumgeſicht geweſen.

Nur das Schwert und das edlere Metall des Ringes, ſammt den Juwelen, war nicht verſchwunden. Der Kammerherr von B. mußte ſich Gewalt anthun, um der Aufforderung des Commiſſärs gemäß, den Reif von dem Knochenfinger zu ſtreifen. Die Demanten zeigten ſich kunſtvoll zu einem Blumengewinde gefaßt. Man prüfte ſie genau, mit Aengſtlichkeit von Seiten des jungen Cavaliers; alle fanden ſich erblindet, nur Einer blitzte — nur Einer war noch hell! — Gern hätte Guſtav dieſem Ringe, indem er ihn in der Nähe betrachtete, ſeine Geſchichte heimlich abgefragt. Er unterſuchte immer wieder den Einen hellen Stein. Dabei that es ihm faſt weh für den alten Markgrafen, daß er ihm hatte ſeinen Ring vom Finger nehmen müſſen.

Ueber den Vorgang wurde ſogleich an Ort und Stelle ſelbſt eine Urkunde aufgeſetzt. Man ſchied von Himmelskron mit dem Wunſche, nicht ſo bald dahin zurückzukehren. Der Ring des Markgrafen ward vorerſt zu Ansbach im Archiv niedergelegt, ſammt dem Dokument. Da ruhte es nun abermals in einer Art von Gruft. Er kam alſo gewiſſermaßen wieder in ſeine Heimat, unter die Pergamente der alten Markgrafen.

Es konnte nicht wohl etwas anderes denn Zufall ſein, blieb aber auch noch als ſolcher doch ein merkwürdiges Zuſammentreffen, daß nicht allzu lange, nachdem man den Ring aus Himmelskron geholt hatte, aus Berlin die überraſchende Kunde einlief: es ſei die Prinzeſſin von Preußen jetzt endlich mit freudigen Hoffnungen geſegnet. Die Gemahlin Friedrich Wilhelms II. genas eines Knaben: dieſer Sohn war der nachherige großherzige König Friedrich Wilhelm III. Aber grade die Erfüllung bot den Rationaliſten nur wieder eine neue Gelegenheit zum Spotte über den Traum

des jungen Kammerherrn. Er ſelbſt getraute ſich kaum, einen Zuſammenhang zwiſchen dem Ringe des Markgrafen und dem glücklichen Ereigniſſe zu erkennen. Höchſtens führte es ihn auf eine möglicherweiſe angeborene Gabe der Vorahnung zurück, von welcher ihm durch Tradition aus dem Jugendleben ſeiner Mutter verſchiedene Beiſpiele überkommen waren. Wenn die Menge, angeſteckt von der franzöſiſchen Philoſophie, den „Aberglauben" höhnte, weit entfernt von der wahrhafteren Aufklärung unſerer Zeit, welche dergleichen Erſcheinungen wiſſenſchaftlich erforſcht — ſo erklärten die Gläubigſten, die kleine Schaar frommer Seelen, Guſtavs Traum für einen prophetiſchen.

Ja, wenn um alle Zweifel zu löſen, der Ring des Markgrafen ſeine Geſchichte hätte erzählen können! Stand er irgendwie in einer hiſtoriſchen Beziehung mit dem Königsſtamme, dem Eichenſtamme Friedrichs II.? Oder darf ſich die Phantaſie ausſchließend des geheimnißvollen Goldreifs bemächtigen? Hat ihn die weiße Frau, die mit ihrer Schleierhaube und Krauſe, ihrer Schleppe, noch heute da oben wandelt auf dem nahen Erbſchloſſe hoch über Kulmbach, durch die öden Säle der Plaſſenburg, aus ihren erblindeten Spiegeln, aus ihren Fenſtern noch heute ſchaut — wenn nicht gerade der Eiſenbahnzug vorüberraſſelt — hat ihn die weiße Frau, die für alle Söhne und Töchter Preußens ſo ſorgliche weiße Frau, aus ihrem Schmuckkäſtchen geholt und dem Markgrafen im dunkelrothen Wamms mit dem Spitzenkragen an den Finger geſteckt? Hat die weiße Frau den grauen Mann im Pilgerrock geſchickt als ihren Boten?

Ich weiß nicht, was aus dem Kleinode im Archiv zu Ansbach, was aus dem jungen Kammerherrn geworden iſt, ob er für ſeinen Traum am Hofe eine Belohnung wünſchte oder fand — ich kann meinen Kammerherrn nicht mehr danach fragen. Der graue Mann iſt nicht wiedergekommen, und mein alter Freund iſt todt.

Der Geburtstag des alten Schulmeiſters.

Novelle

von

Ludwig Roſen.*

Auf dem Bahnhofe zu Lengfeld hielt der Perſonenzug. Ausſteigende Reiſende nahmen ſich nicht die Zeit, die ſteifgewordenen Glieder zu dehnen, ſondern eilten nach ihrem Gepäck zu ſehen, oder wurden von den ſie Erwartenden begrüßt; Neuhinzukommende ſtürzten mit den Fahrbillets auf die Wagen zu und ſuchten haſtig ein Unterkommen; müßige Zuſchauer ſtanden gaffend umher und gereichten den Reiſenden jeder Art zum Aerger und Hinderniß; Eiſenbahnbeamte fanden oder verſchafften ſich mit bewußter Sicherheit einen Weg durch dieſen Wirrwarr — kurz, es wiederholte ſich das Schauſpiel, welches jede Station darbietet, wo die Züge fünf bis zehn Minuten halten.

In einem eleganten Wagen des Zuges zeigte ſich eine ſchöne Frau mit zwei lieblichen Kindern, welche ſich jetzt mit den Armen umſchlungen hielten und eingeſchlummert waren; außerdem befand ſich darin nur noch ein mürriſcher Herr, in ein großes Umſchlagtuch gehüllt, in die entgegengeſetzte Ecke gedrückt und ungewiß laſſend, ob er ſchlief oder nur verdrießlich war. Die frühe Morgenſonne eines heitern Maitages fiel ſchräg in den Wagen hinein, auf das ſchöne Antlitz der Frau, auf die roſigen Wangen der ſchlafenden Kinder und auf die frauenhafte Umhüllung des Engländers — denn was kann ein derartiger Reiſender ſonſt ſein, als ein Engländer? — Da ſah ein Beamter über den Schlag in den Wagen hinein und fragte: „iſt hier vielleicht eine Frau Lutterberg?“ — Die Dame erklärte, daß das

---

* Verfaſſer des Buchenhofes.

ihr Name ſei. — „So ſteigen Sie gefälligſt einen Augenblick aus, es iſt eine Depeſche für Sie da. Aber kommen Sie ja gleich wieder, in zwei Minuten fährt der Zug ab.“ Er öffnete die Thüre und entfernte ſich, ohne daran zu denken, daß die Dame ſchwerlich ſich ſo raſch zurechtfinden würde.

„Von meinem Manne!“ hatte die Dame überraſcht ausgerufen und in ihrer Aufregung die Warnung wegen der zwei Minuten überhört. Sie warf noch einen Blick auf die ſchlafenden Kinder, ſtieg aus, ſchloß die Thüre wieder vorſichtig und ſtand nun auf dem Perron, ungewiß, wohin Sie ſich zu wenden habe. Sie fragte einen vorbeieilenden Bahnbeamten, wo das telegraphiſche Bureau ſei, der Beamte nahm ſich kaum die Zeit zu antworten: „im Stationsgebäude, zweite Thüre links!“ und war bereits wieder verſchwunden. Sie arbeitete ſich mühſam durch die Menſchen, die um ſo ungeſtümer heranſtürmten, je näher die Abfahrt bevorſtand, und gelangte ſo erſt in einiger Zeit zu dem Bahnhofgebäude. Als ſie hineintrat und die bezeichnete Thüre ſuchte, trat aus derſelben ein Mann in demſelben Augenblick, wo draußen ein ſchriller Pfiff ertönte.

Sie redete den Mann an: „ich ſollte hier eine telegraphiſche Depeſche erhalten, mein Name iſt Lutterberg.“ — „Ganz recht,“ antwortete der Mann, „von der Hauptſtadt her iſt telegraphirt, Ihr Herr Gemahl ließe Sie bittten, hier auszuſteigen und ihn zu erwarten; er würde mit dem erſten oder zweiten Zuge nachfolgen; das Gepäck möchten Sie weiter gehen laſſen.“ — „So muß ich raſch die Kinder aus dem Wagen nehmen!“ rief die Frau. — „Wie? Haben Sie denn Kinder auf dieſem Zug?“ — „Gewiß!“ rief die Frau, indem ſie hinauseilte. — „Aber der Zug geht ja ſchon ab, Madame!“ rief ihr der Mann nach und folgte ihr dann mit gutmüthiger Theilnahme.

Als die Dame auf dem Perron anlangte, war die Wagenreihe bereits in langſam fortgleitender Bewegung, und die letzten Schaffner ſprangen auf ihre Plätze. Die Dame konnte nicht einmal mehr den Wagen herausfinden, worin ſie geſeſſen hatte, ſie ſtürzte aber dennoch auf den Zug hin mit dem Ausruf: „meine Kinder! meine Kinder!“ und machte Miene, auf das trügeriſche Schrittbrett, welches ſich vor ihr weg bewegte, zu ſpringen, aber die Schaffner machten abwehrende Bewegungen, und der Mann, der ihr aus dem Gebäude nachgefolgt war, hielt ſie gewaltſam zurück. Mit ſtarren Augen ſchaute ſie dem Zuge nach, der mit wachſender Schnelligkeit ſich entfernte, und als er nun ganz aus dem Bahnhof fort war, da brach

ihre Kraft zusammen und sie sank ohnmächtig in die Arme des Telegraphisten. Der Bahnhof-Inspektor kam herbei und ließ die Besinnungslose in das Gebäude schaffen, um sie der Pflege seiner Frau zu überliefern.

Die beiden Kinder schlummerten ruhig weiter. Es war ein Knabe von etwa neun und ein Mädchen von ungefähr acht Jahren; ihre feinen Gesichter, wie ihre hübschen Reiseanzüge ließen darauf schließen, daß sie einer vornehmen und wohlhabenden Familie angehörten. Als der Zug einige Zeit in Bewegung gewesen war, begannen die Schaffner ihren schwindligen Weg längs der Wagenreihe, denn auf dieser Bahn war die Einrichtung getroffen, daß die Fahrbillets nicht auf den Bahnhöfen, sondern während der Fahrt selbst eingefordert wurden. So beugte sich denn auch ein Schaffner über die Thüre dieses Wagens und rief herein: „ich bitte um die Billets, meine Herrschaften!"

Der Engländer bequemte sich verdrossen, sein Billet hinzureichen, der Schaffner sah hinein und sagte, es zurückgebend: „das ist für Sie, aber für die beiden Kinder?" — Der Engländer mochte wohl verstehen, worum es sich handle, da der Schaffner auf die schlafenden Kinder hinzeigte, aber er schüttelte jede Betheiligung an dieser Frage durch eine heftige Körperbewegung ab, legte sich wieder in seine Ecke und hüllte sich noch tiefer in seine Decke, als vorher. Der Schaffner kam nun in den Wagen, weckte die Kinder und sagte: „habt ihr auch Billets?"

Die Kinder fuhren aus dem Schlafe auf, schauten verschüchtert dem fremden Mann ins Gesicht und hatten offenbar Mühe, sich aus ihrer Schlaftrunkenheit los zu machen. Als der Mann wieder fragte, blickten sie sich um und antworteten mit der Gegenfrage: „wo ist unsere Mutter?" — „Ja, wo ist eure Mutter? Wie kann ich das wissen? Wo habt ihr sie gelassen? Ich muß eure Billets haben."

Die Kinder fingen an zu weinen, der Schaffner wußte sich nicht zu helfen, stieg wieder hinaus und holte den Zugführer. Als dieser ankam, hatten sich die Kinder furchtsam in eine Ecke geschmiegt, denn der Engländer, dem ihr Weinen wohl unbequem fallen mochte, hatte sie muthmaßlich bedroht, und er war der Mann darnach, um Kinder bange zu machen. Der Zugführer fragte den mürrischen Herrn erst in deutscher, dann in französischer Sprache, ob er etwas über die Kinder wisse, aber der Unzugängliche drehte ihm vollkommen den Rücken zu und steckte seinen Kopf in das Wagenkissen. Aus den Kindern war nichts herauszubringen, als daß ihre

Mutter bei ihnen gewesen und nun nicht mehr da sei; sie gaben Ernst Lutterberg und Emma Lutterberg als ihre Namen an, wußten aber die Frage, woher sie seien, nicht zu beantworten. Der Schaffner erklärte: als er zum erstenmale diesen Wagen revidirt habe, sei es noch fast Nacht gewesen, doch erinnere er sich unbestimmt, daß eine Dame mit zwei Kindern darin gewesen und ihm die Billets gezeigt habe, auf welchen Endpunkt diese aber gelautet, wisse er sich nicht mehr zu erinnern. Der Zugführer ordnete hierauf an, daß die Kinder auf der nächsten Station Bretterode aussteigen müßten, wo man sie einstweilen mit den kleinen Effekten, die zu ihnen oder vielmehr zu der abhanden gekommenen Mutter zu gehören schienen, dem Bahnhof-Inspektor übergeben wolle; wenn die Mutter vielleicht in Lengfeld ausgestiegen sei, so würde sie wohl mit dem nächsten Zuge nachkommen.

So geschah es auch. In Bretterode, wo nur zwei Minuten Aufenthalt war, hob man die Kinder aus dem Wagen, legte Schirme und einige andere Kleinigkeiten neben sie auf den Perron, und der Zugführer setzte dem Bahnhof-Inspektor kurz das Sachverhältniß auseinander. Der letztere war ein großer wohlbeleibter Mann mit einer Brille auf der starkgerötheten Nase, von kurz angebundenem barschem Wesen. Da er vorerst noch auf dem Perron bleiben mußte, so herrschte er den Kindern zu: „marsch mit euch ins Haus!“ und die armen Wesen, die gar nicht wußten, was mit ihnen vorging, eilten zitternd in das Haus, wo sie auf dem Flurraum stehn blieben. Hier sah sie zufällig ein durchgehender Unterbeamter, der sich seinen Vorgesetzten in jeder Hinsicht zum Muster genommen zu haben schien und augenblicklich gar halb angetrunken war. Weil er glauben mochte, die Kinder seien aus Bretterode und hätten sich hier aus müßiger Neugier eingedrängt, so trieb er sie mit den Worten: „wollt ihr wohl machen, daß ihr fortkommt!“ zur entgegengesetzten Thüre des Bahnhofgebäudes hinaus.

Die hiesige Haltestelle war ganz unbedeutend in Beziehung auf Verkehr, so daß sich die weinenden Kinder einsam und allein im Freien sahen, hinter sich den unwirthlichen Bahnhof, vor sich in der Entfernung von einigen Minuten die ersten Häuser von Bretterode, zu welchen ein schöner ebener sonniger Weg führte. Der Knabe faßte sich zuerst, nahm die Schwester bei der Hand und sagte: „weine nicht mehr, Emma, wir wollen machen, daß wir von diesen groben Leuten wegkommen, und wir wollen nach den Häusern dort gehen; da finden wir gewiß freundliche Leute, die uns sagen,

wie wir wieder zu unsrer Mutter kommen." — Und sie gingen Hand in Hand auf die Häuser zu. —

An demselben Morgen war schon in der Frühe aus dem letzten Hause des großen Dorfes Bretterode der alte Schulmeister Marburg getreten und hatte, den Garten durchwandelnd, die blühenden Bäume und Stauden, sowie die übrigen Gartenfrüchte betrachtet. Er war von etwas mehr als Mittelgröße, von starkem Körperbau und stattlicher Haltung. Das Gesicht des großen Kopfes war von einer gesunden Röthe überzogen, die hohe Stirn wölbte sich ehrfurchtgebietend zum kahlen Scheitel hinauf, nur an den Seiten von grauen Haaren eingefaßt; buschige Brauen beschatteten die großen Augen; Nase und Kinn traten stark hervor, die Lippen dagegen waren fein und fest geschlossen. Der Gesammteindruck war der einer großen Willenskraft und bewußten Klarheit, vielleicht aber auch eines schwer beugsamen Eigensinns. Er war in eine bequeme Haustracht von sommerlicher Leichtigkeit gekleidet, die in der Mitte stand zwischen ländlicher Einfachheit und städtischer Feinheit. In der einen Hand trug er eine lange Pfeife, in der andern ein geschriebenes Heft.

Nachdem er einige Zeit im Garten umhergewandelt, stieg er einige Stufen hinauf zu der Geißblattlaube, die in der Ecke des Gartens auf einer künstlichen Erhöhung angebracht war und durch eine fensterähnliche Oeffnung eine freie Aussicht gewährte, denn man konnte, selbst wenn man saß, über die niedrige Mauer fort den Weg auf der einen Seite bis zum Bahnhof, auf der andern bis ins Dorf hinein übersehen. In der Laube befand sich eine Bank und davor ein Tisch. Sinnend schaute der Schulmeister hinaus in die freie Natur. Der Thau glitzerte noch an den Grashalmen, die Lerchen wirbelten im Morgensonnenschein, Landleute mit Feldgeräthschaften schlenderten vorbei, dem beliebten Lehrer einen einfachen, aber herzlichen Gruß zurufend. Marburgs Blicke hafteten lange an seinem Haus, dessen Vorderseite man übersehen konnte; traulich umspann hier ein Weinstock die alternden Wände und etwas blinden Fensterscheiben, vor der Thür eine grüne Vorhalle bildend, in der zu beiden Seiten hölzerne Bänke standen. Dann schaute der Alte über die unregelmäßigen Dächer des Dorfes weg nach den stolzen Zinnen eines Schlosses, das jenseits auf einem Hügel lag und von den hohen Wipfeln der Parkbäume umgeben war. Mit einem Schimmer trüber Wehmuth wandte er seine Augen von diesem Gegenstande ab und richtete sie nach der andern Seite über die grünen Felder zu den

beſcheidenen Gebäuden des Bahnhofs, die hier ſeit einigen Jahren die ehemals weite Fernſicht abſchnitten.

„Einen ſchönen Geburtstag hab' ich heute!" ſprach der Schulmeiſter leiſe vor ſich hin, indem er das beſchriebene Heft auf den Tiſch legte. „Es iſt gut, daß heute die Pfingſtferien beginnen. Die Sonne ſcheint ſo ſchön, die Luft iſt ſo wohlthuend, daß es mir ordentlich vorkommt, als wenn die Natur ſich ganz beſonders herausgeputzt hätte, um meinen einundſechzigſten Geburtstag zu feiern. Die Menſchen freilich wiſſen von meinem Geburtstag nichts, denn wer im einundſechzigſten Jahre allein unter ihnen ſteht, der hat für ſie keinen Geburtstag, drum will ich mir einbilden, die Lerchen wüßten und ſängen davon."

Jetzt kam die alte Hanne, die Magd und Haushälterin des familienloſen Greiſes, und ſetzte das Frühſtück auf den Tiſch mit den Worten: „guten Morgen, Herr Schulmeiſter, da bring' ich Euch Euern Kaffee!" — Als ſie wieder fort war, ſagte er lächelnd, aber doch nicht ohne Schmerz: „nicht einmal die alte Hanne weiß etwas von dem Tag — wer ſollte wohl ſonſt davon wiſſen und mir Glück wünſchen?" — Er bereitete ſich eine Taſſe Kaffee, zündete ſeine Pfeife an und fuhr in ſeinem Selbſtgeſpräch fort: „einundſechzig Jahre — eine lange Zeit für den Menſchen, und doch wie ſchnell vergangen! Ich will aber meine Geburtstagsſtudien vornehmen, wie ich noch immer gethan habe."

Er nahm das Heft, es war ſein Tagebuch, ſchlug es auf und wechſelte nun mit dem Leſen einzelner Stellen und mit gedankenvollen Selbſtgeſprächen ab. Folgen wir einmal ſeiner Lektüre und ſeinen Betrachtungen in zuſammengefaßter überſichtlicher Weiſe.

Vor vierzig Jahren! — Er hatte alle Klaſſen eines Gymnaſiums durchgemacht und bereits ein Jahr lang die Univerſität beſucht, als er an das Sterbelager ſeines Vaters, eines Unterbeamten bei der Gerichtsbehörde ſeiner Vaterſtadt, gerufen wurde; die Mutter war ſchon früher geſtorben. Der Segen des Vaters war die einzige Erbſchaft, die er hinterließ, denn einige Schulden, meiſtens durch das theure Studium des Sohnes herbeigeführt, verſchlangen die kleine vorhandene Habe. Der junge Marburg kehrte zur Univerſitätsſtadt zurück, um ſeine Angelegenheiten zu ordnen, welche darin beſtanden, daß er ſeine Sachen bis auf die nöthigſten Kleidungsſtücke und einige beſonders liebe Bücher verkaufte und mit dem Ertrage die Rechnungen bezahlte. Dann zog er mit ſeinem Ränzel auf dem

Rücken und einigen Thalern in der Tasche zum Thore hinaus, um zu Fuß nach der Hauptstadt zu wandern, denn dort wollte er versuchen, als Privatlehrer, oder als Schreiber, oder in irgend einer andern Stellung vorerst sein Unterkommen zu finden. Obgleich er seine ganze Habe mit sich trug und diese leicht genug war, so schaute er doch mit Vertrauen in das Leben und in seine Zukunft. Er hatte den Ausspruch eines großen Mannes gelesen: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“ Und an diesem Ausspruch hing er mit unerschütterlicher Zuversicht fest. Wenn er vernünftige Wünsche hegte, die das Leben wirklich erfüllen konnte — wenn er das Seinige redlich dazu that, um die Erfüllung herbeizuführen — wenn er namentlich nichts that, was gegen diese Erfüllung war und sie vereiteln konnte — warum sollte er denn nicht hoffen, daß er einst im Alter die Wünsche seiner Jugend erfüllt sehen würde? — Und was wünschte er denn? Zunächst eine angemessene Wirksamkeit und pflichttreue Durchführung derselben, dann eine hinreichende Belohnung und Sicherstellung vor materiellen Sorgen, dann die ehrenvolle Anerkennung im Kreise der übernommenen Thätigkeit, so eng oder weit dieser auch sein möchte, dann ein Gewissen, das durch keinen schweren Vorwurf gedrückt wurde, endlich das Umgebensein von lieben Familiengliedern und treuen Freunden. Das wünschte er sich für sein Alter und glaubte damit nicht seine Forderungen an das Leben zu hoch gespannt zu haben.

Als er des Mittags in einem ländlichen Wirthshaus einkehrte, um sich auszuruhen und einige Nahrung zu sich zu nehmen, und als er, um die langweilige Einsamkeit in der öden Stube zu bekämpfen, bereits zum Ueberdruß die Bilder betrachtet hatte, welche die Wände verunzierten, fiel sein Blick auf die Inschrift, welche mit dem Stein eines Ringes oder auf andere Weise in eine Fensterscheibe gekritzelt war und also lautete:

„Wer im zwanzigsten Jahre nichts weiß,
Im dreißigsten nichts ist,
Im vierzigsten nichts hat,
Der lernt nichts, der wird nichts, der kriegt nichts.“

Die Inschrift gefiel dem jungen Marburg und er beschloß, sie neben jenem Ausspruch des Dichters zu behalten und zu beherzigen. Wenn ihm der letztere Vertrauen für die Zukunft einflößte und ihn begleiten sollte zur Ermuthigung in den Kämpfen des Lebens, so wollte er die Sentenz auf der

Fenſterſcheibe als Maßſtab an ſich legen in den darin ausgedrückten Epochen ſeiner Lebensjahre.

In einer frühen Abendſtunde dieſes Wandertages kam er bei dem Dorfe Bretterode an, unſchlüſſig, ob er dort ein Nachtlager ſuchen oder ſeinen Weg noch eine Strecke weiter fortſetzen ſollte. Da feſſelte ihn am Eingange des Dorfes ein Haus durch ſein gemüthliches Aeußere; dichtes Weinlaub, mit reifenden Trauben untermiſcht, überzog die ganze Wand, umſpielte die Fenſter, bekleidete eine förmliche Laube, durch die man ſchreiten mußte, wenn man in die Thür treten wollte. Er konnte der Verſuchung nicht widerſtehen — er mußte verſuchen, wie ſich's auf der Bank in der Laube ſitzen ließ; er dachte, daß Leute, die täglich einen ſo freundlichen Eingang durchſchritten, nicht unfreundlich ſein würden; vielleicht bemerkte man ihn auch nicht. Er ſetzte ſich alſo in die Laube, ſein Ränzel neben ſich legend, und ſchaute in den glühenden Abendhimmel hinaus. Aber er war dennoch bemerkt worden. Ein gar feines zierliches Mädchen von etwa zehn Jahren kam aus dem Hauſe, vorſichtig einen Teller tragend, auf dem ein Glas Milch und eine ſchöne Brodſcheibe lag, und ſetzte die Erquickung auf die Bank neben den Reiſenden. Er ſchaute ihr verwundert zu und fragte: „für wen bringſt du das, mein Kind?" — Und ſie ſchlug ihre großen Augen zu ihm auf und ſagte: „für Euch, Ihr mögt wohl ein wenig Hunger und Durſt haben." — „Wer hat dich das geheißen?" — „Ich habe den Vater drum gebeten, daß ich's Euch bringen dürfte, und er hat nichts dagegen gehabt. Laßt's Euch gut ſchmecken." — Damit ging das Kind wieder ins Haus, und Marburg ſprach der ſo anmuthig dargereichten Gabe munter zu.

Während er aß, kam ein ältlicher freundlicher Mann aus dem Hauſe, wünſchte ihm einen guten Abend und ſetzte ſich auf die Bank gegenüber. Der fing denn eine Unterhaltung mit dem Fremdling an, und ein Wort gab das andere und das Ende von der Sache war, daß Marburg heute ſeinen Wanderſtab nicht weiterſetzte und am andern Tage auch nicht, ſondern in dem freundlichen Hauſe blieb, deſſen Bewohner der Schulmeiſter des Ortes war, und ſein Gehülfe wurde im Lehramte, denn die Gemeinde war groß und darum die Schule von gar vielen Kindern beſucht. Damals verlangte man eben nicht, daß jeder Lehrer ein Seminar beſucht haben mußte, wenn er nur ſonſt etwas Tüchtiges verſtand.

Die ganze Sache gefiel aber dem jungen Mann recht gut. Er konnte

ſich das Zeugniß geben, daß die Drohung des erſten Verſes von ſeinem Fenſterſcheibenſpruch ihn nicht betraf: er wußte in ſeinem zwanzigſten Jahre etwas, und er beſaß außerdem Luſt und Geſchick, noch mehr zu lernen. Schulmeiſter auf einem Dorfe zu ſein, mochte er aber wohl leiden, denn es war eine wackere und nützliche Thätigkeit, in der man ſich Anerkennung und auch ein hinlängliches Auskommen verſchaffen konnte. Das war alſo ganz gut ſo weit.

Vor dreißig Jahren! — Das war eine liebliche Zeit, reich an Freuden und Hoffnungen, ſo daß noch jetzt bei der Erinnerung daran das Herz lebhafter und wärmer ſchlug. Aus dem Kinde, welches dem ruhenden Wanderer eine Erfriſchung brachte, war eine gar ſchöne und wackere Jungfrau geworden, und die Jungfrau war verlobt mit dem damaligen Wanderer, dem jetzigen Amtsgehülfen des Vaters, der durch Brief und Siegel in ſeine Würde eingeſetzt war und ein Einkommen hatte, welches, mit der Beſoldung des Vaters zuſammengeworfen und zum gemeinſchaftlichen Bedarf der Familie verwandt, ein ſorgenfreies Leben ſicherte. In ſeiner Wirkſamkeit fühlte ſich Marburg glücklich, denn er war zum Lehrer geboren, er wußte, daß er Gutes und Nützliches leiſtete, er erntete dafür Dankbarkeit und Anerkennung. Alſo er war in ſeinem dreißigſten Jahre etwas geworden, und er beſaß keinen Ehrgeiz, um mehr werden zu wollen. Ueberhaupt ſchien er nicht bis zum Alter warten zu müſſen, um das in Fülle zu beſitzen, was ſein Herz wünſchte. Das Leben reichte ihm ſchon früh ſeine Kränze, ohne ihn lang warten und ſtreben zu laſſen, das Leben war ihm überhaupt leicht. So konnte er in voller Befriedigung auf die Gegenwart, ohne lebhafte Wünſche in die Zukunft ſchauen, und Furcht kannte er kaum, denn er war nicht daran gewöhnt.

Vor zwanzig Jahren! — War der Schulmeiſter Marburg nicht zu beneiden? Im glücklichſten Herzensbunde lebte er mit der geliebten Gattin, die neben ihm und durch ihn erwachſen war zur gebildeten, zartfühlenden Frau, die in ihm alles verehrte und ſchätzte, was ſie von Trefflichkeit der Menſchennatur kannte, die ſich an ihn ſchmiegte mit der Innigkeit eines Kindes. Sie war an ihm emporgewachſen wie ein feines und doch reiches Rankengewächs am feſtgegründeten ſtarken Baume, ſie kannte keine Welt außer ihm und war vollkommen glücklich in ihm. Warum bietet das Leben ſo ſelten dem menſchlichen Herzen ein volles Genügen? Weil das Herz zu vielerlei wünſcht, weil es von der Strömung der Menſchenwelt fortgeriſſen

wird; nur in ſtiller abgeſchiedener Bucht, vor welcher jene Strömung ferne vorbeizieht, findet ſich der Ankergrund für ein ſolches idylliſches Glück. — Und eine Tochter blühte vor den frohen Augen der Eltern auf, begabt mit allen Reizen kindlicher Anmuth, ausgeſtattet mit jeder Empfänglichkeit des Kopfes und Herzens.

Aber auch die Freundſchaft ſtreute ihre reichſten Blüthen auf den geebneten Lebenspfad des Schulmeiſters. In dem Schloſſe wohnte ein Gutsbeſitzer, der ſich aus dem Treiben der Welt hierher geflüchtet hatte, nach mannigfach wechſelnden Schickſalen ein ruhiges Alter ſuchend und findend. Er brachte reiche Schätze an koſtbaren Büchern und andern Hülfsmitteln des Wiſſens mit, den reichſten Schatz aber in ſeinen eigenen Kenntniſſen und Erfahrungen, in ſeinem Herzen voll wohlwollender Menſchenliebe. Und dann war der treffliche Geiſtliche da mit ſeiner Familie, ein Mann, in welchem der Geiſt der heiligen Schriften, aber auch Leſſing's und Göthe's und Schiller's Geiſt fortlebte, treu und eifrig in ſeinem Beruf, aber klaren und vorurtheilsfreien Geiſtes, fromm in ächt chriſtlichem Sinn, aber ohne Heuchelſchein und Verdammungseifer. Dieſe drei edlen Männer hatten ſich bald gefunden und bildeten einen Verein, wie er ſelten angetroffen werden mag. Bei dem Gutsherrn war der Vereinigungspunkt, wo ſie in den Mußeſtunden zuſammentrafen, wo ſie bei gutem Wetter im wohlgepflegten Schloßpark umherwandelten, zu anderer Zeit aber in der Bibliothek ihren Studien nachhingen oder in der behaglichen Wohnſtube ſich unterhielten. Dabei war der Gutsherr immer bereit, dem Geiſtlichen, ſobald dieſer irgendwo eine drängende Noth aufgeſpürt hatte, die Mittel zu deren Abhülfe zu reichen, den Schulmeiſter, ſobald dieſer von einer guten Einrichtung zu ſagen wußte, in der Ausführung derſelben zu unterſtützen.

Wenn ſich nun Marburg die Frage vorlegte: „haſt du etwas in deinem vierzigſten Jahre?“ ſo konnte er ſie mit Freuden bejahen. Hatte er nicht ein treues liebes Weib, ein vielverſprechendes Kind, ein ſegenbringendes Amt, ein reichliches Auskommen, zwei Freunde von ſeltener Trefflichkeit, ein unbeſchwertes Gewiſſen? Und keine tiefe Wunde hatte ihm das Geſchick geſchlagen, keine ſchwergeheilte Narbe erinnerte an düſtere Stunden — denn daß ſein freundlicher Schwiegervater ſanft und ruhig entſchlummert war, die Hände ſeiner Tochter und ſeines Sohnes haltend, ihnen noch einen guten dankbaren Blick aus den treuen Augen zuwerfend, — das war wohl ein Schmerz geweſen, aber ein ſchöner, der ſich bald zur ſanften Wehmuth

verklärte. — So rein und wolkenlos wölbte sich der Himmel über dem Lebensmittag Marburgs! Und tauchte nirgends am Horizont ein Wölkchen auf als Vorbote eines Abendgewitters? Nein, die Grenzlinien der Fernsicht stachen überall scharf und bestimmt gegen das klare Firmament ab. Und wollte sich nicht wohl einmal die Schrift des Spruches: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle!“ verwischen und auflösen, daß auf ihrem Grund jener andere Spruch eines alten Weisen hervortrat: „Niemand kann vor seinem Ende glücklich genannt werden“ —? Nein, die Züge jenes ersten Wahl- und Wahrspruchs glänzten in voller Helle und Deutlichkeit.

Vor zehn Jahren! — Schwarzes Gewölke war im Osten aufgezogen und hatte fast den ganzen Himmel dicht verhängt, daß nur matt die sinkende Sonne wie hinter einem Schleier sichtbar war und weder Beleuchtung noch Schatten gab. Und die Züge des alten Wahlspruchs waren wirklich verblichen, statt ihrer aber zeichneten sich auf dem verschwimmenden Grunde immer deutlicher die Worte ab: „Niemand kann vor seinem Ende glücklich genannt werden!“ — Marburgs theure Gattin, die Gefährtin seiner glücklichen Tage, war gestorben, und dieser Verlust riß schneidend eine tiefe klaffende Wunde in sein Herz, die nicht vernarben wollte. Der edle Gutsherr war ebenfalls gestorben, das Erbe aber einem entfernten Verwandten zugefallen, der bald darauf einzog mit seinen Jagd-, Trink- und Spielgenossen, so daß ein wüstes und sittenloses Leben in jenen Räumen tobte, worin sonst die Freunde in beschaulicher und gemüthvoller Ruhe zusammengekommen waren. Vergebens bot der brave Geistliche alles auf, dem zügellosen Unwesen entgegenzutreten — seine Worte verklangen ungehört; und als die Sittenlosigkeit des Schlosses wie eine verpestende Krankheit in das ruhige Dorf einzubrechen drohte, als die Blicke roher Begierde auf die unverdorbenen Kinder des Landes fielen, als die argen Künste der Verführung und sogar die brutalen Versuche roher Gewalt sich geltend zu machen suchten, da sprach der besorgte Seelsorger vor dem Gutsherrn strenge Worte der Religion. Ihm wurde jedoch nur für immer der Eintritt in das Schloß verboten. Die tiefen Erschütterungen und traurigen Erfahrungen untergruben die Gesundheit des eifrigen Mannes, und ein hitziges Fieber raffte ihn weg, seine Wittwe aber zog nach einem Jahre mit ihren Kindern in eine ferne Gegend. Doch das allerschlimmste traf den bereits tief bekümmerten Marburg zuletzt.

Wendling, ein häufiger Gaſt bei dem jetzigen Gutsherrn, wußte einen Liebeshandel mit Julien, der Tochter des Lehrers, anzuknüpfen. Er war urſprünglich Juriſt, man wußte aber nicht, was jetzt eigentlich ſein Geſchäft und ſeine Erwerbsquelle ſei, doch ſchien er bei dem Gutsherrn eine Art von Agenten zu ſpielen. Er war noch ziemlich jung, von einnehmendem Aeußern und gefälligem Benehmen. Soviel Marburg erfahren konnte, hatte er urſprünglich ein Verhältniß des Gutsherrn mit der ſchönen Schulmeiſterstochter anknüpfen ſollen, allein er verliebte ſich ſelbſt in ſie und betrieb ſeine Bewerbung auf eigene Rechnung, leider mit nur zu günſtigem Erfolg. Julie ließ ſich von der feinen und gebildeten Außenſeite blenden, von der ſcheinbar tiefen Bildung beſtechen, doch ging ſie nicht darauf ein, das Verſtändniß hinter dem Rücken des Vaters zu unterhalten, vielmehr geſtand ſie dieſem offen ihre Liebe und bat um ſeinen Segen. Die Beſtürzung Marburgs war grenzenlos, daß ſein einziges Kind einem anerkannten Wüſtling, einem Menſchen von ſehr zweifelhafter Lebensſtellung, einem muthmaßlich durch und durch verdorbenen Subjekte ſein Herz geſchenkt hatte und ſein Geſchick an eine ſo verworfene Perſönlichkeit knüpfen wollte. Er ſuchte Julie aufzuklären über die Unwürdigkeit Wendlings, aber ſchon hatte deſſen ſchmeichleriſche Zunge mehr Einfluß auf das Herz des unerfahrenen Mädchens, als die ernſte vorwurfsvolle Stimme des Vaters. Julie glaubte den Verſicherungen ihres Geliebten, daß er nur verleumdet ſei, und da ihr der Vater keine beſtimmten Thatſachen nachzuweiſen vermochte, ſo entzog ſie demſelben ihr Vertrauen in unkindlichem Trotz. Als endlich Marburg dahinter kam, daß ſie dennoch trotz ſeines Verbotes die Verbindung mit Wendling unterhalte, da erwachte ein ungeheurer Zorn in ſeiner Seele; er war ſtreng, ja hart gegen die Tochter, und dieſe — entfloh mit ihrem Liebhaber. Da verhärtete ſich das Gemüth des Vaters, ſein verdüſterter Sinn wandte ſich vom Leben ab und von den Menſchen, ſein Herz verſchloß ſich in unnahbarer Vereinſamung. Zu verſchiedenen Malen langten Briefe von der Hand ſeiner Tochter an: er ſandte ſie unerbrochen zurück. Die Briefe kamen zuletzt aus Amerika, ſie trugen ſpäter eine fremde Aufſchrift auf der Adreſſe — es war ihm alles gleich, er hatte ſich völlig losgeſagt von einer Tochter, die ihn ſo zu verlaſſen im Stande geweſen war. Mit einem verſtärkten Groll und einer gewiſſen Genugthuung vernahm er, daß der Agent Wendling den Gutsherrn um eine namhafte Summe betrogen habe und damit landes-

flüchtig geworden sei. Eine solche Wendung hatte das früher so glückliche Leben des Schulmeisters genommen. —

Er schlug jetzt das Heft zu — denn nach der Flucht der Tochter hatte er das Tagebuch nicht mehr ordentlich fortgeführt, sondern nur noch gelegentlich Notizen hinein geschrieben — legte es fort und überließ sich einem trüben Nachsinnen. Er stand jetzt an der Pforte des Alters, aber er sprach mit Bitterkeit die Worte vor sich hin: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“ Was hatte er doch gewünscht, als er auf der Schwelle der Jugend stand und ein selbständiges Leben beginnen wollte? Eine angemessene Wirksamkeit war ihm zu theil geworden, er hatte sie mit Pflichttreue durchgeführt, so beschwerlich und sauer sie auch war, er hatte sogar in seinem Diensteifer nicht nachgelassen, als er sich unglücklich fühlte, er ermattete noch jetzt nicht darin, obgleich das Alter herankam und mehr Schonung verlangte. Erntete er denn auch im Alter die Früchte seines Strebens? Zwar die Dankbarkeit seiner Schüler und der ganzen Gemeinde besaß er, aber nicht nur keine Anerkennung von seinen Behörden, sondern sogar eher Verkennung und Zurücksetzung. Der Zeitgeist war ein anderer geworden, man begünstigte eine andere Art der Religiosität als früher. Der jetzige Geistliche des Dorfes paßte zu diesem neuen Zeitgeist, aber der Schulmeister Marburg desto weniger. Sein offener, grader Sinn lehnte sich gegen vieles auf, was jetzt gelehrt wurde, seine zähe und eigensinnige Festigkeit wehrte sich, als er selbst solches lehren sollte, sein Trotz erwachte, als man Ausstellungen und sogar Vorwürfe gegen ihn richtete. In der Gemeinde freilich stand er fest und genoß darin ein um so größeres Vertrauen, je tiefer das Mißtrauen gegen den Geistlichen wurzelte; aber jeder Mensch von nur einiger Erfahrung weiß, wie unbehaglich eine Stellung für den Beamten wird, wenn dieser unliebsam ist, wie sich tausend feine Stacheln in sein Fleisch bohren, wogegen er keinen Schutz und keine Waffe hat.

Ueberhaupt war Marburg kein Beamter für die nunmehrige Art. Es wurde von den obern Behörden alles schriftlich abgemacht und eingerichtet, und wenn zwanzig sonst müßige Federn das endlose Geschreibe zu Papier gebracht, zwanzig andere das Geschriebene nach allen Seiten hin versandt hatten, dann waren vierzig sonst müßige Personen dazu angestellt, um nachzusehen, ob nun auch alles genau nach der Vorschrift ausgeführt werde. Das bureaukratische Regieren hat gewiß seine guten Seiten und Vorzüge,

aber es hat fürwahr auch seine großen Schattenseiten. Bei der früheren Regelung des Volksschulwesens konnten viele Mißbräuche einreißen, viele Pflichtwidrigkeiten unterlaufen, aber wer einmal ein tüchtiger Lehrer war, der wirkte um so mehr in seiner Eigenthümlichkeit, je ungestörter er sich ihr überlassen konnte; jetzt bei der unausgesetzten Beaufsichtigung und Ueberwachung war es schwer und fast unmöglich, ein ganz schlechter, aber fast ebenso schwer, ein ganz guter Lehrer zu sein. Marburg fühlte sich in seiner tüchtigen Wirksamkeit vielfach gehemmt und unterbrochen, er unterwarf sich den immer neu erscheinenden Bestimmungen mit Widerwillen, stellte ihnen auch wohl Widersetzlichkeit entgegen, und so mußte er sich selbst sagen, daß er nicht mehr das leistete, was er früher geleistet hatte. Man hatte ihm bereits einen Schulgehülfen aufgezwungen, der nach der neuen Art gebildet war, und hierdurch erwuchs ihm nicht bloß eine erhebliche Abnahme seines Einkommens, sondern auch gar manche sonstige Beengung und Unannehmlichkeit, besonders da der Gehülfe mit dem Geistlichen gemeinschaftliche Sache machte und so dem alten Schulmeister manchen Kummer bereitete. — Also in Beziehung auf seine amtliche Wirksamkeit gab ihm das Alter nicht, was er in der Jugend gewünscht und gehofft hatte.

Und war sein Gewissen frei von Vorwurf? Auch in dieser Hinsicht erfüllte das Alter nicht die Wünsche der Jugend. Denn er fühlte jetzt, daß er zu hart gegen die Tochter gewesen war. Vielleicht hatte er ihr überhaupt zu viel seinen Ernst und zu wenig seine Liebe gezeigt, jedenfalls hätte er anhören sollen, was sie aus der Ferne ihm zurief, ihr verzeihen, wenn sie reuevoll, sie zu sich berufen, wenn sie in Noth war. Das war nun vorüber, er hatte die Brücke zwischen sich und ihr abgebrochen, er konnte nun ihren Aufenthalt nicht mehr erfahren. Dafür stand er allein und einsam da, von gemietheten Händen bedient, in die Zukunft, wo er immer verlassener und hülfloser werden mußte, mit düsterer Scheu blickend. Denn es stand ihm auch nicht einmal mehr ein Freund zur Seite. Zwar hatte der schlimme Gutsherr so übel gewirthschaftet, daß er den Schauplatz seiner Verschwendung verlassen mußte und sich jetzt, wie man sagte, in der Hauptstadt aufhielt, um den Verkauf des Gutes zu betreiben; aber wenn auch ein besserer Mann an seine Stelle trat, so war doch an keinen freundlichen Verkehr zu denken, die herrliche Bibliothek und der schöne Park blieben dem Schulmeister verschlossen. —

So weit war Marburg in seiner Gedankenreihe gelangt, da sah er

den Geistlichen die Straße des Dorfes herunterkommen; wie immer war der Gang desselben zögernd und ungleich, irrte sein Auge unsicher und unstät auf den Umgebungen hin und her. Besonders bei dem Hause des Schulmeisters ging er scheu vorbei und hielt sich dann nah an der Mauer, als wolle er unbemerkt weiter kommen. Aber Marburg war nicht willens, ihn so ungestört seinen Pfad wandeln zu lassen, vielmehr trieb ihn eine kleine Bosheit, sich aus seinem Versteck vorbeugend zu rufen: „einen guten Morgen wünsch' ich, Herr Pfarrer!"

Der Geistliche war überrascht, zog aber den Hut mit weit größerer Höflichkeit ab, als eigentlich das Verhältniß Beider mit sich brachte, und sprach mit weicher, schmeichelnder Stimme: „schönen guten Morgen, Herr Schulmeister! Doch nicht schon in eine Arbeit vertieft? Sie sollten sich mehr Ruhe gönnen, zumal in den Ferien." — Marburg antwortete trocken: „ich arbeite auch nichts, sondern habe bloß nach meiner Gewohnheit hier gefrühstückt. Ich sollte mich eher wundern, daß Sie schon in so früher Stunde ausgehn, Herr Pfarrer." — „Ich habe Leute auf der Wiese in Arbeit und wollte nur eben nach ihnen sehen. Ich wünsche Ihnen einen recht guten und frohen Tag, Herr Marburg."

Als er sich nach abermaliger tiefer Verbeugung rasch entfernt hatte, sagte Marburg für sich: „wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich es nicht als gutes Vorzeichen für den ferneren Verlauf meines Geburtstages ansehen, daß mir der Mensch über den Weg gelaufen ist."

Dem Pfarrer nachschauend, gewahrte er, wie der Postbote vom Bahnhof her kam, einige Worte im Vorbeigehen mit dem Geistlichen wechselte und dann raschen und festen Schrittes seinen Weg fortsetzte. Unter der Laube blieb er stehen, grüßte hinauf und reichte Marburg ein großes Schreiben mit den Worten: „guten Morgen, Herr Schulmeister! Hier ist ein Brief für Sie, und es muß wohl etwas Wichtiges darin stehen, denn der Herr Pfarrer wußte schon davon und fragte mich eben, ob ich nicht ein Regierungsschreiben für Sie hätte. Ich wünsche von Herzen, daß es etwas recht Gutes sein mag."

Nach der Entfernung des Boten hielt Marburg das Schreiben längere Zeit in der Hand, betrachtete nachdenklich das große amtliche Siegel und las die Worte: „Herrschaftliche Schulsachen." Dies konnte wirklich eine Geburtstagsgabe sein, ihm zur Freude und zugleich zur Beschämung gereichend. Denn er erinnerte sich jetzt, daß neulich bei der letzten Schulprüfung

der Pfarrer, welcher zugleich Schulinſpektor war, ſich ausnahmsweiſe günſtig und anerkennend ausgeſprochen hatte; alſo lag der Gedanke nahe, auf den vortheilhaften Bericht deſſelben habe die Regierung, die ſonſt nicht unmittelbar mit ihm verkehrte, ihm ein Lob oder ſonſt etwas Angenehmes zufließen laſſen wollen. Dann lag aber die Hauptfreude für ihn eben in ſeiner Beſchämung, daß er nämlich dem Pfarrer ſowohl in ſeinem Mißtrauen Unrecht gethan, als auch von der Regierung ſich keines Wohlwollens verſehen hatte. Uebrigens war ſeine Erwartung nicht ſonderlich hoch geſpannt. „Iſt's ein Lob — dachte er — ſo konnte man es ſich ſparen, iſt's eine Gratifikation oder Gehaltsverbeſſerung, ſo hätte man's einem ärmeren Kollegen zuwenden mögen. Vielleicht iſt's aber auch wieder ein Tadel: auch der ſoll mich gerüſtet und gewappnet finden."

Endlich eröffnete er das Schreiben, welches folgendermaßen lautete: „In Betracht, daß aus dem Bericht Ihres vorgeſetzten Schulinſpektors, ſo anerkennend ſich ſonſt derſelbe über Ihren Fleiß und Eifer ausſpricht, dennoch hervorgeht, wie Ihr vorgerücktes Alter die fernere Verwaltung Ihrer Schulſtelle kaum zuläßig macht; in Betracht ferner der ſehr geſteigerten Anſprüche, welche in gegenwärtiger Zeit an ſolche geſtellt werden müſſen, denen das wichtige Geſchäft der Jugendbildung anvertraut iſt, hat die Regierung entſchieden, daß Sie zwar vom 1. Oktober d. J. an aus Ihrem Poſten zu entlaſſen ſind, daß Ihnen aber eine lebenslängliche Penſion von jährlich fünfundſiebzig Thalern zugeſichert wird. Eine geeignete Perſönlichkeit für die Uebernahme Ihrer Stelle iſt bereits bezeichnet, und werden Sie dieſem Ihren Nachfolger am 1. Oktober l. J. das Schulgebäude und das Wohnhaus nebſt dem geſammten Inventar nach dem darüber vorliegenden Verzeichniß übergeben, worüber ein amtliches Protokoll wird aufgenommen werden, indem Sie ſelbſtredend für etwaige Defekte würden aufzukommen haben."

Marburg zerknitterte das inhaltſchwere Papier und warf es zornig zur Erde. Alſo das war der Dank für vierzigjährige Anſtrengung! Das war die Geburtstagsgabe, um derentwillen er der Regierung und dem Pfarrer bereits im Herzen Abbitte gethan hatte! Das war die Ausſicht, die ihm in ſein Alter eröffnet wurde! Er ſollte das Haus und den Garten verlaſſen, worin er ſo lange glücklich gewohnt, er ſollte mit dem bitterſten Mangel ringen, denn wenn die ausgeſetzte Summe auch zu hoch war, um ihn vor Hunger ſterben zu laſſen, ſo war ſie doch zu niedrig, um ihn vor Noth und

Elend zu schützen. Er hatte den Spruch auf der Fensterscheibe falsch ausgelegt, als er im vierzigsten Jahre glaubte, er habe etwas, denn nicht Weib, nicht Kind, nicht Amt, nicht Freund war etwas, sondern nur Geld, elendes, armseliges Geld. Mit zornigem Grimm blickte er zum Himmel auf und sagte knirschend: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!“ Seine Wahlsprüche hatten ihn betrogen, wie einst den Griechen sein zweideutiger Orakelspruch; sein Leben war unnütz verstrichen und trug nur taube leere Früchte.

Aber in seinen Zorn trat die Erinnerung an die Vergangenheit wie ein beschwichtigender Genius ein. Er war so glücklich gewesen, sein Glück hatte so lange Jahre gedauert — durfte er mit Recht murren, wenn nun die bösen Tage hinterdrein kamen? Er hatte sie ja besessen, die liebe holde Gattin, und besaß sie noch in der Erinnerung; er hatte sich eines guten lieblichen Kindes zu erfreuen gehabt, und wenn er sich dasselbe vorstellte in seiner ungetrübten Reinheit vor der unglücklichen Verirrung, so erfreute er sich auch jetzt noch dieses Andenkens; er hatte zufrieden und froh mit treuen Freunden gelebt, und das Gedächtniß an sie konnte ihm nicht entrissen werden. Nein, er war nicht arm gewesen, sondern reich, er war nur jetzt verarmt, wie jeder Mensch an vielen Gütern verarmen muß, wenn er ein höheres Alter erreicht. In der Erinnerung aber brach sich der Zorn, und als die alten Augen, die so lange nicht geweint hatten, jetzt feucht wurden, da war es eine sanfte wehmüthige Trauer, welche die Thränen in sie rief. Und in dieser weichen Stimmung fand er sein Gottvertrauen wieder, das er erst im Glück über zu großem Selbstvertrauen fast vergessen, später im Unglück über zornigem Groll beinah verloren hatte. Hatte er sich zuletzt doch beinah vermessen, mit Gott und seinem Geschicke zu hadern! Jetzt demüthigte er sich und bat nur, daß der Himmel ihm verzeihe, daß er, wenn er ihn ferner prüfen wolle, ihm mehr Vertrauen und Glauben schenken möge, als er bisher besessen und bewiesen.

Als er wunderbar gestärkt und getröstet hinausschaute in die schöne Natur, da zog eine ungewöhnliche Erscheinung plötzlich seine Augen auf sich. Zwei Kinder wanderten Hand in Hand auf dem Weg vom Bahnhof her langsam und zögernd auf das Dorf zu. Je näher sie kamen, desto mehr überzeugte sich Marburg, daß sie Fremdlinge sein mußten, und ungeachtet seiner großen Gemüthsbewegung blieb doch sein Blick auf die Kinder gerichtet, die jetzt unter der Gartenmauer herschritten, ohne ihn wahrzunehmen.

Es war ein Knabe und ein Mädchen in zierlicher Kleidung, das Mädchen schien entweder betrübt oder müde zu sein und von dem Knaben sowohl geführt, als getröstet zu werden. Als sie vor dem Hause Marburgs angelangt waren, sahen sie sich nach allen Seiten um, als seien sie hülfs- oder rathsbedürftig, und spähten darum nach Menschen. Doch war es in diesem Augenblicke vollkommen menschenleer auf der Straße, und nur das Hühnervolk trieb sich da umher oder ein faules Hündlein pflegte sich halbschlafend im Sonnenschein. Die Kinder schienen in ihrer Rathlosigkeit sich einige Augenblicke zu besprechen, gingen dann in die Laube vor der Thüre und setzten sich darin nieder. Dies war für Marburg die stärkste Aufforderung, die an seine Theilnahme und seinen Beistand nur irgend gestellt werden konnte; hätte sich selbst Wendling auf diese Bank, zu der ihm einst seine nachherige Gattin Milch und Brod brachte, ruhebedürftig und hungrig niedergelassen, er hätte denselben nicht fortgetrieben, er hätte ihn mit Speise und Trank gelabt.

Die beiden Kinder erschracken ein wenig, als der hohe ernste Mann plötzlich aus der Thüre vor sie trat, aber sie faßten sogleich Vertrauen zu ihm, denn in seiner Erscheinung lag etwas, was einen wunderbaren Zauber auf die Jugend ausübte.

Er fragte freundlich: „ruht ihr euch ein wenig aus, Kinder?“ — Der Knabe antwortete: „wir sind nicht müde, aber wir warteten hier, bis Leute kämen, die uns sagen, wie wir wieder zu unserer Mutter kommen.“ — „Wer seid ihr denn?“ — „Ich bin Ernst Lutterberg und dies ist meine Schwester, Emma Lutterberg.“ — „Woher seid ihr?“ — Der Knabe sah ihn unsicher an, als verstände er die Frage nicht recht, dann nannte er einen kaum verstehbaren fremdländischen Ortsnamen, den Marburg noch nie gehört hatte. — „Habt ihr eure Mutter verloren?“ — „Wir fuhren mit ihr auf der Eisenbahn, aber auf einmal war sie nicht mehr bei uns und die Leute trieben uns von der Eisenbahn fort.“

Marburg überlegte sich einige Augenblicke die Sache und erklärte sie sich ungefähr so, wie sie wirklich war, daß nämlich auf einem der letzten Bahnhöfe ein unglücklicher Zufall die Mutter von ihren Kindern müsse getrennt haben. Er fragte dann: „habt ihr bloß eine Mutter und keinen Vater?“ — „Wir haben auch einen Vater und einen Großvater, aber die sind nicht hier, und wir wollten zu ihnen reisen, sagte die Mutter.“ — „Hört, Kinder, ich will mit euch nach dem Bahnhof gehen und wir wollen

dort warten, bis eure Mutter kommt; sie kommt gewiß bald." — „Können wir nicht hier so lange warten, bis die Mutter kommt? Auf dem Bahnhof sind die Leute so häßlich." — „Ja," bat das Mädchen, „laß uns bei dir bleiben, hier ist's so schön."

Nach einigem Nachdenken sagte Marburg: „so bleibt nur hier, aber ich will nach dem Bahnhof gehn und fragen, wann wohl eure Mutter ankommt. Ich bin bald wieder zurück und ihr könnt während der Zeit ein wenig essen und trinken." Er führte nun die Kinder ins Haus, weil er fürchtete, sie möchten hier an der Straße die Neugierde der Dorfbewohner auf sich ziehen und dadurch behelligt werden. Nachdem er sie in das geräumige Wohnzimmer gebracht hatte, worin nach landesüblicher Sitte auch sein Bett stand, rief er die alte Hanne herbei, ließ von ihr Milch und Brod auftragen und befahl ihr, bei den Kindern zu bleiben und Sorge für sie zu tragen, bis er von einem Gang zum Bahnhof zurückgekehrt sein würde. Die Kinder schienen zwar ihren Beschützer ungern fortgehen zu sehen, allein beim Anblick der Speisen regte sich der jugendliche Appetit und sie langten munter zu.

Marburg fand den Bahnhof-Inspektor in einiger Aufregung, indem derselbe eben einen heftigen Wortwechsel mit seinem Gepäckmeister führte. „Ich sage Ihnen, Gumprecht, auf Sie fällt die ganze Verantwortung," sprach er eifrig, „denn ich habe die Kinder ins Haus geschickt; wenn Sie sie nun daraus fortgejagt haben, so mögen Sie auch sehen, wie Sie sie wieder bekommen." — Verdrießlich antwortete Gumprecht: „konnte ich den verwünschten Krabben am Gesicht ablesen, daß sie hier wie Frachtstücke abgesetzt waren? Was gehn mich die verlaufenen Kinder an?"

„Das sollen Sie bald gewahr werden. Mit dem nächsten Zug von Lengfeld kommen sicher die Eltern nach, und wenn das nicht, doch eine Nachricht und Anweisung, was mit den Kindern geschehen soll, und wenn die dann durch Ihre Schuld nicht da sind, so können Sie um Ihren Posten kommen nach Abschnitt III. der Dienstinstruktion, Paragraph 4 über Nachlässigkeit im Dienst, und Paragraph 5 über ungeeignetes Benehmen gegen das reisende Publikum. Ich wasche meine Hände in Unschuld." — „Waschen Sie nur zu, es wird mir auch den Hals nicht kosten. Aber ich will wohl einmal ins Dorf gehen und mich nach dem Gesindel umsehen."

„Das ist nicht nöthig," sagte Marburg, der den letzten Theil der Unterredung mit angehört hatte; „die Kinder sind soeben bei mir angelangt

und befinden ſich in meinem Hauſe. Haben Sie nichts Näheres über dieſelben in Erfahrung gebracht?“

Der Bahnhof-Inſpektor fühlte ſich durch die Nachricht, daß die vermißten Kinder wieder aufgefunden waren, ſehr erleichtert, denn es war ihm keineswegs ſo ganz wohl bei der Sache zu Muthe. Er antwortete daher höflicher als gewöhnlich: „wir konnten noch keine Nachricht erhalten, Herr Schulmeiſter, weil auf dieſer Station kein telegraphiſches Bureau eingerichtet iſt. Indeſſen iſt hier ein anſehnliches Gepäck abgeladen, welches ohne Zweifel der Mutter dieſer Kinder gehört. Ich denke mir, die Mutter wird in Lengfeld durch einen Zufall zurückgeblieben ſein und mit dem nächſten Zuge nachkommen. Da ſie hier in Bretterode hat ausſteigen wollen — ſollte es da nicht wohl die neue Gutsherrſchaft ſein, Herr Schulmeiſter?“ — Sinnend erwiderte Marburg: „das wäre wohl möglich.“ — „Soll Gumprecht mit Ihnen gehn,“ fuhr der Bahnhof-Inſpektor fort, „und die Kinder abholen?“ — „Nein, es iſt beſſer, ſie bleiben nun bei mir, bis die Mutter ankommt oder ſonſt jemand, der ſein Recht auf ſie ausweist. Es wäre ja möglich, daß Ihre Vorausſetzung hinſichtlich der Perſon, die ihre Sachen hierher geſandt hat, irrig wäre, daß alſo dieſe Perſon mit den Kindern gar nichts zu thun hätte. In dieſem Fall könnte ſich die Aufklärung noch verzögern, und die Kinder ſind ſo lange in meinem Hauſe unter guter Aufſicht und Pflege. Senden Sie nur gleich zu mir, wenn Nachfrage geſchieht. Ich wünſche Ihnen einen guten Morgen.“

Nach der Entfernung Marburgs wandte ſich der Bahnhof-Inſpektor zu Gumprecht und ſagte ärgerlich: „Sie ſind ein rechter Eſel! Ohne Zweifel iſt es die neue Gutsherrſchaft, und wir hätten einen ſchönen und reellen Dank geerntet, wenn wir die Kinder aufgehoben und mit einigen Bonbons gefüttert hätten. Nun wird der verfluchte Schulmeiſter mit Dank und Geſchenk abfahren. Das kommt all' davon, daß Sie zu tief ins Glas geguckt hatten und nicht zuſahen, wen Sie vor ſich hatten, als Sie die Kinder fortjagten.“ — Gumprecht begriff nun auch, daß er ſich zum Schaden geweſen war, und verſetzte brummend: „wer kann das all' ſo voraus wiſſen? Indeſſen ein Trinkgeld fällt doch für mich am Ende noch ab.“ —

Marburg fand die Kinder geſättigt, aber von neuem nach der Mutter jammernd. Er tröſtete ſie ſo gut als möglich, und da er zu bemerken glaubte, daß ſie überwacht und ſchläfrig ſeien, ſo machte er ihnen ein Lager auf ſeinem Bette zurecht und hatte bald die Genugthuung, ſie in tiefen

Schlaf fallen zu ſehen. Die Hanne hatte er ſogleich wieder an ihre Beſchäftigung geſchickt und er ſetzte ſich nun ſelbſt neben das Bett, um den Schlummer der Kindlein zu hüten und die Mücken von ihnen zu ſcheuchen. Und ſo ſaß er eine lange Zeit, verſenkt in das Anſchauen der Kinder, deren Athem einen ſanften Schlaf verkündete und deren Wangen in holdem Roth erglühten. Die Gedanken, die ihn dabei beſchäftigten, waren wehmüthig und mild. Die beſſere Richtung, welche ſchon vorher ſein Geiſt eingeſchlagen hatte, hielt auch jetzt noch vor, und es war ihm eigenthümlich rührend, daß er, der Ausgeſtoßene, Verlaſſene, dieſem jungen Leben ein Schutz ſein konnte.

Er bemerkte nicht, wie die Zeit verſtrich, hörte nicht auf das unruhige Treiben, welches ungewohnter Weiſe auf der Straße herrſchte, beachtete nicht den Pfiff des Dampfwagens, der vom Bahnhof herübertönte, nahm nicht wahr, wie die Stubenthüre ſich leiſe öffnete und eine verſchleierte Dame darin erſchien, hinter welcher noch ein hochgewachſener Herr ſtand. Die Dame that einige zaghaft leiſe Schritte vor, dann blieb ſie wieder ſtehen. Aber Marburg hatte jetzt das Geräuſch vernommen, er blickte auf und ſchaute die Fremde fragend an, denn er konnte denken, daß es die Mutter der ſchlummernden Kinder ſei. Da ſie nicht ſprach, ſondern, wie um ein leiſes Schluchzen zu hemmen, die Hand mit dem Taſchentuche vor das Geſicht drückte, ſo ſtand er auf, trat ihr einen Schritt entgegen und ſagte freundlich: „beruhigen Sie ſich, die Kinder ſind wohlbehalten.“ — Aber die Fremde ſtürzte vor ihm in den Staub, umfaßte ſeine Kniee, brach in ein lautes Schluchzen aus und brachte mühſam die Worte hervor: „Verzeihung, mein Vater!“

Dieſer Ton traf den alten Mann wie ein Blitz, er ſtürzte nieder neben die Knieende, umfaßte ſie mit ſeinen Armen und rief: „meine Tochter, meine Julie, hab' ich dich wieder?“ Und dann ſtand er auf und zog ſie mit ſich empor und preßte ſie an ſich, warme Küſſe auf ihren bleichen Mund drückend. — Da lächelte ſie durch die ſtürzenden Thränen hindurch und fragte leiſe: „alſo du haſt mir verziehen, mein theurer Vater?“ — „So gewiß als ich dem Himmel dankbar dafür bin, daß er meine Augen dich noch einmal erblicken läßt.“ — „Da du meine Kinder aufgenommen hatteſt, ſo ſah ich, wie vom Himmel gefügt, darin eine Bürgſchaft deiner Verzeihung.“ —

„Deine Kinder, Julie? Deine Kinder?“ rief Marburg, einen froh-

erstaunten Blick auf die Schlummernden werfend; aber dann zerbrach die Rührung alle seine Kraft, er weinte laut und faltete seine Hände wie in innigem Gebet, während seine Lippen leise Worte des Dankes zu Gott aufsteigen ließen.

„Ja," sagte sie sanft, „es sind meine Kinder, es sind deine Enkel, die eine gütige Schickung zu dir führte." Sie umschlang ihn und trat mit ihm zum Bett, um die Blicke voll freudiger Liebe vom Großvater auf die Enkel und von den Enkeln auf den Großvater gleiten zu lassen. Dann aber fuhr sie fort: „und nun, mein theurer Vater, sprich auch ein Wort des Willkommens zu meinem Gustav!"

Marburg riß sich vom Anblick der Kinder los, es wurde ihm schwer, sich nun demjenigen zuwenden zu müssen, dem er so tief und lange gezürnt hatte, aber dennoch beschloß er sich zu überwinden und dem Gatten seiner Tochter, dem Vater seiner Enkel ein friedliches Gesicht zu zeigen. Als er sich umdrehte, kam ihm ein hoher schöner Mann entgegen, dessen edles Antlitz von der Rührung über den eben beobachteten Anblick verschönt war. Der Kampf von Strenge und Milde, der noch in Marburgs Seele stattfand, wich einer raschen Verwunderung beim Blick auf den Schwiegersohn, und er sagte mit ungewisser, zögernder Stimme: „es ist eine außerordentliche Umwandlung mit Ihnen vorgegangen, Herr Wendling." — „Ich bin nicht Wendling," sprach der Gemahl Juliens — „ich bin Gustav Lutterberg, Ihr treu ergebener Sohn, und als solcher hoffentlich willkommen."

Er reichte dem Schulmeister die Hand, welcher den Druck erwiderte, aber sich fragend nach der Tochter umsah. Diese schmiegte sich an des Vaters Seite und sprach: „eine ausführliche Erzählung meiner Schicksale behalte ich mir natürlich vor, jetzt will ich dir nur so viel sagen, daß du den Zusammenhang verstehst. Du hattest nur zu sehr Recht gehabt: Wendling war ein leichtsinniger Mensch, den sein Leichtsinn zu gewissenlosen Handlungen und selbst zu Verbrechen hinriß. Er führte mich nach Frankreich, wo wir getraut wurden. Schon während der Reise und noch mehr während des Aufenthaltes in Havre, wo wir auf eine Schiffsgelegenheit warteten, konnten mir die großen Schwächen seines Charakters nicht verborgen bleiben, denn der gänzliche Mangel an sittlichem Ernst, die bereits stark entwickelte Frivolität brachen unaufhaltsam hervor. Als er sich in der Seestadt offenbar an schlechte Gesellschaft hing, täglich an Trinkgelagen theil nahm, einen großen Theil der Nächte am Spieltisch zubrachte, als er sogar einst im

Rausche prahlte, daß er um das Geld, welches er mitführte, unsern Gutsherrn betrogen habe, da sah ich ganz die Tiefe des Unglücks ein, in welches ich mich gestürzt hatte, und wäre gern zu dir, mein Vater, zurückgekehrt, wenn nicht die Briefe, die ich von verschiedenen Punkten der Reise aus schrieb, unbeantwortet geblieben und die letzten von Havre abgesandten unerbrochen zurückgekommen wären. Ich mußte also annehmen, daß du zu sehr zürntest, um die reuig zurückkehrende Tochter wieder anzunehmen. Und dann war die Neigung zu mir die einzige wahre und tiefe Empfindung, die in dem sonst verödeten Herzen des Unglücklichen lebte, wie er mich denn auch nie, selbst nicht in seinen schlimmsten Stunden, roh behandelt hat. Dies fesselte mich an ihn, auch als ich ihn nicht mehr achten konnte; nächstdem hielt ich mich durch mein Ehegelöbniß für gebunden, und endlich hoffte ich, daß er in Amerika, wenn er erst nur in eine neue Thätigkeit gekommen sei, ein geordneteres und ehrenhafteres Leben führen würde. Daß mir keine glückliche Zukunft winkte, in diese Gewißheit hatte ich mich ergeben und sah darin die gerechte Strafe für meinen großen Fehltritt. Die Lebensweise in Havre hatte ebenso die Geldmittel als die Gesundheit Wendlings erschöpft. Schon am ersten Tage unserer Seefahrt vertraute er mir an, daß er nach Bezahlung der Ueberfahrt fast gar kein Geld mehr besitze, klagte sich bitter wegen des Leichtsinns an, mit dem er mich in sein Schicksal gezogen habe, und erkrankte schwer. Ich pflegte ihn treulich, aber noch bevor wir die Hälfte der Fahrt zurückgelegt hatten, war er gestorben.

„Armes Kind!“ sagte Marburg, die Tochter streichelnd. „So jung noch und so verlassen auf dem weiten Ozean!“

„Wohl wäre ich verlassen gewesen und der Himmel nur kann wissen, was aus mir geworden wäre, wenn sich nicht der beste der Menschen meiner annahm. Auf demselben Schiff machte mein Gustav, der in Frankreich Geschäfte gehabt hatte, die Rückreise nach Amerika. Er blieb uns anfangs fremd, aber als er bemerkte, wie hülflos und einsam ich auf dem Schiffe war, einer wie ungewissen Zukunft ich in dem unbekannten Lande entgegenging, da näherte er sich mir mit zarter Theilnahme, tröstete mich und richtete mein geknicktes Gemüth auf. Sogleich nach unserer Ankunft in Amerika verschaffte er mir ein anständiges Unterkommen als Hülfslehrerin an einer Mädchenschule, und einige Zeit später überraschte er mich dadurch, daß er mir seine Hand antrug.“ — „Es wurde mir schwer genug,“ fiel Lutterberg ein, „ihren Widerstand zu besiegen.“ — Indem Julie den einen freien Arm

auf ihres Gatten Schulter legte, ſagte ſie: „ich hielt mich nicht für würdig, die Hausfrau eines ſolchen Ehrenmannes zu werden, obgleich ſich mit der ſchmerzlichen Erinnerung nur noch ein Gefühl in mein Herz theilte: die innigſte Dankbarkeit für meinen edlen Wohlthäter. Er bekämpfte meine Zweifel und Bedenklichkeiten, und ich wurde ſein Weib, ſein unausſprechlich glückliches Weib."

„An mein Herz!" rief Marburg und umarmte ſtürmiſch den Schwiegerſohn. „Alſo Sie kannten Juliens ganze Vergangenheit?"

„Gewiß, ſie hatte mir nichts verſchwiegen, ſie trat als eine nur zu ſtrenge Anklägerin gegen ſich ſelbſt auf. Das Eine nur hat immer an ihrem und darum auch an meinem Glücke gefehlt, daß ſie den verehrten Vater unverſöhnt und einſam in der fernen Heimat wußte, der auch meine Briefe nicht annehmen wollte. Es war immer meine Abſicht geweſen, nach Europa zurückzukehren, ſobald meine Kinder etwas herangewachſen wären, denn ſie ſollten um alles nicht im herz- und gemüthloſen Amerika aufwachſen; und ſo tröſtete ich denn meine Julie ſtets mit der nicht fernen Ausſicht unſerer Rückkehr, wo wir den Vater aufſuchen und verſöhnen würden, um von da an gemeinſchaftlich mit ihm zu leben."

„Du gibſt nun deinen beſchwerlichen Poſten auf!" ſchmeichelte Julie. — „Und Sie beſchränken ſich in der Erziehung bloß auf Ihre Enkel!" fügte Lutterberg bei. — Halb ſchmerzlich, halb lächelnd ſagte Marburg: „man iſt euren Wünſchen zuvorgekommen und hat mich heute mit einer kleinen Penſion entlaſſen." — „Deſto beſſer!" rief Julie, ſich in freudiger Umarmung an ſeinen Hals hängend. „So gehörſt du gleich jetzt nur uns. Und nun wünſche ich dir auch herzlich Glück zu deinem Geburtstag!" —

Angenehm überraſcht fragte Marburg: „alſo du weißt noch —?" — „Ei gewiß," fiel Lutterberg ein, „wir haben dieſen Tag in jedem Jahre gefeiert, und Julie eilte darum ſo ſehr, noch heute hier einzutreffen, daß ſie ſich von mir trennte, weil ich eines Geſchäftes wegen einen Abſtecher zur Hauptſtadt machen mußte und dort leicht länger aufgehalten werden konnte. Weil ich ſie aber in Lengfeld einholen zu können glaubte, ſandte ich ihr eine telegraphiſche Nachricht zu und darüber wurde ſie von unſern Kindern getrennt."

„Ich habe darüber eine gar böſe Stunde verlebt," ſagte Julie; „aber ich hatte doch bald die Beruhigung, daß von dem fortgeeilten Zuge nach Lengfeld zurücktelegraphirt wurde, die Kinder ſeien in Bretterode ausgeſtiegen

und befänden sich auf dem dortigen Bahnhofe. Als nun mit dem nächsten Zuge mein Gustav ankam, konnte ich seine Bestürzung über die fehlenden Kinder beruhigen, wir eilten hierher und waren nicht wenig überrascht, als wir auf dem Bahnhofe hörten, die Kinder befänden sich im Hause des Schulmeisters Marburg. Da waren sie in den allerbesten Händen, in die sie gerathen konnten." Sie eilte auf das Bett zu und küßte die Kinder leidenschaftlich. Davon wurden diese wach und richteten sich auf.

„Mutter! Mutter!" rief Emma froh. „Unsere liebe Mutter ist wieder da." — „Und der Vater auch!" jubelte Ernst. — Der Vater half ihnen vom Bett herunter und sagte: „da ist auch euer Großvater, von dem wir euch immer erzählt haben." — „Ist das unser Großvater?" fragte Ernst, indem die Röthe der Freude seine Wangen färbte. „Der gute Mann, der uns in sein Haus nahm?" — „Der uns zu essen und zu trinken gab," fügte Emma bei, „und uns auf sein Bett legte?" — „Ja," sprach die glückliche Mutter, „das ist euer lieber Großvater."

Marburg umarmte und küßte die Enkel. Da trat die alte Hanne herein und meldete: „Herr Schulmeister, es sind da Leute aus der Gemeinde, die mit aller Gewalt zu Euch wollen. Ich hab' ihnen gesagt, daß Ihr Besuch hättet, aber sie sagen, sie müßten mit Euch sprechen."

Bevor noch Marburg einen Entschluß gefaßt hatte, drängten sich die Landleute bereits in die Stube, so daß der vordere Raum derselben ganz angefüllt war. Lutterberg zog sich mit seiner Frau und den Kindern in den Hintergrund zurück, und Marburg stand allein in der Mitte, den Bauern gegenüber, die ihn mit einem „guten Tag, Herr Schulmeister!" treuherzig begrüßten. „Guten Tag, ihr Leute," sagte Marburg; „was seh' ich? Der ganze Gemeinderath und das ganze Presbyterium? Was führt euch zu mir?"

Ein bejahrter Landmann von ehrwürdigem Ansehn trat vor und sprach: „durch den Herrn Pfarrer und den Schulamtsgehülfen ist es heut Morgen im Dorf bekannt geworden, daß Sie ein Schreiben von der Regierung bekommen, worin Sie Ihres Alters wegen die Abdankung erhalten haben und auf eine kleine Pension gesetzt sind. Das hat eine gewaltige Unruhe gegeben, und alle Hausväter sind zusammengetreten, und es wäre nicht ohne großen Spektakel abgegangen, wenn ich als Gemeindevorsteher nicht den Gemeinderath, und mein Nachbar Rohde nicht die Mitglieder des Presbyteriums zusammengenommen hätten, daß wir die Sache ordentlich

überlegten und beim rechten Ende anfaßten. Mit dem, was wir vereinbart haben, ſind alle Uebrigen einverſtanden und ſtehn alle mit uns für einen Mann. Wir leidens ſchlechterdings nicht, daß Sie abgedankt und auf Penſion geſetzt werden, Herr Marburg. Wir leidens nicht, daß Ihr bisheriger Amtsgehülfe an Ihre Stelle kommt, wie es ihm von dem Herrn Pfarrer und von der Regierung verſprochen iſt. Faſt alle Leute im Dorf, bis auf die Aelteſten, ſind bei Ihnen in der Schule geweſen, und wir wiſſen gut genug, und die ganze Gemeinde weiß es, daß wir den beſten Schulmeiſter haben, der im Reiche zu finden iſt. Von wegen des Alters, das iſt nur dummes Zeug; die Kinder gehn mit um ſo größerm Reſpekt zu Ihnen, weil ſie wiſſen, was für eine Ehrfurcht die Eltern vor Ihnen haben. Wenn Sie ſich einmal ſchwach vor Alter fühlen, dann werden Sie's ſchon ſelbſt ſagen, und dann ſoll man Ihnen Ihre ganze Beſoldung als Penſion laſſen, dafür wollen wir ſchon ſorgen. Weil nun aber dieſer Brief von der Regierung einmal gekommen iſt, ſo werde ich mich mit meinem Nachbar Rohde aufmachen und zur Regierung gehen. Wenn uns dann die Regierung abſchläglich beſcheidet, ſo gehen wir zum Miniſterium, und wenn uns auch das Miniſterium abſchläglich beſcheidet, ſo gehen wir vor den Fürſten ſelbſt und ſagen's ihm. Das haben wir beſchloſſen, und dabei bleibt's. Sie brauchen alſo keine Angſt zu haben, Herr Schulmeiſter, daß man Sie aus dem Amte bringt."

Marburg war ſehr ernſt geworden. Einen Augenblick lang nach Beendigung der Rede des Gemeindevorſtehers ſchwieg er, in Nachdenken vertieft, dann ſprach er mit langſamer lauter durchgreifender Stimme: „Ihr guten Männer und lieben Freunde! Zuerſt ſage ich euch meinen herzlichen Dank für gute Meinung und guten Willen. Was dann aber die Anordnung der Regierung betrifft, daß ſie mich gegen meinen Wunſch und Willen in Ruheſtand geſetzt und euch einen andern Schulmeiſter beſtimmt hat, ſo ſchickt eine Deputation nach der Regierung, und wenn's nicht hilft, zum Miniſter, und wenn's nicht hilft, zum Fürſten. Die höhern Behörden erfahren dann, wie die Sache eigentlich ſteht und liegt, und was zuletzt den Fürſten ſelbſt betrifft, ſo weiß von ihm die ganze Welt, daß er's mit ſeinen Unterthanen von Herzen gut meint, aber natürlich wird ihm manches nicht ganz richtig vorgeſtellt, und er ſieht's ſelbſt gern, wenn einmal die Unterthanen in aller Ehrfurcht, aber ganz offen zu ihm reden, wie's ihnen um's Herz iſt. Alſo ſeht zu, ob ihr auf geſetzlichem Wege es hintertreiben könnt,

daß ich in Ruheſtand verſetzt werde und mein bisheriger Gehülfe an meine Stelle kommt. Verſprecht ihr mir aber, daß ihr in der ganzen Sache nur offene und ehrliche Mittel anwenden wollt?"

Der Gemeindevorſteher ſagte: „wir verſprechen, daß wir gar nichts unternehmen wollen, was wir nicht erſt mit Ihnen beſprochen haben, Herr Schulmeiſter."

„Nun gut, ſo wollen wir in Gottes Namen unſer gutes Recht in einem wackern Kampf verfechten. Wir gewinnen mit der Zeit vielleicht einen Vortheil dadurch, daß das Gut verkauft wird und in die Hände eines Ehrenmannes kommt. Der Gutsherr iſt Patron der Kirche und Schule, er hat alſo bei der Penſionirung eines alten Lehrers und bei der Berufung eines neuen ein gewichtiges Wort mitzuſprechen." Und noch ernſter als bisher fuhr Marburg fort: „wenn wir dann unſer gutes Recht durchgeſetzt haben, ſo werdet ihr einen braven und tüchtigen Schulmeiſter nach eurem Sinn und Wunſch bekommen, denn ich, meine Freunde, werde meine Stelle von ſelbſt niederlegen." — Die Bauern erſchraken ſichtlich, und der Gemeindevorſteher ſagte: „das wird Ihr Ernſt nicht ſein, Herr Marburg."

„Und doch iſt es mein voller Ernſt. Ich will euch auch den Grund angeben. Meine Tochter Julie, zuerſt verehelichte und dann verwittwete Wendling, zum zweitenmale verheirathet mit Herrn Guſtav Lutterberg, bisher wohnhaft in Amerika, iſt mit ihrem Ehemann und ihren Kindern nach Deutſchland zurückgekehrt, wo ſie ſich für die Zukunft niederlaſſen wollen. Ihr könnt es alſo leicht begreifen, daß ich wünſche, mit meinen Kindern und Enkeln zuſammen zu leben und meine alten Tage bei ihnen zu beſchließen." — Der Gemeindevorſteher ſagte: „das wird aber für die ganze Gemeinde ein großes Herzeleid ſein, wenn Sie von uns fortziehen, Herr Schulmeiſter; daran hat noch niemand von uns allen gedacht."

Da trat Lutterberg vor und ſprach: „ihr braucht auch jetzt nicht daran zu denken, wackere Männer. Ich ſelbſt werde mit meiner Familie und alſo auch mit meinem theuren Schwiegervater in eurer Nähe bleiben und wohnen, denn ich habe das Schloß und Gut Bretterode angekauft, und indem ich mich euch als deſſen künftigen Beſitzer vorſtelle, bitte ich euch, mir freundlich geſinnte Nachbarn ſein zu wollen."

Die Wirkung dieſer Worte war außerordentlich groß. Die Landleute empfingen die unerwartete Nachricht mit ebenſo großer Ueberraſchung, als Befriedigung und drückten ihre Gemüthsſtimmung durch Ausrufungen,

Glückwünsche und Händereiben aus. — Marburg war im ersten Augenblick so verdutzt und verblüfft, daß er nicht zu Worte kommen konnte, aber Julie hatte sich ihm wieder genähert, beugte sich mit ihren freudestrahlenden Augen vor sein Gesicht und sagte: „ist das nicht schön, mein Vater?"

„Ja, lieber Vater," so wandte sich nun Lutterberg an Marburg, „es ist so, wir werden zusammen hier wohnen. Nach unserer Landung in Deutschland fiel mir ein Zeitungsblatt in die Hände, worin das Rittergut Bretterode zum Verkauf ausgeboten war, und es bedurfte keines Besinnens, um diese unerwartete Gelegenheit zu benutzen, die meiner Julie ihre unvergessene Heimat wiederschenkte und uns nicht nöthigte, den verehrten Vater von der Scholle weg zu holen, auf der er so lange gelebt hat. Ich machte daher den Abstecher nach der Hauptstadt und schloß den Kauf ab, mir nur für einen Fall einen achttägigen Rücktrittstermin ausbedingend; dieser Fall ist aber glücklicher Weise nicht eingetreten. Habe ich es so nicht gut gemacht?"

„Herrlich, herrlich!" rief Marburg, der nun seine Sprache wiedergefunden hatte. Er entließ die Bauern, die sich jubelnd entfernten, um die frohe Nachricht im Dorfe zu verbreiten. Dann aber vergaß er in der innigen Umarmung des Dankes nicht, den er dem Himmel schuldig war für das Große, welches er an ihm gethan hatte, und er sprach zuletzt mit freudebewegtem Tone: „Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!"

Sagen aus der Bretagne.

Von

Claire von Glümer.

VIII.

Von der schönen Königstochter und dem Grafensohne.

Unter den Bergen der Bretagne ist keiner so hoch als der, welchen das Volk „den Berg der beiden Liebenden", nennt und nirgend wachsen so schöne Blumen, so heilsame Kräuter, wie auf seinem Gipfel.

Die Gelehrten, die sich gar zu gern den Anschein geben, als wüßten sie in der Werkstatt unsres Herrgotts so genau Bescheid, wie im eignen Hause, haben schon oft versucht das zu erklären; doch wenn sie auch, wie die bretagnische Redensart behauptet „den Sonnenstrahl messen, die Sandkörner zählen und durch ihre Brillengläser sehen, wie das Gras wächst," — den wahren Grund, warum es grade auf diesem Berge, wie in einem Garten blüht und duftet, finden sie sicher nicht.

Aber in der Umgegend weiß es jedermann, denn Alt und Jung singt das Lied „von der schönen Königstochter und dem Grafensohne", und wenn die Dorfbewohner Abends am Kaminfeuer sitzen, ist gar oft von der Liebe und dem Leide der Beiden die Rede.

Die schöne Königstochter war nämlich ihres Vaters einziges Kind und seit dem Tode der Königin seine größte Freude. Ihr Anblick und ihre Zärtlichkeit waren ihm zum Leben so nothwendig, wie Luft oder Sonnenlicht. Der Gedanke, daß sie später einmal mit einem Gatten fortziehn könnte, brachte ihn fast zur Verzweiflung, und er beschloß, daß sich sein Kind niemals vermählen sollte. Er scheute sich jedoch, diese Eigensucht vor den Menschen zu zeigen, dachte hin und her, wie er seine Absicht bemänteln könnte, und kam endlich auf den Einfall, jedem Bewerber eine Be-

dingung vorzuſchreiben, zu deren Erfüllung keines Menſchen Kraft ausreichend wäre.

Inzwiſchen wuchs die Prinzeſſin heran und der Ruf ihrer Schönheit verbreitete ſich bis in die fernſten Länder. Außerdem war ſie die einzige Erbin ihres Vaters, der zu den mächtigſten Fürſten ſeiner Zeit gehörte. Es konnte alſo nicht fehlen, daß mancher Königsſohn den Wunſch hegte, ſie zu gewinnen, und ſie hatte kaum das ſechzehnte Lebensjahr vollendet, als ſich alle heirathsfähigen Prinzen aus Frankreich, Burgund und Navarra aufmachten, um die ſchöne Königstochter von ihrem Vater zu begehren. Der König nahm ſie alle freundlich auf, bewirthete ſie, wie ſichs für einen Fürſten ſchickt, eröffnete ihnen aber, ſobald ſie ihre Wünſche erklärten, daß es nicht in ſeiner Macht ſtünde, über die Hand der Prinzeſſin zu verfügen. Ein Orakel, ſo behauptete er, hätte ihm offenbart, daß ſein Kind ſowohl wie ſein Land, nur dem Manne angehören dürfte, der im Stande wäre die Prinzeſſin, ohne auszuruhen, auf die Spitze des Berges zu tragen, an deſſen Fuße die Hauptſtadt des Reiches lag.

Die Freier mußten auf den erſten Blick erkennen, daß es unmöglich war, die Prüfung zu beſtehen, denn der Berg war ſehr hoch und ſehr ſteil — aber die Prinzeſſin war ſo ſchön, daß jeder, der ſie ſah, in Liebe entbrannte, und die Liebe wagt ſich auch an das Unmögliche. Ein Fürſt nach dem andern verlangte das Probeſtück zu unternehmen, doch einer nach dem andern mußte ſchon auf halbem Wege davon abſtehen und traurig, mit krankem Herzen in die Heimat zurückkehren. Endlich gab es auf viele hundert Meilen in der Runde keinen heirathsfähigen Prinzen mehr, der nicht in dem unglücklichen Abenteuer unterlegen wäre, und der König gab ſich der Hoffnung hin, daß er ſich hinfort ungeſtört des Beſitzes ſeiner Tochter erfreuen könnte.

Aber während er die Gefahren, die aus der Ferne drohten, beſeitigt hatte, war der Feind in ſein Haus gedrungen, ohne daß er es ahnte. Unter den Rittern, die ſeinen Hofhalt bildeten, war ein junger, ſchöner Grafenſohn, der ſich beſonders dem Dienſte der Prinzeſſin gewidmet hatte und deſſen treuer Huldigung es gelungen war, das Herz der Jungfrau zu gewinnen. Anfangs war es dem jungen Manne genug, daß er in ihrer Nähe leben durfte; als er die erſten Zeichen ihrer Gunſt empfing, einen Blick der ſchönen Augen, ein freundliches Wort, einen verſtohlenen Händedruck, war er überzeugt, daß keines Menſchen Glück ſich mit dem ſeinigen

meſſen könnte, aber nach und nach wurde er ungeſtümer in ſeinen Wünſchen. Es peinigte ihn, daß er oft Tage lang kein vertrauliches Wort mit der Geliebten ſprechen konnte; der Zwang den er ſich anthun mußte, um ſeine Liebe zu verbergen, wurde ihm immer unerträglicher, und endlich erklärte er der heißgeliebten Prinzeſſin, daß er nicht länger im Stande wäre, ſo fort zu leben.

„Euer Vater wird nicht auf unſre Wünſche eingehen," ſagte er zu dem weinenden Königskinde, „denn ſeine Zärtlichkeit iſt ſo groß, daß er weder Eure Liebe noch Euern Beſitz mit einem andern theilen mag. Euch auf den Berg zu tragen, wird mir nicht gelingen — es bleibt uns alſo nichts weiter übrig, als miteinander zu fliehen." — Die Königstochter ſchüttelte den Kopf. „Nein mein Freund," antwortete ſie, „das kann ich meinem Vater nimmermehr zu Leide thun. Der Gram würde ihm das Herz brechen, und ich hätte mein Leben lang keine ruhige Stunde mehr. Aber ich habe längſt darüber nachgedacht, was uns zum Ziel unſrer Wünſche führen könnte — laßt Euch ſagen, was mir eingefallen iſt."

Darauf erzählte ſie dem Grafenſohn, daß in Salerno eine Baſe ihrer verſtorbnen Mutter wohne, eine eben ſo gute als gelehrte Frau, die beſonders um die Heilkräfte aller Kräuter Beſcheid wüßte. Zu dieſer Dame, meinte die Prinzeſſin, ſollte der Ritter ziehen, ſich ihr anvertrauen und ſie um einen Trank bitten, der ihm Kraft gäbe, die Bedingung des Königs zu erfüllen. — Der Ritter war ſogleich mit dieſem Vorſchlage einverſtanden, ließ ſich vom Könige Urlaub geben, packte ſeine beſten Kleider und Koſtbarkeiten zuſammen und begab ſich mit einem großen Gefolge von Dienern und Knappen auf den Weg. Er kam glücklich in Salerno an, wurde von der Baſe ſeiner Schönen freundlich aufgenommen, mußte ihr alles ausführlich erzählen und erhielt das Verſprechen, daß ſie alle ihre Kunſt und Wiſſenſchaft aufbieten wolle, ihm zu helfen.

Nach kurzer Zeit hatte ſie denn auch einen Kräutertrank angefertigt, wovon der Ritter die Hälfte trinken mußte, die andre Hälfte ſollte er mit heim nehmen und erſt im Augenblicke der Ermattung leeren. Wenn er bis zum Tode erſchöpft wäre, behauptete die Dame, würde ihm dieſer Trank die frühere Kraft und Friſche wiedergeben. Darauf verabſchiedete ſich der Grafenſohn mit tauſend Dankſagungen, verwahrte den koſtbaren Balſam in einem Fläſchchen, das ringsum mit Edelſteinen verziert war, und trat fröhlichen Herzens den Heimweg an. Ohne Aufenthalt kehrte er an den

Hof des Königs zurück, nahm ſich kaum Zeit die Kleider zu wechſeln, trat mit leuchtender Miene in den Audienzſaal, ließ ſich vor dem Throne auf ein Knie nieder und bat den überraſchten Monarchen, ihm die Hand ſeiner Tochter zu geben.

„Ihr kennt die Bedingung!“ erwiderte der König mit ſpöttiſchem Lächeln. Daß dieſer junge Mann vollbringen könnte, was ſo manchem berühmten Helden mißlungen war, kam ihm gar nicht in den Sinn, und als der ſchöne Grafenſohn erklärte, daß er bereit wäre, das Abenteuer zu beſtehen, beſtimmte der König, daß die Probe nach Verlauf von drei Tagen in Gegenwart der vornehmſten Herren ſeines Reiches vorgenommen werden ſollte.

Von Stund an unterwarf ſich die Prinzeſſin dem ſtrengſten Faſten, um dem Geliebten die Aufgabe zu erleichtern, und als der beſtimmte Tag erſchien, ſah ſie in ihrem ſchneeweißen Gewande mit den bleichen Wangen und glanzloſen Augen ſo rührend aus, daß das Volk, welches von nah und fern herbeigeſtrömt war, bei ihrem Anblicke in Thränen ausbrach. Aber während die Königstochter ſo matt dahin ging, daß es ausſah, als ob ſie bei jedem Schritte umſinken müßte, kam ihr der Grafenſohn in kühner Haltung entgegen. Seine Wangen glühten vor Erwartung und in ſeinen Augen ſprach ſich zugleich eine ſtolze Zuverſicht und die innigſte Liebe aus. „Faſſe Muth, mein Leben,“ flüſterte er ihr zu, indem er ſich auf ein Knie niederließ und ihre Hand an die Lippen drückte. „Und hier nimm das Fläſchchen,“ fuhr er ſo leiſe als möglich fort; „wenn du mich ermatten ſiehſt, gib mir zu trinken, was es enthält, dann kommen wir ſicher an's Ziel.“

Nach dieſen Worten nahm er ſie in die Arme, ſie lehnte den Kopf an ſeine Schulter, und er begann ſeine Wanderung. Der König und die erſten Würdenträger des Reichs ritten hinterdrein, das Volk drängte ſich nach, aber niemand vermochte mit dem Grafenſohn Schritt zu halten, der trotz ſeiner Bürde ſo leichtfüßig den ſchrecklichen Berg hinaufſtieg, als ob er Flügel hätte. „Bis an's Ende der Welt könnte ich dich tragen!“ flüſterte er heiter der Geliebten zu

Aber je höher er ſtieg, deſto beſchwerlicher wurde der Weg. Bald kam ein ſteiler Abhang, der ganz mit Steingeröll bedeckt war, bald mußte er durch tiefen Sand waten, bald an ſpiegelglatten Felsſtufen emporklettern, bald ſich durch Dornen und Diſteln einen Weg bahnen und dazu glühte die

Sonne, die Luft war ſchwül — aber der Ritter bemerkte das alles nicht, ſo groß war ſein Eifer, die Geliebte zu verdienen.

Der ſchönen Königstochter kam es jedoch vor, als würden ſeine Schritte nach und nach ſchwankender und langſamer und endlich fragte ſie: „Darf ich dir jetzt den Balſam geben? Wir haben jetzt den Platz erreicht, wo alle deine Vorgänger von ihrem Unternehmen ablaſſen mußten.“ — „Meine Vorgänger hatten dich nicht ſo lieb, wie ich dich habe,“ gab er zur Antwort. „Meine Liebe gibt mir Rieſenkräfte, ich will dich hinauftragen, ohne einen Augenblick ſtill zu ſtehen. Dein Vater ſoll nicht ſagen können, daß ich die Probe nur mangelhaft beſtanden hätte.“

Mit dieſen Worten raffte er ſich auf und ſtieg wieder rüſtiger bergan, aber ſeine Glieder zitterten vor Anſtrengung und ſein Geſicht war todtenbleich. Die Sonne glühte immer mehr, der Weg wurde immer beſchwerlicher — oft dachte die Prinzeſſin, ſie würde mit dem Geliebten in einen der Abgründe ſtürzen, in welche ſie ſchwindelnd niederſah, und mehr als einmal ſtieß ſie einen Schrei der Angſt aus, wenn plötzlich an den gefährlichſten Stellen ein Vogel aus den Klüften aufſchwirrte, oder eine Schlange ziſchend aus dem Gebüſch hervorſchoß, oder ein aufgeſcheuchtes Wild aus dem Dickicht hervorbrach. „Sei ruhig mein Lieb, was kannſt du fürchten! Du biſt ſicher bei mir!“ ſagte dann der Ritter, aber jedesmal klang ſeine Stimme matter, hohler. —

„Um Gotteswillen nimm jetzt den Trank!“ flehte das Mädchen, als drei Viertel des Weges hinter ihnen lagen und die Stimmen der nachfolgenden Menge kaum noch wie fernes Wellenrauſchen an ihr Ohr drang. Aber der Grafenſohn wollte nicht auf ihre Bitten hören. „Oben, oben, magſt du mir den Wunderbalſam geben, noch bin ich nicht müde!“ Dabei eilte er raſcher und raſcher vorwärts. Eine wahnſinnige Glut loderte in ſeinen Blicken, er taumelte, er ſchwankte; der Boden zu ſeinen Füßen, die Luft, die ihn umgab, ſogar das Blut in ſeinen Adern ſchien in Feuer verwandelt zu ſein. Vor ſeinen Augen zuckten vielfarbige Flammen auf und nieder — er ſah das liebliche angſtvolle Geſicht nicht, das ſich dicht an das ſeinige ſchmiegte. In ſeinen Ohren tönte ein lautes und immer lauteres Brauſen — er hörte die ſanfte Stimme nicht, die ihm liebevoll zuſprach — aber er wollte ausharren bis ans Ende — und endlich war der Gipfel des Berges erreicht.

Mit einem Seufzer fiel der junge Grafenſohn ins Haidekraut nieder,

ſeine Augen ſchloſſen ſich, ſeine Glieder zuckten, wie im letzten Todeskampfe. Die ſchöne Königstochter warf ſich neben ihn zu Boden, beugte ſich über ihn, um ihm den Zaubertrank einzuflößen, aber mit einem lauten Schrei ſchleuderte ſie das Fläſchchen fort, daß es in Scherben zerſplitterte und der köſtliche Inhalt auf die Erde floß. Denn die Lippen des Geliebten waren kalt und ſtarr, und ſein Herz hatte aufgehört zu ſchlagen. —

Als der König mit ſeinen Begleitern auf der Spitze des Berges ankam, lag der junge Grafenſohn noch immer im Haidekraut, die ſchöne Königstochter hatte ihn mit beiden Armen umſchlungen und beide waren todt — aber ringsumher ſtanden die ſchönſten, duftigſten Blumen. Sie waren aus dem Wunderbalſam aufgewachſen, den die arme Prinzeſſin in ihrer Verzweiflung zu Boden warf — und dieſe Blumen blühen bis zum heutigen Tage und bezeugen die traurige Geſchichte von der ſchönen Königstochter und dem Grafenſohne.

Walachiſche Volksſagen.

Mitgetheilt

von

Arthur Schott.

1.

Geſchichte vom Kaiſer Matthias Corvinus.

Ein Apotheker hatte einmal ein angenommenes Kind erzogen, das hieß Matthias, denn es war ein Knabe. Als dieſer ſechzehn Jahre alt war, brauchte er ihn auch als Laboranten, damit er etwas Rechtes lernen ſolle. Der Herr ſelber brachte indeſſen viel Zeit mit Kräuterſuchen zu, welche er zu allen möglichen Arzneien und verſchiedenen Heilmitteln verwendete. So hatte er denn auch einmal einen Haufen Kräuter nach Hauſe gebracht und eine Brühe davon gekocht, von welcher zu koſten er aber dem Knaben verbot, weil man, wie er ſagte, davon ſterben müſſe. In der That waren dies lauter Wunderkräuter, deren Saft den, der ihn genoß, fähig machte, die Sprache der Thiere, der Vögel und Schlangen zu verſtehen. So war es alſo ganz natürlich, daß der Apotheker den Trank ſammt ſeinem Geheimniß für ſich behalten wollte, und drum hatte er geſucht dem Knaben bange davor zu machen.

Dieſer hatte indeſſen einmal geſehen, wie ſein Herr davon getrunken, ohne daß er nachher irgend einen Schaden genommen hätte, deßhalb konnte er es nicht laſſen, als jener einmal nicht daheim war, über die Flaſche, worin der Zaubertrank aufbewahrt war, zu gehen und einen tüchtigen Zug daraus zu thun, ohne daß er nachher gefühlt hätte, daß er ihm geſchadet. Als er aber jetzt einmal ins Freie hinaus kam, wie wunderte er ſich da, daß er die Sprache der Vögel, Schlangen und der übrigen Thiere verſtand,

was ihm außerordentlich viel Freude machte! Sein Meiſter hatte indeſſen bald gemerkt, daß ſein Ziehſohn und Lehrling dem Zaubertrank nicht fern geblieben ſein mußte, er hielt ihm deßhalb ſeinen Ungehorſam vor und jagte ihn aus dem Hauſe. Der Junge wußte nun nichts Anderes zu thun, als ſich zu einem Bauern zu verdingen.

Eines Tags nun trieb er die Ochſen am Pfluge, den ſein Herr führte; in der offenen Furche aber, hinten und vorne, flatterten Raben hin und her, Würmer und Käfer aufzuſuchen, wie dieſe Thiere ſonſt zu thun pflegen.

Auf einmal hörte er ein Geſpräch, welches dieſe ſchwarzen Vögel unter einander führten, und wie unter Anderem einer zu ihm ſagte: „Matthias! Warum bleibſt du hier und gehſt nicht zum Landtag, wo Könige, Fürſten und Grafen zu Rath ſitzen, wen ſie zum Kaiſer machen wollen? Geh, du wirſt Kaiſer werden!“ Wie der Junge dies ſo mit angehört hatte, theilte er es dem Bauern, ſeinem Herrn, mit, der aber ſchalt ihn, daß er ſo albernes Zeug rede und fuhr fort: „Mein lieber Matthias, du wirſt Kaiſer werden, wenn mein Pflugſtock hier einen grünen Zweig treiben wird.“

Der Knabe ſchwieg hierauf; als er aber am Ende der Furche das Geſpann umwendete, bemerkte er, daß der Pflugſtock ſeines Herrn einen grünen Zweig getrieben hatte. Er machte ſeinen Herrn, der es nicht bemerkt zu haben ſchien, darauf aufmerkſam. Dieſer war darüber, wie ſich leicht denken läßt, ſehr verwundert, wußte aber nichts zu ſagen, ſondern hieß den Knaben in Gottes Namen weiter ziehen. Denn meinte er: „Ich ſehe wohl ein, daß du zu Größerem beſtimmt biſt, als hier Ochſen zu treiben.“

Matthias ließ ſich dies nicht zweimal ſagen, ſondern machte ſich entſchloſſen auf den Weg nach der Stadt, wo die großen Herren alle, Grafen, Fürſten und Könige zu Rathe ſaßen, einen Kaiſer zu wählen. Bald war er dort angekommen, und weil alles öffentlich zuging, drängte er ſich auch in den Saal, wo eben die Krone geworfen wurde. * Alle hatten eben die Häupter geneigt, denn der, auf deſſen Kopf die Krone fallen würde, ſollte Kaiſer werden.

Die Krone flog hoch hinauf und ſetzte ſich dem Knaben Matthias auf den Kopf. Da verwunderten ſie ſich alle ſehr, daß dieſes Kleinod einem ſolchen hergelaufenen Bettler zugefallen ſein ſolle, und wollten dies auf keinen Fall gelten laſſen. Sie nahmen ihm die Krone weg und ließen ihn, als er ſie nicht gutwillig hergeben wollte, einſperren, und warfen darauf

wieder. Die Krone flog aber zum Saal hinaus und gerade auf das Haus, wo der junge Matthias gefangen saß. Jetzt meinte ein Theil der Herren, daß dies doch deutlich genug sei und daß sie doch am Ende dem armen Jungen bestimmt sein müsse. Die übrigen wollten aber immer noch nichts davon wissen, ließen Matthias in einen Schweinstall sperren und die Krone zum drittenmale werfen. Sie flog aber wie vorhin wieder fort und setzte sich gerade auf den Schweinstall, von dem sie mit keiner Gewalt mehr wegzunehmen war, bis man den gefangenen Jungen herausließ und ihn die Krone in Besitz nehmen hieß, denn jetzt war das Wunder gar zu augenscheinlich, als daß ihn nicht alle einstimmig zum Kaiser ausgerufen hätten. Er wurde also gekrönt und gekleidet und nach Ofen in die kaiserliche Residenz geführt.

Wie nun Matthias wirklich als Kaiser regierte, wollte er doch auch wissen, was sein kaiserlicher Nachbar, der Zar Kostantin in Zarigrad mache, und wünschte sich eiligst dorthin. Da er mit der Sprache der Thiere auch in den Besitz von einer fast allmächtigen Zaubermacht gekommen war, so war es ihm ein Leichtes, im Nu in jene prachtvolle Zarenstadt zu kommen. Weil er aber dort nicht erkannt sein wollte, so ging er als Spielmann mit der Geige in ein Wirthshaus, wo er die Leute belustigte und zugleich ihre Gesinnungen über den Zaren Kostantin erforschte.

Dieser war übrigens auch ein großer und geschickter Zauberer und hatte mittelst seiner Kunst die Gegenwart des Kaisers Matthias schnell in Erfahrung gebracht, weßhalb er mit Soldaten und Bewaffneten hinging, das Wirthshaus, in welchem sich jener befand, umstellte, und ihn gefangen nehmen ließ. Er sprach seinen Gefangenen auch sogleich als das an, was er in der That war, und freute sich, ihn zu haben, daß er ihn könne umbringen lassen. Matthias war aber kaum im Gefängniß, so verwandelte er sich in eine Fliege, schlüpfte durch die Schlüssellöcher all der festverschlossenen Thüren hinaus und flog auf und davon.

Als er so wieder in Ofen angekommen war, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als mitten in der Nacht den Zaren Kostantin und die Zarin Elena sammt ihren Kindern allen in den Betten, wie sie waren, binnen einer Stunde in seinen Palast herzuzaubern, ohne daß sie es merkten.

Als die Zarenfamilie noch eine gute Weile in Ofen fortgeschlafen hatte, erwachte die Zarin und bemerkte, daß sie nicht in ihrem Zimmer war, weßhalb sie ihren Gemahl, den Zaren, aufweckte und es ihm klagte. Der

ſah ſich um und konnte nicht begreifen, wo ſie ſich wohl befinden möchten, bis es endlich Tag zu werden begann, da ſahen ſie, daß ſie in Ofen waren. Sie waren darüber in großer Verlegenheit, die aber zu banger Beſorgniß wurde, als ein Soldat eintrat und ſie im Namen ſeines Herrn, des Kaiſers Matthias, zum Frühſtück einlud. Staunen und Furcht ergriff ſie gleichermaßen, denn ſie erinnerten ſich recht gut, was ſie mit Matthias im Sinne hatten, da er ſich als Spielmann in Zarigrad hatte ſehen laſſen.

Der Zar ſelbſt wollte anfangs gar nicht glauben, daß ſie in Ofen ſeien, und ſagte zu dem Soldaten: „wenn Kaiſer Matthias mich bei ſeinem Frühſtück ſehen will, mag er ſelbſt zu mir kommen und mich einladen.“ Der Soldat ging und hinterbrachte ſeinem Kaiſer die Worte des Herrſchers von Zarigrad, worauf jener ſogleich erſchien. Da erſchrack Zar Koſtantin, denn er ſah jetzt nur zu gut, daß er ſich in der Gewalt des Kaiſers von Ofen befinde, gegen den er kürzlich ſo feindſelig gehandelt hatte. Matthias that aber nicht dergleichen, ſondern lud alle freundlich zum Frühſtück ein, worauf ihm die ganze zarigradiſche Kaiſerfamilie folgte.

Als ſie nun den Kaffee tranken, hub Kaiſer Matthias zu ſprechen an und ſagte: „Als ich in Zarigrad war, haſt du, Zar Koſtantin, mir gezeigt, was du für ein mächtiger Zauberer biſt und wie man ſich vor dir nicht ſo leicht verſtellen kann. Doch bewies ich dir, daß meine Zauberkünſte noch ſtärker ſind. Ich mußte dies thun, weil du jüngſt ſo übles Gaſtrecht an mir übteſt. Du ſiehſt nun, was ich vermag, denn ich ließ dich ſammt deiner hohen Familie binnen einer Stunde von Zarigrad nach Ofen bringen. Fürchte dich indeſſen nicht, denn ich that es keineswegs, um dir oder auch nur einem der Deinen etwas Leides zu thun, ſondern nur um dir zu zeigen, daß kein Kaiſer einen Zaren oder kein Zar einen Kaiſer umbringen, ſondern wenn er den andern beſucht, ihn mit Ehrenbezeugungen empfangen und halten ſoll.“

Bei dieſer Rede fühlte ſich der Zar Koſtantin ſehr beſchämt, bat den Kaiſer wegen ſeines argliſtigen Verfahrens um Verzeihung, verlangte aber zugleich auch, ihn mit den Seinigen in Frieden wieder ebenſo ſchnell in ſeine Reſidenz zu verſetzen, wie er ihn hergebracht hatte. Dies verneinte aber Matthias, indem er ſagte: „nein, dies werde ich nicht thun, ſondern wir wollen zuerſt gute Freunde werden, und dann will ich dich mittelſt einer glänzenden Begleitung durch viele Muſikanten und Soldaten aufs feierlichſte nach Zarigrad in deine Reſidenz zurückbringen laſſen.“

So wurden denn der Kaiſer Matthias und der Zar Koſtantin Freunde, wonach ein überaus glänzender Feſtzug Letzteren ſammt ſeiner ganzen Familie bis nach Zarigrad in ſeine Reſidenz zurückbrachte.

Gewiß haſt du von dieſem prachtvollen Feſtzug ſchon in den Büchern geleſen, dies aber war die Veranlaſſung deſſelben. Von da an ging es den beiden Herrſchern gut und ſie blieben Freunde. So wünſche ich auch dir viele Freunde und ein langes Leben.

Anmerkung.

Aus dem Bekenntniß eines Räubers, der ſo viel ich weiß, aus dem Gefängniß entlaſſen daheim ſtarb, erfuhr ich die Art und Weiſe, wie dieſe Leute unter ſich ihre Anführer (**harampascha**) wählen. Jener Räuber erzählte nämlich, daß er ſeiner Zeit, wie er als ein junger unſchuldiger Burſche, d. h. der noch keinen Mord verübt hatte, unter die Räuber kam, von dieſen dazu beſtimmt wurde, die Krone zu werfen. Es war eine faſt taghelle Mondnacht, als ſie alle in einem Bergwalde an der banater Donau verſammelt waren, um ihren **harampascha** zu wählen. Dazu war eine Krone aus geſchälten und ungeſchälten Haſelnußruthen geflochten. Alle knieten im Kreiſe herum und ſenkten den Kopf zur Erde, worauf er die Krone warf. Dem, welchem das Kleinod am nächſten zu Häupten fiel, ward dann das Glück zu theil, »**harampascha**« zu ſein.

In Bayou Sarah.

Skizze

von

Fr. Gerſtäcker.

Bayou Sarah iſt ein kleines Städtchen an der Mündung der Bayou (oder des kleinen Sumpfwaſſers) Sarah, das Pointe Cougen gegenüber am Miſſiſippi liegt und ſich in nichts von den tauſend anderen durch die Union zerſtreuten Plätzen gleichen Ranges unterſcheidet. Ich will dem Leſer auch gar nichts Außerordentliches oder Außergewöhnliches hier erzählen, ſondern nur etwas, das unzähligemale in der Union ſchon vorgekommen iſt und leider alle Tage noch vorkommt.

In Bayou Sarah wohnte ein deutſcher Schneider, der wahrſcheinlich Schadwig oder ähnlich in Deutſchland geheißen hatte, denn die Amerikaner, die alle Namen verderben, nannten ihn Chadwick. Es war ein ſtiller, harmloſer und fleißiger Mann und hatte ſeine Werkſtatt dicht neben unſerem Boardinghouſe, zu deſſen Mahlzeiten er mit herüber kam und in deſſen „erſter Etage" er ein ſehr anſpruchsloſes Zimmerchen bewohnte. Er arbeitete auch ziemlich billig, und wir Deutſche erhielten ihm faſt ſämmtlich unſere Kundſchaft. Dabei lebte er mäßig und beſcheiden, machte nirgends Schulden und war von allen gern geſehen.

Ich hatte einige Monate in Bayou Sarah gewohnt und zog dann in das etwa eine halbe Stunde davon entfernte, auf dem nächſten Hügel liegende St. Francisville hinauf. Im Anfang kam ich auch noch dann und wann in die am Strom liegende Stadt hinunter; da aber der einzige Freund, den ich dort hatte, bald darauf nach Neu-Orleans zog, fand ich auch dazu keine weitere Veranlaſſung und erfuhr deßhalb wenig von dem, was dort unten vorging.

Nach langer Zeit hörte ich endlich, daß „Chadwick," wie er allgemein hieß, recht krank geweſen ſei, ſich jedoch wieder erholt habe, und ich beſchloß, in den nächſten Tagen hinunter zu gehen und ihn einmal zu beſuchen. Denſelben Abend kam aber noch ein Deutſcher von Bayou Sarah herauf, den ich nach unſerem armen Schneider fragte, und dieſer ſagte mir, Chadwick habe geſtern einen Rückfall bekommen und befinde ſich ſchlimmer als je.

Am nächſten Morgen ging ich hinunter, und ohne erſt im Schenkzimmer einzuſprechen, gleich eine Treppe hinauf in ſein Zimmer. Das aber fand ich zu meinem Erſtaunen leer und gelüftet, die Dielen friſch geſcheuert und weder Bett, noch Tiſch, noch Stuhl darin. Ich konnte mir nicht denken, was aus dem Kranken geworden ſei, und fragte jetzt unten an, wohin er transportirt ſein könne.

„O," meinte der Wirth, ein ächter „amerikaniſirter" Deutſcher, „wir haben ihn bloß eine Treppe höher geſchafft, denn wenn er uns in unſerer beſten Stube geſtorben wäre, hätten wir ſie ja gar nicht wieder vermiethen können." — „Und wer iſt bei ihm da oben?" — „Jetzt? — Ich weiß wirklich nicht," lautete die Antwort. „Meine Frau war heut Morgen oben, aber ſie ſagt, er ſähe ſchlecht aus."

Ich ſtieg raſch die Treppe hinan, denn oben war, wie ich recht gut wußte, dicht unter dem nackten Dach nur eine dunkle Bodenkammer, in der über Tag, wenn die Sonne recht darauf brannte, eine glühende Hitze herrſchte. Schon auf der Treppe hörte ich aber ein Stöhnen und Winſeln, und als ich jetzt die letzten Stufen mehr hinauf fiel als ging, fand ich mich, dicht an der Treppe, neben dem Bett des Unglücklichen, der hier allein und verlaſſen in ſeinem Todeskampfe lag.

„Waſſer!" ſtöhnte der arme Teufel, als er wahrſcheinlich das Geräuſch meiner Schritte hörte, und ich eilte, ehe ich nur ein Wort an ihn richtete, wieder die Treppe hinab, um ihm das Verlangte zu holen. Als ich wieder damit zurückkam, brauchte er aber kein Waſſer mehr. Mit ſtier zum Dach hinauf ſehenden Augen lag er lang ausgeſtreckt auf ſeinem harten Lager. Der Schaum ſtand ihm vor dem Mund, die Lippen ſahen blau und unheimlich aus.

„Armer Chadwick!" rief ich ihm zu, „wie geht es? Hier bring ich Waſſer!" — Er antwortete nicht. Ich hielt ihm das Glas an die Lippen und verſuchte ihm etwas einzugießen, aber er preßte ſie feſt zuſammen. Ein Zittern flog über ſeine Glieder, dann lag er ſtill und ruhig und regte ſich nicht mehr. — Er war todt.

Ich ging jetzt hinunter, um den Wirth davon in Kenntniß zu ſetzen. — „So?“ ſagte dieſer ruhig; „na, ich hab' es mir beinah gedacht! Es iſt aber beſſer für ihn ſo, als wenn er hier lange krank geweſen wäre.“

Ein Arzt wurde jetzt gerufen, um zu beſtimmen, ob ihn das Leben wirklich verlaſſen habe, und dann das Begräbniß auf den nächſten Morgen feſtgeſetzt. Ich blieb den Tag in Bayou Sarah und hörte, daß Streitigkeiten über die Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen entſtanden wären, denn der Wirth beanſpruchte Boarding und Lodging für ich weiß nicht wie viel Monate, und es war doch bekannt, daß Chadwick jede Woche regelmäßig bezahlte. Ebenſo verlangte er Entſchädigung für Krankenpflege. Andere traten ebenfalls auf, die dies oder das an ihn zu fordern haben wollten, und der Nachlaß: ſechs oder acht Stücke verſchiedener Zeuge und Tuche, wurde faſt ſchon vertheilt, während der Leichnam noch nicht einmal Zeit bekommen hatte zu erkalten.

Das Begräbniß fand am nächſten Morgen ſtatt, denn in dem warmen Klima dürfen die Leichen nicht lange über der Erde gelaſſen werden, und es wurde grade ſo einfach vollzogen, wie der arme Teufel geſtorben war.

Ein Bekannter von ihm, der eine Dray — einen zweirädrigen Güterkarren — beſaß und damit ſein Brod verdiente, lud den aus Tannenbrettern zuſammengenagelten Sarg auf und fuhr ihn mit ſeinem Pferde nach dem in der Nähe von St. Francisville auf hohem Lande liegenden Kirchhof hinauf. Wir waren nur vier Deutſche, die dem Sarge folgten und ſo dem Verſtorbenen die „letzte Ehre“ erwieſen. Wir waren auch nöthig dazu, den ſchweren Sarg vom Karren zu heben und in ſeine ſtille Gruft zu ſenken. Ein Geiſtlicher kam nicht dazu, — von der Verlaſſenſchaft war ſchon nach vierundzwanzig Stunden nicht genug übrig geblieben, um einen ſolchen zu bezahlen — und umſonſt fand ſich keiner bemüßigt, dem „Fremden“ einen derartigen Dienſt zu erweiſen. — Es war auch nicht nöthig. Wir, ſeine letzten Freunde, ſprachen ein ſtilles Gebet über ſeiner Leiche und übergaben dann den Leichnam ſeiner ſtillen Ruhe. Wenige Minuten ſpäter war das Grab ausgefüllt, und der Karren raſſelte in die Stadt zurück, um die Ankunft des nächſten Dampfers und damit den täglichen Verdienſt nicht zu verſäumen.

Eheſtandsbriefe meines dummen Vetters an ſeine weiſe Baſe.

Mitgetheilt

von

Leopold Gildemeiſter.

2.

Schelten Sie nicht, Frau Baſe, daß ich ſo lange mit meiner Antwort auf Ihren Brief zögerte. Es iſt nicht etwa Mißmuth über Ihre Ermahnungen und Strafreden geweſen, was mich abhielt — Sie wiſſen wohl, daß ich nicht von der Art bin, mich nicht für vollkommen halte und Tadel ſehr wohl ertragen kann, ſelbſt wenn ich glaube, ihn nicht verdient zu haben. Ich ſehe ein, daß ich von manchen Dingen und Angelegenheiten verzweifelt wenig weiß und daher mich nicht hineinmiſchen, mir nicht einmal Gedanken darüber machen ſollte. Aber, liebe Baſe, wer kann wider den angeborenen Oppoſitionsgeiſt, der für gewiſſe Fälle in jedem Menſchen ſteckt, zumal wenn auch noch äußere Verhältniſſe und Vorkommenheiten dieſer innern Oppoſition ihre Billigung zu geben ſcheinen! —

Sie ſagen: „es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß Philippine nur mit noblen Leuten verkehrt; ſie iſt es nicht anders gewohnt geweſen, und du haſt dafür zu ſorgen, daß es nicht anders wird. Es iſt das Mindeſte, was man von dir für die Ehre erwartet, welche ſie dir anthat, als ſie deine Frau ward. Konnteſt du ihr die Stellung nicht geben, ſo mußteſt du auch niemals wagen, deine Gedanken zu ihr zu erheben! Sie ſoll nicht mit Banquiers und Fabrikanten umgehen! — Wer verkehrt denn mit Emporkömmlingen! — Weßhalb ſollte ſie nicht mit dem Adel Umgang haben können? Ihre Mutter war eine Geborene, ihr Vater Bürgermeiſter und Juſtizrath, der Erſte

ſeiner Heimat, der kecklich mit den Höchſten verkehren durfte und mancher Fürſtlichkeit die Honneurs ſeiner Stadt machen, mit ihr tafeln und ſie unterhalten mußte. Daher hat Philippine recht mit ihren Wünſchen, und es iſt deine Sache, ihr dieſelben zu erfüllen, — deine Stellung war ja nach aller Schilderung eine ganz beſondere und ehrenvolle. Iſt das am Ende etwa gar nicht wahr, Herr Neffe?"

So ſchreiben Sie, liebe Baſe, und ich ſetze die Stelle wörtlich her, denn ich werde darauf vielleicht noch zurückkommen; einſtweilen aber will ich nur ſagen, daß meine Antwort an Sie nicht nur durch die Geſchäfte meines Amtes, ſondern auch durch die meiner Häuslichkeit verzögert wurde. „Was gehn dich dieſe letztern an?" höre ich Sie fragen, „das iſt Philippinens Sache, in welche du dich nicht hineinzumiſchen haſt." Das iſt ganz richtig, Frau Baſe; ich habe auch gar keine Luſt dazu und kann mit gutem Gewiſſen ſagen: ich miſche mich nicht hinein, ſondern werde hineingemiſcht — zu meinem großen Leidweſen, und zur tiefſten Beunruhigung meines Geldbeutels.

Sehn Sie, da iſt nun die Einrichtung für die Wirthſchaft beſorgt mit großer Mühe, in ebenſo großer Vollſtändigkeit. Aber Philippine ſetzt ſich darauf, erſtens alles hier Gebräuchliche unbrauchbar zu finden und zweitens das haben zu wollen, was ſie früher gewohnt geweſen daheim — zu ſehn. Zu ſehn, liebe Baſe, nicht: zu gebrauchen, denn das hat ſie wohl nie gethan. Hier wenigſtens ſehe ich ſie nur zuweilen draußen herum- und im Wege ſtehn, und Anordnungen treffen, Befehle geben, die unſer Mädchen nur konfuſ' machen, weil ſie dieſelben entweder nicht verſteht, oder weil ſie in den hieſigen Verhältniſſen nicht anwendbar ſind. Philippine — ich habe das, glaub' ich, ſchon einmal angedeutet — will ſich nicht nach der Landesgewohnheit, ſondern dieſe ſoll ſich nach ihrer Weiſe richten.

Nun wohl aber; man geht zu den Handwerkern; man beſtellt, man beſchreibt die nothwendigen Geräthe, man verwirft, läßt ändern, macht die ſchon an ſich wenig höflichen und gefälligen Leute noch gar verdrießlich und widerſetzlich, erhält mit großen Koſten endlich etwas, was man doch kaum brauchen kann oder was man nicht braucht, weil das Mädchen natürlich lieber mit den hier gebräuchlichen Geräthen umgeht, die auch vollkommen ebenſo praktiſch ſind, und weil Philippine perſönlich nichts in die Hand nimmt und ihr daher im Grunde das eine oder andere ganz gleichgültig ſein könnte. Das koſtet viel Geld, liebe Baſe, und zwar umſonſt!

Das iſt Eins. Trotz meines Bittens und Einredens beſtellte ſie Möbelſtücke über Möbelſtücke, und als ſie erſt hier war, fing das Beſtellen noch lebhafter an. Verlangen Sie nicht von mir, daß ich Ihnen die Namen dieſer Dinge nenne; Divan, Chaiſe-longue, Cauſeuſe, Fauteuil, Chiffonniere — ſind bereits gebräuchliche Wörter und bilden hier nur den Vortrab einer Menge von Gegenſtänden, die ich weder zu nennen, noch zu benützen weiß. Die kleinen und großen Sophas, die kleinen und großen Seſſel, Stühle, Schränke, Käſten, Spinden, Tiſche, Tiſchchen u. ſ. w. u. ſ. w. machen eine unglaubliche Anzahl aus und haben alle, Gott weiß was für wälſche Namen — was ich, beiläufig geſagt, unmenſchlich albern finde. Als ob wir Deutſchen zur Benennung und Bezeichnung von irgend einem Dinge bei andern Sprachen betteln gehn müßten! — Aber davon will ich nicht reden, ſondern nur von dieſer überflüſſigen Menge koſtſpieliger Stücke, die wir gar nicht unterbringen, geſchweige denn angemeſſen aufſtellen können.

„Philippinchen!“ mahne ich zuweilen bittend, „Philippinchen, wohin ſoll das alles? Es iſt ja ſchon übervoll, und die Leute zu den Möbeln können nimmermehr in unſere Zimmer hinein!“ — „Gleichviel,“ verſetzt ſie dann wohl ſcharf, „haben muß man das — es ſchickt ſich einmal ſo. Die Wohnung iſt aber zu klein und wir müſſen natürlich eine andere haben.“ — Und doch, liebe Baſe, iſt es eine freundliche Wohnung, und mir däucht, zwei Menſchen könnten mit einem Schlaf-, zwei Wohnzimmern und einem „Salon“, nebſt den Wirthſchaftsräumen wohl zufrieden ſein. Aber nein! Man muß eine „Suite“ haben, ſonſt geht's nicht! Man bringt ja die Möbel nicht unter, nach denen ſich jetzt die Wohnung richten muß. Daß beides nach den Verhältniſſen der Bewohner abgemeſſen werden ſollte, daran denkt man nicht mehr.

Und wäre es damit nur abgethan! Aber nun kommt die übrige Einrichtung dazu, welche doch paſſen ſoll — Lampen, Kronen, Ampeln, Blumen, Vaſen, Spiegel, Vorhänge, Portieren, Kupferſtiche, Gemälde — kurz, Gott weiß was!

Das iſt ein gar beſonderer Caſus, der mit dieſen „Gemälden“, liebe Baſe! — Philippine will ſich um alles in der Welt nicht ohne „Gemälde“ beruhigen. Ein paar „Oelgemälde“ muß ſie wenigſtens haben, behauptet ſie, denn: „es ſchickt ſich ſo!“ — Ich habe ihr alles mögliche vorgeſtellt; ich habe ihr geſagt, daß wir ein wirklich gutes Bild, das man immer wieder mit Freude

betrachtet, nicht anſchaffen können, und daß wir uns mit einem oder ein paar ſchlechten nur lächerlich machen in den Augen aller, welche das Ding verſtehn. Es half nichts; ſie hat ein Stück zu ein paar Louisd'or erworben — eine Sudelei von bunten Farben, und ward ſehr böſe, als ich ihr ſagte und zeigte, wie elend das Bild ſei. Das Geld reut mich nicht, obgleich es mir nicht leicht abgeht; aber wir machen uns lächerlich — und zumal über ſie mit ihrer Behauptung, daß das Bild gut ſei, wird man arg den Kopf ſchütteln. Denn es iſt bös, liebe Baſe, daß ſie, die allerdings viel verſteht, nun gleich alles verſtehen will, und mit ihren Behauptungen ſo grenzenlos beſtimmt und — ungeſchickt zu Werke geht. Sie hat bisher von Gemälden nichts geſehn, als einige Porträts und — Schildereien daheim, wobei ſich kein Menſch ein Urtheil erwerben kann. Hier hat ſie Gelegenheit, viel Gutes zu ſehn, ſich nach und nach ein Verſtändniß, ein Urtheil zu bilden. Sie könnte nach Jahr und Tag als Kennerin auftreten — aber ſie will es gleich ſein, macht ſich lächerlich und kauft ſchlechte Bilder, die nicht zieren, ſondern verunſtalten.

Ich bin kein Anhänger und Verehrer der „alten Zeit," denn das iſt eigentlich ein Wort ohne Sinn. Schon Adam und Eva konnten außerhalb des Paradieſes von der „alten Zeit" innerhalb deſſelben reden, und ſeitdem bleibt ſie für alle Menſchen da und dieſelbe, da alle eine Vergangenheit hinter ſich haben. Wir Menſchen leben aber in der Gegenwart und müſſen derſelben mit all ihren Forderungen gerecht werden oder ihr — wie man jetzt mit einer ſinnloſen Redensart ſagt — Rechnung tragen. Wollen wir einmal leben und in dem Geſellſchaftskreiſe uns bewegen, dem unſere Stellung und Bildung uns anreiht, ſo müſſen wir uns auch dem jetzt einmal Herkömmlichen fügen und anſchließen.

Das ſehe ich ein. Allein deſſenungeachtet beklage ich es, daß wir immer mehr einem unſinnigen ſteigenden Luxus entgegen getrieben werden und uns nicht mehr mit einer Einfachheit begnügen wollen, die zu unſerer Eltern Zeiten für Luxus galt, gegen den jetzigen gehalten aber wirklich einfach genug war und dennoch vollkommen auch uns genügen würde. Mir däucht, mit der gehörigen Anzahl von Sophas, Stühlen, Tiſchen, Schränken u. ſ. w. wäre es jetzt ſo gut abgethan, wie damals, und würde das Leben ebenſo bequem und behaglich vergehn, — ja behaglicher, denn die erſparten Anſchaffungskoſten würden uns Genüſſe erlauben, denen wir jetzt, mitten in unſerer prächtigen Einrichtung entſagen müſſen. In den meiſten Ehen, wo

die Gatten nur geringes Vermögen haben und zur Führung des Hausſtandes auf das Einkommen, den Erwerb, die Beſoldung des Mannes angewieſen ſind, wäre es ſicher vernünftiger, wenn die Frau nicht ihren ganzen Beſitz auf eine unſinnig koſtſpielige Ausſteuer verwendete, ſondern nach Beſchaffung des Anſtändigen ein kleines Kapital zuzubringen ſuchte, welches, noch ſo gering, doch immer beſſer wäre als „ſchöne Möbel und nichts zu beißen."

Es iſt mir durchaus nicht verborgen, liebe Baſe, daß Philippine, wenn ſie von dieſer meiner „Idee" wüßte, außer ſich ſein würde, und ich fühle mich durchaus nicht ſicher, ob nicht auch Sie mich deßwegen für einen „Menſchen von unnobler Geſinnung" erklären werden. Allein in dieſem Fall muß ich mir das gefallen laſſen, ohne darum meine Anſicht zu ändern. Denn im Geldpunkt hört ſogar bei den großen Kapitaliſten die „Gemüthlichkeit" auf, wie viel mehr noch bei einem Mann, der auf ein ziemlich geringes Einkommen angewieſen iſt und daſſelbe mit dem beſten Willen nicht über ein wiederum ziemlich beſtimmtes Maß zu ſteigern vermag.

Hier komme ich alſo auf Ihre Frage zurück, ob meine Stellung und was ſie mir einbringt, am Ende nicht den frühern Angaben entſpräche, weil ich hie und da gegen Philippinens Wünſche zu opponiren wage. Das hat mir weh gethan, liebe Baſe, und ich ſage darum auch entſchiedener, als es ſonſt meine Art zu ſein pflegt: was man von meinem Einkommen geſagt, ſich gedacht, daraus ſich berechnet hat, kann mich nichts angehn. Ich habe geſagt, es beſtehe, alles in einander gerechnet, jährlich in ungefähr 1200 Thalern, und ſo ſage ich auch noch heute.

„Nun," höre ich Sie ausrufen, „das iſt für einen beſcheidenen Sinn ganz genügend!" Ich dächte das auch, liebe Baſe, denn Ihr Vater hatte, wie Sie oft erzählten, nur fünfhundert Thaler, führte damit jedoch ſeinen Hausſtand anſtändig, gab ſeinen Töchtern eine Ausſteuer, ſchickte die Söhne auf die Univerſität und hinterließ noch ein kleines Vermögen. Nun wollen wir annehmen, daß wir jetzt um ungefähr anderthalbmal theurer leben als damals, und daß alſo mein Einkommen etwa dem Ihres Vaters entſprechen werde. Wir ſind nun zwei Leute, die noch keine Töchter auszuſteuern, keine Söhne auf die Univerſität zu ſchicken haben, die aber dennoch kein Vermögen ſammeln, ja nicht einmal mit dem, was ſie einnehmen, auskommen. Und das alles, liebe Baſe, kommt vom „beſcheidenen Sinn," d. h. vom Mangel deſſelben.

Was ich habe und einnehme, iſt allen dazu Berechtigten bekannt geworden, hat ihrer Anſicht nach zur Führung eines Hausſtandes genügt und Philippinen eine angenehme und angemeſſene Lebensſtellung verheißen, ſo daß ſie und die Ihren von Herzen in unſere Verbindung willigten. Hat ſich nun aber plötzlich jene Anſicht geändert, weil mein Erwerb für die wirklich auftretenden Ausgaben nachweisbar leider nicht hinreicht, ſo kommen wir auf die kitzlichen Fragen, liebe Baſe: ſollen ſich unſere Anſprüche nach unſerm Einkommen, oder muß das Einkommen ſich nach den Anſprüchen richten?

Die Antwort iſt noch viel kitzlicher, liebe Baſe! Denn ſie bejaht in unſerer Zeit, ſo unglaublich das auch klingen mag, immer häufiger die letzte Frage. Sie wiſſen wohl, daß die That viel kräftiger ſpricht, als die Worte, und es iſt hiermit grade ſo, wie mit dem, was ich oben geſeufzt: daß ſich jetzt die Wohnung abſolut nach den Möbeln richten muß. — Auch eine ſchöne Gegend! —

Als ich neulich Philippinen dies — nicht ſagte, Gott ſoll mich behüten! — ſondern nur andeutete, wurde ſie ſehr heftig und ſchalt mich einen Menſchen, der Lärm über die natürlichſten Dinge mache und noch dazu da, wo es mich gar nichts angehe, denn alles, was ſie zu unſerer Einrichtung anſchaffe, gehe ja von dem Ihren. Solche Erörterungen ſind böſe, liebe Baſe, und zumal wenn ſie dahin führen, wohin es dieſe that, — nämlich zu einer kleinen Rechnungsablegung über das, was ich für ſie an Geld erhalten und wie daſſelbe verwendet worden. Die Summe war in meinen Augen ganz anſtändig und genügend, aber ſo, wie Philippine es nach der jetzigen Mode um ſich und an ſich und für ſich wünſcht, hatte ſie etwa nur zur Hälfte gereicht und ich hatte das Andere zugeſchoſſen — gern, kann ich Sie verſichern, denn ich liebe die kleine Frau und will ihr alles gewähren, was in meinen Kräften ſteht.

Sie ſah mich bei dieſem Reſultat zuerſt ganz beſtürzt an und war dann ganz außer ſich — worüber, meinen Sie wohl? — Ueber mich, liebe Baſe, daß ich ihr nicht zur rechten Zeit davon geſagt! Als ob ich das nicht hätte! Aber es ſoll nun einmal ich ſein und niemand anders. — Sie habe nicht ſo ängſtlich rechnen gelernt, ſagte ſie mir, und ſehn Sie, darin liegt's. Rechnen lernen unſere jungen Damen überhaupt nicht mehr, ſie begreifen nicht mehr, daß ſich 100 nicht wohl von 50 ſubtrahiren läßt. Sie können daher auch meiſtens nicht mehr wirthſchaften, vielmehr nur

verſchwenden oder knauſern. Geſegnet diejenigen, welche ſich alſo lieber gar nicht damit befaſſen, ſondern die ganze Hiſtorie dem Mädchen überlaſſen, und ſich ſelbſt mit dem begnügen, wozu ſie von ihren ſchwachen Müttern und Vätern angehalten wurden — mit Tanzen, Singen, Muſiziren, aus dem Fenſter ſehn, Ueberſetzungen leſen, Verſe ins Tagebuch, und Kuchen- und Crême-Rezepte ins Kochbuch (!) ſchreiben, Weißſticken, ſich an- und auskleiden, Beſuch machen, und wie dieſe vielen freien Künſte ſonſt noch heißen.

Denn ſie haben unendlich viel zu thun, unſere jungen Damen, und lernen ſehr viel — für ſich ſelbſt und für die Geſellſchaft, während unſere Mütter wenigſtens zum Theil noch für ihre ſpätern Gatten und zu hoffenden Kinder lernten. Aber an dergleichen nur zu denken, würde man jetzt ſchon unzart nennen, ebenſo wie eine jetzige Braut ſicher auf das geſchwindeſte in Ohnmacht fiele, wenn man ihr zumuthete, beim Ankauf ihrer Ausſteuer gleich auch die Wiege mitzunehmen. Vordem verſtand ſich dies Stück grade ſo von ſelbſt wie jedes andere, welches man vorausſichtlich einmal gebrauchen mußte. Aber abgeſehen von der Unzartheit, die in dem Gedanken liegt, daß man einmal vielleicht Kinder erhalten ſoll, hat man jetzt auch ſo viel mit ſich ſelbſt zu thun und wird ſo wenig mit ſich ſelber fertig, daß man eine grauſame Angſt vor einer Vermehrung ſeiner Mühe fühlt, wie ſie Kinder denn freilich ſchaffen ſollen.

Verzeihen Sie mir, liebe Baſe, wenn ich in dieſem Briefe hie und da, gegen meine Natur, ein wenig bitter geworden und hin und wider auch vom hundertſten ins tauſendſte gekommen ſein ſollte. Ein Wunder wär's nicht, da mich Philippinchen auch, obgleich ſie weiß, daß ich dieſe Stunden zur Arbeit benütze und ungeſtört zu bleiben wünſche, vom hundertſten bis zum tauſendſten gequält und geſtört hat, ſo daß ich endlich auch die Arbeit reſignirt zur Seite legte und dieſen Brief beendigte. Aber ſo etwas wirkt nach.

Jetzt iſt ſie im vollſten Wirthſchaftseifer — ich lachte ſie vorhin aus und bat ſie, dergleichen doch ruhig dem Mädchen zu überlaſſen — in der Küche und demonſtrirt der Dirne vor, wie ſie es haben wolle. Die Köchin reißt Mund und Augen auf und ſagt: „ſo kann ich's nicht! So geht's nicht.“ — „Aber ich will!“ befiehlt Philippinchen, — und ſo geht's hin und her, und es könnte zum Todtlachen ſein, wenn man dabei auch nur für ſein Mittagseſſen außer Sorgen ſein dürfte. Denn ich fürchte — ich

fürchte, liebe Baſe! — Sie hat mich zwar gefragt, ob ich ein Ragout — von — ich weiß nicht! — möchte und wie ich es bereitet wünſchte; aber ich konnte ihr das ſo wenig ſagen als ſie ſich ſelbſt. Und ſo werde ich mich ſicher ſehr ſpät zu Tiſch ſetzen — das iſt nobel — hungrig ſein — das iſt unnobel — und zum Troſt eine Tafel finden, welche mit durch den Küchenſtreit beeinträchtigten Schüſſeln reizend arrangirt iſt. Denn das Arrangiren verſteht Philippinchen ausgezeichnet, und damit muß es gut ſein. Liebe verſüßt dann alles, ſagt ſie, und macht ſatt!

Ach, liebe Baſe, wir eſſen das nur gar zu oft! Ein wenig Abwechslung ſollte uns, mein' ich immer, auch nicht grade ſchaden. Doch ich bin ihr gehorſam, wie ich es Ihnen bin.

3.

„Wenn Ihr mit dem Einkommen jetzt, wo Ihr noch allein ſeid und nichts nachzuſchaffen braucht, nicht leben könnt," ſchreiben Sie mir, „ſo verſteht Ihr nicht zu wirthſchaften, und ich mache Euch darauf aufmerkſam, daß auf einen ſo üblen Anfang leicht ein böſes Ende folgen kann."

Aber nein, liebe Baſe, wie Sie's wiſſen und treffen können! Das iſt ja genau daſſelbe, was ich nicht nur ſchon ſelber hin und wider gedacht, ſondern neulich auch Philippinchen anzudeuten gewagt habe! Wären Sie nur dabei geweſen, daß Sie's ihr hätten ſagen können, Sie mit Ihrer Erfahrung und Entſchiedenheit, denn ich kann Sie verſichern, für einen Menſchen von meiner Gutmüthigkeit und geringen — Philippine behauptet das — Einſicht ſind derartige Erörterungen nichts weniger als angenehm und führen ſtets dazu, daß ich mich mit den Worten zurückziehe: „Philippinchen, ereifere dich nicht! Es war ja nur eine Anſicht, und ich beſcheide mich ſchon vor deiner beſſern Einſicht!" — Aber freilich, liebe Baſe, das ſind nur Worte, die dem lieben Hausfrieden gelten, und im Innern ſieht es leider ein wenig anders aus.

Nicht etwa, weil ich, wie Sie vorausſetzen, „auch kein gutes Gewiſſen," weil ich, „wie die Männer meiſtens gleichfalls üble, koſtſpielige Gewohnheiten" hätte — denn davon weiß ich mich frei. Ich rauche nicht, ich trinke nicht, ich ſpiele nur hier und da einmal Domino, was mich im Unglücksfall die Woche über ein paar Groſchen koſten kann; ich gehe über-

haupt ſelten aus. Meine Garderobe macht auch keine großen Ausgaben: alle zwei Jahre ein Rock für den Winter und einer für den Sommer, ebenſo oft ungefähr ein Hut, und die andern Kleidungsſtücke im Verhältniß — ich meine, darüber kann ſelbſt der ſtrengſte und genauſte Haushalter nicht ſchelten.

Nun nehmen Sie aber einmal die Toilette einer Dame, die, wie ſie ſeufzend behauptet, der „Mode" verfallen iſt und von derſelben geknechtet wird! Alſo ein Hut für den Sommer — der Reiſehut iſt nebenher — einer für den Herbſt, einer für den Winter, einer für den Frühling — NB. den will ſich Philippine vielleicht nicht anſchaffen, weil ſie hofft, ſie könne dazu den Reiſehut umarbeiten laſſen. Weniger könne doch eine Dame nicht haben! — Weiter: ein Mäntelchen, eine Mantille, ein Shawl für den Sommer, dieſelben drei Stücke etwas ſchwerer für den Herbſt; für den Winter ſind ſie dann natürlich auch wieder da, nur viel wärmer und koſtbarer, und im Frühling iſt es die gleiche Geſchichte. Das iſt nur für's Ausgehn, liebe Baſe! Nun kommen aber noch die andern Gelegenheiten zum Toilettemachen — Beſuch, Geſellſchaft, Ball, Theater u. ſ. w., und dazu gehören ſo viel Dinge, daß es ein Graus iſt, Dinge, deren Namen alle zu kennen und zu unterſcheiden, eine ſchlimmere Aufgabe iſt, als die ganze Reihe der alten römiſchen Kaiſer auswendig zu wiſſen.

Ich bin ja ein vernünftiger Menſch, liebe Baſe, und ſehe ein, daß ſich eine Frau, ohne ſich lächerlich zu machen oder doch auffällig zu werden, nicht wohl gegen die einmal herrſchende Mode opponiren oder ihr entziehen kann. Aber ich ſehe doch hundert andere Frauen darin ein anſtändiges Maß beobachten und ruhig vor manchem zurückweichen, was ihrem Geſchmack oder auch nur ihrem Geldbeutel als eine Uebertreibung erſcheint. Sie wiſſen überdies, daß die eigentlichen Helden und Heldinnen der Mode mit geringen Ausnahmen entweder ſpekulative Schneider und Modiſtinnen oder Weiber ſind, die ſich langweilen und, weil ſie ſonſt weder innerlich, noch äußerlich etwas Anziehendes haben, die Aufmerkſamkeit der Menſchen wenigſtens durch die Staffage zu erzwingen ſuchen, oder endlich den Blicken irgend etwas entziehn wollen, was, ſei es ihre Eitelkeit, ſei es irgend eine andere Gefühlsregung verletzt.

Meine Frau will ſich hiervon aber noch nicht überzeugen laſſen; was ſie ſieht, möchte ſie haben oder nachthun, mag es ſo auffällig ſein, wie es will, ohne daran zu denken, daß einerſeits ihr Nadelgeld dazu nicht hin-

reicht, und andrerſeits jede Uebertreibung nur einen ſchlechten Geſchmack oder vielmehr gar keinen verräth — etwas, wovor ſich eine Frau am allermeiſten in acht nehmen ſollte. So iſt es mit Ihrem Troſte, liebe Baſe, daß nun die Einrichtung und Toilette im Stande ſein und wir jetzt zur Ruhe und zum Sparen kommen würden, leider nichts. Davon kann ich Ihnen ein kurioſes Beiſpiel erzählen, dem ſich eine nicht minder kurioſe Fortſetzung anſchließt.

Alſo wir gingen vor ungefähr drei Wochen die Hauptſtraße entlang und ziemlich nahe hinter einer Dame, die nicht ſowohl in Toilette, ſondern in Putz war, und wie hier üblich und um ihren geſtickten Unterrock ſehen zu laſſen, das Kleid ſo weit aufhob, als ob ſie im vollſten Regenwetter die ſchmutzigſten Wege zu paſſiren hätte. Ich machte Philippine lachend darauf aufmerkſam und ſie fand meine Bemerkung lieblos. Die Dame dächte nicht daran, meinte ſie; ſie ginge ſo, weil es einmal ſo Herkommen wäre und um das Kleid zu ſchonen. Sie freilich wolle das nicht loben, wie ſie es auch nie anders als bei wirklich ſchlechtem Wetter thue. Und ſie fügte hinzu, ich möchte jetzt lieber den weißen Rock bewundern, deſſen Stickerei bildſchön ſei. Da wußte ich, was die Glocke geſchlagen, und nach einigen Tagen ſchon zeigte mir Philippine einen Rock, der, wie ſie triumphirend verſicherte, noch viel ſchöner ſei als jener. Zugleich erſuchte ſie mich um die Bezahlung, denn Schulden will ſie, wie ſie mir freiwillig zugeſtanden, nie und unter keinen Umſtänden machen.

Die Summe war ſehr hoch, und da ich in der letzten Zeit wirklich gar ſehr viel ausgegeben und überdies wußte, daß Philippine mit ſolchen, theils einfachen, theils reicher gearbeiteten Röcken in großer Zahl verſehen ſei, ſo erlaubte ich mir einen Seufzer und die Bitte um Auskunft darüber: weßhalb man eigentlich ſo viel Werth auf die Ausputzung von Kleidungsſtücken lege, die überhaupt nicht zum Betrachten oder doch nur für unſer eigenes Auge und, wie ſie ſelbſt zugeſtehe, ſicher nicht für fremde Blicke beſtimmt ſeien? — „Glaubſt du etwa," verſetzte ſie piquirt, „daß ich mich nur um andrer willen gut und ſauber kleide und nicht auch ſelbſt Sinn dafür habe, Gefallen daran finde? Was ich trage, trage ich für mich — und auch für dich, mein Freund," ſetzte die ſchlaue Hexe hinzu; „denn nicht wahr, du magſt es doch, wenn deine Gattin zierlich iſt und nicht allein ein hübſches Kleid, ſondern als ordentliche Frau auch alles übrige ſauber und paſſend hat?" — „Du mißdeuteſt meine Frage, mein Herz," gab ich zur Antwort.

„Reinlichkeit und Sauberkeit verſteht ſich von ſelbſt, darüber rede ich nicht. Ich frage nur, wozu der Ausputz, der Reichthum, die Koſtbarkeit bei dieſen angeblich nicht ſichtbaren Dingen?“ — „Es iſt einmal ſo Mode,“ erwiderte ſie verdrießlich, „und ich liebe es auch nicht, Dürftigkeit vor den Leuten mit einer ſchönen Decke zu verbergen. Merken ſie ſo etwas auf einer Stelle, ſo ſchließen ſie es gern von allen übrigen. Man muß vor ſich ſelbſt ſo ſein, ſo leben, als wäre es vor aller Welt.“

Ja, liebe Baſe, die Decke, die Decke! Das iſt eben das Hauptelend, daß ſie verlangt, die Decke ſolle ſich nicht nur nach ihr ſelbſt, ſondern auch nach allen jenen ſtrecken, die ſie für muſtergültig und nachahmenswerth erfunden hat!

Aber genug; ich ſchwieg alſo und bezahlte, und dies iſt das Beiſpiel. Nun die Fortſetzung.

Es war mir ſchon einige Wochen lang aufgefallen und fiel mir von Tag zu Tag mehr auf, daß wir immer geringer aßen, ſowohl der Qualität als der Quantität nach, und obgleich ich nichts weniger als Gourmand, ja nicht einmal wähleriſch ſein ſoll — Philippine geſteht das ſelbſt — ſo konnte ich mich doch nicht enthalten, endlich und ein paar Tage nach jener Unterrocksbegebenheit, darüber eine Bemerkung fallen zu laſſen. „Nun, das iſt doch ſehr begreiflich, Guter,“ ſagte ſie mit einem kleinen Naſerümpfen. „Ich kann dein ewiges Klagen über unſere großen Ausgaben nicht länger hören und will thun, was ich vermag, um zu ſparen. Ich ſehe ſelbſt ein, daß die Geſelligkeit uns dieſen Winter noch viel koſten wird, zumal ich doch auch noch eine Loge im Theater haben muß — denn dies bald hier-, bald dorthinlaufen ſchickt ſich nicht für uns. — Aber ich finde nur unſern Tiſch, wo wir ſparen können. Und was thut's? Es ſieht und erfährt ja auch niemand.“

Ich war nicht wenig verblüfft, liebe Baſe, und konnte erſt nach einer ganzen Weile erwidern: „aber Philippinchen, wie iſt das? Was ſagteſt du mir denn neulich von der Decke, mit der du vor den Leuten nicht heimliche Dürftigkeit bedecken möchteſt, weil ſie dann leicht weiter ſchließen würden?“ — „Was redeſt du?“ fragte ſie verdrießlich. „Wann hätte ich das geſagt?“ — „Nun, mein Gott, neulich bei dem geſtickten Unterrock, den ja auch niemand ſieht, — erinnere dich nur! Du meinteſt noch, man müſſe auch vor ſich ſelbſt ſo ſchicklich leben, als wäre es vor der ganzen Welt. — Wie vereinſt du das nun mit dieſer Decke über unſere Koſt?“ — „Nun ich

denke doch, das iſt etwas ganz Anderes," bemerkte ſie und ſetzte dann heftig hinzu: „und kurz und gut — ſpare wo du kannſt. Ich vermag es nicht anders und will es wenigſtens nicht bei meiner Toilette — die muß anſtändig bleiben!" — „Gut!" ſagte ich da ſcharf, denn die Galle lief mir auch einmal über, „und ich will es nicht bei meinem Tiſch — er ſoll nicht reich, aber anſtändig und ſättigend ſein. Darnach richte dich." Und damit ſtand ich auf und ging, ohne darauf zu achten, daß ſie ſich wie halb ohnmächtig zurückgelehnt hatte und mich mit erſterbenden Blicken verfolgte.

Nachher that mir meine Heftigkeit leid und ich habe den Befehl in Bitten verwandelt, mit denen ich zu ihrer Ueberlegung und Einſicht durchzudringen ſuchte. Aber das hätte ich bleiben laſſen ſollen, liebe Baſe, denn es nützte mir nichts. Sie ſchmollte einige Zeit mit hoher Miene, und dann ward ihr Wille noch entſchiedener als bisher.

Auch mit der Einrichtung ſind wir nicht fertig, liebe Baſe, und ſcheinen dahin nicht kommen zu ſollen, obgleich wir nun ſechs Monate verheirathet ſind. Gemälde haben wir jetzt freilich genug, aber zu meinem nicht geringen Entſetzen kommen jetzt andere Dinge an die Reihe — Malachitvaſen, glaub' ich, heißen dieſe quälenden Stücke, auch Rococco-Vaſen von Sevres oder Meißen mit, gelinde geſagt, unanſtändigen Schäferidyllen und Amoretten. Dazu hat Philippinchen irgendwo geſtickte Möbelbezüge geſehn und ſitzt nun in einer Fülle von Muſtern, Nadeln, Wolle und Seide, um die Möbel ihres Salons in dieſer Weiſe zu koſtümiren. Auf zwei Lehnſtühle kommt das Wappen ihrer „geborenen" Mutter, und auf zwei andere eins aus ihrer Phantaſie. Kurz, es wird eine Pracht, denn ſie verſteht die Arbeit! Nur ſchade, daß man ſich darauf nicht wird ſetzen ſollen, oder daß die Stickereien unter Ueberzügen trauern werden, die man dann erſt bei Gelegenheit ſchnell abreißen muß.

Das allerſchlimmſte bei dieſem Salon und dieſen Möbeln iſt nach meiner Ueberzeugung, daß ihr die Gäſte dazu fehlen werden, die dergleichen zu würdigen verſtehn. Die vornehmen Bekanntſchaften wollen ſich — zu meinem Troſte — gar nicht recht finden, und ein paarmal iſt Philippinchen, wo ſie ſich derartigen Umgang zu erzwingen ſuchte, bei freilich albernen Leuten gar nicht gut angekommen. Ich bin, Gott weiß es, kein Verächter des Adels, wenn er iſt, wie er ſein ſoll — tüchtig und ehrenwerth. Aber mir däucht, ein wackerer bürgerlicher Stamm, wie Philippine ſich deſſen rühmen kann, iſt nicht weniger werth. Jeder bleibe in ſeinem Stande und

freue ſich, wenn ſie's werth waren, ſeiner Vorfahren, und ſuche ihnen Ehre zu machen. Das verſtanden dieſe Vorfahren auch beſſer als wir; ſie prahlten nicht mit etwas, das ihnen nicht zukam. Aber — den Tauben iſt bös predigen.

Weil ich im vorigen Brief auch von einer Wiege ſprach, fragen Sie, ob wir vielleicht Ausſichten hätten. Ach nein, liebe Baſe, das iſt nicht der Fall — ich ſetze hinzu: leider! — Philippine aber: Gott ſei Dank! — Sie findet es „unnobel," ein Jahr nach der Hochzeit ſchon ein Kind zu haben, und erklärte mir neulich, als ich einmal mit Freuden jener Zeit gedachte, wo wir vielleicht Kinder hätten, auf das allerentſchiedenſte: mehr als eins wolle ſie überhaupt nicht, und für's erſte könne ſie auch das noch nicht brauchen; jetzt wolle ſie ihr Leben genießen und nicht Kinder wiegen. Dieſen Winter wird getanzt und nächſten Sommer gereist.

Ich ſage das nur zu Ihnen und im tiefſten Vertrauen, denn dieſe ihre Bemerkung hat mich nicht nur betrübt, ſondern mich, was ich nie für möglich gehalten, für ſie ſchamroth gemacht. Einzig ſteht ſie nicht da, im Gegentheil ſehe und weiß ich Aehnliches auch von Andern. In die Kirche gehn ſie freilich, aber — weiß auch ihr Herz davon? —

Laſſen Sie mich ſchließen, liebe Baſe. Ich bin Ihr betrübter

Amandus.

(Fortſetzung folgt.)

Münchner Festbericht.

Von

Friedrich Lampert.

I.

Die Künstlerversammlung und Kunstausstellung.*

Was ich mit einem „Münchner Festbericht" will, brauche ich wohl kaum weiter zu erläutern, die Tagesblätter sind mir mit dieser Erklärung vorangeeilt. In München hat sich in den Septembertagen dieses Jahres vieles zusammengedrängt, woran sonst eine Stadt Jahre lang zu zehren hat. Die erste große allgemeine deutsche Kunstausstellung, die lang angebahnte, nun zur schönen That gewordene Idee; die dritte Versammlung deutscher Künstler, zahlreicher und glänzender besucht, als die beiden frühern; das 700jährige Jubiläum der Stadt, welche nicht nur eines Landes, sondern der deutschen Kunst Haupt- und Residenzstadt ist; und zuletzt noch ein historischer Congreß, auch eine Anstrebung großen, gemeinschaftlichen Wirkens — kann man mehr in Einer Stadt, in Einer Woche verlangen?

Es war auch fast zu viel, überwältigend, fast ermüdend. München begnügt sich nicht mit dem, was es an und für sich hat, um sich nachgerade zu einem Hauptmagnet des Völkerzuges zu machen; es will immer auch noch etwas Besonderes dabei haben. Während man vollauf zu thun hat, um in acht Tagen durch seine Sammlungen, Kirchen, Pinakotheken u. s. w. durchzukommen, schaltet es von Zeit zu Zeit seiner Saison immer noch eine Woche von absonderlichem Interesse ein, so daß man in dieser über dem Außergewöhnlichen dem Gewöhnlichen nicht gerecht werden kann. Und so ließ auch ich diesmal München, wie es an und für sich ist, gänzlich bei

* Der zweite Abschnitt, das Jubiläum, folgt im nächsten Jahrgang.

Seite liegen, um nur dem Feſtleben mich zu widmen. Beides mit einander zu gleichen Theilen zu genießen, war eben unvereinbar. Ich muß alſo auch meine anfängliche Abſicht, ein Münchner Skizzenbuch in weiterem Umfang zu geben, auf ein andermal verſchieben, und ſchreibe nur einen einfachen Feſtbericht, der auch nur wieder die Tage vom 22. September bis 1. Oktober umfaßt, alſo auch nur das in dieſe Zeit Fallende in Betracht zieht.

Ehe mich das Treiben und die Unruhe der Hauptſtadt in Mitleidenſchaft zog, wollte ich noch ein paar ſtille Stunden dort, wo es ſtill und friedlich iſt, wie nirgends anderswo, in den Alpen, verleben. In Einer Fahrt war ich von der Heimat zu ihnen, nach Tegernſee, geeilt. Mich verlangte es eben, ſie einmal wieder zu ſehen, wenn es auch freilich nur ein flüchtiges Grüßen war. Allein es war hinreichend, um die Herrlichkeit des Gebirgs wieder friſch und lebendig ins Herz aufzunehmen und aus dem Gewühl der ſpätern Tage oft eine Sehnſucht zu empfinden nach dem lieben Oertchen am Seegeſtade, nach ſeinen hohen mächtigen Bergwächtern und nach der abendlichen Fahrt auf den ſchlummermüden, grünen Wogen.

Eine andere ſchnellere Fahrt, als die mit ſo einem, von einem ſchmucken Fiſcherkinde langſam dahingetriebenen Kahn, die mit dem eiſernen Roß, welches immer weiter auch in das ſtarre Reich der Alpen vordringt, brachte mich zur Reſidenz, die ich vorher nur flüchtig berührt, zurück. Es war der Mittwoch vor dem Feſt; da hätte ich doch glauben ſollen, noch in irgend einem Gaſthof ein beſcheidenes Unterkommen zu finden; allein als ich auch am fünften abgewieſen worden war oder wenigſtens nur bis zum Freitag Quartier zugeſagt bekommen hatte, da von da ab alles ſchon beſtellt ſei, ſo gab ich jedes weitere Bemühen um irgend ein Hotel auf und ſuchte eine Privatwohnung, die auch alsbald gefunden war. Inmitten der Stadt, nicht zu theuer, ruhig und ganz unbeſchränkt wohnend, konnte ich mit dem Tauſche wohl zufrieden ſein.

Eingerichtet hatte ich mich bald, die Gebirgs- mit der Stadttoilette vertauſcht, den Hausſchlüſſel eingeſteckt und ſo die Vorbedingniſſe zu meinem erſten Ausgang in München erfüllt, der freilich noch ziemlich planlos war. Ich war wieder in den alten bekannten Straßen. Wenn man auch längere Zeit von München fern geweſen iſt, man gewöhnt ſich ſo raſch wieder ein, man meint, man nehme das gemüthliche Leben, das man vor Jahren einmal hier geführt, nur ſo wieder auf, als ſei es erſt geſtern abgeriſſen. Man fühlt ſich gleich wieder heimiſch, traulich angezogen, man

trifft gleich wieder den alten Ton. Und daß dieser Ton eben der einer ganz eigenen, in keiner andern Stadt zu findenden Gemüthlichkeit, Lebensfröhlichkeit, den geistigen Genuß mit dem materiellen Wohlsein verbindenden Behaglichkeit ist, das hat jeder noch erfahren, der nach München gekommen ist.

Flaniren namentlich läßt sich's auch in München schön, und so that ich denn auch das, da für den Nachmittag doch nichts Ordentliches mehr vorzunehmen war, trank bei Tambosi unter den Arkaden Kaffee, sagte im Franziskaner dem Nektar Münchens Willkommen, und ging, als es Zeit war, ins Residenztheater. Das war für mich eine neue Bekanntschaft. Aus jahrelangem Vergessensein aufgeweckt, in großer Pracht wiederhergestellt, ist dieses Theater ein wahrer Schmuck der Stadt geworden. Kleiner als das riesige Hof- und Nationaltheater, entfaltet es eine Schönheit und Zierlichkeit, in der ihm fast kein anderes Schauspielhaus gleichkommen wird. Im strengsten Renaissancestil ausgeführt, zeigt es uns die reichste Pracht dieses üppigen Stils, ohne doch den Eindruck des Ueberladenen zu machen. Man glaubt kaum in einem öffentlichen Theater zu sein; man fühlt sich wie vor einer Privatbühne, in einem großen, eleganten Gesellschaftssaal. Es ist nicht so steif, förmlich und überfüllt, als wie im großen Haus. Die kleinen Schauspiele, Conversationsstücke u. s. w., die dort fast verschwinden, kommen hier eben zur rechten, gelungenen und wirkungsvollen Darstellung.

Vom Theater fuhr ich in die Tonhalle. Dorthin, als an den allabendlichen Versammlungsort der zur Künstlerversammlung anwesenden Künstler und Kunstfreunde, war ich im Café Schafroth, wo ich mir die nöthigen Festkarten geholt hatte, beschieden worden. Mit freundlicher Zuvorkommenheit aufgenommen und eingeführt, der Künstlerkarte theilhaftig gemacht, war ich bald heimisch in der großen, dem Anscheine nach mir so fremden Versammlung.

In lebendigem Verkehr wogte es in dem großen Saale auf und nieder; der Geist fröhlichsten und traulichsten Zusammenseins schien über alle ergossen. Kräftige Gesänge mischten sich unter das Stimmengewirre, dasselbe auf Augenblicke verstummen lassend; Toaste erschallten von dem oder jenem Tische. Persönlicher Anschluß war rasch gefunden, namentlich die Abgesandten Schwabens nahmen den Franken freundlich auf; betrachtete man doch jeden hier Anwesenden als Gleichgesinnten, als Genossen gleichen Strebens, wenn auch auf verschiedenen Gebieten und in mannigfacher Weise.

Soll es auch anders ſein? Soll nicht alles, was der Kunſt des Vaterlandes dient in Schrift und That, Hand in Hand gehen?

Die Idee der Aſſociation, die vor zwei Jahren die erſte deutſche Künſtlerverſammlung in Bingen zuſammengerufen hatte, weil auch die Künſtlerſchaft einſah, daß ſie ihr bisher ungebundenes, flottirendes, die feſten Formen verſchmähendes Leben doch auch endlich an dieſe große Zeitidee dran geben müſſe, hat in München ſchon eine feſte Geſtaltung gewonnen, die vielleicht noch die Hoffnungen der Theilnehmer an der erſten Verſammlung übertroffen hat.

Nicht nur, daß auch alles, was deutſche Kunſt an klingenden Namen hat, vereint war — auch aus andern Kreiſen waren gar viele Männer von Gewicht und Bedeutung herzugetreten, als Mitkämpfer und Mitarbeiter die Hände bietend. Und daß die Genoſſenſchaft, an deren Möglichkeit man vor Jahren noch gezweifelt, wirklich vorhanden ſei, dafür durfte nun noch die Münchner Künſtlerverſammlung ein unwiderlegliches Zeugniß aufſtellen: die Kunſtausſtellung, die, wie Feodor Dietz in ſeiner Eröffnungsrede ganz richtig bemerkt, „ohne die Genoſſenſchaft gar nicht möglich geweſen wäre, ſo aber ihr ſchönſtes Lebenszeugniß geworden iſt.“

Daß mit den beſten deutſchen Bildern auch die Schöpfer dieſer Bilder bei einander, ja daß in ihren Werken auch die Todten bei den Lebenden waren, daß ſo — „das merkwürdige Bild einer großen geiſtigen Familie erſchloſſen“ — war, das war das Großartige an der Münchner Kunſtausſtellung und Künſtlerverſammlung.

Um alle Tage der Künſtlerverſammlung mit durchleben zu können, dazu war ich leider zu ſpät gekommen, ich kann alſo nur von ihrem Epilog berichten, einem Tage und einem Feſte, wie ſie nur München und ſeine Künſtler bieten können, dem Feſte am Starnberger See.

Am Donnerſtag den 23., um 8 Uhr Morgens, ſtand der Extrazug bereit, der uns nach Starnberg bringen ſollte. Im Bahnhofe drängte es ſich bunt durcheinander, Künſtler und Kunſtgenoſſen, das blau-weiße Band mit dem Künſtlerwappen im Knopfloche, Alt und Jung, Männer und Frauen. Münchens Frauen fehlen ſelten bei den Künſtlerfeſten, ſie wiſſen, welchen Schmuck ſie ihnen verleihen. Es war ſchon ein ordentliches Stück Arbeit, die Hunderte in die vielen Waggons des Zuges einzuſchachteln; aber endlich war es doch gelungen, und die zwei Lokomotiven, die uns führten, brausten zum Bahnhofe hinaus.

Ohne Aufenthalt ging's dem Ziele entgegen. Ein Morgen war's, wie ich schöner selten einen erlebt; kein Wölkchen am tiefblauen Himmel, rings eine Klarheit und Frische, die es Einem auch bis ins Herz hinein klar und frisch machte, — und, als wir nach einer Stunde aus den Buchenwäldern der Mühlthalhöhen an den Rand des Thalbeckens von Starnberg herabgefahren waren, da lag auch der herrliche See in einer Pracht vor uns, in der man ihn selten schauen mag. Kein Windzug kräuselte die glatte grüne Fläche, die Feierstille von oben hatte auch dem Wasser sich verbunden; wie zum Festschmucke schienen Himmel und Erde sich angethan zu haben. Und im Hintergrunde, jenseits des Vorlandes, dort, wohinzu die Seefläche dem Auge verschwamm, da standen die ewigen Alpen, im duftigen Glanz des Morgens, ohne Hülle, ohne Wolke, vom Scheitel bis zur Sohle klar und scharf umgrenzt dem Auge sichtbar, in langer mächtiger Reihe, die höhern über die niedern sich erhebend, über alle emporragend die Zugspitze, die Königin der baierischen Alpen, sie, die so selten den ganzen vollen Anblick ihrer Schöne dem Fremdling zeigt, heut aber auch nicht umhin konnte, den fernher Kommenden den vollen Schönheitsgruß herüberzusenden.

Lange, lange hielt uns der Blick auf dieses Willkommbild gefangen, aber es sollte noch schöner kommen. Auf die Landungsbrücken zu, an denen die den Wagen Entstiegenen sich gesammelt hatten, schwamm die Flotille, die uns weiter zu befördern hatte, — in Blumen und Bänder, Fahnen und Flaggen gehüllte Schiffe. Ungefähr 20 an der Zahl waren's, meist große, starke, von kräftigen Schiffern geruderte Böte. Ob je eines Sees Wellen schönere, künstlerischer geschmückte Fahrzeuge getragen haben? Was die Phantasie und Poesie ersinnen können, war hier gestaltet. Von der Schiffe eigentlicher Gestalt war fast nichts mehr zu sehen, alles war in blühenden und bunten Schmuck verwandelt. Guirlanden schlangen sich als Takelage um die in Blumenstäbe verwandelten Maste; von deren Spitze flatterten lange, herabwallende Bänder; am Steuer wehten die Fahnen fast aller Länder; über den kleinern Flaggen wiegten sich oben stolz die Banner der Künstler und Sängerzünfte. Dort war ein Blumenschloß auf das Wasser gezaubert, zierliches Holzgeflechte bildete seine Mauern, hundertfarbige Blüthen schlangen sich durch die Gitter; hier stand ein Weihnachtsbaum in einem Schiffe, der Mast war eine schlanke hohe Tanne, Blumenkränze schwebten, unten immer zierlicher sich gestaltend, von ihm nieder; da

ſchwankte auf einem andern Maſte ein rieſiger Blumenkorb, dort hatte wieder ein anderer Kahn ſich ein Dach von lauter Flaggen und Fahnen zuſammengeſetzt. Alle andern Schiffe aber an Größe und Pracht der Ausſtattung überholend, ragte mitten aus ihnen der Buccentaur der Flotille, ſo ziemlich ein treues Nachbild ſeines Venetianer Muſters. Gold- und Purpurſchmuck deckte ſeine Außenſeite, die Decken und Teppiche ſchleppten im Waſſer nach; auf ihm waren die Hauptbanner geſammelt, er war der Mittelpunkt des Zuges. Als auch er nach all den andern vollends bemannt war, die zwei Muſikchöre und der Sängerchor ihre Schiffe eingenommen hatten, und nun die vollen, langgezogenen Klänge des Walhallaliedes ertönten, ſtach die Flotille in See.

Es war nun ſchon ein unvergleichliches Schauſpiel, den Zug der Schiffe in weitem Bogen auf der im Morgenſchein hell wiederglänzenden blaugrünen Seefläche daherſchwimmen zu ſehen, das Auge zu weiden an dem tauſendgeſtaltigen Schmuck der Böte, den fröhlichen, maleriſch gruppirten Geſtalten in ihnen, unter welchen wieder die bunten, reichen Toiletten der Damen die prächtigſten Farbenmiſchungen boten, und weiter hinaus an dem reizenden Bild der Uferlandſchaften, in denen auch Dörfer und Villen uns zu Ehren Feſtſchmuck angelegt hatten, von welchen Böllerdonner als Feſtgruß herübertönte.

Aber nicht aus der Ferne nur wollten ſie ſich betheiligen, die Umwohner des Sees, ſondern auch mitten unter uns ſchwärmten ſie herum; eine Unzahl kleiner zierlicher Boote kreuzte fortwährend unſern trägen Lauf, bald uns zur Seite, bald weiter vorausſchießend, das fantaſtiſche Gepräge des ganzen Zuges wunderbar erhöhend. Auch ſie waren im Einklange mit unſerer Feſttoilette reizend geſchmückt, meiſt mit ſo viel Geſchmack und Kunſtſinn, daß man nur bedauern mußte, nicht jedes einzelne ſich genau einprägen zu können. Eines ſteht mir klar von der Erinnerung: es war gewiß das ſchönſte von allen; es war wie ein Nereidenboot; Schilfſtäbe trugen das blumendurchwirkte Dach, an der Spitze baute ſich eine Pyramide aus den köſtlichſten Georginen auf, und unter dem Blumenbaldachin ſaßen vier reizende Mädchen, bisweilen ſelbſt das Ruder führend, in feenhafter Schnelle an uns vorüberfliegend.

Muſik und Geſang ſchwiegen ſelten, bald, je nachdem die einzelnen Schiffe einander weiter oder näher zogen, ſtark und voll ertönend, bald verhallend aus der Ferne her klingend. Es mochte in der Mitte der Fahrt

sein, da stimmte der Sängerchor Uhlands prächtiges Lied an: „Das ist der Tag des Herrn.“ Wie auf Verabredung sanken auf allen Böten die Ruder nieder und standen die Schiffe still. Kein Laut regte sich, still waren die Wogen, still war es drüben am Lande, nur des Liedes feierliche Klänge zitterten über den See hin. Es war wirklich so, wie sie lauteten:

„Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.“

Seit der Zeit des prachtliebenden Rococcojahrhunderts, wo der kurfürstliche Hof hier Regatten, Lustfahrten, Aufzüge aller Art veranstaltet, wo man sogar einen Meister aus Italien hatte kommen lassen, um ein getreues Abbild des Buccentauro für diese Festlichkeiten zu zimmern, hat der Starnberger See solche Pracht und Herrlichkeit nicht wieder gesehen, und Jahrzehende werden vielleicht hingehen, ehe ihm ein solcher Tag wiederkehrt. In Venedig hatte ich einst Gleiches geschaut, und unwillkürlich kehrte meine Erinnerung dorthin zurück. Dort zog der Geist einer großen todten Zeit mit der Fahrt durch die alten, ersterbenden Kanäle, hier aber war es das frische, fröhliche Leben, das mich umpulste, und der Vergleich fiel nicht zum Schaden dieser Seefahrt aus: sie hatte das Recht der lebendigen Poesie voraus.

Zwei Stunden mochten wir ungefähr gerudert haben, als das zierliche Königsschlößchen Berg, und bald nach ihm die Häuser des Dörfchens Leoni am Fuß der Waldhöhe näher kamen, welche das Ziel unseres Weges war. Wir landeten, die Schiffe legten sich in Reih und Glied vor Anker, die Fahnen und Banner wurden herausgeholt und an die Spitze des Zuges gestellt, der nun in langen Schlangenwindungen sich die Waldwege hinauf bewegte.

Der kühle Waldesschatten that nach der zuletzt auf dem See doch empfindlich gewordenen Sonnenhitze wohl und wohlthuend empfing er Einen auch unter den dichten Baumkronen der Rottmannshöhe. Diese, des größten deutschen Landschaftsmalers Lieblingsplatz, wo ihm auch ein Denkmal errichtet steht, war zum Festplatz ausersehen. Fürwahr ein trefflich gewählter Ort — eine freie Waldstelle, mit grünem Vordergrund, unten zu Füßen und weithinaus noch herschimmernd der schöne See und dahinter wieder die

Alpen in ihrer immer von neuem ergreifenden und überwältigenden Pracht und Herrlichkeit.

Aber, wie kann man doch mitten in ſolcher Poeſie, bei ſolchem Ausblick in die Ferne, ſo materiell werden und nur an das Nächſte, d. h. an Eſſen und Trinken denken? Und doch kam es ſo! Auf eine Stunde ſchien die ganze poetiſche Stimmung der Herfahrt verſchwunden zu ſein; man war müde, warm und dadurch hungrig und durſtig geworden. In einem Augenblicke waren die trefflich beſetzten Wirthſchaftsbuden geſtürmt, die langen Reihen der unter den Bäumen aufgeſchlagenen Tiſche und Bänke beſetzt, und vor dem Klirren der Teller und Meſſer und dem Klappern der zinnernen Krugdeckel verſtummte für einige Zeit jegliches andere Geräuſch. Aber, zu unſrer aller Ehrenrettung ſei es geſagt, länger als es nöthig zur Selbſterhaltung war, blieben wir nicht bei der Proſa ſitzen; die Signale der Muſik ſammelten uns alsbald um die am Rottmannsdenkmal errichtete Rednerbühne.

Maler Köckert beſtieg ſie zuerſt, um in feuriger, kräftiger Rede den Willkommgruß den deutſchen Brüdern zu ſprechen. „Im Angeſicht der ewigen Alpen, vom Geiſte Rottmanns umweht," brachte er der deutſchen Kunſt das dreifache, mit jubelndem Rufe aufgenommene Hoch. Ein Düſſeldorfer ſprach den Dank der fremden Künſtler aus; ein Schweizer folgte ihm in längerer Rede mit einem gelungenen Gruß an die Frauen, die Verſchönerinnen des Feſtes. Nach einer Pauſe erſchien „Frater Hilarius" auf der Tribüne, eine in den Münchner Künſtlerkreiſen wohlbekannte und verehrte Perſönlichkeit, der Vorſtand des Jubiläumsvereins, Regierungsrath Fentſch, der eine treffliche, launige Kapuzinerpredigt gegen das Formelweſen in der Kunſt und für den Bund des Künſtlers mit dem Dichter hielt.

Rede reihte ſich an Rede, Wort an Wort. Vom Standpunkte der Kunſtfreunde aus verſuchte auch ich ein paar Worte zu ſagen, indem ich die Miſſion hervorhob, die wir hätten, das Bewußtſein einer deutſchen Kunſt im Volke zu pflegen, und anknüpfend an unſres großen Dichters Wort: „an's Vaterland, an's theure, ſchließ dich an," in der Liebe zur deutſchen Kunſt die ſchon jetzt vorhandene Einheit der deutſchen Bruderſtämme nachwies, die wir als ein heiliges Gut zu pflegen hätten. Graf Thun, der geiſtvolle Präſident des Vereins für hiſtoriſche Kunſt knüpfte an meine Gedanken an und warnte in ernſten, eingreifenden Worten vor der Sucht nach Fremdem und mahnte zu treuem Feſthalten an heimiſcher Kunſt und Sitte.

Aber glaubt ja nicht, daß man aus dem Reden gar nicht herausgekommen wäre; es gab immer wieder Ruheviertelstunden dazwischen, in denen man in ernstem und heiterem Gespräche zusammensaß, auf und nieder wandelte, alte Bekanntschaften erneute, neue anknüpfte. Mir war dieser Nachmittag unvergeßlich reich. Manches geistig längst bekannte, aber noch persönlich fremde Angesicht ward mir geboten, mancher Händedruck nicht nur für dieses erste Sichbegegnen ausgetauscht. Eine wunderbare Fröhlichkeit zeichnete das Fest; es bewegte sich alles frei, ungebunden, und doch waltete in allem ein Geist maßvoller Schöne.

Auf dem auch eigens hergestellten Tanzplatz, den Tafeln mit sinnigen Sprüchen umstanden, wie an den Bäumen die verschiedenen Künstlerwappen angebracht waren, fanden die frischen, blühenden Mädchengestalten ihren besonderen Theil am Vergnügen des Tages; mit der Ballmusik wechselte ein größeres Concertstück oder wieder ein voller kräftiger Männerchor.

So währte es in lauter, heller Lust, Stunde für Stunde, und hätte wohl noch länger in die laue Herbstnacht hinein gewährt, allein der klare Morgen hatte dem Nachmittage viel weggenommen, ein Gewitter zog herauf und stand schon drohend hinter dem Peißenberg. Man mußte an zeitigen Aufbruch denken.

Wieder schwamm die Flotille über den See, diesmal zu anderm Schauspiel, als am Morgen. Zwischen den Blumen und Blüthen des Takelwerks erglühten an den Schiffen buntfarbige Lampen, Ballons entzündeten sich, Fackeln loderten auf; auf den Uferhöhen leuchteten Feuer, einzelne Landhäuser strahlten in bengalischem Lichte, und am Himmel stritten das tiefdunkel verglühende Abendroth, das Wetterleuchten des immer näher ziehenden Gewitters und der die Wolken durchbrechende volle Schein des Mondes um die Herrschaft des Lichtes in der einbrechenden Nacht. Wieder zogen die Klänge der Musik, die Lieder der Sänger über das Wasser hin; aber nicht mehr so ruhig, wie am Morgen trugen die Wellen die Schiffe; in immer lebendigerem Tanze geleiteten sie dem Strande zu; der See fühlte schon den Kampf der Nacht. Der Buccentaur war diesmal früher als fast alle übrigen am Landungsplatz angelangt: das Dampfboot, das uns schon in der Frühe mit Flaggengruß und Böllerschüssen salutirt hatte, hatte ihn ins Schlepptau genommen. Ihm folgte allmälig ein Boot nach dem andern; da flammte noch am Bahnhof von Starnberg ein schönes Feuerwerk auf, die letzte Rakete verkündete, daß des schönen Festes letzter Augenblick gekommen sei,

die Glocke signalisirte die Abfahrt des Extrazuges, der uns nach München zurückbrachte, und bald war hinter uns im nächtigen Dunkel Starnberg, der See, alles entschwunden, was so herrlich und prächtig vor uns gestanden war, was allerdings für jenen Tag ein Ende nehmen mußte, was aber in der Erinnerung aller, die diesen Tag mitfeiern durften, unvergänglich fortleben wird.

Am Tage nach dem Künstlerfeste die Kunstausstellung zum erstenmale, zum ersten Gruß für oftmaliges Wiedersehen zu besuchen, war ein naturgemäßer Uebergang.

Da öffnete er mir wieder seine Thore, der lichte Glaspalast, wie er es vor vier Jahren gethan, als die deutsche Industrie ihre Schätze in ihn gesendet hatte. Aber diesmal waren es andere Schätze, die er barg — die Meisterwerke der neuen deutschen Kunst.

Was Einem bisher wohl nie zweifelhaft gewesen, aber nur in zersplitterten Erscheinungen in den verschiedenen Kunststädten zum Bewußtsein gekommen war, daß es eine deutsche Schule, eine deutsche Kunst gebe, das stand uns hier in einem Gesammtbild, in Einer großen That manifestirt vor Augen. Der Dank des deutschen Volkes gebührt den Künstlern, die den ersten Gedanken gefaßt, die auseinandergehenden Strahlen der deutschen Kunstsonne in Einen Brennpunkt zusammenzufassen, gebührt vor allem dem unermüdlich thätigen Präsidenten des Centralcomités, Feodor Dietz, dessen Ausdauer allein es möglich machte, alle entgegenstehenden Hindernisse zu besiegen und die Ausstellung ins Leben zu rufen. Wohl durfte er mit guter Zuversicht vor die Künstlerversammlung treten und Rechenschaft von dem vorbereitenden Wirken des Comités in den schönen Worten geben: „in wenigen Augenblicken verrinnt der Sand unseres Stundenglases, emporgehalten durch jene feenhafte Macht, die uns sichtlich beschützt hat — ich weise hin auf Meister Schwinds zauberhaftes Märchen draußen im Kristallpalast. Was wir gesponnen in den Tagen und Nächten, seit uns im schönen Stuttgart unsere Sendung geworden, es liegt vor euren Augen; ihr sollt es richten. Wenn nicht alles gelungen ist, wie es konnte, wenn noch ein Rabenflügel übrig sein sollte, so bedenket die Unzulänglichkeit alles irdischen Wirkens, aber seid versichert, es gehört zu dem Liebsten, was uns auf Erden begegnet ist, daß es uns vergönnt war, inmitten der zaubervollen Geschichte der deutschen Kunst ein Jahr lang träumen, leben und wirken zu dürfen."

Nicht für die Künstler allein, sondern vor allen auch für uns, die Laienwelt, war die Ausstellung da. Soll die Gleichgültigkeit, die in dieser noch so vielfach gegen die Kunst herrscht, gebrochen, soll die Kunst, wie es sein muß, Gemeingut des ganzen Volkes werden und ein Hauptfaktor sein, durch den die Idee des Wahren, Schönen und Guten ins Leben zu treten hat, so kann es dafür kein besseres Mittel, als solch eine Gesammtdarstellung ihrer Leistungen geben. Aber nicht die Lebenden allein, sondern auch die großen Todten müssen da in den Reigen treten; die den Anfang der deutschen Kunst gemacht haben und die ihre Jünger und Fortarbeiter geworden sind, müssen zusammensein, und „so sind sie auch alle gekommen, wie der Ruf des Geistes an sie erging, die den Kampf des Lebens ausgekämpft, denen das Räthsel des Ideals gelöst ist, die in ihren Gräbern ruhen, sie waren da, sie waren mitten unter uns."

Eine historische sollte die Ausstellung sein, und darum mußte sie mit denen anheben, an deren Namen die Entstehung einer neuen deutschen Kunst sich anknüpft, mit jenen, die als Jünglinge in Rom zu Anfang dieses Jahrhunderts sich die Wiedergeburt der Kunst zum Lebenszweck setzten und vom Schirmherrn dieser Erneuerung, König Ludwig, zur Anstrebung und Erreichung ihres hohen Ziels berufen wurden. An sie konnte sich dann anschließen, was in ihrer Nachfolge sich gestaltet hat und geleistet worden ist, was an jenen Grundstamm angeschossen ist, als Blüthen und Früchte. So ergab sich von selbst die Eintheilung der Ausstellung: in einen gemeinsamen Mittelpunkt, jenen Raum, wo die Zeichnungen und Cartons vom Altmeister Carstens, von Cornelius, Overbeck, Schwanthaler, Kaulbach, Schnorr, Genelli, Führich u. A. aufgestellt waren, und in die, als aus jenen entsprungenen und hervorgegangenen Logen der einzelnen Kunststädte und Schulen: München, Düsseldorf, Berlin, Wien und Dresden.

Und konnte es nun für diesen Congreß der deutschen Kunst einen würdigern und passendern Ort geben, als gerade München? Auch das hat Dietz in seiner Rede bei Eröffnung des Glaspalastes hervorgehoben: „hat jemals die gütige Vorsehung die Möglichkeit vorbereitet für ein Unternehmen, wie das unsrige, so war es in dieser Zeit, so war es an diesem Orte. Wo und wann wären Bedingungen zu finden gewesen, günstiger als die uns gegebenen? Weltfriede; die Jubelfeier einer ernsten Pflanzschule der bildenden Künste; die gehobene Stimmung einer Stadt, die sich selber an-

ſchickt, ihr ſiebenhundertjähriges Wiegenfeſt zu feiern; ein weiter Palaſt von ſtaatsmänniſcher Energie ins Leben gerufen, der fort und fort ſeine Miſſion erfüllt, nationaler Thätigkeit ein Mittelpunkt zu ſein; der mächtige Schutz eines hochſinnigen Herrſchers, der mit gleicher Sympathie alle Blüthen der Intelligenz verſammelt, um ſeinen Thron mit dem Glanze der Mediceer zu ſchmücken, König Maximilian von Baiern; die Aegide eines andern Fürſten, der mit dem erſten Grundſtein, den er der Kunſt hier in München ſetzte, auch den Grund zu unſerm heutigen Unternehmen legte, deſſen geiſtigen Thron wir noch immer in alter Treue und ſtets erneuter Liebe umſtehen, König Ludwig! — Wer ſieht hier nicht eine Reihe von providentiellen Fügungen, die uns zu Hülfe kommen mußten?"

Es wird ſchwer halten, für die künftige Ausſtellung, die nach Beſchluß der Künſtlerverſammlung in einer Stadt Norddeutſchlands gehalten werden ſoll, wenigſtens einen gleich paſſenden Ort zu finden. Wo in Berlin oder Dresden ein Raum gefunden werden ſoll, der an Tauglichkeit, Beleuchtungsfähigkeit, Größe und Eleganz dem Münchner Glaspalaſt gleichkäme, weiß ich nach meiner ziemlich genauen Kenntniß jener Städte nicht zu ſagen. Man wird doch nicht alles Ernſtes, wie vorgeſchlagen worden, in Dresden die alte Gallerie nehmen wollen, über deren Mangelhaftigkeit für den engern Kreis ihres Beſitzthums Jahrzehende lang geklagt worden iſt und die nun auf einmal für eine Repräſentation des ganzen Vaterlandes gut genug ſein ſoll? Muß denn wirklich mit der Ausſtellung abgewechſelt werden? Iſt es nicht genug, wenn die Künſtler bald hier, bald dort tagen? Wäre wohl der Gedanke ganz zu verwerfen, den Glaspalaſt in München, der doch keine eigentliche feſte Beſtimmung hat, zum permanenten Sitze der deutſchen Kunſtausſtellung zu machen? München hat ſich ſo viele Verdienſte um die nationale Kunſt erworben; es verdiente wohl, ihr immerwährender Vorkämpfer und alſo auch der Ort ihrer ſtetigen Repräſentation, ihr bleibender Congreßſitz zu ſein.

Ein großer Vorzug des Münchner Palaſtes zeigte ſich mir gleich in dieſen erſten Stunden; man hatte, wenn auch noch ſo viele Beſucher anweſend waren, nichts vom Gedränge zu leiden; die Ausdehnung des Raumes geſtattete, ſich auszubreiten und vor den einzelnen Bildern mit Muße zu verweilen. Ueberhaupt war die Anordnung, Aufſtellung und Eintheilung untadelhaft; der treffliche Catalog und der Grundriß des Ganzen machten eine augenblickliche Orientirung möglich.

Eine Fülle von Großem, Schönem und Gediegenem trat Einem bei jedem Schritt entgegen. Stunden brauchte man, um nur oberflächlich die Logen und Kabinette zu durchgehen, Tage, um dem Einzelnen gerecht zu werden. Darf ich von dieſem Einzelnen berichten? Ich würde nicht wiſſen, wo ich anfangen, was ich beſonders ausheben ſollte. Ich würde den Raum dieſer Blätter überſchreiten und dann mich des Gefühls nicht erwehren können, daß es doch ein Laienurtheil iſt, das ich fälle, während Männer vom Fach und der Wiſſenſchaft längſt ein anderes, gewichtigeres geſprochen haben.

Darum nehme ich Abſchied von Künſtlerverſammlung und Kunſtausſtellung, und werde mich im zweiten Theil meines Feſtberichtes der ſiebenhundertjährigen Jubiläumsfeier Münchens zuwenden.

Liebeszauber.

Von

Ottilie Wildermuth.

Die Abendfeier in der Kirche, mit der ſie das alte Jahr zu Grabe trugen, ging eben zu Ende.

„Mach' End', o Herr, mach Ende
An aller unſrer Noth —"

tönte der Schlußvers des Liedes durch die alte Kirche, die ſich ſo wunderbar in der ſonſt nie geſehenen Beleuchtung ausnahm. Die Gemeinde erhob ſich; die Herzen waren ſtille geworden, die Schauer der Vergänglichkeit, etwas von dem heiligen Wehen der Ewigkeit war durch jede Seele gezogen.

Vor der Kirchthür zogen wie Leuchtwürmchen die vielen Laternchen, jedes ſeinen eigenen Weg. Junge Mädchen trippelten leichtfüßig über den gefrornen Boden, froh, daß ſie nun dem Ernſt des Lebens ihren Tribut gezahlt hatten und ſich mit leichterem Gewiſſen einer Sylveſterbeluſtigung hingeben durften. „Recht geſcheut vom Herrn Diakonus, daß er den Gottesdienſt ſchon um fünf Uhr hält," ſagte ein bewegliches kleines Dämchen zu ihrer Begleiterin, „ſo iſt man doch fertig und hat ſeinen Abend für ſich! Nicht wahr, Natalie?" — Natalie hörte kaum auf dies ſchmeichelhafte Lob für den Herrn Diakonus, in ihrer Seele hatten die Worte des Geiſtlichen ernſte, ſtille Gedanken geweckt, ſie freute ſich nicht fertig zu ſein; es war ihr faſt bange, aus dem Frieden der Kirche zurück in das Treiben der Geſellſchaft zu kehren. Nur Eins hätte ſie gerne gewußt, ob noch eine Stimme, eine tiefe, wunderbare, wie es nur Eine gibt für jedes Ohr und jedes Herz, mit ihr in den Geſang eingeſtimmt habe.

„Gute Nacht, Natalie!" rief eine freundliche Stimme, nicht die Eine, o nein, ſie kam von einer ältlichen, wohleingehüllten Frauengeſtalt, aber es

war ein willkommener Gruß, und Natalie erwiderte herzlich: „gute Nacht, liebes Fräulein Veronika, ich komme morgen bald!“ — „Eine abſonderliche Freundſchaft, die du mit der alten Jungfer haſt! Wird wohl eine Ahnung ſein, daß du ihre Kollegin wirſt!“ rief übermüthig Melanie, die Kleinere, die mit ihren ſiebzehn Jahren ſchon halb mitleidig auf die einundzwanzigjährige Natalie blickte. Natalien ward die Antwort erſpart, die vielleicht etwas bitter geworden wäre, da eben an der Hausthüre die übrige Familie zu den Mädchen ſtieß, alle etwas erfroren und ſehnſüchtig nach dem warmen Zimmer.

Auch Fräulein Veronika hatte ihr Stübchen erſtiegen, das, hoch im Giebel eines alten Hauſes gelegen, weit ins Land hinaus ſchaute und das Menſchenleben und Treiben nur in der Vogelperſpektive ſah. Es war ein gar trauliches Zimmer in ſeiner tadelloſen Ordnung und behaglichen Wärme, die der kleine Ofen, zugleich Veronikas Kochherd, treulich bewahrt hatte. Die Einrichtung gehörte freilich einer noch früheren Zeit an als Fräulein Veronika ſelbſt, obwohl dieſe bald ſechzig Jahre zählte. Es waren die Ausſteuermeubles ihrer Mama ſelig, einſt ein Wunder von Eleganz, die nun dem Kinde noch die einſame, aber friedenvolle Heimat bereiteten.

Die Stube war eine Art von Stammbuch und Geſchlechtsregiſter, jedes Stück weckte eine andere Erinnerung. Die großartige Schwarzwälderuhr mit dem langen Gehäuſe hatte die ländliche Stube des Großvaters väterlicher Seits geſchmückt, die Veronika's fernſte Erinnerung war, mit den Küchlein und der Fülle von Nüſſen und Aepfeln, welche ſie oft darin erfreut hatten. In dem ſchwarzſaffianenen Lehnſtuhl konnte ſie ſich noch die Großmutter denken, die Mutter der Mutter, eine feine Frau Profeſſorin im ſchwarzſeidenen Ueberrock und Spitzenhäubchen. Das bequeme Sopha und die hochlehnigen Stühle waren in der Staatsſtube des Elternhauſes geſtanden; den runden Tiſch mit kunſtvoll eingelegter Arbeit hatte ſie aus dem Forſthauſe erkauft, das ihr eine zweite Jugendheimat geweſen war; wie viel liebe, heitere Geſichter hatte ſie nicht darum verſammelt geſehen! O, es hat redende Tiſche, ſprechende Stühle gegeben, lang eh die Klopfgeiſter Mode wurden!

Im Schlafzimmer hatte Veronika eine alte geſteppte Bettdecke, ein Wunderwerk von Fleiß und Geduld aus vielen hundert bunten Läppchen zuſammengeſetzt, die war erſt das rechte Stammbuch. Aus den vielfarbigen Stückchen erſtand für Veronika die ganze goldene Jugendzeit in tauſend

Farben: in dem roſa Kleid hatte ſie am Schäfermarkt getanzt; in dem himmelblauen konnte ſie ſich noch eine frühverſtorbene Schweſter denken; die grünen Stückchen waren aus Gerdas Sonntagskleid, der glänzende Seidendamaſt aber ſtammte aus einem Staatskleid der Großmama, — die jungen Mädchen, die Veronika häufig beſuchten, ließen ſich gar zu gern von dem Bettcouvert erzählen!

Veronika hatte den Mantel und das wollene Häubchen ſorgſam verwahrt und ſchlüpfte in ihre weichen Pantoffeln. Mit ihrer ſtattlichen, behaglichen Geſtalt, dem klaren Blick und der Ruhe ihrer Bewegungen war ſie eine paſſende Bewohnerin dieſer friedlichen Heimat. Auch ſchien es nicht, daß ſie Mangel leide, ſie ordnete auf ihrem runden Tiſch das zierliche Theegeräth, das ſie ſonſt nur zu beſondern Feſtlichkeiten gebrauchte: die Zuckerdoſe von ſilbernem Laubwerk mit blauer Glasſchale, die geſchnörkelte Thee- und Rahmkanne mit Aepfeln und Birnen auf dem Deckel; die feine chineſiſche Taſſe, welche die Mama ſo hoch gehalten: und nun zündete ſie gar noch die Lampe des Theekeſſels an, während ſie doch ſonſt ihr Waſſer beſcheidentlich im Töpfchen ſiedend machte. Trotz dieſer feierlichen Anſtalten ſchien es nicht, daß Veronika Geſellſchaft erwartete, nur Eine Taſſe ſtand auf dem Tiſch, und außer dem Ticken der Uhr und dem leiſen Singen des Theekeſſels war kein Laut vernehmbar.

Es waren eigenthümliche Gäſte, die Veronika an jedem Sylveſterabend zu ſich lud und für die ſie auch jetzt ihr Herz und ihr Stübchen traulich und heimlich machte: die ſtillen Todten wollte ſie ſich zu Gaſte bitten. Veronika war keine Geiſterbannerin, es ging alles natürlich zu. Die Bilder der Eltern an den Wänden, eine Schatzkammer getrockneter Blumen, eingewickelter Haarlocken, vor allem Briefe mit Bändern aller Farben zuſammengebunden — das war der ganze Zauberapparat, mit dem ſie die Geiſter vergangener Tage heraufbeſchwören wollte.

Aber eh ſie noch mit dem Thee ihr Herz erwärmen konnte für die ſtille Begegnung, polterte es draußen auf der Treppe. „Wer kommt ſo ſpät?“ rief ſie. — „Verzeihen Sie, was ſollen wir ſingen?“ fragten ein paar junge Stimmchen. — Ja ſo! das waren die Armenſchüler, die nach alter Sitte zu Neujahr vor jedem Haus einen Choralvers nach dem Wunſch der Bewohner abſangen. — „Ich habe nun den Grund gefunden,“ ſagte Veronika, indem ſie die Kleinen mit einigen Reſten der Weihnachtskuchen beglückte.

Sie öffnete ihr Fenſter ein wenig, um dem Geſang ſeine gebührende

Ehre anzuthun, und lauſchte andächtig, ungeſtört von etwaigen Mißlauten des jungen Sängerchors. Sie ſtand noch lange am Fenſter, vergeſſend ihres Theekeſſels und ihrer Briefe; ſie hörte die Geſchichte jedes Hauſes aus dem Choralvers, den man ſingen ließ. „Nun danket alle Gott," ließen die jungen Eheleute unten im Haus ſingen, die morgen ein Kindlein zur Taufe ſchickten. „Was Gott thut, das iſt wohlgethan," hatte die bleiche Frau drüben verlangt, der ſie ihr Kind begraben hatten. „So führſt du denn recht ſelig, Herr, die Deinen!" ſangen ſie unter den hellen Fenſtern dort, wo ein glückliches Brautpaar herausſah. „Meiner Frau iſt's eins, was man ſingt," rief das ſchnippiſche Stubenmädchen aus einer eleganten Wohnung. Aber zwiſchen allen frohen und allen ſchmerzlichen Klängen ertönte wieder und wieder das alte: „Befiehl du deine Wege," das ſchon manch ſtürmiſches Herz zur Ruhe geſungen, und Veronika dachte: alle Lorbeern der Welt wiegen nicht die Krone des Dichters auf, dem es vergönnt war, alſo den rechten Friedenslaut für die Seele zu finden! —

Der Geſang war aus ihrer Hörweite, ſie ſchloß das Fenſter, goß den Thee an und ſetzte ſich zu ihrem einſamen Mahl, aber eh ſie beginnen konnte, klopfte es leiſe an die Thür. „Herein!" rief etwas ärgerlich Veronika, aber ihr Geſicht klärte ſich auf, als Natalie eintrat, das junge Mädchen, das ihr vor der Kirche begegnet war.

„Du hier, Kind?" fragte ſie verwundert; „iſt mir zwar eine große Ehre, aber ich glaubte dich dieſen Abend in Luſt und Herrlichkeit bei deiner Tante und nicht in einem alt Jungfernſtübchen!" — „Das iſt ja ein Vorzeichen für mich, meinte Melanie," ſagte Natalie mit einem leichten Aufwerfen ihrer feinen Lippen. „Nein im Ernſt, Fräulein Veronika, mir iſt's viel wohler bei Ihnen; ich habe nie die lärmende Neujahrsfeier geliebt." — „Allen Reſpekt vor deinem ernſten Sinn, mein Kind," ſprach Veronika mit dem warmen mütterlichen Ton, der ſchon viel junge Seelen aufgeſchloſſen. „Aber eben heute hätte ich nicht gedacht, daß du die Einſamkeit ſuchen würdeſt, heute, wo ihr eine Art von Abſchiedsfeſt feiert." — „Eben darum!" rief Natalie, die nicht zu den verſchloſſenen Naturen gehörte, mit glühenden Wangen; „das eben iſt's! Ich will mich nicht wegwerfen!"

„Nein, wegwerfen ſollſt du dich nicht, Kind," redete Veronika mit Nachdruck, indem ſie mit mütterlichem Wohlgefallen die blühenden Züge, die klaren braunen Augen ihres Lieblings betrachtete, die, obwohl keine Schönheit, doch ihren Augen die anmuthigſte Erſcheinung dünkte. „Komm,

Digitized by Google

ſetz' dich, trink Thee mit mir und erzähl' mir, was dich denn fortgetrieben aus dem Kreis der Fröhlichen." Veronika bediente ihren Gaſt und ſich ſelbſt und fing behaglich an ihren Thee zu ſchlürfen. Sie war gewiß kein kaltes Gemüth, aber ſie war längſt am Ufer und konnte ruhig zuſehen, wie ein junges Herz noch mit den Wogen rang; wußte ſie doch, daß es nicht ſo leicht Schiffbruch leiden würde.

Natalie hatte wenig Luſt Thee zu trinken, aber ihr Herz mußte ſie ausſchütten; ſie lehnte ſich in die Ecke des Sophas, hielt die Hände vor ihr Geſicht und begann: „Sie wiſſen ja, daß Rudolf, — Herr Normann, wollte ich ſagen, ſeit er hier iſt, faſt jeden Tag zu der Tante kommt. Ich bin gewiß kein eitles Ding, das ſich einbildet, daß jeder Mann, der ſie von weitem anſieht, ein Auge auf ſie habe. Gewiß, ich hielt mich zurück, mehr, viel mehr vielleicht, als mein Herz gewollt hätte. Ich dachte an nichts weiteres, ich freute mich ihn zu verſtehen, freute mich des Verkehrs mit einem ſo reich gebildeten Geiſte. Von der Zukunft wollte ich nichts, — nicht einmal träumen," ſetzte ſie leiſe hinzu. „Nun kam Normanns ſchnelle Abberufung. Es war mir ein klein wenig bang auf den Abſchied und doch freute ich mich auf den letzten Jahrsabend bei der Tante; da ſollten wir doch noch einmal ſo recht beiſammen ſein. — Da kam die Melanie zur Tante, wie ein Wirbelwind, der alles untereinander weht. Bitte, mißverſtehen Sie mich nicht! Ich bin nicht eiferſüchtig, ich habe kein Recht es zu ſein, Gott weiß, ich wollte ihn ohne Klage an der Seite einer Andern ſehen, eines hohen, zarten, ſchönen Weſens, das ſeiner werth wäre! Aber daß er, der edle, ernſte Mann, dem ich nur mit ſtiller Verehrung nahte, mit einem ſo kindiſchen Ding ein ſo kindiſches Treiben anfängt —". —

„Nun, wenn's Kinderei iſt, ſo wird's ja nicht viel bedeuten," meinte begütigend Veronika. „Was für Verbrechen haben ſie denn begangen?" — „Ach, ſeit ſie da iſt, läßt ſie ihn nicht los und plaudert die dummſten Sachen an ihn hin, und wirft ihm die Katze auf den Schooß und ißt Vielliebchen mit ihm, — ich ſchämte mich für mein Geſchlecht ihres vorlauten Weſens. Er aber, nein es iſt zu arg, er ſchien noch Gefallen daran zu finden! Er kam zweimal ſo oft zur Tante als ſonſt und geht in all' ihre Poſſen ein. — Wir hatten kürzlich ein engliſches Gedicht zuſammen geleſen," fuhr Natalie nach einer Pauſe mit leiſer Stimme fort, „Normann erklärte es für unüberſetzbar, ich hatte es doch verſucht und freute mich, ihm, wenn es Gelegenheit gäbe, meinen Verſuch zu zeigen. Wie ich zur Tante kam,

Digitized by Google

hörte ich ein Geſchrei im Salon, wer war es? Normann jagte mit Melanien die Katze herum, die Melanie wie ein Fräulein aufgeputzt hatte, und die davon ganz toll geworden war, — dieſer Mann! Und ſie iſt nicht einmal hübſch," fügte ſie kleinlaut hinzu.

„Nein, das iſt ſie nicht," verſicherte Veronika, die trotz der tiefen Erregtheit des jungen Mädchens herzlich über dieſen Schluß lachen mußte; „ſie hat gar nichts, als die doppelläufige Flinte, die paar Augen im Kopf, aber ſo ein Paar Augen hat ſchon viel Unheil angeſtiftet. Allen Reſpekt vor den Herren der Schöpfung! Ich will in meinen alten Tagen nicht noch anfangen über die Männer zu ſchimpfen, daß man nicht denke, ſie ſeien ſaure Trauben für mich; aber das iſt doch meine Erfahrung, daß noch nie ein Mädchen zu den gefeierten gehört hat, wenn ſie nicht etwas Kokette war. Das aber thut nichts. Wo es gilt, für's Leben zu wählen, ſucht man doch nach ächtem Gold." — „Aber ſo will ich nicht," ſagte wieder erglühend Natalie; „ich will mich nicht in die Reſerve ſtellen laſſen, bis es dem Herrn der Schöpfung gefällt, die Hand nach mir auszuſtrecken. Wenn mein Glück nur um den Preis feil iſt, ſo laß ich's liegen."

„Du haſt recht, Kind," meinte wieder ernſter Veronika, „ein rechtes Mädchen muß ſich ſuchen laſſen, und ein rechtes Mädchen läßt ſich's nicht reuen, wenn ſie ungefunden bleibt. Da muß ich dir geſchwind leſen, was der Jean Paul ſagt, der Recht hat, obſchon er jetzt aus der Mode iſt." Und Veronika nahm aus einem Schiebfach ihrer Kommode ein altes Heft in marmorirtes Papier gebunden, wo ſie bald die betreffende Stelle gefunden hatte: „Du Verlaſſene, aber Geduldige, Verkannte und Verblühte! Denke nicht der Zeiten, wo du noch auf ſchönere hoffteſt, und bereue den edlen Stolz deines Herzens nie! Es iſt nicht allemal Pflicht zu heirathen, aber es iſt allemal Pflicht, ſich nichts zu vergeben, und auf Koſten des Zartgefühls nie glücklich zu werden, und Eheloſigkeit nicht durch Ehrloſigkeit zu vermeiden."

„So gefährlich iſt's nun aber noch nicht mit dir, Kind," ſchloß lächelnd Veronika, indem ſie ihre Blumenleſe wieder verwahrte. „Da hat's noch gute Wege mit dem Vergeſſenwerden und Verblühen, obwohl ich mir das zu einer Zeit abſchrieb, wo mein Herz noch ſo jung war wie das deine." —

Natalie ſaß ſtill mit geſenktem Haupt; endlich erhob ſie das glühende Geſicht und ſagte leiſe: „ach, ich habe noch etwas auf dem Herzen, das mir keine Ruhe mehr läßt, aber, — Sie dürfen mich nicht verachten und —

Digitized by

auch nicht auslachen." — „Nun, was wird das für ein gefährliches Staatsgeheimniß sein?" fragte lächelnd Veronika. „Komm Kind, ich kann auch ernst sein; du hast mich ja lange schon an Mutterstatt angenommen, rück heraus."

„Gestern Nacht," begann Natalie, die sich ganz in Schatten gesetzt hatte, „plauderte die alte Nähkatharine noch mit unsrem Gretchen, die ihr, scheint's, einen Herzenskummer anvertraut hatte. ‚Ich will dir sagen,' flüsterte Katharine geheimnißvoll, ‚ich weiß dir ein Mittel, wie ein Mann all sein Lebenlang nicht mehr von dir lassen kann: du darfst ihm nur drei Tropfen von deinem Blut in einem Getränke beibringen, so ist er dein für alle Zeit.' — Ich mußte bei mir lachen über dies Geschwätz, und dachte, warum sich denn wohl die Katharine nicht selbst eines Herzens versichert habe mit diesem Wundermittel. Diesen Abend vor der Kirche bat mich die Tante Orangen zu rüsten zum Bischof für die Nacht; ich schnitt mich unvorsichtig, und es träufelte, eh ich's verhüten konnte, etwas Blut in die Terrine. Ich dachte daran, alles auszugießen, aber — es wäre so schade gewesen, um den Wein und die schönen Orangen! — Ich — ich ließ es, und nun trinken sie den Bischof drüben und Er auch! — O bitte, glauben Sie gewiß, daß alles Unsinn ist?"

Veronika war es nicht ganz behaglich; vielleicht vermuthete sie doch eine halb unbewußte Absicht, die ihr leid that an ihrem Liebling. Doch suchte sie die Aengstlichkeit wegzuscherzen und bemerkte lächelnd: „wie schrecklich, wenn nun die ganze Abendgesellschaft, den alten Medicinalrath mit eingeschlossen, in Liebe zu dir entbrennen müßte!" — „Ach nein," bat Natalie, „lachen Sie nicht! Es ist gewiß ein Unsinn; oder glauben Sie, daß es Liebeszauber gibt?" fragte sie wieder ängstlich. — „Weiß nicht," versetzte Veronika, ernsthaft und bedächtig den Kopf hin und her wiegend; „es gibt gar seltsame Mächte und Gewalten in der Natur und im Menschenherzen, es ist besser sie schlafen zu lassen. Ich habe Dinge erlebt, Kind, Dinge, die mich an Liebeszauber glauben lassen könnten, obwohl er über mich keine Gewalt hatte." — „O, welche Dinge?" fragte Natalie, die sich gern die eigenen quälenden Gedanken vertrieben hätte. „Bitte, erzählen Sie!" — „Laß ruhen die Todten," sagte wehmüthig Veronika. „Komm Kind, ich will dir frischen Thee geben, der deine ist kalt. Leg' du dein Loos in Gottes Schooß — das ist der beste Zauberspruch. Es ist nicht gut sein Schicksal selbst machen." — „Aber das könnten Sie mir doch erzählen,

Digitized by Google

die seltsamen Dinge, von denen Sie gesagt, schon zum Lohn, daß ich so ordentlich bei Ihnen bleibe."

Eh Veronika antworten konnte, klopfte es wieder; Natalie sah gespannt nach der Thür, sie hoffte denn doch im Stillen, man werde nach ihr suchen. Aber es war der Postbote, der ein Paket an Fräulein Veronika brachte, das heute noch übergeben werden sollte.

Diesmal war die Reihe bewegt zu sein an der alten Jungfer. „Woher mag das sein? Eine ganz fremde Hand, und heute noch zu übergeben?" murmelte sie, indem sie sorgsam die Knoten der Schnur auseinander wickelte, ohne die Scheere zu benützen, die ihr Natalie zu schnellerer Lösung bot. „Wenn man jung ist," sagte sie lächelnd, „schneidet man gern die Knoten durch, als alt nimmt man sich hübsch Zeit dazu." — Endlich war's geöffnet; sie faltete die vielen Papiere auseinander, drei weibliche Porträts von verschiedener Größe und ein ungefaßtes männliches bildeten den Inhalt des Pakets, ein kurzer Brief lag dabei.

„Im Auftrag meines Oheims, des unlängst verstorbenen Gutsbesitzers Dettloff auf Buchhof, habe ich die Ehre, Ihro Wohlgeboren anbeifolgende Portraits aus seinem Nachlasse zu übersenden. Da ich aus diesem Vermächtniß schließe, daß Ihro Wohlgeboren zu den nähern Bekannten meines verstorbenen Oheims gehört haben, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen auch sein wohlgetroffenes Bild beizulegen, nach einer Photographie gestochen. — In Folge eines Wunsches meines Onkels sollen Sie die Bilder am Sylvesterabend erhalten. Ich hoffe, daß sie noch rechtzeitig eintreffen.

Habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

Ihro Wohlgeboren

gehorsamer Diener

Oskar Dettloff."

Während Veronika tief bewegt den Brief las, hatte sich Natalie erlaubt, die Bilder zu mustern. Einige Aehnlichkeit war unter den drei hübschen Gesichtern nicht zu verkennen, so verschieden sie sonst auch wieder waren. Das erste, ein größeres Pastellbild, stellte in etwas verblichenen Farben ein schönes, blühendes Mädchen von schlankem, kräftigem Wuchs dar, die lichtbraunen Haare in natürlichen Locken von einem grünen Bande gehalten; das helle Bild hob ein dunkler Waldhintergrund. — Das zweite war ein feines Miniaturbild, die blauschwarzen Haare in zierlichen Löckchen à la Titus geordnet, die mandelförmigen Augen mit einem Ausdruck

Digitized by

ſchmachtender Zärtlichkeit auf den Beſchauer geheftet; die Dame ſchien kleiner, von weicheren, volleren Formen als die Erſte. — Das dritte Bild, am ſorgfältigſten in einen ſchönen Goldrahmen gefaßt, eine leichte Skizze, feſſelte das Auge mit dem mächtigſten Reiz, man konnte das Auge nicht mehr abwenden von den feinen Zügen, dem ſinnenden, tief wehmüthigen Blick, dem lächelnden Munde.

„So, ſo, er iſt todt," ſagte Veronika jetzt vor ſich hin. „Gott hab' ihn ſelig, der Herr allein kennt die Herzen. Habe lang nicht mehr von ihm gehört, er hat ein langes, einſames Alter gehabt." — Sie betrachtete nun die Bilder, eins um's andere mit naſſen Augen; von dem letzten konnte ſie ſich faſt nicht losreißen. „Du biſt's, ja du biſt's," flüſterte ſie wieder und wieder, „ja, ja, du biſt jung geblieben, und ich bin ſo alt geworden, ſo ſehr alt! — Das iſt wunderbar, Kind," fuhr ſie zu Natalien gewendet fort, „daß die Bilder eben heut kommen mußten! Nun muß ich dir am Ende doch noch erzählen, die alte Zeit wird mir ſo lebendig. Komm, leg' mir die Bilder in Ordnung daher, gib uns noch ein wenig warmen Thee und wirf etwas Holz nach, du ſollſt alles wiſſen.

„Du kannſt wohl kaum mehr glauben, wenn du mich ſo anſiehſt, daß ich auch einmal jung geweſen bin, und doch war ich's, und das recht. Es gab eine Zeit, wo ich mehr geſprungen oder gehüpft bin, als gegangen, und wo ich Nachts oft eine gute Weil' nicht einſchlafen konnte vor lauter Luſt und Erwartung, was mir alles noch für wunderbare Dinge paſſiren würden. Hätt's damals nicht gedacht, daß ich mir dereinſt mit meiner Mama alten Meubeln ein Stübchen einrichten würde," ſchaltete ſie mit gutmüthigem Lächeln ein. — „Eine fröhliche Kinderzeit habe ich gehabt, Gott ſei Dank dafür! Das iſt Goldes werth! Mein Vater war Pfarrer in Oberſtaig, ich war das einzige Kind und wuchs auf im Bergwind friſch und geſund, wie ein junges Bäumlein. Einſam war ich auch nicht, wenn gleich ohne Schweſtern; ich hatte meinen Hofſtaat unter den Bauernmädchen, da iſt ein Pfarrtöchterlein wie eine kleine Prinzeß, oder war's wenigſtens zu meiner Zeit. Man hat auch damals die Kinder nicht ſo viel gehütet und erzogen. Meine Aufgabe mußt' ich ſtricken, da hätte der Kaiſer nichts davon abbedungen, aber dann hatten wir freie Pürſch in Wieſen und Gärten und trieben uns um bis zum Betglockenläuten.

„Ich muß aber geſtehen, daß meine Dorfmädchen nur ein Nothbehelf für mich waren, mein Herzenszug ging hinunter einen hübſchen ſteilen Weg

durch Büſche und Brombeerranken, über die grüne Wieſe, über den Steg, der über den klaren Bach führte, hinein in den dunkeln Wald bis zum Förſterhaus.

„Ich bin lang nicht mehr dort geweſen, aber ich glaube, es gibt in der Welt kein ſo ſchönes Plätzchen mehr, als das Forſthaus war. Es ging nicht tief in den Wald, und doch meinte man, man habe die ganze Welt zurückgelaſſen, wenn man vor dem alten Hauſe war, ſo ſtill und einſam ſtand's auf dem grünen Grunde mit dem ſtattlichen Hirſchgeweih im Giebel, ringsum ein Kreis von prächtigen hohen Buchen; es ſoll vor Zeiten ein gräfliches Jagdſchloß geweſen ſein. Selbſt den Weg ſah man nicht mehr, durch den man hereingekommen; es war wie ein Feenland. Und wenn die drei ſchönen Kinder des Förſters auf der Steinbank ſaßen, oder ſich auf dem grünen Grunde herumtrieben mit dem zahmen Reh, das ſie zu eigen hatten, — kein Bild kann ſo anmuthig ſein, wie das. — Es geht mir faſt wie meinem ſeligen Vater, der immer behauptete, es gebe gar keine ſo ſchöne Mädchen mehr auf der Welt, wie zu ſeiner Zeit.

„Zur Zeit, als ich Tag für Tag faſt herunterſprang ins Forſthaus, beſann ich mich darüber juſt nicht, ich hatt' es zunächſt mit Gerda zu thun, der jüngſten von des Förſters Töchtern. Wir waren ein paar luſtige wilde Dinger und trieben uns um wie die wilden Katzen in den Büſchen und auf den Bäumen. Gerda that mir's in allem zuvor; man ſah wohl, daß ſie im Wald aufgewachſen war, ſie war raſch und gewandt wie ein Eichhörnchen, immer voll Poſſen und phantaſtiſchen Stückchen. Einmal mußt' ich mich mit ihr als Zigeunerin verkleiden und den Schweſtern wahrſagen; dann kleidete ſie ſich wieder als eine Waldhexe und erſchreckte alte Weiber, die Holz ſuchten, oder nahm heimlich das lange weiße Kleid ihrer Schweſter Elfriede und erſchien den Kindern, die Erdbeeren ſammelten, als Fee. — Lernen war nicht ihre ſtarke Seite; wenn ſie aber beim Arbeiten einmal angreifen wollte, was freilich nicht oft der Fall war, ſo ging es zweimal ſo gut von ſtatten, als bei andern.

„Erzogen wurde ſie freilich nicht viel, ſie wuchs ſelbſt wie ein wildes Reh im Walde auf; der Vater, der für all ſeine Kinder weich und gut war, hatte für die Kleine eine blinde Zärtlichkeit. Er war ein ſtiller Mann, der Förſter, und hatte nicht viel von dem rauhen Weſen ſeines Standes. Man erzählte ſich abſonderliche Geſchichten von ſeiner Heirath; man ſagte, ſeine Frau, ein zartes, ſchönes Weſen, ſei ein vornehmes Fräulein geweſen,

Digitized by Google

das er irgendwo entführt habe. Die Kinder ſelbſt wußten davon natürlich nichts. Verwandte ſah man nie bei ihnen, aber etwas Feines und Beſonderes hatten ſie alle, das iſt wahr, und hatten auch die eigenthümlichen Namen. Die Mutter habe ich nicht gekannt, ſie ſtarb bei der Geburt der Gerda, die viel jünger war als die zwei Schweſtern.

„Daß der Förſter den Frauen gefallen hatte, konnte man ſchon glauben. Er war ein ſtattlicher, wohlerhaltener Mann, und wenn auch ſtiller Art, ſo konnte er doch ſo recht in ſich hinein vergnügt ſein — wenn er ſeine Aelteſte ſchalten und walten ſah mit ihrem ruhigen Anſtand und anmuthigen Weſen; wenn Thereſe, ſein Kätzchen, wie er ſie nannte, ſich ſchmeichelnd an ihn ſchmiegte und die wilde Gerda ſo luſtig um ihn herumflog.

„Die Förſterskinder lebten in der Stille für ſich, doch nicht gerade ſo ganz einſam und verborgen, wie verwünſchte Prinzeſſinnen. Es war nicht zu weit nach der Stadt, wo ſie ihre Einkäufe beſorgten und gute Bekannte hatten. Gerda erhielt Unterricht mit mir von meinem Vater und vom Schulmeiſter. Viel Umgang aber liebte der Förſter gerade nicht; er war, wie geſagt, ein ſtiller Mann und hütete ſeine Töchter wie ſeinen Augapfel.

„Bei der Elfriede hatte er nun das Hüten nicht nöthig, die ging gerade und ſicher ihres Weges; ſie hatte ſo jung ſchon die Sorgen für Haushalt und Geſchwiſter übernommen, und das gab ihr einen ſteten, bedachten Sinn, obwohl ſie hell und heiter drein blickte. Sie wußte immer, was ſie zu thun hatte; Dienſtboten und Taglöhner fragten nur nach der Jungfer, und der Vater war ſtolz darauf, ſeiner Tochter alles überlaſſen zu können. Wir Kleinen hatten gewaltigen Reſpekt vor ihr, obgleich ſie allezeit ſanft und gut war, gar nicht ſo ſtreng gegen Gerda, die wilde Hummel, als dieſe vielleicht nöthig gehabt hätte. „Iſt's wahr, Elfriede, daß du ſo vorzüglich biſt?“ fragte ſie einmal Gerda. — „Ach geh, ſprich nicht ſo einfältig!“ — „Gewiß,“ verſicherte die Kleine, „alle Leute ſagen, du ſeieſt eben ſo vorzüglich; ich ſagte, ich wiſſe nichts davon.“ Von da an hieß Elfriede bei uns ‚die Vorzügliche.‘

„Vor Thereſen, der Zweiten, war unſer Reſpekt nicht ſo groß; 's kann vielleicht ſein, ſie hätte das Hüten nöthiger gehabt als Elfriede, ſie hatte gar ein weiches Herz, ihre blauen Augen ſchwammen immer in Thränen, und wußte doch niemand warum, ſie ſpielte Guitarre und ſang rührende Lieder. Wir fügten ihr allerlei Poſſen zu, weil ſie immer ſo zerſtreut, doch war ſie ein gutes Kind, und da ihr Elfriede zu vorzüglich

Digitized by Google

war, ſo hielt ſie an uns Kinder oft ſchöne Reden über Gefühle, von denen wir nichts wollten und nichts verſtanden.

„Der Förſter hielt darauf, daß ſeine Töchter gute Bücher laſen, obſchon er ſelbſt nicht ſehr beleſen war, und ſchaffte allerlei ſchöne Werke an. Gerda aber las blutwenig, Thereſe verſchaffte ſich aus einer Leihbibliothek Romane und ſchöne Taſchenbücher für Liebe und Freundſchaft, die ſie immer in der Taſche trug. Nur Elfriede las hiſtoriſche Werke und Reiſebeſchreibungen, weil ſie ſo vorzüglich war.

„So zurückgezogen die Mädchen lebten, ſo fehlte es doch nicht an Freiern für Elfriede, die in der That wegen ihrer Vorzüglichkeit in der ganzen Umgegend berühmt war. Und ſchön war ſie auch, wie eine ſchlanke Tanne, friſch und hell. Aber der Förſter that koſtbar mit ihr, und der Elfriede eilte es auch nicht; — ſo zogen ſie wieder ab, und die ſchöne Förſterstochter galt für ſehr ſtolz. Wir waren ein paar kleine, naſeweiſe Mädchen und wollten gar zu gern wiſſen, was wir nicht ſollten, ſo brachten wir alles heraus. „Du," meinte Gerda, „wenn nur die Herren zu meiner Theres kämen, ich glaube, die ſchickte keinen fort!" Thereſe war aber damals noch ſehr jung.

„Im Winter konnte ich mit Gerda freilich nicht ſo alle Tage zuſammenſpringen. Da wurde aber der Jubel noch größer, denn nun durfte Gerda oft auf Wochen zu mir heraufkommen, und ſtatt in dem kleinen Bett in der Eltern Schlafzimmer, durfte ich dann mit ihr hoch oben in einem großen Himmelbett im Gaſtſtübchen ſchlafen, wo alte geſchwärzte Ahnenbilder hingen, wo wir uns flüſternd Geiſtergeſchichten erzählten und uns nachher ſo entſetzlich fürchteten, daß wir nicht mehr zu athmen wagten und in dem großen Bett ganz eng zuſammenſchlüpften. Gerda war überhaupt ſcheu und furchtſam, ſo luſtig und keck ſie in anderen Stücken wieder ſein mochte; ſie fürchtete ſich vor Hexen und Geſpenſtern, vor Gewittern und Stürmen, an denen ich mein Lebtag eine geheime Luſt hatte. Ich höre nie den Sturm dahinbrauſen, ohne daß ich an Gerda denken muß, die er nun längſt nicht mehr ſtört in ihrem tiefen Schlummer.

„Sylveſterabend wurde in dem Familienkreis im Forſthaus allezeit feſtlich begangen, ſie ſagten, der Förſter habe vor Jahren am Sylveſterabend ſeine junge Frau heimgeführt. Wenn beſonders klares Winterwetter war, kamen wohl auch meine Eltern herab; einmal aber hatte ich Erlaubniß

Digitized by

erhalten, über Neujahr ein paar Tage allein im Forſthauſe zu bleiben, was mich ſehr glücklich machte.

„Es iſt mir, als ſähe ich noch heute die Förſterſtube von jenem Abend vor mir. Es war ein ſchönes, hohes Zimmer, an den Wänden alte Tapeten, auf denen eine Jagd abgebildet war, und Rehgeweihe mit Verzierungen ſchmückten die Pfeiler; draußen blickte der Vollmond über die Bäume, und der Wald lag in tiefſter Stille. Im Ofen knatterte ein luſtiges Feuer, und die drei großen, ſchönen Hunde lagen behaglich davor. Auf dem Tiſch ſtanden Aepfel und Nüſſe, Pfefferkuchen von Weihnachten her, und die ſchöngeformte alte Punſchterrine. Oben im Lehnſtuhl ſaß behaglich der Förſter in ſeinem Hausrock mit Marderpelz und beſchaute ſich der Reihe nach ſeine drei Kinder, ſeine Kleinode und ſeines Herzens Luſt. Ich und Gerda hatten uns ins Eckchen des Kanapees geſchmiegt und plauderten; Thereſe hielt heimlich einen Apparat zum Bleigießen bereit und ſah inzwiſchen ſchmachtend in den Mond hinauf, Elfriede ſtand mit dem Anſtand einer jungen Fürſtin vor der Punſchterrine.

„Da klopfte es raſch, und ohne auf das Herein zu warten, trat ein fremder Mann in einen Mantel gehüllt, mit einem großen Wolfshund ins Zimmer. Der Förſter fuhr erſchrocken auf, Gerda flog zu ihm und barg ihr Köpfchen an ſeinem Arm, Thereſe ſchrie laut auf, ſelbſt Königin Elfriede ward bleich und ließ den ſilbernen Punſchlöffel ſinken. Am tollſten aber waren die drei Hunde des Förſters; die fuhren ganz wie wüthend auf den fremden Hund los, der wehrte ſich tapfer. Und da auch noch der Jägerburſch und die Magd aus der Geſindeſtube herbeirannten, ſo gab es ein Rufen, Knurren, Bellen und Kreiſchen, wie ich all' mein Lebtage noch nichts gehört habe. Eben dieſer Höllenſpektakel brachte aber den Förſter am ſchnellſten wieder ins Gleis, er ſchrie, donnerte und wehrte an ſeinen Hektor, Wächter und Pollux hin; der Förſter, der Fremde und der Jägerburſch riß jeder ſo eine Beſtie am Schwanz, während Gerda und Thereſe immer kläglicher ſchrieen, und als endlich das Gethiere auseinander gebracht war, hatte die Motion dem alten Herrn ſo gut gethan, daß er mit lautem Lachen in ſeinen Lehnſtuhl zurückſank und den Fremden fragte: „So Herr, und wer ſind Sie mit Erlaubniß, daß Sie da ſo mäuschenſtill hereinkommen?“

„Elfriede hatte ſich auch bald gefaßt und dem Fremden einen Stuhl geboten, der nun Hut und Mantel ablegte und ſich als einen jungen Mann

Digitized by Google

mit etwas dunklem, nicht einnehmendem Geſicht, im Ganzen aber als ein gewöhnliches Menſchenkind zeigte. Er ſtellte ſich als den neuen Gutsbeſitzer Dettloff von dem benachbarten Buchhof vor. Der Gegend noch unkundig, hatte er ſich auf dem Heimweg von dem Städtchen im Walde verirrt und bedauerte nun ſehr, daß er zu ſo ungeeigneter Stunde ſeinen Anſtandsbeſuch im Forſthauſe mache und ſolchen Schrecken gebracht habe.

„Man entſchuldigte ſich andrerſeits über dieſen unziemlichen Schreck, man bat den Gaſt zu verweilen und ſich's bequem zu machen; Elfriede bot ihm Punſch an, der Förſter ſprach zu und belehrte ihn gründlich über die Bodenbeſchaffenheit ſeines neuen Hofs, — aber es wollte nicht mehr recht gehen. Die Hunde wollten nicht Freundſchaft ſchließen; man mußte den Pluto des Fremden einſperren, um Ruhe zu bekommen. Da heulte das Thier fort und fort, was keine ſchöne Nachtmuſik war; Herr Dettloff zeigte ſich nicht ſehr redſelig, und Thereſe hob ihre ſchmachtenden Aeuglein kein einzigesmal auf, ſelbſt Elfriede, ſonſt ſtets eine freundliche, angenehme Wirthin, ward immer ſtiller, oft zerſtreut, und mußte vom Vater vielfach gemahnt werden die Gläſer wieder zu füllen, und doch blieben alle ſitzen, wie gebannt. Gerda hatte lang ſchon ihr Köpfchen in die Sophaecke gedrückt und ſchlief, ich allein mußte in kindiſcher Neugierde mit weitoffenen Augen den Fremden und die ganze Scene anſchauen, immer unter dem leiſen Gefühl, daß etwas Unheimliches vorgehe. Ich konnte aber nicht ſagen, was.

„Endlich ſchlug die große Wanduhr Zwölf, langſam, laut und deutlich, da kein Menſch redete. Der Förſter erhob ſich, ſelbſt wie erleichtert. „Wir wollen anſtoßen, Herr Dettloff," ſprach er; „kommt Kinder, füllt auch eure Gläſer! Auf gute Nachbarſchaft, Herr, und uns allen ein glückſeliges Neujahr!" Der Förſter und ſein Gaſt ſtießen zuerſt die Gläſer zuſammen, da ſprang des Förſters Glas von oben bis unten mit einem ſchrillen Klang. Er ſtellte es todtenbleich nieder und ſetzte ſich ohne ein Wort zu reden. Es war nicht das Glück von Edenhall, kein Pokal mit alten Familienwappen, aber eine Gabe ſeiner ſeligen Frau geweſen und wurde nur an Feſten gebraucht. Es war künſtlich geſchliffen mit Täubchen und Blumengewinden und trug eine Inſchrift nach Art der damaligen Zeit: „ewig, wie unſre Liebe ſei unſer Glück." Nachher ſuchte man freilich ſich und den Fremden zu beruhigen — der Punſch ſei zu heiß geweſen, ſein geſchliffene Gläſer können heiße Flüſſigkeiten nicht gut ertragen. Aber es war und blieb jedem unheimlich zu Muthe.

Digitized by

„Für die Nacht machte man dem Fremden ein Gastbett zurecht; in der nächsten Früh zog er ab und bat um Erlaubniß, zu schicklicherer Zeit seinen Besuch wiederholen zu dürfen.

„Nach dem gewöhnlichen Brauch, der weniger fein als natürlich ist, machte jedes über den Abgehenden seine Bemerkungen. Therese und wir Kleinen, die sonst selten harmonirten, waren diesmal darüber eins, daß Herr Dettloff eigentlich ein garstiger Dings und dazu noch ein trutziger sei; Elfriede sagte nichts, kein einziges Wort, der Förster aber schalt uns naseweise Dinger, es brauche nicht jedermann schön und rothbackig zu sein, Herr Dettloff habe eine saubere Gestalt, wenn auch nicht sehr groß, und scheine ein gesetzter Mensch zu sein. Ich glaube aber, Gerda hatte nicht Unrecht, wenn sie mir ins Ohr flüsterte: „Du, dem Vater wär's doch recht, wenn er nicht mehr käme."

„Aber er kam, er kam oft und viel, ohne besondern Vorwand und Ausrede, auch ohne viel zur Unterhaltung beizutragen, aber er kam, bei Tag und zur Abendzeit. —

„Wie damals alles gekommen, kann ich so genau nicht mehr sagen; wir Kinder waren zwar naseweis, aber doch noch klein und unerfahren und verstanden nicht, was vorging. Das sahen wir freilich, daß ihn niemand recht mochte im Hause. Die Hunde knurrten, auch wenn er ohne seinen Pluto kam. Der Papa, der sonst gesprächig sein konnte mit Fremden, wurde noch einsilbiger als Dettloff selbst; sie konnten oft halbe Stunden lang mit einander im Zimmer auf- und abgehen, ohne ein Wort zu reden. Gerda sprang ihm davon, Therese las, während er im Zimmer war; nur Ein Gesicht gab es, das erröthete, Ein Auge, das glänzte bei seinem Eintritt — Elfriede, die Vorzügliche, die allezeit Besonnene und Tadellose, verlor Kopf und Sinne, wenn er in der Nähe war; sie schenkte dem Vater Essig ein, statt Wein, und gab der Magd eine Lichtscheere, statt des Kellerschlüssels. — Der Förster sah dazu selbst so sauer wie Essig. Elfriede ging manchmal mit verweinten Augen umher; wenn die Mädchen wie sonst mit der Arbeit auf dem Rasen beisammen saßen, hörte man selten mehr singen und plaudern, Elfriede war oft abwesend, — es war nicht das alte Leben mehr.

„Was Dettloff gethan, um Elfriedens Herz zu gewinnen — ich kann dir's nicht sagen, wie ich überhaupt diese ganze dunkle Geschichte als ein Räthsel mit mir durch's Leben getragen habe. Dettloff hatte nichts von all

Digitized by Google

dem, was ſonſt Frauenherzen gewinnt: nichts Hohes und Ritterliches, nicht den friſchen, gutmüthigen Humor, nichts Zartes und Gemüthliches, auch nichts Gewaltiges und Imponirendes, mit einem Wort keinen Gran Poeſie in irgend einer Richtung. Er war auch nicht, was man ſo einen redlichen Mann nennt, obwohl ich nichts Unredliches von ihm ſagen kann."

„Es iſt wahr," ſagte Natalie, das Bild betrachtend, „in dieſen dunkeln Zügen liegt nichts Bedeutendes, nichts Gewinnendes, und doch möcht' ich ſie auch nicht gewöhnlich nennen, — unter dieſen Augen ruht etwas wie ein verſteckter Vulkan, — aber mehr zu fürchten als zu lieben." — „Das mag's wohl ſein!" ſeufzte Veronika, „zu fürchten war er freilich, aber ein ſchlechter Mann war er nicht, und auch kein glücklicher, — o gar nicht!

„Der Förſter, wie ich nachher hörte, hat ſich allerorten nach ihm erkundigt, und nichts Schlimmes erfahren. Er war guter Leute Kind aus einem kleinen Fürſtenthum, nicht ſehr weit entlegen. Er ſei ein wilder Student geweſen, Juriſt, glaub' ich. Da es nun nicht gut zum Examen reichte und er daheim nichts Andres anfangen mochte, hatte ihm ſein Vater den Buchhof bei uns gekauft. Der Hof war gut und er wurde ordentlich bewirthſchaftet, wenn der Herr ſelbſt auch viel abweſend war. Er hatte gute Dienſtboten und ſie waren ihm anhänglich, obwohl er unfreundlich, doch nicht hart oder ungerecht gegen ſie war. Man ſagte, daß beſonders die weiblichen Dienſtboten, obwohl er wenig mit ihnen machte, für ihn durch's Feuer gegangen wären und ſeinen Nutzen beſſer hüteten, als er ſelbſt." — „War er ein gebildeter Mann?" fragte Natalie dazwiſchen. — „Ich glaube ja, wiewohl es auch mehr Sache des Glaubens, als der Ueberzeugung war. Er las viel, ſprach aber nie darüber; er galt allgemein für ſehr geſcheut, ich wüßte dir aber nicht eine bedeutende Aeußerung von ihm zu ſagen.

„Der Förſter war aber doch nicht geneigt, ihm die Krone ſeines Hauſes, ſeine Elfriede anzuvertrauen. Gerda vertraute mir, Dettloff ſei lange allein bei dem Vater geweſen, dann ſei er in heftigem Zorn fortgeritten, ohne jemand zu grüßen, ſein Geſicht ſah ſo dunkel, wie wenn ein Wetter heraufzieht. — Seither komme er nicht wieder. Elfriede ging ſeitdem gar ſtill umher, immer bleich mit verweinten Augen, es that weh, ſie anzuſehen.

„Es war vielleicht ein Vierteljahr nachdem, als Gerda eines Abends athemlos zu mir heraufkam: „Nun Bronle, ich hab' etwas, was du nicht haſt. Rath' einmal, was?" Ich rieth lange vergeblich an allerlei Herrlichkeiten,

Digitized by Google

bis Gerda rief: „einen Schwager hab' ich, einen Schwager! Meine Elfriede iſt Braut.“ — „Mit Dettloff?“ fragte ich verwundert. — „Ach ja,“ ſagte Gerda altklug und entſchuldigend; „es iſt uns gerade nicht beſonders lieb, aber vielleicht wird ſie jetzt wieder vergnügt, weil ſie ihn doch ſo gern hat.“ Sie war noch ein Kind, meine gute Gerda, und ein Schwager war etwas Neues.

„So war nun Elfriede Braut, aber vergnügt iſt ſie nicht wieder geworden. Es wurde Ausſteuer zugeſchnitten und emſig genäht. Der Buchhof wurde aufs ſchönſte hergeſtellt; am Hochzeittag kamen berittene Bauern der Gegend, um der ſchönen Braut das Geleite zu geben, aber Elfriede, die blühende Waldroſe, war nun zur weißen Roſe geworden. Ich hatte mir immer unter einer Braut etwas ganz Wunderbares, Herrliches gedacht; aber als ich Elfriede daſitzen ſah in dem weißſeidenen Kleid, ſo bleich und zitternd, wie ihr Thereſens Hand den Kranz in die Locken heftete, da dachte ich eher an eine Sterbende, als an eine Braut.

„Gerda kam oft zu der Schweſter auf den Buchhof, ich durfte ſie manchmal begleiten. Wir freuten uns ſehr, als wir ſpäter in neuen weißen Kleidern Elfriedens erſtes Kindlein zur Taufe tragen durften, ich habe aber nie eine junge Mutter ſo weinen ſehen. Es iſt nicht gut davon zu reden. — Elfriede ging ſelten aus, aber man rühmte ſie als ein Muſter von Fleiß und Emſigkeit, von unermüdeter Pflichttreue. Ich ſah ſie faſt nie mit ihrem Gatten beiſammen, aber ich machte mir darüber keine Gedanken; wir waren wieder heiterer als in der letzten Zeit. Nur einmal fiel mir ein, Gerda zu fragen: „du, iſt denn jetzt deine Elfriede vergnügt?“ Da ſah ſie mich mit einem Blick an, wie ich nie bei einem Kinde geſehen, ein Blick voll tiefen, glühenden Haſſes, und ſagte: „weißt du, was die Hölle iſt? Das iſt ein Leben, wie es meine Elfriede hat.“

„Ich vergeſſe das Entſetzen nicht, das mir die wenigen Worte erregt, es war mir der erſte Einblick in die Nachtſeite des Lebens. „Aber hat ſie denn ihren Mann nicht mehr gern?“ fragte ich ängſtlich. — „Das weiß ich nicht; ich glaube ſchon,“ verſetzte traurig Gerda; „aber ich weiß nur, daß ſie ſehr unglücklich iſt, vielleicht plagt ſie ihn auch, weil ſie ihn ſo arg lieb hat, aber Er! O ſieh, ich könnte ihn umbringen, wenn ich ſehe, wie er zornig und hart iſt gegen meine Elfriede!“ Und Gerda war ſonſt nie zornig oder heftig, ſie war überhaupt ſtiller und ſanfter geworden, ſeit ſie ſo viel zu Elfrieden kam, die oft krank war.

Digitized by Google

„Ich fragte Gerda nie mehr nach der Schweſter, aber bald darauf hörte man, daß ſie aufs neue ſchwer erkrankt ſei. Thereſe ging zur Pflege hinüber, die ſonſt gar nicht gern in des Schwagers Haus kam, auch der Förſter beſuchte ſie jetzt oft, Dettloff blieb meiſtens daheim, und man hörte rühmen, daß er die kranke Frau treulich pflegen helfe. — Im Frühling ſtarb ſie. Der Förſter hatte ſich nach dem Tode ſeiner Frau einen eigenen Begräbnißplatz im Walde umzäunen laſſen, er bat, auch die Tochter dort begraben zu dürfen. So trugen ſie den Sarg herüber an einem ſchönen Maimorgen, alle Vögel ſangen zuſammen, ſo luſtig, als ob's ein Hochzeitfeſt wäre. Der Sarg wurde von Dettloffs Arbeitern getragen und auf dem grünen Raſen vor dem Forſthauſe niedergeſetzt, ſie machten noch Guirlanden von grünem Eichenlaub herum. Thereſe weinte zum Verzweifeln; Gerda weinte nur leiſe und flüſterte mir ins Ohr: „o, ſie hat vergnügter ausgeſehen im Sarge, als an ihrer Hochzeit, und denke, ſie hat ihren Mann noch lieb gehabt, o, ſie war ſo glückſelig, als er ſie pflegte!“

„Vom Forſthaus bis zum Grabe trugen die Jäger den Sarg. Dettloff war mit geſenktem dunklem Antlitz hinter der Bahre geſchritten; eh ſie ſie wieder aufhoben, beugte er ſich tief, tief auf den Sarg und rief, nicht laut, aber wie aus der innerſten Seele: „o ich habe dich doch lieb gehabt, weiß Gott, ich habe dich lieb gehabt!“ Als er ſich aufrichtete, trat der Förſter zu ihm, bot ihm die Hand und ſagte: „wir wollen keinen Groll zum Grabe mitnehmen.“

„Im Forſthaus ging es wieder die alten Wege, wenn auch nicht mehr ſo fröhlich wie vor Zeiten. Thereſe war gar ein hübſches Mädchen geworden, ſie that dem Vater zu lieb, was ſie konnte, wenn auch vielleicht ihre ſchwimmenden Aeuglein ſonſt noch herumſtreiften. Dettloff kam zu Zeiten, aber nicht oft. Gerda und ich waren bald vierzehn Jahre alt geworden, und wenn Thereſe niemand anders hatte, ſo hielt ſie immer noch zu Zeiten ihre ſchönen, gefühlvollen Reden an uns. Auf den Hof hinüber kam der Förſter und Thereſe noch einmal, als Elfriedens einziges Töchterlein ſtarb; ſie legten es in ſeiner Mutter Grab.

„Eines Abends kamen wir zwei miteinander vom Berg herunter, da begegnete uns Thereſe an Dettloffs Arm. Sie wurde etwas roth und verlegen, ſagte zum Schwager: „ich will jetzt mit den Kindern zurückgehen,“ und kehrte mit uns um. Gerda hatte dem Schwager einen trotzigen Haß bewahrt, ſie mochte ihn kaum grüßen, und fragte nun vorwurfsvoll: „und

Digitized by

du begleiteſt ihn noch?" — „O, er iſt ſo einſam, ſo allein!" meinte Thereſe ſchmachtend. — „Mag er's ſein!" ſagte trotzig Gerda, „hat er's doch nicht anders gewollt." — „Aber du weißt," verſetzte Thereſe entſchuldigend, „wie gut er war gegen Elfriede in den letzten Zeiten." — „Was hilft mich das, wenn mich einer ins Waſſer ſtürzt und er zieht nachher meine Leiche noch ſo ſanft ans Land?" rief die unerbittliche Gerda. Thereſe ſeufzte und war ſtill.

„Nicht lang aber ſtand es an, ſo kam Gerda athemlos zu mir: „du Veronika, denke, Dettloff iſt geſtern bei meinem Vater geweſen und hat um meine Thereſe angehalten!" — „O das kann nicht ſein!" — „Gewiß, ich hab' es gehört, der Vater aber gab ihm ganz kurzen Beſcheid: „mit meinem Willen nun und nimmermehr!" Dettloffs Geſicht war wie die ſchwarze Nacht, als er vom Vater ging, o, ich würde mich todt fürchten, wenn ich allein mit ihm ſein müßte! In der Nacht, wie ich ſchon zu Bette war, hat der Vater noch lange mit Thereſen geſprochen; ich verſtand aber nicht was. Sie ſagte nicht viel, ſie weinte und ſchluchzte nur bitterlich, noch lange in die Nacht hinein."

„Wir hatten viel zu thun, bis wir in tiefem Geheimniß unſere Vermuthungen und unſer maßloſes Erſtaunen austauſchten, daß Thereſe, die ſonſt am heftigſten auf den Schwager erbittert war, ihn im Ernſt lieben könne. Als wir aber wieder einmal Abends im Wald herumſtreiften, da ſahen wir plötzlich auf einer verborgenen Ruhebank unter einer Buche, — ſie war früher Elfriedens Lieblingsplätzchen geweſen, — Thereſe und Dettloff ſitzen. Thereſe, die freilich allezeit thränenreich war, lehnte dicht an ihm und weinte wieder einmal ganz zum Herzbrechen; ich hörte nicht, daß er viel gethan hätte, um ſie zu beruhigen, er murmelte nur ſo ein wenig an ſie hin. Da brach auf einmal zwiſchen den Büſchen der alte Förſter hervor; alt war er geworden ſeit Elfriedens Tod. Wir zwei Verborgenen zitterten und bebten, und fühlten wohl, daß das keine Scene war für uns. Thereſe war ganz vernichtet und rief flehend: „ich wollte ja nur Abſchied nehmen, nur Abſchied nehmen!" Dettloff war aufgeſprungen, er kam mir, Gott verzeih mir den Vergleich, faſt wie ſein großer Wolfshund vor, der nicht wußte, ob er knurren oder beißen, oder davonlaufen ſolle. — „Komm mit mir heim, Thereſe," ſagte der alte Förſter mit erzwungener Ruhe, „gute Nacht, Herr Dettloff." — Wir Zwei ſchlichen uns verſtohlen davon und hatten nicht mehr Luſt zu lauſchen.

„Bald darauf hieß es, Thereſe ſei Braut; viel Freude kam aber mit

Digitized by Google

der Brautſchaft nicht ins Haus, noch weniger als früher bei Elfriede. Thereſe war doppelt ſo zärtlich gegen ihren Vater, der ſich's ruhig gefallen ließ. Als ſie ihn einmal ſchüchtern ſchmeichelnd fragte: „ach, Väterchen, haſt du denn gewiß auch gern Ja geſagt?" — da verſetzte er kurz: „frage mich nicht, ich habe Ja geſagt, um größeres Unheil zu verhüten." — So thränenreich Thereſens Brautſtand war, ſo war ſie doch eine ungemein zärtliche Braut; ihre Zärtlichkeit war viel ſichtbarer, als einſt die der armen Elfriede. Auch verſäumte ſie nicht, ſich für recht ſchönen Hochzeitſtaat zu ſorgen; meine Mutter, die früher auch Elfriede bei ihrer Ausſteuer berathen hatte, meinte, es ſei doch zu hoffärthig für eine Förſterstochter, und ſehe mehr einem Ballſtaat, als einem Hochzeitgewand gleich. Aber wahr iſt's, das himmelblaue Atlaskleid mit leichtem Spitzengrund darüber, und der volle Myrthenkranz ſtanden ihr ſchön, und wenn auch etwas bleich, ſo war ſie doch eine vergnügtere Braut als Elfriede.

„Die Hochzeitgeſellſchaft war nicht groß und die Vergnüglichkeit war auch nicht beſonders, der Förſter und der Bräutigam waren beide ſtill, Einer wie der Andere. Wir leichtſinnigen jungen Mädchen freuten uns, daß wir diesmal als rechte Brautjungfern mit Blumen in den Haaren auftreten durften, aber ein gedämpfter Ton lag auf allen. — Als Thereſe von ihrem Vater Abſchied nahm, weinte ſie wieder ſo ganz bitterlich, daß ich in meiner Einfalt denken mußte, warum ſie denn doch nicht lieber bei ihm daheim geblieben ſei. „Gib mir deinen Segen!" bat ſie, „o Vater, gib mir deinen Segen! Gibſt du mir ihn denn auch von Herzen?" — „Von Herzen, Kind," ſagte der alte Förſter mit unendlich betrübtem Ton; „verhüte Gott, daß ich dir meinen Segen vorenthalte! Geh in Gottes Namen."

„Einmal ſah ich die Thereſe in einem neuen ſchönen Gefährt ausfahren mit Dettloff, ſie war ſehr ſchön geputzt und ſah vergnügt aus, aber die Freude muß nicht lang gedauert haben. Wenn ich Gerda nach ihr fragte, ſo war ſie betrübt und ſchüttelte den Kopf; herüber kamen ſie nicht viel. — Wir zwei Mädchen lebten einträchtig wie immer zuſammen, der alte Herr hatte eine unendliche Liebe zu ſeiner Einzigen, wie er Gerda nannte, auch wuchs aus der ſchwarzen Walddroſſel ſo ganz allmälig ein hübſches Mädchen heraus, es war wieder eine gute Zeit, aber nicht zu lange. Den Tag über mußten wir hübſch ſtill ſitzen bei meiner Mutter und nähen lernen, Abends begleitete ich dann Gerda heim und blieb mit ihr und dem Vater auf dem grünen Raſen, bis der helle Mond herauf kam. Sie

Digitized by

begleiteten mich dann zuſammen bis zum Waldrande, und ich hüpfte vollends unſern Berg hinauf. Furcht kannte ich nicht, Gerda aber war immer ein ſcheues Täubchen.

„Wie wir nun einmal wieder daſaßen am ſchönen klaren Sommerabend, da brach es durch die Büſche wie ein ſcheues Wild. Wer aber da hereinflog, verſtört und athemlos, das war Thereſe, in Hut und Shawl, aber alles nur ſo eilig um ſich herumgewickelt. Mit all der Heftigkeit, die unter ihrem ſanften Weſen verborgen lag, warf ſie ſich ihrem Vater um den Hals: „nimm du mich wieder, Vater, nimm dein unglückliches Kind wieder heim! Ich gehe nicht mehr zurück, nein, um keine Welt!“

„Der Förſter ſah nicht halb ſo entſetzt und erſtaunt aus, wie wir, nur ſehr traurig. „Das dacht' ich wohl,“ ſagte er langſam; „komm, ſteh auf, Thereſe! Gerda, führe deine Schweſter in euer Stübchen. Leg' dich zu Bette, Kind,“ redete er ſanft zu Thereſen weiter, „leg' dich zu Bette, du biſt ſo aufgeregt; Gerda, geh mit ihr!“ Ich wagte nicht mitzugehen, ich mochte mich nicht rühren, um den alten Mann nicht zu ſtören, der nur langſam den Kopf hin und her wiegte und murmelte: „das wußt' ich wohl!“

„Nicht lange nachher hörten wir den Wolfshund bellen, und ihm nach kam Dettloff, in großer Erhitzung und ſtark athmend. „Iſt meine Frau hier?“ fragte er heftig. — „Ja,“ verſetzte der Förſter ruhig, ohne aufzuſtehen. — „Ich bitte, veranlaſſen Sie ſie mit mir zurückzugehen, ich will den Skandal nicht weiter treiben, den ihre maßloſe Heftigkeit ſchon veranlaßt hat. Sie ſoll mit mir zurück. Muß ich Ihnen erſt mein Wort geben, daß Ihre Tochter nichts zu fürchten hat unter meinem Dach?“ fuhr er mit ſteigender Heftigkeit fort. „Sie wird mich der Härte, der Rauhheit anklagen, aber ſie wird verſchweigen, wie ſie mich gequält hat mit maßloſer, grundloſer Eiferſucht, die ſchon der Dämon zwiſchen mir und Elfrieden war! Sie wird verſchweigen, welch leidenſchaftliche Natur in dieſer Taube ſteckt. — Ich will mein Weib zurück!“ ſchloß er faſt drohend und ſeine Miene ward wie der Wetterhimmel.

„Wir wollen nicht mit einander hadern,“ ſagte der Förſter, indem er aufſtand, mit der alten traurigen Ruhe. „Ich habe kein Recht mehr dazu, ich bin ein ſchwacher Vater, ich habe meine armen mutterloſen Kinder nicht ſchützen können. Sie haben ein Recht, Ihr Weib zu fordern, aber,“ ſchloß er mit ſichtlich ſchwerer Ueberwindung, „ich bitte Sie, ſie noch hier zu laſſen, ſie iſt krank.“ — „Kann ich ſie ſehen?“ — „Nicht jetzt.“ —

Digitized by

„Bruno!“ rief mit ſchwachem Tone aus dem obern Zimmer Thereſe, welche die Stimme gehört hatte, „Bruno komm!“ — Gerda kam herunter, ganz bleich und finſter blickend. „Thereſe will dich ſprechen,“ ſagte ſie kurz und trocken zu Dettloff und ſetzte ſich zu ihrem Vater. Dettloff ſtieg hinauf und blieb lange oben, der Förſter ſprach in der Zeit nichts, er ſchüttelte nur hie und da den Kopf.

„Thereſe iſt wirklich krank,“ ſprach Dettloff herabkommend, „ich will heute noch den Arzt ſchicken und morgen wieder nach ihr ſehen.“ Er entfernte ſich mit ſtummem Gruß; wir gingen hinauf zu der Kranken, die in ſtarkem Fieber lag und Dettloffs Namen abwechſelnd mit heftigen Vorwürfen, dann wieder mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit rief.

„Thereſe verließ ihres Vaters Dach nicht wieder. Das Fieber war ein hitziges, dann wurde es ein ſchleichendes; ſie ſtand nicht mehr vom Bette auf. Dettloff kam faſt täglich ſie zu beſuchen, ſie erwartete ihn mit ängſtlicher Sehnſucht, — es kam kein Wort des Vorwurfs mehr über ihre Lippen, ſie ſchaute ihn glückſelig an, wenn er kam, und ließ ſeine Hand nicht los bis zum Abſchied. — Es dauerte nicht zu lange. Es war Frühling geweſen, als ſie kam; in den erſten Herbſttagen ſtand wieder ein Sarg auf dem grünen Raſen. Diesmal reichten ſich der Förſter und Dettloff keine Hand, ſtumm und geſenkten Hauptes geleiteten ſie die Bahre. —

„Es folgte eine traurige Zeit und ich mußte mich oft recht beſinnen auf die fröhlichen Tage, die wir ſonſt im Forſthauſe gehabt. Der Förſter kam einmal zu meiner Mutter, um mit ihr wegen Gerda zu reden. „Sie ſollten das Mädchen ein wenig hinaus thun, Herr Huber,“ meinte meine Mutter; „ſie hätte noch manches zu lernen, und es iſt wohl auch beſſer, ſie lernt das Leben außer dem Walde kennen.“ — „Sie haben recht, Frau Pfarrerin,“ antwortete der Förſter, „bei mir iſt's gar zu traurig für das Kind, und — vielleicht hätt' ich meine Mädchen noch, wenn ſie Leute und Leben beſſer gekannt hätten, als in unſrer Einſamkeit. Gerda hat eine vornehme Tante. Wir ſtanden ſonſt in keinem Verkehr, — aber ſie ſchrieb mir nach dem Tode meiner zweiten Tochter; ich könnte mich entſchließen, ſie zu bitten, meine Gerda für einige Zeit aufzunehmen.“ — „Thun Sie das, Herr Förſter; aber ſie werden ſehr allein ſein.“ — „Sehr! Aber wer weiß, ob ich nicht auch einſam würde, wenn ich das Kind dabehalte.“

„So kam denn Gerda zu der vornehmen Frau Tante. Da ich ſo ſehr das Heimweh nach ihr hatte, beſchloſſen die Eltern mich hieher zu thun,

Digitized by Google

wo meine Großmutter lebte, die mich sehr lieb hatte. Da lernte ich denn allerlei: Kleidernähen und Putzmachen, ein bischen Französisch und sogar Tanzen. Bei der Großmutter war ich sehr gern, aber es fiel mir schwer, daß ich nicht wie daheim frei in der schönen Gegend herumstreifen durfte.

„Im Herbst kam ich nach Hause, da mein Vater viel unwohl war. Gerda war noch fort. Ich besuchte gar manchesmal den einsamen Mann im Forsthause, und er kam oft zu uns herauf ins Pfarrhaus. Mein Vater hatte einen Vikar nehmen müssen; er hieß Heller und war nur ein Bauernsohn aus der Nachbarschaft, aber auf seine Züge und in seine Seele hatte der Herrgott selbst den Adelsbrief geschrieben. Er zeichnete sehr schön und gab mir Unterricht. Abends brachte er immer etwas zum Lesen, — der Winter wurde mir gar nicht lang, obgleich Gerda nicht da war." —

Es schien Natalien, als ob die Stimme der Fräulein Veronika stocke, die seither fast ohne Unterbrechung fortgesprochen hatte. Sie schob das langherabgebrannte Licht hinauf, stellte eingemachte Früchte auf den Tisch und fragte: „aber Kind, ich komme da so lang, so lang ins Schwatzen, es wird dir doch langweilig, willst du nicht jetzt zu deiner Tante?" — „O nein, nein," versicherte eifrig das junge Mädchen, „es vermißt mich niemand. Bitte, bitte, fahren Sie fort!" — „Wie das so kommt," sagte Veronika, „ich wollte dir's nur so in der Kürze erzählen, aber wie ich nun wieder hinein komme, wird mir alles lebendig, als ob's heut geschehen wäre.

„Im Frühling starb Gerda's Tante und sie kam wieder zurück, wie ausgetauscht, die lustige Walddrossel. Ich sage dir, wie eine Prinzessin war sie, so fein und schön, aber ihre wunderschönen veilchenblauen Augen blickten noch so treuherzig wie immer, und wenn sie gleich ganz hochdeutsch sprach, so war doch, was sie sagte, gut und lieb; es war die alte, getreue Gerda noch.

„Natürlich kamen wir Mädchen jetzt oft und oft wieder zusammen, es war ein neues Leben im Waldhause aufgewacht, auch der Förster verjüngte sich mit seinem Kinde. Der Vikar begleitete mich gar manchmal hinunter oder holte mich ab. Er war erstaunlich besorgt, daß ich nicht allein nach Hause gehen dürfe; — ach, ich wußte so wohl, was ihn hinunter ziehe! Der Mensch war wie verzückt, seine Predigten wurden immer schöner und feuriger, daneben schrieb er aber auch eine Menge Verse, die nicht ins Gesangbuch gehörten.

„Gerda schien es nicht zu merken, daß sie ihm als ein neuer Stern

Digitized by Google

aufgegangen war. Sie war ſtiller geworden als ich, ſanfter, zurückhaltender, aber doch heiter und kindlich dabei. Der Förſter wollte Staat machen mit ſeiner ſchönen Tochter, er ging mit ihr auf Maienfeſte, Bälle und Landpartieen rings in der Gegend. Ich durfte manchmal auch mit, Gerda wollte nicht ohne mich gehen und die Mutter war nachſichtig. Da traf ſie denn auch einmal wieder mit Dettloff zuſammen, der ſeit Thereſens Tod nie mehr ins Forſthaus gekommen war. Er grüßte ſie mit wenig Worten und bot ihr die Hand, die ihrige zitterte, als ſie ſie in die ſeine legte, und ſie war blaß und befangen. Von da an kam er je und je wieder ins Forſthaus, ſo einſilbig wie er immer geweſen. Viel Ermuthigung fanden ſeine Beſuche bei dem alten Herrn nicht.

„Gerda und ich hatten uns ſo lieb wie früher und doch war mir's oft, als ſtehe ein Schatten zwiſchen uns. Ich traute meinem eigenen Herzen nicht recht und meinte oft, es kränke mich, daß ſie dem Heller ſo viel beſſer gefalle als ich, und das war doch ſo natürlich.

„Einmal war ein gar ſchöner, milder Abend, ſo recht ein Abend, wo Herzen aufgehn. Ich ſaß mit Gerda an unſerem allerliebſten Plätzchen, in einem Waldthälchen auf einer kleinen Brücke, unter der ein verſtecktes Bächlein hinrieſelte. Heller hatte mir ſein Herz aufgeſchloſſen, ſeine unendliche Liebe für Gerda, und mich gebeten, ſeine Fürſprecherin zu ſein, ich ſuchte nur nach dem rechten Augenblick.

„Wie ſchön iſt's hier!" ſagte Gerda leiſe und innig, nachdem wir lang in tiefen Gedanken ganz ſtill dem Waſſer nachgeblickt; „o ich möchte mein Lebenlang nicht weg von hier!" — „Das kannſt du noch nicht wiſſen," entgegnete ich ſcherzend, „an welchem Ende der Welt dein Hüttchen gebaut iſt!" — „Das ſteht ſchon lange," ſprach ſie ruhig und beſtimmt und ſah mir voll in die Augen. — „Wo, o ſage, wo?" rief ich faſt ängſtlich in banger Ahnung. — Sie deutete mit der Hand hinauf nach der Gegend, wo der Buchhof lag, ganz ſtill, wieder mit dem ſeltſamen, wehmüthigen Lächeln. — „O, ich bitte dich, das iſt nicht dein Ernſt!" ſagte ich erſchrocken; „wer könnte dich dazu zwingen?" — „Gewiß niemand," verſetzte ſie leiſe und mit derſelben Ruhe; „ich fürchte eher, ich werde es am Ende erzwingen müſſen."

„Ich war jung und warmherzig, achtlos auf Klugheit und äußere Rückſichten, ſo goß ich denn mein volles Herz bei ihr aus. Ich erinnerte ſie an die traurige Ehe ihrer Schweſtern, an ihren frühern Widerwillen

Digitized by Google

gegen Dettloff, an ihre heißen, bittern Klagen über ihn und beschwor sie, von dieser undenkbaren Idee abzustehen. Sie blieb unbewegt, sanft, fast traurig, aber fest. „Ich kann nicht anders; — und er hat gewiß nicht umsonst so viel gelitten," war ihre ganze Antwort.

„Aber weißt du," rief ich außer mir, sicher, daß ich damit die Sache entscheide, „weißt du, welch edles Herz dir eine erste, reine, unentweihte Liebe zu Füßen legt, eine Zukunft voll Friede und Freude? Weißt du, daß Heller dich liebt?" — „Das thut mir leid," sagte sie wehmüthig, „ich hatte das nicht gewollt und hatte mir's anders ausgedacht. Doch," fügte sie heiterer hinzu, „er wird ja nicht daran sterben; man stirbt nicht mehr an der Liebe heutzutage. Mit mir ist's nichts, ich muß dem Zuge meines Herzens folgen." — Was sollt' ich thun? Ich war nicht überzeugt, o gar nicht, aber ich wollte ihr nicht das Herz noch schwerer machen, ihr war selbst bange, wie es ihr Vater aufnehme.

„Ach sieh, Gerda, ich will dich nicht betrüben," fing ich noch einmal an, „glaubst du denn, daß du glücklich mit ihm werden wirst?" — „Das weiß ich nicht," entgegnete sie einfach, „aber ich weiß, ich wäre noch viel, viel unglücklicher, wenn ich nicht die Seine würde."

„Mir war das Herz unbeschreiblich schwer, ich bat sie endlich um Erlaubniß, es meinen Eltern sagen zu dürfen, sie hatte zu Beiden, besonders zu meinem Vater, ihrem Religionslehrer, großes Vertrauen und gab es zu. Aber auch seine Vorstellungen glitten machtlos ab. „Ich weiß nicht, ob es mein Glück ist," blieb ihre stete Antwort, „aber ich weiß, daß ich nicht anders kann." —

„So versprich mir wenigstens, mein theures Kind, daß du nichts ohne Wissen und Willen deines Vaters thust," bat sie mein Vater, „und das Eine, Kind: daß du recht von ganzem Herzen dein Geschick in Gottes Hand legst. Glaubst du?" fragte er sie, „daß der Bund deiner Schwestern wirklich im Aufsehn auf Gott geschlossen wurde?" — Gerda schüttelte traurig den Kopf. „Ich glaube kaum," meinte sie leise, „obwohl Elfriede gut und fromm war, auch Therese. Aber der meine soll es werden!" setzte sie freudiger hinzu, „so wird uns auch der Segen nicht fehlen. O lieber Herr Pfarrer, ich möchte so reich an Frieden und Segen werden, daß ich ihn ihm bringen könnte!"

„Man mußte sie ihre Wege gehen lassen. Der arme Heller sah sich die Augen fast blind nach ihr, noch manch anderes junges Blut hätte gern

Digitized by Google

geworben um des Förſters einziges, ſchönes Töchterlein, ſie ſah es nicht. Sie wollte auch nicht mehr tanzen, ſo heiter ſie ſonſt ſein konnte; es mache ihr Bruſtſchmerzen, ſagte ſie. So traf ſich's, daß ſie und Dettloff bei ländlichen Ausflügen meiſt beiſammen ſaßen, — ein ſeltſames Paar — ſie, wie der lichte blühende Frühling, — er, wie ein recht dunkler, trüber Herbſttag. Ich hatte einmal ein Bild von Pluto und Proſerpina geſehen, das fiel mir immer bei den Beiden ein.

„Weder Dettloff, noch Gerda hatten recht den Muth, mit dem Vater zu reden. Es ſcheint, dem Förſter gingen ſelbſt die Augen auf und er ſprach mit Gerda. Sie war von Kind auf ſein verzogener Liebling geweſen, diesmal aber ſprach er mit dem ganzen Ernſt des Vaters und erklärte ihr feſt, daß er nun und nimmermehr in dieſe Verbindung willigen werde. „Es iſt genug an Zwei!" rief der alte Mann im Ton des tiefſten Jammers. — „Aber lieber Vater, wenn er an den Beiden gefehlt hat, vielleicht möchte er's an mir wieder gut machen!" ſagte ſie mit ſchmeichelndem Ton, „laß es uns verſuchen, ob wir's nicht verſtehen miteinander glücklich zu werden!" — „Nun und nimmermehr," ſprach aber der Förſter in eiſenfeſtem Ton, „und du meine Letzte und Einzige, nicht wahr, du wirſt mir nicht ungehorſam?" ſetzte er dann wieder ſo innig bittend hinzu, daß Gerda in Thränen zerfloſſen an ſeinem Halſe hing und ihn verſicherte: „nie, nie wolle ſie ihn betrüben."

„Sie erzählte mir das an einem der nächſten Abende. „Ich gehorche meinem Vater," ſagte ſie traurig ergeben, „aber dieſen Abend noch mußt du mich in den Wald begleiten, wo ich mit Dettloff reden muß. Ich habe dem Vater verſprochen, ihn nie mehr allein zu ſehen, aber ſehen muß ich ihn noch einmal. Ich muß ihm alles ſagen, ich allein, der Vater will ihm ſchreiben, da könnte alles zu ſchlimm werden, er iſt ſo heftig. Aber gehe du mit mir, daß ich dem Vater nicht zu ungehorſam bin." —

„Wir gingen zuſammen, ſehr ſtill, Gerda fröſtelte, obſchon ſie gegen ihre Gewohnheit einen Shawl umgenommen hatte und der Abend mild und ſchön war. Wir kamen an das Lieblingsplätzchen im Thal, da ſahen wir Dettloff unten ungeduldig hin und her gehen. Ich wollte mich zurückziehen. „Ich will allein hinunter, aber bleib nicht zu weit weg, liebe Veronika, nicht wahr?" bat Gerda mit einer ſeltſamen Aengſtlichkeit, die mir faſt unheimlich war, aber ſie war ja immer furchtſam geweſen. „Bleib hier," bat ſie, „da ſiehſt du uns und hörſt uns nicht!"

Digitized by

Sie ging hinunter, er kam ihr entgegen, ſie gab ihm die Hand und ſetzte ſich mit ihm auf die Brücke — ich vergeſſe das Bild nie: ſie im himmelblauen Kleide und weißen Shawl, ohne Hut, in den lichten goldbraunen Haaren; daneben ſeine dunkle Geſtalt, dazu der lichte Abendhimmel, die dunkelgrünen Erlen, die den Bach begrenzten, — es war mir damals wie ein Traum, und doch ſehe ich ſie heute noch.

„Sie ſprach zu ihm geneigt leiſe, angelegentlich, wie bittend; ſeine Stimme wurde immer leidenſchaftlicher, lauter. Von unwiderſtehlicher Angſt getrieben kam ich näher, ohne daß er mich bemerkte, — mein innerſtes Herz erbebte vor der maßloſen Heftigkeit der Vorwürfe, mit denen er ſie überſchüttete: ſie war's, die ſich von ihm losriß, ſie hatte längſt ihr Auge auf Jüngere, Schönere geworfen! Da mußte nun der Vater dazu herhalten, der ihm die Andern wahrlich nicht ſchwer gemacht hatte! Ich könnte nicht wiederholen, was ich dort gehört; nie hatte ich einen Menſchen in ſolcher Wuth geſehen, und nun erſt begriff ich, warum die Schweſtern geſtorben, warum dieſe Natur zerſtörend wirken mußte! — Warum ihn aber Gerda liebte — das, Kind, habe ich nie begreifen lernen, in den vierzig Jahren nicht, die nun dazwiſchen liegen! —

„Gerda war ſtill, ſie zitterte wie ein Espenlaub. „Du thuſt mir Unrecht," ſagte ſie endlich leiſe. — Ich wollte keinen neuen Ausbruch abwarten, ich trat raſch näher und ſprach: „Komm mit mir, Gerda!" — Ich weiß nicht, ob er Luſt hatte, auch mit mir anzubinden — ich hätte ihn nicht gefürchtet, das weiß ich gewiß — aber er faßte ſich mühſam, als er Gerda anſah, die todesbleich und dem Umſinken nahe war. „Du biſt unwohl, ſoll ich dich führen?" fragte er kurz. — „Danke, mir iſt recht wohl, gute Nacht," ſagte ſie ſanft, in einem Ton, o ich hätte Blut weinen können! — Dettloff blickte uns nach, ſo lang er uns noch im Walde ſah, und Gerda nahm ſich zuſammen, feſt zu gehen. Aber ihr Schritt wurde wankender, ich fürchtete, ich bringe ſie nicht nach Hauſe, wir ſprachen kein einziges Wort. Doch geleitete ich ſie langſam, langſam endlich bis auf den Raſenplatz und ließ ſie auf die Bank nieder, da — brach ein Strom Blut aus ihrem Munde.

„Der Förſter war abweſend im Wald, ich brachte die Kranke zu Bett und ſandte nach dem Arzt. Der verordnete einiges, empfahl äußerſte Ruhe und meinte mit bedenklichem Achſelzucken: „ja, ja, die älteſte Schweſter ſtarb an der Auszehrung — iſt, ſcheints, in der Familie." — Ich ſchickte den

Digitized by Google

Jägerburſchen hinauf, um meinen Eltern ſagen zu laſſen, daß ich im Forſthaus bleibe, dem Förſter ſagte ich, als er nach Hauſe kam, ſie habe ſich bei dem Waldſpaziergang erkältet.

„Nach einigen Tagen erholte ſie ſich etwas. Sie war wieder ganz heiter und bemerkte lächelnd zu mir: „nicht wahr, wie ich ein dummes ängſtliches Ding bin? Es war gar nicht bös gemeint von Bruno, er iſt nur ſo heftig und niemand um ihn, der ſein leidenſchaftliches Weſen zügeln könnte. Das war aber auch gar nicht ſchuld; ich hatte vorher ſchon Bruſtweh.“ Ich war jung und hoffnungsreich und glaubte gern das Beſte, ihr Vater aber täuſchte ſich nicht mehr.

„Bruno hatte vom Arzt Gerda's Erkranken erfahren; er ſandte herüber, um nach ihr fragen zu laſſen. Ich und der Vater waren bei ihr, als der Diener ſeinen Auftrag ausrichtete. „Geh nur hinunter, du bekommſt gleich Antwort,“ ſagte ſie freundlich zu dem Menſchen. Als er fort war, nahm ſie des Vaters Hand in ihre beiden ſchmalen weißen Hände und blickte ihn ſo innig bittend an: „Vater, lieber Vater, erlaubſt du nicht, daß er uns einmal beſucht? Ich will nichts weiter, gewiß nichts! Aber er ängſtet ſich um mich, da möcht' ich ihm gern zeigen, daß es gar nichts zu bedeuten hat.“ — Der Vater ſah mit tiefer Wehmuth in ihre Augen, in denen er ſchon das Todeslichtlein brennen ſah, — er konnte ihr nichts mehr verweigern. „In Gottes Namen, Kind,“ erwiderte er ergeben; er legte jetzt ſchon im Herzen ſein Kind ins Grab. —

„Und Dettloff kam; er kam wöchentlich, er kam am Ende täglich — niemand wehrte es ihm. Gerda erſtarkte nicht wieder, die Anfälle kamen ſelten, aber ihre Geſundheit kam nicht mehr. Doch war ſie immer hoffnungsreich, ſie hoffte von einem Tag zum andern, von einer Woche zur andern. Die Mutter geſtattete mir, daß ich ganz um ſie bleiben durfte, und die Zeit dieſes Beiſammenſeins iſt die ſchönſte Erinnerung meines Lebens, ſo traurig ſie war.

„Die arme Gerda hatte wenig Schlummer und erwachte immer matter als ſie ſich niedergelegt hatte. Der Morgen brachte ihr wieder etwas Kraft, da mußt' ich ſie ankleiden und auf den Stuhl ans Fenſter ſetzen, und dann blickte ſie hinaus, bis ſie Dettloff kommen ſah. Der Förſter und ich waren ihm freilich nicht hold, aber wie konnten wir ihm noch böſe ſein, wenn wir ſahen, wie die matte Blume auflebte, ſobald ſie nur ſeinen Tritt hörte, wie ihr Auge leuchtete und das alte ſüße Lächeln auf ihre Lippen trat, ſowie

Digitized by

er ins Zimmer kam. Was sie zusammen gesprochen, wenn sie allein waren, weiß ich nicht; in meiner Gegenwart, obgleich sie ihnen keinen Zwang anlegte, sprach er so wenig wie immer und nichts Bedeutendes, und wieder und wieder mußt' ich mich besinnen: warum, ach warum denn muß sie ihn so lieben?

„An Sorge und Aufmerksamkeit für sie war er unerschöpflich. Er sandte ihr einen bequemen Krankenstuhl, in dem sie sich an schönen Tagen auf den Rasen tragen lassen konnte; er brachte ihr Blumen, Orangen, alles, was sie erquicken konnte, und es erquickte sie alles, was von ihm kam. Wenn ihre Leiden nicht zu heftig wurden, war sie immer heiter. Ihre blühende Gestalt zerfiel und magerte ab, ihr Gesicht aber blieb lieblich, fast bis auf die letzte Stunde, das siehst du an dem Bilde, das Heller noch in ihren letzten Lebenstagen zeichnete.

„Dettloff wußte von Anfang, daß keine Hoffnung war, sie aber dachte an kein Sterben. Sie war so glücklich, daß ihr Vater und ihr Geliebter im Frieden mit einander verkehrten, obwohl ihm der Förster meist auswich. Sie glaubte, daß alles gut gehen werde und machte Pläne auf Frühling und Sommer. Weder Dettloff, noch sie hatten mehr mit dem Vater gesprochen; die Männer verstanden sich schweigend, daß hier nichts mehr zu gewähren und zu verweigern sei als das Recht, dies kurze Leben noch zu erheitern, so lang es möglich war.

„Dettloff ließ seine Zimmer neu tapeziren, ließ Rosenhecken und Blumenboskete in seinem Garten anlegen, — ihr Gesicht strahlte vor Freude, wenn er ihr von neuen Verschönerungen erzählte, — er wußte wohl, daß ihr Fuß sie nie betreten werde.

„Der arme Heller hörte nur durch mich von der Blume, nach der sein Herz begehrte; er wußte, daß sie im Leben oder Sterben für ihn verloren war, doch hörte er mit Begier alles, was ich ihm von ihr erzählte. Er besuchte je und je den Förster, der ihn sehr lieb hatte, Gerda sah er nie, da sie die Krankenstube nicht mehr verließ.

„Der Winter ging, der Frühling nahte, auf den die Kranke mit so sehnsüchtiger Hoffnung wartete, — sie verfiel mehr und mehr, aber niemand wagte, mit ihr vom Sterben zu reden. Mein Vater besuchte sie oft, aber der Förster bat ihn immer: „o, ja kein Wörtchen vom Tod! Sie muß geschont werden!" Und sie selbst, so gern sie den alten Freund empfing, wich allem aus, was dahin führen konnte. Der Vater fügte sich anfangs,

Digitized by Google

ſpäter, als der Tod näher und näher rückte, hielt er es für Pflicht, ſie darauf zu leiten, — aber er wurde ſelbſt leidend und konnte ſie nicht mehr beſuchen. Von uns allen hatte keines den Muth, ihre fröhlichen Hoffnungen zu zerſtören.

„Da, mit den erſten Schneeglöckchen, mit den ſüßen, milden Frühlingslüftchen, die jedes Herz zum Leben und zur Freude locken, kam an Gerda's Herz der Frühlingsgruß aus einer andern Heimat. Er kam ihr nicht von Menſchenmunde — die Gewißheit, daß ſie nicht mehr zum Erdenleben berufen ſei, und die ſelige Hoffnung, die über alles Erdenhoffen geht, kamen ihr mit einemmale, — der Herr ſelbſt hatte zu ihrer Seele geredet. „Du höreſt ſein Rauſchen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt!“ — Sie brauchte unſeres Troſtes nicht mehr, ihre Leiden wuchſen, aber ſie war ſelig in Hoffnung. Sie ließ meinen Vater bitten, ihr das Abendmahl zu reichen; er war krank. So war es Heller vergönnt, ihr, der er im Leben nichts ſein durfte, den letzten ſeligen Troſt zu bringen, von ihren eigenen Lippen das freudige Bekenntniß des Glaubens zu vernehmen, der ihr ſo herrlich durch das Thal der Schrecken half. Sein Antlitz war wie verklärt, als er von ihr ging.

„Ihr freudiger Muth verließ ſie nicht bis zur letzten Stunde; ſie nahm von allen innigen, liebevollen Abſchied, ihr Ende war nicht ohne Kampf, aber es war ein ſeliges. Die Lerchen ſangen und jubelten, die erſten Waldvöglein verſuchten ihre Stimmchen, und der Raſen glänzte in friſchem Grün, als wieder ein Sarg vor dem Förſthauſe ſtand, ganz bedeckt mit den ſchönſten Blumen. Alles kam von nah und fern, um die ſchöne Waldblume zu Grabe zu geleiten, — ſie hatte ihr Loos in Gottes Hand gelegt und Gott hatte es wohl gemacht.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Veronika ſchwieg in tiefer Bewegung, die alte Zeit war ſo mächtig in ihr geworden. — „Und Dettloff?“ fragte endlich Natalie, die, des eigenen Leids vergeſſend, in tiefer Spannung zugehört hatte.

„Er iſt todt,“ ſagte Veronika ernſt, „Gott allein weiß, ob der unerklärliche Zauber, der ihn ſo anziehend und ſo unheilvoll machte, ſein Unglück oder ſeine Schuld war. Er hat nicht mehr geheirathet, obwohl es noch viele gab, für die er die Anziehungskraft hatte, die mir immer ein Räthſel geblieben iſt. Man hat wenig von ihm gehört. Ob ihm Gerda's Tod zum Segen geworden, weiß ich nicht. Gott allein kennt die Herzen.“

Digitized by Google

„Und Sie selbst und Heller?“ fragte etwas schüchtern das junge Mädchen. — „Wenn man jung ist, ist das Leben und das Herz noch nicht so vielfältig zusammengesetzt, wie in spätern Tagen,“ versetzte Veronika mit einigem Zögern. „Man lebt und liebt und leidet voll und ganz. Ich darf wohl sagen, daß Gerda's Krankheit und Tod all meine andern Gedanken und Träume zurückgedrängt hatte; und zudem, ich hatte ein stolzes Mädchenherz, das keine unerwiderte Liebe hegen wollte.

„Hellers Liebe zu Gerda schien mir nun durch ihren Tod verklärt, so heilig und geweiht, — etwas für's ganze Leben. Ob er auch so gedacht, — ich weiß es nicht gewiß; er war ein Mann von sehr zartem Gefühl und hätte wohl kaum gewagt, mir ohne Ermuthigung ein Herz zu bieten, von dem ich wußte, daß es zuvor einer Andern gehört. Er wurde Missionär. Eh er ging, sagte er etwas wie eine Frage, ob er wieder kommen dürfte, um eine Gehülfin zu holen, wenn er ihr erst die Wege geebnet habe? — Er konnte errathen, daß die Antwort nicht Nein sein würde. — Er kam wieder, krank und erschöpft zum Tode. Er lag drüben in seinem Heimatdorf in einem armen Bauernhause. Mein Vater war gestorben, die Mutter aber lebte noch, und wir besuchten ihn oft und viel; er starb so selig, wie einst Gerda. Mir ist die Erinnerung an seine letzten Tage ein Besitz für's Leben geblieben. Ein reiches und volles Leben kann sich in wenige, kurze Tage drängen, ich darf nicht klagen, daß ich verkürzt sei an meinem Antheil ans Leben.

„Ich zog mit meiner Mutter hieher zu der Großmutter. Die Mutter starb bald, die Großmutter aber durfte ich noch lange Jahre pflegen und lebte mit ihr in großer Stille. Die Jugend lag weit, weit hinter mir, als ich mich allein und unabhängig befand, — ich hatte es nicht bemerkt, wie sie floh. Ich glaube, ich hatte meine Jugend, was man so nennt, schon in Gerda's Sarg gelegt. Aber mein Leben, so einsam es scheint, hat sich noch freundlich für mich gestaltet, — ich habe noch immer jemand gefunden, dem ich beistehen, den ich trösten, mit dem ich mich freuen kann. Es muß auch Zuschauer geben bei dem Schauspiel des Lebens. Am Sylvesterabend schlage ich jedesmal ein Kapitel aus der Vergangenheit auf, diesmal hast du es mit mir lesen müssen, mein Kind.

„Den Förster habe ich noch einigemale besucht, aber er hat nicht lange mehr gelebt. Er wurde bei seinen Kindern begraben und hat vor seinem

Digitized by Google

Tode gebeten, daß der kleine Begräbnißplatz im Walde nicht weiter benützt werde. Das gab sich von selbst. Der neue Förster zog in die Stadt, und das Forsthaus im Walde steht allein. Allein im Walde steht auch der grüne Platz, wo die Gräber sind. Es ist kein Stein darauf, nur Rosen und dunkelgrüner Epheu haben fast alles überwachsen. Eine Hecke von wilden Rosen schließt das stille Plätzchen ein, und die hohen Eichen ringsum sind die Wächter der Gräber."

Es war sehr spät geworden, die Uhr war nahe zu Zwölf gerückt, und stille war's in dem Stübchen, ganz still. Die Beiden waren jedes in seine eigenen Gedanken versunken. Natalie hatte über der Erzählung von lange begrabenem Lieben und Leiden beinahe vergessen, was sie heute aus dem Kreis der Fröhlichen ausgeschlossen und was sie später so bekümmert hatte.

„Und glauben Sie denn," fragte sie endlich wieder mit unsicherem Tone, „daß Dettloff wirklich durch besondere Mittel auf die armen Schwestern gewirkt?" — „Nein, nein, Kind," sagte traurig Veronika, „es gibt noch Räthsel im Menschenherzen, geheimnißvoller als alle Zauberkräuter —." — „Guten Abend, meine Damen!" tönte da eine wohllautende männliche Stimme. Natalie fuhr auf, tiefe Glut ergoß sich über ihr Gesicht, das war ja die Eine Stimme! Und wie kam er hieher?

Professor Normann, der überraschende Gast, wandte sich zuerst mit höflicher Entschuldigung an Veronika. „Wir wollen nicht gerne das alte Jahr schließen, ohne Fräulein Natalie, die in so räthselhafter Weise verschwunden war," sagte er; „nun bin ich seit bald einer Stunde auf der Entdeckungsreise begriffen, bis mir endlich eine mitleidige Magd auf die Spur geholfen." — „Aber Melanie hätte es sicher wissen können," bemerkte Veronika, nur um etwas zu sagen, denn sie kannte Natalie gar nicht wieder, die in maßloser Befangenheit und Verwirrung dastand. — „O Fräulein Melanie ist diesen Abend unzurechnungsfähig," meinte Normann mit leichtem Lächeln; „einer der anwesenden Studenten hat eine neue Species von Hund, über den und seine Dressur sie außer sich ist."

„Da hat's keine Gefahr!" dachte Veronika und brachte Natalien, die noch immer fassungslos war, Hut und Mantel. Sie ahnte nicht, was das Mädchen bewegte und ihr zur Qual machte, was sie sonst so beglückt hätte. Dieses angelegentliche Suchen, diese gänzliche Gleichgültigkeit gegen Melanie, die sichtliche Freude, mit der er sie gefunden, — was konnte das anders

Digitized by Google

ſein als Wirkung des Zaubermittels, das er ohne ihr Wollen, doch nicht ohne ihr Wiſſen durch ſie erhalten! Und ſie, ein Mädchen, hatte auf ſo unheimliche Weiſe einen Mann an ſich gezogen! O, ſie hätte in die Erde ſinken mögen, ihr graute vor ſich ſelbſt.

Veronika fielen ſo abenteuerliche Vermuthungen gar nicht ein, ſie begriff Natalie immer noch nicht. „Geh, Kind, laß den Herrn Profeſſor nicht zu lang warten," ermahnte ſie, „ſo groß die Ehre meinerſeits auch iſt, einen ſo ſeltenen Gaſt zu haben. Es ſchlägt ſonſt Zwölf, ehe ihr zur Tante kommt, und du kommſt ganz um den Biſchof." — „O der Biſchof!" ſagte lachend der Profeſſor, während Natalie bei dieſer Erwähnung noch tiefer erglüht war, „da iſt Ihnen eine furchtbare Kataſtrophe erſpart geblieben, Fräulein Natalie! Wiſſen Sie, daß Ihre Tante dies edle Getränke, um es für den rechten Zeitpunkt zu ſparen, in den Ofen geſtellt hatte? Das aufmerkſame Dienſtmädchen aber heizte für mehrere Perſonen, hatte die Terrine einen Riß, ich weiß es nicht, — genug, der Boden ſprang aus mit einem Knall und nicht ein Tropfen des edlen Getränkes, das ziſchend über den Ofen floß, konnte gerettet werden."

„Gottlob!" ſeufzte Natalie unwillkürlich aus tiefſter Bruſt, ihr war eine Welt vom Herzen gefallen. Leicht und raſch ſchlüpfte ſie in den Mantel und fragte nur noch ſchüchtern: „aber daß gerade Sie ſich bemühten?" — „Ich habe von Ihrem Vater Erlaubniß erhalten," ſagte er halblaut, indem er ihr den Pelz umlegte, „ich wagte ihm heute einen Brief zu ſenden, den er mir gütig verſprach bei ſeiner Tochter zu befürworten."

Und das alte Leid und die neue Sorge waren vergeſſen, als Natalie ſich auf den ſtarken Arm lehnte, der ſich ihr bot, und halb die Augen erhob zu dem edlen Geſicht, das ſich zu ihr neigte. Wie eine begnadigte Sünderin fühlte ſie ſich, ſo ſelig, ſo demüthig. Faſt hätte ſie vergeſſen, ihrer alten Freundin gute Nacht und ein glückliches Neujahr zu wünſchen, wenn ihr Begleiter nicht aufmerkſamer als ſie geweſen wäre.

„Gute Nacht, liebes Kind, ſchöne Träume und ein glückſeliges Neujahr!" rief ihr Veronika nach, und ſie blieb allein, allein mit ihren Bildern, ihren Briefen und mit all ihren Erinnerungen. —

Da ſchlug es Zwölf. Sie blickte hinab auf die mondhelle Straße, dort wandelte noch das junge Paar in angelegentlichem Flüſtern. Veronika ſah ihnen lächelnd nach und murmelte vor ſich hin:

Digitized by Google

„Ich war auch jung und bin jetzt alt,
Der Tag iſt heiß, der Abend kalt,
Sind euch die Blumen eben recht,
Sind mir ſechs Bretter auch nicht ſchlecht!“

Jetzt erſcholl die volle Choralmuſik vom Thurme, die alten herrlichen Töne, die der Seele eine Ahnung ewiger Jugend geben. Sie ſchaute auf zum Sternenhimmel und fühlte in ſeliger Gewißheit, daß ihr das Licht von oben klarer aufgehe, je mehr die Erdenlichter erbleichen. Sie ſchloß ihr Fenſter, ſie verwahrte ihre Bilder und Briefe, und lange noch blieb ſie wach, bis ſie endlich einſchlief mit der leiſen Bitte:

„Herr, führ' durch alles uns zur Ruh
Und unverrückt dem Himmel zu.“

Digitized by

Der Gesandte des Sultans.

Eine Geschichte aus Niedersachsen

von

Eduard Ziehen.

1.

Die neueste Zeitung in der Rechten und die dampfende Pfeife in der Linken saß Gottfried Rüdiger, Rector in der kleinen Provinzialstadt Elmenau, nach vollbrachtem Tagewerk in seiner Studirstube und las mit großer Aufmerksamkeit einen langen Bericht des Times-Correspondenten aus dem Lager vor Sebastopol. Da ein Rector in einem niedersächsischen Städtchen ungeachtet seiner klassischen Bildung und seines stolzen Titels nur der Vorsteher einer Bürgerschule ist und sich demnach jahraus, jahrein damit abquälen muß, der wilden Jugend Elementar- und Realkenntnisse einzubläuen, so ist es sehr natürlich, daß er sich durch irgend eine Liebhaberei die nicht seiner schweren Berufsarbeit gewidmeten Stunden zu versüßen sucht. Das Steckenpferd des Rectors Rüdiger, eines robusten Fünfzigers mit vollem, rothem Gesicht und starken braunen Haaren, war die Politik, und seit dem Ausbruch des orientalischen Krieges hatte er sich tagtäglich so ungemein eifrig mit den Plänen, den Zwecken, den Verhältnissen und den Positionen der kriegführenden Mächte beschäftigt, daß sich im ganzen Orte niemand befand, welchem so viele Detailkenntnisse in Bezug auf die orientalische Frage zu Gebote standen.

Unglücklicherweise aber hatte er sich im Laufe seiner Studien in eine Ansicht hineingearbeitet, welche weit und breit niemand theilte. Er hielt es weder mit den Alliirten, noch mit den Russen. Diesen war er deßhalb nicht gewogen, weil sie, wie er sagte, ganz Europa in ein „slavisches Soldatenreich" umzuwandeln gedächten; den Alliirten gönnte er noch weniger Gutes,

Digitized by Google

weil er gegen zwei von den drei verbündeten Nationen ein starkes Vorurtheil hegte — gegen die Franzosen und gegen die Türken. Der Groll gegen die ersteren schrieb sich noch aus der Zeit des ersten Kaiserreichs her, wo Rüdigers Eltern durch Truppendurchmärsche, Einquartierungen und Contributionen schwer geplagt worden waren; der Sultan nebst allen seinen Türken aber war ihm ein Gräuel. Daß eine nichtchristliche Nation im neunzehnten Jahrhundert ein bedeutendes Stück von Europas Boden inne habe, war seiner Meinung nach eine „haarsträubende Anomalie," und daß sich zwei christliche Nationen und namentlich das „Volk der Zukunft" — wie er die Engländer nannte — mit solchen „asiatischen Barbaren" verbündet hatten, war ihm schier unbegreiflich.

Bei solchen Ansichten war es sehr natürlich, daß Rüdiger täglich den grimmigsten Aerger hinunterschlucken mußte, da sich die meisten Zeitungen, welche er in die Hand bekam, mit großer Wärme für diejenigen aussprachen, welche er am wenigsten leiden konnte, und sämmtliche Honoratioren des Städtchens ihm gegenüber die in den verhaßten Journalen entwickelten Ansichten hitzig vertheidigten. Von Natur rechthaberisch, eigensinnig und intolerant gegen die Fehler und Mängel Anderer, hatte Rüdiger schon früher manche unangenehme Auftritte mit den Bewohnern des Städtchens gehabt und sich bei vielen verhaßt gemacht; durch die Geringschätzung, womit er jeden behandelte, welcher mit ihm über die orientalische Frage debattirte, entfremdete er sich jetzt fast alle, mit denen er bisher noch häufiger in Berührung gekommen war.

Als Rüdiger den langen Brief des Times-Correspondenten zur Hälfte gelesen hatte, klopfte es kräftig an die Thür, und auf sein ärgerliches: „Herein!" trat der Briefträger mit einem freundlichen: „Guten Abend!" ins Zimmer und überreichte ihm ein Schreiben mit dem Postzeichen Ulmenrode.

„Ah, ein Brief von meinem alten Jugendfreunde Hellmann!" murmelte der Rector mit heiterer Miene, indem er den Postboten mit einem „Matier" beglückte; „von dem hab' ich lange nichts gehört!" Und die Zeitung nebst dem vor ihm liegenden Plan von Sebastopol bei Seite schiebend, rückte er etwas vom Tische ab, vertraute die gewichtige Pfeife für einige Sekunden seinen guten Zähnen an, um den mit auffallender Vorsicht versiegelten und verklebten Brief zu öffnen, und begann darauf in gespannter Erwartung zu lesen.

Digitized by

Einige Zeit hindurch behielten seine Züge ihren ruhig heitern Ausdruck; als er aber an die zweite Seite des Briefes kam, stieß er die Pfeife mit einem unartikulirten Freudenruf von sich und las mit steigendem Entzücken weiter bis zum Schluß, welcher ihn so elektrisirte, daß er aufsprang und jubelnd ausrief: „Das ist die fröhlichste Nachricht, welche ich seit zwanzig Jahren erhalten habe! Und wenn ich heut eine Depesche bekäme, daß die Türken sammt und sonders über den Bosporus gejagt worden seien, ich würde mich nicht halb so sehr darüber freuen, wie über diesen Brief!"

Der gute Rector hatte allerdings gegründete Ursache zu solchem Jubel, denn sein Jugendfreund verhieß ihm die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Die hierauf bezügliche Stelle des Schreibens lautete folgendermaßen:

„Da es mir eine außerordentliche Freude gewähren würde, lieber Rüdiger, wenn wir im Alter unsere einstige Freundschaft nicht allein erneuerten, sondern in noch innigere Beziehungen zu einander träten, so erlaube ich mir, Dir ohne weitere Umschweife eine Heirath zwischen meinem Ferdinand und Deiner Antonie vorzuschlagen. Mein Sohn ist im Begriff, sich in der Residenz als Kaufmann zu etabliren. Du weißt, daß er ein thätiger, einsichtsvoller und geschickter junger Mann ist, dem zu seinem Glücke nichts fehlt, als eine liebende treue Gattin, an deren Seite er die Freuden stiller Häuslichkeit schätzen lernen kann, nach denen er sich inmitten seiner vergnügungssüchtigen, leichtsinnigen Junggesellen-Freunde täglich mehr sehnt, da er bereits in den Jahren steht, wo selbst der Lebenslustigste kein Gefallen mehr an den lärmenden Vergnügungen junger Leute findet. Ich weiß, daß Du oft mit schwerem Herzen an die Zukunft Deiner einzigen Tochter denkst, da Gott Dich nicht mit Reichthum gesegnet hat; ich weiß aber auch, daß Deine Antonie ein feingebildetes und anspruchsloses Mädchen ist, welches jeden Mann, der solche Eigenschaften zu würdigen versteht, als seine Gattin glücklich machen wird. Da Du meinen Ferdinand seit seiner Kindheit nicht gesehen und deine Frau, sowie Antonie vielleicht kaum etwas von ihm gehört haben, so würde es Leichtsinn sein, wenn wir brieflich eine Heirath zwischen unsern Kindern festsetzen wollten. Ich habe daher beschlossen, Dich mit meinem Ferdinand gegen Ende dieses Monats auf einige Tage zu besuchen, damit die jungen Leute Gelegenheit haben, einander kennen zu lernen. Findet mein Sohn vor euren Augen Gnade, so wird die Sache bald zu einer freudenreichen Entscheidung kommen; wo nicht, so haben wir einige vergnügte Tage unter Deinem Dache verlebt und

Digitized by Google

bleiben Freunde wie zuvor. Da Ferdinand und ich auf's lebhafteste wünschen, daß Antonie uns gegenüber vollkommen unbefangen bleibe, so bitte ich Dich dringend, niemand, selbst Deiner Frau nicht, den eigentlichen Zweck unseres Besuches mitzutheilen. — Mit dem innigsten Wunsch, daß mein Vorschlag sich Deines Beifalls zu erfreuen haben möge, und in der Hoffnung, daß Du meinen Ferdinand und mich mit Freundlichkeit aufnehmen werdest, zähle ich erwartungsvoll die Tage bis zu unserem Wiedersehen.

Dein

Karl Hellmann."

Das Lob, welches der Jugendfreund des Rectors der Tochter des Letzteren ertheilte, war ein wohlverdientes, denn Antonie besaß nicht nur ein schönes, von glänzendschwarzen Haaren umschlossenes Angesicht, dessen zartgeröthete Wangen, feurige Augen und holdlächelnde Lippen manches Elmenauer Herz bezaubert hatten, sondern auch alle jene Eigenschaften des Geistes, ohne welche die körperlichen Reize nur einen vorübergehenden Eindruck machen. Daß Rüdiger trotzdem oft mit Sorge an die Zukunft gedacht hatte, war sehr natürlich, da er als ein armer Rector mit geringem Gehalt seiner Tochter kein Geld und Gut mitzugeben vermochte und deßhalb nicht hoffen durfte, sein Haus von Bewerbern um seine Tochter belagert zu sehen.

Von dieser bangen Besorgniß vor der Zukunft fühlte er sich nun plötzlich befreit, und in seinem Freudentaumel würde er trotz der ausdrücklichen Bitte seines Jugendfreundes, die Sache geheim zu halten, gewiß das ganze Haus zusammengeschrieen und allen den Grund seines Entzückens mitgetheilt haben, wenn nicht in diesem Augenblick der erste Advokat Elmenaus hereingetreten wäre, den er zu sich beschieden hatte, um mit ihm über eine Angelegenheit zu sprechen, welche ihm in der letzten Zeit viel zu schaffen gemacht hatte.

Seiner in der Residenz wohnenden verwittweten einzigen Schwester war nämlich von einer unverheirathet verstorbenen Freundin in England eine ziemlich ansehnliche Summe vermacht worden, welche der Universalerbe, der Bruder der Letzteren, der ein großes Geschäft in Hamburg besaß, auszahlen sollte. Da dieser jedoch wegen mancher Kosten, welche ihm aus der Uebernahme der Erbschaft erwachsen waren, das Vermächtniß erst nach Verlauf von zwei Jahren auszahlen wollte, so beabsichtigte die Schwester

Digitized by

des Rectors, die Sache dem Gericht zu übergeben, und der Letztere hatte es übernommen, dieſe für ſie auszufechten.

Der Doktor Stürmer — ſo hieß der Advokat — hielt es nach Durchſicht aller auf die Angelegenheit bezüglichen Schriften für das Beſte, wenn Rüdiger die Sache in Güte mit dem Kaufmann abmache und ſich zu dem Zweck ſelbſt nach Hamburg begebe. Der Rector hatte ſich zwar vorgenommen, die bevorſtehnden Sommerferien zu einem Ausfluge nach dem Harze zu benützen, da er dieſen Plan aber wegen des angemeldeten Beſuches ſeines Jugendfreundes aufgeben mußte, ſo war ihm die Ausſicht, einige Tage in dem ſchönen Hamburg zubringen zu können, ſehr erfreulich. Er ließ ſich von Stürmer die nöthigen Inſtruktionen geben und beſchloß, gleich am erſten Tage der Ferien die Reiſe anzutreten.

2.

Wenn die reiche, ſchöne Hanſeſtadt am Elbſtrom ſelbſt den weitgereiſten Touriſten zu feſſeln vermag, wie viel mehr muß dies bei einem armen vielgeplagten Rector aus einer kleinen niederſächſiſchen Stadt der Fall ſein, welcher die wonnevollen Sommerferien vor ſich hat und obendrein in der Hoffnung ſchwelgt, ſeine einzige Tochter demnächſt glücklich verſorgt zu ſehen.

Rüdiger fand den Kaufmann, mit welchem er einen Vergleich abſchließen ſollte, bei weitem nicht ſo hartnäckig, als er ſich vorgeſtellt, und hatte die Freude, daß ſich derſelbe ſchon bei der erſten Zuſammenkunft bereit erklärte, die eine Hälfte des Vermächtniſſes ſogleich auszuzahlen, falls Rüdigers Schweſter ihm verſtatte, das Uebrige ſpäter abzutragen. Der Rector zweifelte keinen Augenblick, daß ſeine Schweſter auf dieſe Bedingung eingehen werde, und erbat ſich ſofort brieflich von ihr eine Vollmacht zum Abſchluß eines ſolchen Vergleichs.

Da dieſe erſt zwei oder drei Tage ſpäter eintreffen konnte, ſo hatte Rüdiger vollkommen Zeit, die Herrlichkeiten Hamburgs in Augenſchein zu nehmen und zu genießen. Geld brauchte er nicht zu ſparen, da er ſeine Harzreiſe aufgegeben und ſeine Tochter einen reichen Freier gefunden hatte. Er beſuchte die Theater, die öffentlichen Gärten, die Auſternkeller, die Elb- und Alſterpavillons und fühlte ſich überall ſo behaglich, daß er, wo es möglich war, mit den neben ihm ſitzenden Perſonen Geſpräche anknüpfte und Bekanntſchaft mit ihnen zu machen ſuchte.

Als ein eifriger Politiker lenkte er bei diesen Unterhaltungen natürlicherweise die Rede sehr bald auf den orientalischen Krieg und trug im Lauf des Gesprächs seine absonderliche Ansicht von demselben vor, welche von Seiten der Fremden theils mit Schweigen und Achselzucken oder Ironie aufgenommen, theils aber auch in ziemlich energischer Weise bekämpft wurde, woraus sich dann mehrmals ein lebhafter Wortwechsel entspann, der gewöhnlich damit endete, daß der neue Bekannte des Rectors unter dem beifälligen Lächeln der Umsitzenden und Umstehenden seinen Hut ergriff und sich mit einigen sarkastischen Worten von Rüdiger verabschiedete.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft saß er Abends in einem der ersten Austernkeller und schlürfte nach einem lukullischen Souper den goldenen Rüdesheimer mit innigem Wohlbehagen. Anfangs befanden sich nur wenige Gäste im Keller; nach und nach aber füllten sich die Räume, und neben Rüdiger nahm ein kleiner freundlichblickender alter Herr Platz, mit welchem der Rector in seiner wahrhaft rosigen Laune sofort ein Gespräch anknüpfte. Leider war der alte Herr ein enragirter Freund der englisch-französisch-türkischen Allianz und ein entschiedener Anhänger der Meinung, daß die Türken des europäischen Gleichgewichts wegen durchaus im Balkanlande bleiben müßten.

Diese den Ideen Rüdigers schnurstracks zuwiderlaufende Ansicht machte der alte Herr mit sehr großer Bestimmtheit geltend und rief dadurch den entschiedensten Widerspruch von Seiten des Rectors hervor, welcher sich vornahm, das „kleine verwegene Männchen" um jeden Preis zum Schweigen zu bringen. Da er aber im Verlauf der Diskussion merkte, daß dies bei der Hartnäckigkeit seines Gegners auf gewöhnlichem Wege nicht möglich sein werde, so glaubte er zu einem Gewaltmittel greifen zu müssen. Vom Schöpfer mit einer sonoren, kräftigen Baßstimme begabt, hielt er es für ein Leichtes, den kleinen alten Herrn mit dem feinen, lispelnden Tenor durch einen tosenden Wortschwall total niederzudonnern. Somit begann er denn, ohne lange zu überlegen und ohne seinen Gegner zu Worte kommen zu lassen, eine fulminante Rede gegen den Sultan und dessen Reich, in welcher mehrere höchst anzügliche und unziemliche Stellen vorkamen.

„Was Sie da von europäischem Gleichgewicht geredet haben," schrie er gegen den Schluß derselben, „ist pure Einbildung, Herr, pure Einbildung! Um dieses schönen europäischen Gleichgewichts willen haben sich vor Zeiten Tausende auf das grauenhafteste von den theuern Türken malträtiren

laſſen müſſen, und aus demſelben Grunde rauft man ſich jetzt in der Krim mit einer beiſpielloſen Wuth! Und was iſt an der Türkei zu konſerviren? Morſch iſt alles, Herr, morſch wie verfaultes Weidenholz! Was für Zuſtände ſind das in jenem ungelobten Lande der Paſchas und der Harems! Die Haut ſchaudert einem Chriſten, wenn er von allen den Gräueln lieſt, welche dort paſſirt ſind und noch paſſiren! Ich wollte, daß Ihr mir höchſt fataler Sultan ſammt ſeinem Halbmond und allem, was drum und dran hängt, dort ſäße, wo der Pfeffer —."

Hier ward Rüdiger durch die Erſcheinung eines ſchlanken, etwa dreißigjährigen Mannes mit bleichen Geſichtszügen und pechſchwarzem Haupt- und Barthaar unterbrochen, der einen rothen Fez, die gewöhnliche Kopfbedeckung der Türken, trug, ſonſt aber ganz auf abendländiſche Weiſe gekleidet war. Er hatte nebſt mehreren andern Gäſten im Hintergrunde des Kellers geſeſſen, dort aber all' die beleidigenden Worte gehört, welche der Rector gegen die Türkei ausgeſtoßen. Mit abgemeſſenem Schritt trat er auf den Letzteren zu und ſagte mit ernſter Miene und etwas fremdartigem Accent: „Mein Herr, Sie haben ſich ſoeben in einer Weiſe gegen Seine Majeſtät den Sultan, meinen erhabenen Gebieter, ausgeſprochen, welche ich als einer ſeiner Diener nicht dulden kann. Ich bin als Geſandter bei dem Souverän eines benachbarten Landes accreditirt und hätte nicht geglaubt, daß ich in einer Stadt, worin ich ſo überaus viele Beweiſe des Wohlwollens erhalten, ſolche beleidigende Aeußerungen über meinen erhabenen Gebieter, ſowie über meine Landsleute und meine Heimat hören würde! Ich verlange Genugthuung von Ihnen, mein Herr, Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen!"

Wie niedergedonnert ſtarrte der Rector den ſtolz vor ihm ſtehenden Fremden an und vermochte anfangs keine Silbe zu erwidern. Als jener aber mit Nachdruck von neuem Genugthuung verlangte, ſtammelte Rüdiger einige unzuſammenhängende Worte der Entſchuldigung und fügte mit unſicherer Stimme hinzu, ſein Beruf als Lehrer der Jugend verbiete ihm, ſich zu duelliren. „Ein Lehrer der Jugend ſind Sie!" rief der Geſandte erſtaunt und ſchmerzlich aus. „Sie ſollen Verſöhnlichkeit, Toleranz und Liebe lehren und ſind ein Apoſtel der Intoleranz und des Haſſes! — Doch es kommt mir nicht zu, Ihnen Ihre Pflichten ins Gedächtniß zu rufen," fuhr er mit ſtrengem Tone fort; „wenn Sie nicht den Muth haben, ſich zu ſchlagen,

Digitized by Google

so nehmen Sie Ihre beleidigenden Aeußerungen hier vor allen diesen Zeugen in der höflichsten Weise zurück!"

Während dieses Wortwechsels hatten sich alle anwesenden Gäste um die Beiden versammelt und betrachteten sie mit neugierigen Blicken. In ihren Mienen sprach sich eben so viel Sympathie für den majestätischen Bekenner des Propheten, als Unwille gegen den Verächter des Sultans und dessen Reiches aus, und von einigen Seiten wurden sogar drohende Stimmen gegen den „verwegenen Schulmeister" laut.

Der arme Rector, dem hier in den Tiefen eines Hamburger Austernkellers zum erstenmal die Worte des alten, so oft von ihm gesungenen Liedes: „Feinde ringsum!" in ihrer ganzen Schwere auf's Herz fielen, mußte sich gern oder ungern zum Widerruf bequemen. So leistete er denn voll Schrecken, Angst und Zerknirschung eine vollständige Abbitte und eilte, den Hut tief in die Stirn gedrückt, unter dem Hohngelächter aller Anwesenden davon. —

Zu seiner größten Freude traf schon am folgenden Morgen die erwartete Vollmacht von seiner Schwester ein, so daß er den Vergleich mit dem Kaufmann sofort abschließen und sich von dem Hause desselben direkt an Bord des Dampfschiffes begeben konnte, das ihn seiner stillen, friedlichen Heimat zuführen sollte, wo es keine türkischen Gesandten und keine Austernkeller voll Türkenliebhaber gab.

Sehr verstimmt über den ärgerlichen Auftritt, welcher ihm das fröhliche Leben in der schönen Hansestadt am Elbstrom vergällt hatte, langte er in seinem Wohnort an. Unterwegs hatte er verschiedene Ursachen ersonnen, welche seinen Mißmuth erklären sollten, falls seiner Frau und Tochter dieser auffiel; allein er traf Beide in einer so großen Aufregung, daß sein kleines Leid gänzlich dagegen verschwand. Eine kecke Diebsbande, die bereits zu wiederholten Malen bei Nacht im Städtchen Kisten und Schränke geleert hatte, war zwei Tage nach des Rectors Abreise spät Abends in sein Haus eingebrochen und hatte sämmtliche kupferne und messingne Küchengeschirre, einen Theil des Leinengeräthes und andere werthvolle Gegenstände gestohlen.

Rüdiger war anfangs in Wirklichkeit äußerst entrüstet über diesen Einbruch und donnerte gegen die schlechte Polizei im Städtchen — später aber diente ihm derselbe dazu, seinem Aerger über den widrigen Vorfall im Austernkeller Luft zu machen, welcher ihn je länger je mehr wurmte, da er sich sagen mußte, daß er, der hochgelehrte, stolze Disputant, auf's

Digitized by

ſchmählichſte gedemüthigt worden ſei. Sein einziger Troſt in dieſer Bekümmerniß war der Gedanke, daß er ſeine Tochter bald verſorgt und glücklich ſehen werde, und als er eines Abends mit ſeiner Frau im Garten auf und nieder wandelte, ſpielte er auf die bevorſtehende Verheirathung Antoniens an, indem er fragte, ob der Letzteren wohl eine längere Trennung von der Heimat ſchwer fallen werde.

Die Rectorin, eine gutmüthige, aber etwas beſchränkte Vierzigerin mit freundlichem rundem Geſicht, aus dem die kleinen lebhaften Augen neugierig hervorleuchteten, verſtand dieſe Anſpielung nicht. Sie ſchaute ihren Gatten mit einigem Erſtaunen an und fragte, ob er etwa den Plan habe, Antonie zu ſeiner Schweſter in der Reſidenz zu ſchicken. Rüdiger lächelte verſchmitzt und erwiderte: „Ein längerer Aufenthalt in der Reſidenz würde unſerer Antonie vielleicht recht wohl gefallen; ich will ſie nächſtens einmal fragen, ob ſie Luſt dazu hat. Hier in dieſem kleinſtädtiſchen Treiben mag ich ſie nicht länger laſſen. — Seitdem ich in Hamburg geweſen, hab' ich die Vorzüge kennen gelernt, welche das Leben einer großen Stadt bietet," fügte er hinzu, um ſein Geheimniß nicht zu verrathen.

Seine Frau ſchien nähere Erklärungen fordern zu wollen, allein die Ankunft Antoniens unterbrach hier das Geſpräch, und der Rector, welcher noch wenig von ſeiner Reiſe erzählt hatte, mußte ſich jetzt auf Bitten Antoniens bequemen, einige ſeiner Erlebniſſe zu ſchildern. Daß er des Auſternkellers mit keinem Wort erwähnte, iſt leicht zu erachten.

3.

Etwa acht Tage nach ſeiner Zurückkunft von Hamburg erhielt Rüdiger eines Morgens eine dringende Einladung zu einer großen Abendgeſellſchaft von dem Baron von Wellendorf, einem reichen Gutsbeſitzer unweit der Stadt, welcher mit ſämmtlichen Honoratioren in der ganzen Umgegend auf dem freundſchaftlichſten Fuße lebte und ſtets alles aufbot, um jedem den Aufenthalt in ſeinen gaſtlichen Mauern möglichſt anziehend und genußreich zu machen. Da Rüdiger den Baron beſonders verehrte, weil ſich dieſer immer ſehr freundſchaftlich gegen ihn benommen, und ſich niemals mit ihm über das europäiſche Gleichgewicht gezankt hatte, ſo glaubte er die Einladung nicht ablehnen zu dürfen.

Seine Frau, welche ſeit dem Einbruch eine außerordentliche Furcht

Digitized by Google

vor Dieben hatte, bat ihn flehentlich, daheim zu bleiben und einige Herren aus dem Städtchen zu einer Partie Whist einzuladen, damit er einen kleinen Ersatz für die glänzende Gesellschaft auf dem Gute habe — allein Rüdiger konnte sich nicht dazu entschließen, auf das auserlesene Vergnügen zu verzichten. Um seine Gattin zu beruhigen, gab er ihr das Versprechen, bedeutend früher als sonst heimzukehren, und rieth ihr, falls sie spät am Abend etwas Verdächtiges im Hause höre, sogleich die Nachbarn rufen zu lassen, welche ihm bereits für derartige Fälle ihren Beistand zugesagt.

Den schweren rostigen Hausschlüssel in der Tasche und den dicken Rohrstock mit dem silbernen Knopf in der Hand, wanderte er gegen Abend fröhlich dem Gute des Barons zu, welches am Rande eines kleinen Gehölzes kaum eine Viertelstunde von der Stadt entfernt lag. Als er dort anlangte, herrschte schon ein buntes, lustiges Leben rings in allen Räumen und in dem reizenden Blumengarten, der das stattliche Haus umschloß. Die junge Welt spielte auf dem dunkelgrünen weichen Rasenplatze inmitten der duftenden Beete Gesellschaftsspiele und jubelte und lachte, daß es weit in den prächtigen Eichenwald hineinschallte; die älteren Damen saßen um den großen Theetisch unter den hohen Kastanienbäumen vor der Thür und schauten strickend und plaudernd vergnügt das Treiben der jungen Welt an; die bejahrten Herren aber wanderten theils rauchend und politisirend im Garten auf und nieder, theils saßen sie ernst und schweigend in dem eleganten Gartensalon und spielten Karten.

Der Rector, der auf dem Gute des Barons nicht jenen engen Kreis der ihm abgeneigten Honoratioren Elmenaus, sondern stets eine große Zahl Fremder aus entlegenen Orten fand, fühlte sich dort auch heute äußerst wohl, und im eifrigen Gespräch mit neuen Bekannten, sowie später am L'hombretisch dachte er weder an die Fatalitäten der jüngsten Vergangenheit, noch an seine einsam harrende ängstliche Gattin. Und als er dann endlich inne ward, daß die Zeit längst verstrichen sei, zu welcher er hatte aufbrechen wollen, und sich anschickte, den Heimweg anzutreten, ward er von dem Baron und seinen neuen Bekannten so lange gebeten, bis er versprach, noch an dem Souper theil zu nehmen. Das letztere übte aber wieder eine solche magische Anziehungskraft auf ihn aus, daß die elfte Stunde bereits geschlagen hatte, als er sich verabschiedete und auf den Heimweg begab.

In der fröhlichsten Stimmung kam er vor seinem Hause an. Alles war still und dunkel drin. Um Frau und Tochter nicht in ihrem ersten

Digitized by

Schlummer zu ſtören, ſchloß er die Hausthür ſo leiſe wie möglich auf, riegelte ſie ſorgfältig wieder zu und begab ſich unhörbaren Schrittes in ſein Studirzimmer. Nachdem er Hut und Rock abgelegt, wollte er ſeine Lampe anzünden, gewahrte aber, daß das Oel in derſelben bis auf den letzten Tropfen ausgebrannt ſei.

Da er nach einer fröhlichen Geſellſchaft immer noch ein Stündchen zu leſen pflegte, weil er zu aufgeregt war, um ſchlafen zu können, ſo berührte ihn dieſe Entdeckung auf's unangenehmſte. Die Oelflaſche ſtand in der Speiſekammer und den Schlüſſel zu dieſer verwahrte ſeine Frau. Zum Glück fiel ihm ein, daß man am Tage zuvor die ſtattliche Lampe im „Fremdenzimmer" in Ordnung gebracht habe, und ſo eilte er denn lautloſen Schrittes dorthin.

Als er etwa die Mitte der Hausflur erreicht hatte, däuchte es ihm, als höre er leiſe Tritte in ſeiner Nähe. — Er blieb ſtehen und lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit. — Ja, wahrlich — er vernahm ganz deutlich, wie jemand vorſichtig neben oder vor ihm hin und her ging! Wegen der dichten Finſterniß, welche auf der Hausflur herrſchte, vermochte er keinen einzigen Gegenſtand um ſich her zu unterſcheiden, ſo ſehr er ſeine Augen auch anſtrengte, und mußte ſich daher auf das Lauſchen beſchränken. Aber war es die Wirkung des ſtarken Weins, von welchem er beim Souper mehrere Gläſer getrunken, oder die der Aufregung, worin ihn die verdächtigen Schritte verſetzten — genug, er konnte auch durch das athemloſe Lauſchen nicht herausbringen, wo der ungebetene Gaſt herumſchleiche.

Rüdiger zweifelte keinen Augenblick länger daran, daß die verwegenen Diebe abermals in ſein Haus eingebrochen ſeien, und mit dem Entſchluß, ſofort ſtrenge Juſtiz zu üben, ſetzte er raſch ſeinen Weg nach dem Fremdenzimmer fort. In dem daranſtoßenden Gemach hing eine alte Flinte; die wollte er holen und mit ihr keck auf die frechen Burſche losgehen.

Mit einigen Sätzen hatte er die Thür des Fremdenzimmers erreicht und riß ſie auf, blieb aber vor Ueberraſchung und Schrecken wie angewurzelt auf der Schwelle ſtehen, denn es bot ſich ihm ein höchſt eigenthümlicher Anblick dar. Ein Mann mit einem brennenden Licht in der Linken ſtand vor der Kommode zwiſchen den beiden Fenſtern und hantierte mit der Rechten in der geöffneten Schieblade herum, gleich als ob er etwas ſuche. Bei dem plötzlichen Eintritt des Rectors wandte er ſich nun beſtürzt um und ſtarrte den unerwarteten Ankömmling regungslos an. Dieſer aber fuhr mit

Digitized by Google

einem lauten Ruf der Ueberraschung zurück — wen erblickte er vor sich? Den Gesandten des Sultans aus dem Austernkeller in Hamburg!

War Rüdiger dazumal der Gedemüthigte und Zerknirschte gewesen, so schien jetzt der Bekenner des Propheten diese Rolle spielen zu wollen, denn er stand erbleichend und keines Wortes mächtig da, die Blicke unverwandt auf den Rector gerichtet, dessen Muth von Sekunde zu Sekunde wuchs, obgleich er erkannte, daß er in einem etwaigen Kampfe gegen den kräftigen Eindringling einen schweren Stand haben werde.

„Was suchen Sie hier?" schrie Rüdiger, der es nicht wagte, sogleich zu Thätlichkeiten zu schreiten. „Wie sind Sie hier in dies Zimmer gekommen?" — „Ich muß wirklich tausendmal um Verzeihung bitten, Herr Rector," stammelte der gänzlich Consternirte, „daß — daß ich —." — „Ich frage, was suchen Sie hier?" donnerte Rüdiger, dessen Kühnheit den höchsten Gipfel erreichte bei dem Gedanken, daß er jetzt vollständige Rache für den ihm einst gespielten Streich nehmen könne — denn daß er im Austernkeller schmählich gefoppt worden, erkannte er jetzt nur zu wohl. Konnte er den falschen Gesandten des Sultans doch jetzt als einen gemeinen Dieb fassen!

Und als der Letztere abermals nur einige verwirrte Worte stammelte, schritt Rüdiger entschlossen auf ihn zu, packte ihn vor der Brust und schrie: „Gib dich gefangen, Schurke! He! holla! Diebe! Diebe! Zu Hülfe!" —

„Aber um Gotteswillen, lieber Rüdiger, warum schreist du denn meinen Ferdinand so an?" rief da plötzlich eine Stimme in dem anstoßenden Schlafzimmer.

Es würde schwer sein, den Ausdruck zu schildern, welchen die Züge des Rectors bei diesen Worten annahmen. Er erkannte die Stimme seines Jugendfreundes Hellmann! — „Ferdinand?" stieß er auf's höchste überrascht, halb grimmig, halb verlegen hervor, indem er seine Beute fahren ließ. „Sie sind Ferdinand Hellmann?" — „Ja — ich bin es!" erwiderte der ci-devant Gesandte des Sultans und vermeintliche Dieb gänzlich zerknirscht mit tonloser Stimme. — „Und Sie — Sie wollen meine Tochter heirathen?" platzte der tödtlich beleidigte Rector heraus, dessen Grimm den Sieg über alle andern Gefühle und Rücksichten davontrug, und der seine Antonie in diesem Augenblick lieber einem ächten Türken, einem Mohren, einem Chinesen oder sonst einem „asiatischen oder afrikanischen Barbaren" gegeben hätte als demjenigen, welcher sich auf eine so verwegene Weise über ihn lustig gemacht.

Digitized by Google

„Aber ſage mir nur ums Himmels willen, was haſt du nur mit meinem Ferdinand, lieber Rüdiger?“ rief Hellmann, der ſich inzwiſchen raſch in ſeine Kleider geworfen hatte und jetzt auf der Scene erſchien. „Du biſt ja ganz außer dir vor Zorn — ich hatte einen ganz andern Empfang erwartet! Deine Frau und deine Antonie haben uns mit einer ſolchen Liebenswürdigkeit bewillkommnet, daß Ferdinand mich vor Wonne und Entzücken faſt erdrückt hätte — und du ſchnauzeſt uns an, gleich als ob wir dir nach dem Leben getrachtet! Wenn dich der plötzliche Anblick Ferdinands, als eines Fremden, erſchreckt hat — denn für einen ſolchen mußteſt du ihn halten, da du ihn ſeit ſeiner Kindheit nicht geſehen — ſo ſchilt mich aus. Ich habe den Vorſchlag gemacht, deine Zurückkunft von der Geſellſchaft nicht abzuwarten, ſondern dich morgen früh beim Kaffee zu überraſchen.“

„O, ich kenne dieſen jungen Herrn da bereits genauer, als mir lieb iſt!“ rief der Rector höhniſch, indem er ſeinem alten Jugendfreunde mit einiger Heftigkeit die Hand zum Gruß drückte. „Ihm ſcheint mein Geſicht auch nicht aus dem Gedächtniß entſchwunden zu ſein! Wenn du hörſt, wie vortrefflich dein Herr Sohn in den Künſten der Diplomatie bewandert iſt, wie fein er ſie zu meinem Beſten angewendet hat, ſo wirſt du dich ohne Zweifel nicht mehr über die ſeltſame Bewillkommnung wundern, die ich ihm habe angedeihen laſſen!“

„Herr Rector, ich bitte Sie um Gottes willen — machen Sie mich nicht unglücklich!“ flehte der falſche Bekenner des Halbmondes. „Ihre Antonie hat mein Herz —.“ — „Wer den Türken ſpielt, wird wie ein Türke behandelt!“ warf Rüdiger rachedürſtend hin. — „Ich bin wirklich ſehr neugierig, wann dieſe orientaliſche Bilderſprache endlich einmal einem vernünftigen Deutſch weichen wird!“ rief Hellmann halb ärgerlich und halb lachend. — „Du ſollſt gleich gutes, klares Deutſch hören,“ verſetzte der Rector, „und zwar aus Hamburg — aus einem Auſternkeller!“ Und darauf erzählte er ſeinem Jugendfreunde mit wenigen Worten, was dort vorgefallen war und fügte dieſem Bericht die nöthigen Erklärungen in Betreff ſeiner Beſorgniß vor Dieben hinzu, welche ihn bewogen, Ferdinand ſo unceremoniös anzupacken.

Hellmann runzelte die Stirn und warf ſeinem Sohn finſtere Blicke zu; dieſer aber wandte ſich zu Rüdiger und ſagte mit beklommenem Herzen: „Hören Sie mich einige Minuten ruhig an, Herr Rector — Sie werden

Digitized by Google

dann wenigstens gestehen müssen, daß ich nicht so schuldig bin, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Ich hielt mich dazumal in Hamburg auf, um mit mehreren dortigen angesehenen Häusern Verbindungen für mein demnächst in der Residenz zu eröffnendes Geschäft anzuknüpfen. Dies gelang mir über Erwarten gut, und da ich mehrere Jugendfreunde dort wiederfand, mit denen ich früher manche vergnügte Stunde verlebt hatte, so gerieth ich allgemach in eine an Uebermuth grenzende fröhliche Stimmung hinein, durch welche ich mich zu verschiedenen tadelnswerthen Streichen verleiten ließ. An dem Abend, wo Sie sich im Austernkeller befanden, kam ich in Begleitung aller meiner Freunde dorthin, um den Geburtstag eines derselben zu feiern. Als wir schon eine ziemliche Zeit gezecht hatten und über Gebühr lustig waren, hörten wir auf einmal den Wortwechsel zwischen Ihnen und dem kleinen alten Herrn. Nachdem wir eine Weile aufmerksam gelauscht hatten, machte einer meiner Freunde die Bemerkung, daß Sie ein „äußerst unschuldiger Landbewohner" sein müßten und gewiß sehr leicht ins Bockshorn zu jagen seien, wenn man einmal „türkisch" mit ihnen rede.

„Auf diese Bemerkung hin schlug ein anderer meiner Freunde sogleich vor, einen solchen Versuch einmal zu machen, und da alle wußten, daß ich auf Liebhabertheatern manche schwierige Rolle mit Beifall gespielt hatte, so bestürmten sie mich sämmtlich so lange, bis ich mich dazu bequemte, als Gesandter des Sultans Genugthuung von Ihnen zu verlangen. Als Sie den Keller verlassen hatten und ich den Fez, den einer meiner Freunde rasch aus einem rothen Tuch geformt, vom Kopfe nahm, erklärten meine jubelnden Genossen den lachenden Gästen den Zusammenhang der Sache — mir aber war Ihre Bestürzung so zu Herzen gegangen, daß ich mich laut meines Leichtsinns wegen anklagte. Hätten mich meine Freunde nicht mit Gewalt zurückgehalten, so würde ich Ihnen nachgeeilt sein und Sie um Verzeihung gebeten haben. Sie werden es mir vielleicht nicht glauben, Herr Rector — aber ich kann Ihnen die feierliche Versicherung geben, daß ich meinen Uebermuth im Stillen täglich bereut habe. Jetzt, nachdem ich Ihre liebenswürdige Tochter gesehen, deren Besitz mein heißester Wunsch ist, fühle ich mich wahrhaft unglücklich, daß ich mich zu jenem unbesonnenen Streich habe hinreißen lassen. Sie können sich nun auf ausgesuchte Weise an mir rächen, wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter verweigern," schloß Ferdinand seine Rede; „aber ich hege die feste Zuversicht, daß Ihr edles Herz einer solchen Rache nicht fähig ist."

Digitized by Google

„Mein edles Herz!“ wiederholte Rüdiger spöttisch lachend. „Zuerst redet man mit dem „äußerst unschuldigen Landbewohner“ in einem Austernkeller „türkisch“ und wenn man in Folge dieser türkischen Redensarten in eine böse Klemme gerathen ist, appellirt man an das edle Herz jenes „äußerst unschuldigen Landbewohners!“

Hellmann vereinigte seine Bitten mit denen seines Sohnes und suchte alle möglichen Gründe hervor, um den Letzteren zu entschuldigen und ihm Verzeihung vom Rector zu erwirken — es blieb vergebens. Rüdiger erwiderte, er werde später seinen Entschluß kund thun, erklärte indessen, daß er Hellmann und Ferdinand als zwei liebe Gäste betrachten und alles aufbieten werde, um ihnen das Leben in seinem Hause so angenehm als möglich zu machen. Nach diesen Worten wünschte er Beiden auf's freundlichste gute Nacht und eilte rasch davon.

Jede der beiden Parteien befand sich in einer eigenthümlichen Situation. Ferdinand war viel zu aufgeregt, um schlafen zu können, und obgleich sein Vater sofort das weiche Lager wieder aufsuchte, von welchem ihn das Geschrei Rüdigers aufgescheucht hatte, so vermochte er doch kein Auge zu schließen, da der arg bestrafte „türkische Gesandte“ fortwährend auf eine höchst komische Art lamentirte. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, schlug sich mit der geballten Faust vor den einst mit dem Fez gezierten Kopf, verwünschte seine tollen Freunde und den Austernkeller und pries dazwischen die Tochter des „äußerst unschuldigen Landbewohners“ mit begeisterten Worten als die herrlichste Blume zwischen Weser und Elbe, ohne welche er nicht leben könne. „Es geschieht mir aber ganz recht!“ rief er aus; „ich habe doppeltes Unrecht begangen und dafür trifft mich doppelte Strafe! Bis heute hab' ich die Heirath mit der „armen Rectorstochter“ als ein Werk der Barmherzigkeit von meiner Seite betrachtet — und nun hat mich die einst Geringgeachtete so bezaubert, daß ich nicht weiß, was aus mir werden soll, wenn sie mich nicht liebt! Und die Hoffnung, sie die Meine nennen zu können, hab' ich mir selbst durch meinen frevelhaften Uebermuth vernichtet!“

Hellmann, welcher die große Empfindlichkeit des Rektors kannte, vermochte seinem Sohn keinen besondern Trost zu spenden; er betrachtete es im Gegentheil als seine Pflicht, dem Letzteren eine moralische Vorlesung zu halten, welche indessen gegen das Ende hin äußerst unverständlich und seltsam wurde, da der Schlaf ihn überwältigte. „Wer heißt dich in Austern

Digitized by Google

— Austernkeller gehen?“ stieß er nach langen Ermahnungen mit halbgeschlossenen Augen hervor. „Austern sind ein — eine schwer verdauliche Speise — man kann gar nicht — gar nicht wissen, ob man nicht seinen zukünftigen Schwiegervater drin — drin findet! Mit unschuldigen — — unschuldigen Türken soll man nicht seinen Scherz treiben — denn die herrlichsten Blumen zwischen Austern — zwischen Türken und Austern und — und Gesandten —“. Hier fielen dem müden väterlichen Prediger die Augen zu, und obgleich sich Ferdinand eben nicht in einer rosigen Stimmung befand, so mußte er doch über die drolligen Combinationen seines Vaters laut auflachen.

Nach einigen Monologen über „meertiefe Liebe,“ „unglückliche Austernkeller,“ „felsenherzige Väter“ und die Schrecknisse eines im Anzuge befindlichen „Korbes“ suchte auch der „bejammernswerthe Pechvogel“ — wie der hoffnungslose Liebhaber sich am Schlusse des letzten Monologes titulirte — die Ruhe, deren er nach allen den Aufregungen so sehr bedurfte.

Aber noch jemand hatte bis dahin keine Ruhe gefunden — der „felsenherzige Vater“, der „äußerst unschuldige Landbewohner.“ Die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zogen fort und fort vor seinem Geist vorüber, und namentlich das im Austernkeller. Die Scene mit dem „Gesandten des Sultans“ wurmte ihn unbeschreiblich, und trotz aller seiner Bemühungen, andere und freundlichere Bilder heraufzubeschwören, tauchte der leuchtend rothe Fez immer wieder aus dem Chaos bunter Gestalten empor, welches ihn umwogte. Sollte er seinem Beleidiger so ohne weiteres verzeihen und ihm Antonie gleichsam als Belohnung für seine gut gespielte Rolle geben? Nein — er mußte Genugthuung für den ihm gespielten Streich haben — die flehentlichen Bitten seines Beleidigers konnten dessen Vergehen nicht sühnen! Aber welcher Art sollte dieselbe sein und wie sollte er sie sich verschaffen?

Nach langem Grübeln, als der „bejammernswerthe Pechvogel“ schon geraume Zeit seinen letzten Monolog beendet hatte und träumte, wie der „felsenherzige Vater“ ihm mit höllischer Freude im Namen Antoniens einen „Korb“ überreichte, schoß dem Rector ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. „Ja — so soll's sein!“ sprach er mit innerlicher Freude bei sich. „Das ist eine raffinirte Strafe — eine bessere Genugthuung kann ich nicht erhalten!“

Als er seinen Strafplan, den er sorgfältig geheim zu halten beschloß,

Digitized by

genau erwogen und deſſen Ausführung überdacht hatte, ſchlief er ruhig ein. Daß einige verdächtige Geſtalten mit rothem Fez und Diebsſchlüſſeln durch ſeinen Traum zogen, war ganz natürlich; er ſah ſie aber ſchließlich beſiegt zu ſeinen Füßen um Gnade flehen.

4.

Am folgenden Morgen trat Ferdinand mit Zittern und Zagen vor Rüdigers Angeſicht, allein dieſer war die Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit ſelbſt und ſtellte ſich, als ob nicht das Geringſte vorgefallen ſei. Hellmann ließ ſich durch dieſe äußere Freundlichkeit täuſchen und glaubte, daß ſein Jugendfreund in Berückſichtigung der Vortheile, welche Antonien aus der Verbindung mit Ferdinand erwachſen würden, ſeinem Groll entſagt habe. Der Letztere ſah indeſſen ſchärfer und erkannte nur zu wohl, daß der „Landbewohner" durchaus nicht ſo unſchuldig ſei, als die luſtige Geſellſchaft im Hamburger Auſternkeller geglaubt.

Als ſich der kleine Kreis um den Frühſtückstiſch in dem hübſchen Gartenzimmer verſammelt hatte, ward die komiſche Diebsgeſchichte vom Abend zuvor natürlicherweiſe ausführlich erzählt und von der Rectorin und Antonien herzlich belacht. Daß ſich Ferdinand und ſein Vater ſorgfältig hüteten, der Scene im Auſternkeller Erwähnung zu thun, verſteht ſich von ſelbſt; auch Rüdiger berührte ſie direkt mit keiner Silbe, ſpielte aber mit boshaftem Lächeln hin und wider auf dieſelbe an, indem er Ferdinand, den „Herrn aus der Reſidenz" bat, ſich nicht über die „Unſchuld und Einfalt" der „Provinzbewohner" zu moquiren, oder Antonien mit einem leichten Anflug von Ironie lobpreiſend erzählte, welch ein gewandter Schauſpieler der Sohn ſeines Jugendfreundes ſei; derſelbe ſpiele auf Privattheatern nicht allein meiſterhaft Liebhaberrollen — was in Ferdinands Alter am Ende ſo ſchwer nicht ſein könne — ſondern er wiſſe auch „Charakterrollen" mit großer Virtuoſität durchzuführen. Jemand habe ihn vor einiger Zeit in der Rolle eines „Diplomaten" geſehen und ſei noch entzückt, wenn er an den Abend denke.

Der unglückliche „Diplomat" ward bei dieſen und ähnlichen Anſpielungen heiß und kalt und warf dem Rector flehende Blicke zu — allein dieſer beachtete Ferdinands Angſt und ſtummes Flehen nicht, ſondern fuhr fort, mit der unſchuldigſten Miene von der Welt und mit ſolcher Fröhlichkeit

Digitized by Google

zu erzählen und zu plaudern, daß seine Frau und Antonie sich schier darob verwunderten — so heiter und lustig hatten sie ihn seit Jahren nicht gesehen.

Und als man dann später in dem hübschen Garten lustwandelte, welcher das Haus des Rectors auf drei Seiten umschloß, und die beiden Gäste von dem idyllischen Leben, welches man in Elmenau führe, ganz entzückt waren, ließ sich Rüdiger von ihnen das Versprechen geben, so lange in seinem Hause zu bleiben, als es ihnen irgend möglich sei. Ferdinand versprach dies mit einer Bereitwilligkeit und Hast, welche selbst der sonst nicht besonders scharfblickenden Rectorin auffielen, und zu seiner unbegrenzten Freude glaubte er zu bemerken, daß Antonie, an deren Seite er zwischen den blumenreichen, duftenden Beeten dahinschritt, über ein längeres Verweilen der beiden Gäste durchaus nicht ungehalten sei.

Das unbefangene, kindlich heitere Wesen, die feine Bildung und das poetische Gemüth Antoniens fesselten ihn mit jedem Augenblicke mehr; im traulichen Gespräche mit ihr vergaß er selbst ihres Vaters gerechten Zorn und dessen unheilverkündende Anspielungen. Er wandelte mit ihr durch die schattigen Baumgänge des Gartens, er fuhr mit ihr auf dem klaren Flusse, welcher am äußersten Ende desselben vorüberströmte, in der kleinen hübschen Gondel zwischen den weiten grünen Wiesen hin und her, er saß mit ihr unter den schlanken italienischen Pappeln auf der hohen Terrasse an der Gartenmauer, von der man weit über die erlenumhegten Wiesen und die wogenden Kornfelder nach den dunklen Hügeln der Heide hinüberschauen konnte, und ließ sich all ihre Lieblingspunkte in der Umgegend zeigen: hier ein uraltes Kloster, das mit seinem kleinen Glockenthürmchen anmuthig aus einem Eichengehölz hervorschimmerte, und dort eine einsame Mühle in einem tiefen Thal; da ein stattliches Herrenhaus inmitten eines freundlichen großen Dorfes, dort einen moosbewachsenen Wartthurm, den vielbesuchten Vergnügungsort der Honoratioren des Städtchens, und drüben am äußersten Horizont auf der Höhe eines Berges, an der weißschimmernden breiten Landstraße, welche nach der Residenz führte, ein kleines Zollhäuschen, wo Antonie manchmal vorübergefahren war und sehnsüchtig in die glänzende Ferne geschaut hatte. Und während sie ihrem Begleiter all diese Punkte zeigte, wußte sie von jedem irgend eine anziehende Sage oder eine alte Geschichte zu erzählen, durch welche selbst das scheinbar Unbedeutende und Gewöhnliche einen poetischen Reiz gewann.

Digitized by

War Ferdinand in Antoniens Gesellschaft überglücklich, so fühlte er sich dagegen im Beisein ihres Vaters desto beklommener, da er bemerkte, daß dieser ihn oft mit einem „diabolischen Lächeln" anblickte, gleich als ob er sagen wolle: „Verliebe dich nur recht tüchtig in meine Tochter — hernach werd' ich dich mit dem wonnigen Gefühl, meinen Rachedurst stillen zu können, von ihrer Seite reißen!" In seiner Angst machte Ferdinand mehrmals den Versuch, ein Gespräch mit dem Rector allein anzuknüpfen, um ihn versöhnlicher zu stimmen, aber der Letztere wich ihm jedesmal geflissentlich aus und schien sich dann heimlich darüber zu freuen, daß er die Absicht seines Beleidigers errathen und vereitelt habe.

Hellmann, welcher Rüdigers Zorn verraucht glaubte, spielte im Zwiegespräch mit ihm mehrmals auf die Heirath ihrer Kinder an, allein sein Jugendfreund stellte sich, als verstehe er die Andeutungen nicht und lenkte die Rede geschickt auf andere Dinge. Ferdinand gab sich nun der Hoffnung hin, daß der Rector nach Beendigung des Abendessens mit ihm und seinem Vater noch ein Stündchen allein plaudern werde und daß es dann vielleicht zu einer Aussöhnung komme — doch auch diese Hoffnung ward vernichtet. Rüdiger geleitete seine Gäste bis vor die Thür ihres Zimmers und verschwand darauf mit wunderbarer Schnelligkeit, so daß jene kaum Zeit fanden, ihm eine gute Nacht zu wünschen. —

Der zweite Tag verlief in ähnlicher Weise wie der erste. Ferdinand und Antonie wurden immer vertrauter, der „felsenherzige Vater" aber vermied, unbeschadet seiner Liebenswürdigkeit als Wirth, noch vorsichtiger ein Tête-à-Tête mit dem von tausend Qualen gepeinigten Liebhaber und wußte am Abend kurz vor dem Schlafengehen seinen Gästen sogar durch eine List zu entkommen, indem er sich nach dem Postgebäude rufen ließ, wo er von einem abreisenden Collegen Abschied nehmen wollte.

Auch der dritte Tag brachte bis zum Abend ähnliche Scenen, wie die beiden vorhergegangenen, und der Rector schien beim Souper mit schlauem, malitiösem Lächeln wieder über einen Plan zu brüten, wie er einem Gespräch „unter sechs Augen" ausweichen könne.

Doch der Wirth hatte die Rechnung ohne den verzweifelnden Gast gemacht. Dieser hatte sich mit seinem Vater zu einem entscheidenden Angriff verbündet; denn als Rüdiger einen günstigen Augenblick erspähte und in aller Stille abmarschiren wollte, ward er plötzlich von jenen Beiden am Arm ergriffen und nach dem „Fremdenzimmer" entführt, wo Ferdinand

Digitized by Google

ihn mit dem Muth der Verzweiflung packte und ihm zurief: „Herr Rector! Erbarmen Sie sich meiner Angst und sagen Sie, was Sie über mich beschlossen haben! Heben Sie mich durch ein allversöhnendes „Ja!" in den Himmel, oder schmettern Sie mich durch ein vernichtendes „Nein!" zu Boden — diese schreckliche Ungewißheit vermag ich nicht länger zu ertragen!" — „Ja, alter Freund," fügte Hellmann lachend hinzu, „erbarme dich dieses unglücklichen Subjektes und sprich, was hast du beschlossen? Ich muß sonst wieder die halbe Nacht die gotteslästerlichsten Monologe hören und möchte doch gern unter deinem Dache sanft schlummern!"

Der Rector weidete sich einige Sekunden an den wilden Geberden des verzweifelnden Liebhabers — dann versetzte er mit einem triumphirenden Lächeln: „Ihr Hangen und Bangen in schwebender Pein — das hatt' ich Ihnen gerade als raffinirte Strafe für ihre Vertretung und Vertheidigung des Sultans zugedacht, und ich bemerke, daß ich keine bessere hätte ersinnen können. Vergeben hatt' ich Ihnen schon am Abend Ihrer Ankunft, nachdem ich Ihre aufrichtige Reue und Zerknirschung, sowie Ihre Angst vor der nächsten Zukunft gesehen. Außerdem ward mein Zorn bedeutend durch einen Umstand gemildert, welcher mir so wichtig erschien, daß ich mir fast als Ihr Schuldner vorkam. Als ich nämlich in der Stille der Nacht schlaflos in meinem Bette lag und der ärgerliche Auftritt im Austernkeller mit allen seinen Einzelnheiten wieder vor meine Seele trat, fielen mir auch die Worte ein, welche Sie in Ihrem Erstaunen, daß ich als Lehrer der Jugend so unduldsame Reden geführt, mir mit ernster Miene zuriefen. „Sie sollen Versöhnlichkeit, Toleranz und Liebe lehren," sagten Sie, „und sind ein Apostel der Intoleranz und des Hasses!" Ich mußte mir gestehen, daß Sie mir in diesen Worten eine Lehre gegeben, welche ich nicht genug beherzigen konnte. Durch mein rechthaberisches und unduldsames Wesen hatte ich mir bis dahin die meisten Bewohner dieses Städtchens zu Feinden gemacht und mir dadurch selbst das Leben verbittert. So nahm ich mir denn vor, von nun an ein anderer Mensch zu werden und meinen Vorsatz gleich dadurch zu bethätigen, daß ich Ihnen volle Verzeihung angedeihen ließ, wenn auch erst nach Verlauf von einigen Tagen — eine kleine Genugthuung mußte ich mir doch verschaffen! Ihrer Liebe konnte überdies eine kleine Feuerprobe nicht schaden!" Der Rector hatte Mühe, sich nach diesen Worten vor den stürmischen Danksagungen und Umarmungen des jubelnden Liebhabers zu retten, dessen Qual plötzlich in Wonne verwandelt war.

Digitized by

Hellmann war nicht minder erfreut über dieſe unerwartete Wendung und drückte ſeinem alten Freunde herzlich dankend die Hand, bemerkte aber in ſeiner neckiſchen Laune mit komiſcher Angſt: „Hätt' ich Thor mich doch nur nicht dazu hergegeben, dies Generalverſöhnungsſtück kurz vor Schlafengehen mit aufzuführen! Das wird eine ſchöne Nacht werden! Geſtern Monologe voll von Gift und Dolch und Piſtolen und Stricken und Meeresſchlünden, bis die Hähne den hellen lichten Tag ankrähten — und heute wird's Legionen von Liebesliedern voll von Ringlein und Aeuglein und Wänglein, von Roſen und Nelken und Myrthen, von Mondſchein, Nachtigallen und Balſamduft, von Wonnen und Sonnen und Bronnen geben, bis die proſaiſche Sonne der vernünftigen Menſchen ins Zimmer ſcheint!"

Ferdinand gelobte lachend, mäuschenſtill ſein zu wollen, und nachdem man noch übereingekommen war, die Rectorin nicht eher in das Geheimniß einzuweihen, als bis der Erſtere Antonien ſeine Liebe geſtanden und ſich ſelbſt das Jawort geholt habe, trennte man ſich frohen Herzens. —

Der folgende Tag geſtaltete ſich ganz anders als die vorigen. Ferdinand wich faſt nicht von Antoniens Seite, ſprach in ſeinem Entzücken fortwährend in gebundener Rede und drückte dem Rector mit ſtummem Dank die Hand, ſo oft er mit ihm zuſammentraf und Zeit zu dieſer Aeußerung ſeiner Erkenntlichkeit übrig hatte.

Dies veränderte Weſen Ferdinands und ſein Benehmen gegen Rüdiger fielen der Rectorin auf und es ahnte ihr, als ob „etwas vorgehe." Indeſſen äußerte ſie ſich während des Tages mit keiner Silbe hierüber — ſie glaubte, erſt genauere Beobachtungen anſtellen zu müſſen, und that dies auch, ſo viel ſie vermochte.

Als ſich der kleine Kreis am Abend unter den Akazienbäumen vor dem Gartenſaal zur Theekollation verſammeln ſollte, waren Ferdinand und Antonie nicht zu finden. Die Rectorin meinte hier eine paſſende Gelegenheit zu haben, um die Gedanken Hellmanns und ihres Gatten auszuforſchen, und bemerkte mit eigenthümlichem, vielſagendem Lächeln: „Es kommt mir ſo vor, als ob Ferdinand und Antonie einander gut leiden könnten! Die gäben auch wirklich ein ſchönes Paar!" — „Und das fällt dir jetzt erſt ein?" rief Rüdiger mit lautem Gelächter, in welches Hellmann mit der gehörigen Mäßigung einſtimmte. — Die Rectorin blickte die beiden Männer etwas piquirt an und wollte fragen, was das „jetzt erſt" zu bedeuten habe, ward aber durch Hellmann geſtört, welcher aufſprang und in den

Digitized by Google

Hintergrund des Gartens zeigend, fröhlich ausrief: „Da kommen Verlobte!“ —

„Wer — Verlobte?“ ſtieß die gute Rectorin faſt erſchrocken hervor, indem ſie bald ihren Gatten und bald Hellmann anblickte. — „Ja, Verlobte!“ wiederholte Rüdiger lachend. „Nicht wahr, Ferdinand?“

Dieſer hatte ſich indeſſen mit der erröthenden Antonie dem kleinen Kreiſe genähert, wandte ſich mit bittender Geberde zu der Rectorin und ſetzte ihr mit begeiſterten Worten auseinander, daß ſein Schickſal in ihren Händen ruhe, indem ihm zu ſeiner Verbindung mit Antonien nichts als die Einwilligung der Mutter fehle. Da dieſe aber gleich ihrem Gatten oft mit ſtiller Beſorgniß an das künftige Geſchick der Tochter gedacht und da ſie Ferdinand während der drei Tage außerordentlich lieb gewonnen hatte, ſo brauchte derſelbe nicht lange zu flehen.

Ein lauter Jubel folgte den glückwünſchenden, ſegnenden Worten der freudig gerührten guten Dame und es ward ſogleich ein kleines Verlobungsſouper veranſtaltet, bei welchem Rüdiger nach dem Toaſt auf das Brautpaar ſeiner Frau und Tochter offenherzig die ganze Scene im Auſternkeller erzählte und die Gründe hinzufügte, die ihn bewogen, ſeinem Beleidiger zu vergeben. —

Auf der Hochzeit des jungen Paares, welche einige Monate ſpäter ſtattfand, war Rüdiger ſchon ein ganz anderer Menſch als früher. Von ſeinem rechthaberiſchen, intoleranten Weſen war kaum noch eine Spur zu entdecken, und die Elmenauer Honoratioren, welche ſich ſämmtlich mit ihm ausgeſöhnt hatten, erſchöpften ſich in Vermuthungen über die Urſache dieſer erfreulichen Umwandlung. Erſt mehrere Jahre ſpäter jedoch erfuhren ſie, auf welche eigenthümliche Art ihm der „Geſandte des Sultans“ ſein böſes Weſen ausgetrieben hatte.

Digitized by

Walachiſche Volksſagen.

Mitgetheilt

von

Arthur Schott.

2.

Wie die Fiſche rothes Blut bekommen.

Der heilige Todor von Tyran (Theodor von Tyrus) war unter dem Römerkaiſer Diokletian ein Kirchenoberhaupt der Chriſten, welche der Herrſcher außerordentlich haßte und verfolgte. Um die Anhänger dieſer neuen verachteten Religion recht zu quälen, ließ er einmal mit dem Blut chriſtlicher Kinder, die er ſeinen heidniſchen Göttern hatte opfern laſſen, Mehl anteigen und Brod daraus backen. Dieſes ließ er alsdann zu Markte bringen. Da dieſer Tyrann ſich den Brodverkauf allein vorbehalten hatte, ſo waren die armen Chriſten beinahe gezwungen, es zu nehmen und zu eſſen.

Als Todor dies hörte, verſammelte er die Seinen und verbot ihnen ſtreng davon zu nehmen, hieß ſie aber gewaſchenen Weizen in Mörſern ſtoßen, kochen und ihn ſtatt Brod genießen. Da die Chriſten ihrem heiligen Vorſteher gehorchten, ſo verdarb das abſcheuliche Brod, welches der Kaiſer hatte backen laſſen, worauf Todor hinging und es ins Waſſer warf, wo es die Fiſche alsdann auffraßen. Seither iſt es, daß alle Fiſche rothes Blut haben, ſo färbte es ſich von dem gräulichen Brode.

Digitized by Google

Eheſtandsbriefe meines dummen Vetters an ſeine weiſe Baſe.

Mitgetheilt

von

Leopold Gildemeiſter.

4.

Die große Strafrede, liebe Baſe, die Sie mir in Ihrem letzten Briefe halten, hat mir recht weh gethan, da ſie meine Sünden und Schwächen in ein ſo grelles Licht rückt und mir beweist, daß ich wirklich ein gar nichtsnutziger Menſch bin, der neben ſeiner geringen Einſicht in die menſchlichen und geſelligen Verhältniſſe auch noch eine ſolche Portion Eigendünkel, Eigenſinn und Gott weiß, was noch alles hat, wie Sie mir vorwerfen! Ja, ja, liebe Baſe, Sie müſſen wohl recht haben — ich werde wirklich nicht viel taugen, wenigſtens was die Leitung und Ordnung meines häuslichen und ehelichen Lebens betrifft. Beides ſehe ich in nicht geringem Verfall, und Philippine iſt, wie ich bemerke, leider nichts weniger als befriedigt an meiner Seite. Und wenn ich nun neben der unſern andere Ehen betrachte, wie glücklich, ruhig und ordentlich, wie einträchtig und verſtändig da alles zugeht, wie vertrauensvoll die Frau auf den Mann, der Mann auf die Frau ſchaut, der eine ſich nach dem andern richtet, jeder an ſeiner Stelle herrſcht oder gehorcht, und Beide an ihrem Glück und Frieden bauen — und wenn ich dazu nun erwäge, daß Philippine ja doch nach dem Urtheil aller Ihrigen ein ganz vortreffliches Weſen iſt, deſſen Beſitz mehr iſt als ich eigentlich verdiene — dann, liebe Baſe, könnte ich wohl auf den Gedanken kommen, daß die größte Schuld mein und daß ich ein rechter Nichtsnutz bin. Philippine läßt mich auch oft genug merken, daß ich doch gar zu unbedeutend, ſchwach, langweilig — ich weiß nicht, was noch alles bin.

Digitized by

Das betrübt mich ſehr, liebſte Baſe! Nur gegen Eins proteſtire ich entſchieden — am Willen liegt das nicht, ſondern an meiner ganzen Begabung. Sie können verſichert ſein, daß ich mir nichts beſſeres wünſche, als mich ſo zu ändern, daß ich meiner Frau und aller Welt recht bin, daß ich mich gern zu dem geſcheuteſten Menſchen machen möchte, ſtets nur auf einen Fingerzeig warte, wie das anzufangen, jede, ein wenig freundliche Hülfe dankbar annehme. Ich würde überglücklich ſein, wenn ich Philippine froh und zufrieden an meiner Seite ſehn könnte. Denn mein Herz iſt ehrlich und liebt ſie wahr und treu, es ſehnt ſich darnach, ſie glücklich zu machen und durch ſie glücklich zu werden. Das iſt freilich ſchwierig oder vielleicht gar nicht möglich, wenn es ſo fortgeht wie bisher und ich ein ſo armſeliger Menſch bin, wie ich es ſein ſoll.

Es iſt aber ganz kurios, liebe Baſe, daß ich das nur Philippinen gegenüber und in meinen eigenen vier Wänden ſein muß, denn, wohin ich ſonſt komme, mit wem ich ſonſt verkehre, macht es ſich ganz gut. Man mag mich nicht nur, ſondern — ich habe das freilich lange nicht glauben wollen — ſucht ſogar meinen Umgang. Ich ſehe freilich ein, daß ſich dies hauptſächlich auf das bischen Ruf gründen wird, welchen mir meine Arbeiten auf dem Felde der Publiciſtik erworben, oder auf die Kenntniſſe etwa, die ich durch ehrliche Studien erlangt. Allein dergleichen wird man doch auch bei andern und ſicher in höherem Maße finden — und ſchließlich würde das auch nur die Zuneigung und Achtung von Männern erklären.

Sagen Sie mir nun, liebe Baſe, Sie, die Sie ſo welterfahren ſind, ſo einſichtig und klug — wie kommt es nun, daß man mich — ich wiederhole es — mag, mich hervorzieht, mit mir gern lebt, mich ſogar um Rath fragt, kurz mich für eine Perſönlichkeit gelten läßt, die — darin kann ich mich nicht täuſchen — allerwärts willkommen iſt? Und nicht allein die Männer treiben's ſo, ſondern auch die Damen, die in unſern Kreiſen ſind, ſcheinen mir ihre freundliche Achtung zu gönnen, gern mit mir zu plaudern, obgleich Philippine behauptet, daß ich dies letztere gar nicht kann.

Nicht wahr, liebe Baſe, — ein ſchlimmer, dunkler Caſus, für einen Menſchen, der ſo unſicher und unerfahren iſt, wie ich, — der ſo gern wüßte, woran er wäre und es doch nie weiß oder erfährt! Soll ich nun hochmüthig den gütigen, nachſichtigen Freunden glauben, oder demüthig den ſtrengen Meinen und zumal meiner vortrefflichen Frau?

Dabei fällt mir ein, liebſte Baſe, wonach ich Sie ſchon immer einmal

Digitized by Google

habe fragen wollen. Halten Sie es übrigens nicht für ungehörige Neugier, ſondern nur für wirkliche Theilnahme! — Sagen Sie mir: da ich nun doch einmal bin, wie ich bin, und da ich all den Meinen ſchon längſt als ein Solcher bekannt, wie und wodurch iſt es mir eigentlich möglich geworden, meiner Philippine Neigung zu erringen und ſie zur Frau zu erhalten? (Sie wiſſen wohl, daß das wirklich zweierlei in unſerer Familie!) Und wie und wodurch wurde es möglich, daß ich Philippinchen noch frei fand, obgleich ſie doch aus ſo guter Familie, im Beſitz einer guten Ausſteuer, von imponirendem Aeußern, geſchmückt mit ſolcher Klugheit, ſolchem Verſtand und Geiſt, von ſolcher Vortrefflichkeit war? Sagen Sie mir, wie konnte ſie dreißig Jahre alt werden, ohne unter den nach ihr Begehrenden einen Würdigen zu finden? Denn es haben doch unzweifelhaft viele und nur die Beſten nach dieſer Perle begehrt?

Sehn Sie, meine theure Baſe, das alles iſt mir durchaus unklar und ich möchte gern das Genauere — die Vorgeſchichte meiner Liebe! — wiſſen. — Neulich traf mich ein Jugendbekannter, Richard W., gab mir die Hand und ſagte lachend: „biſt doch ein braver Kerl, Amandus, daß du die alte Stachelkerze, die Philippine erlöst haſt. Hätte dir den Muth nicht zugetraut. Weiß von keinem ſonſt, der ihn gehabt. Nun dankt ſie's dir aber auch wohl, — ſie hätte wenigſtens Urſache dazu!“ — „Was heißt das?“ fragte ich barſch, denn ich ärgerte mich über dieſe nur halbverſtändlichen Andeutungen; „Philippine hat mich durch ihre endliche Einwilligung beglückt und liebt mich.“ — „Hoffentlich!“ verſetzte der frivole Menſch lachend. „Sie wird doch den lieben, der ſie von einer alten Jungfer zur Frau machte und ihr Gelegenheit gibt zu herrſchen!“ Ich wandte ihm den Rücken zu und ließ ihn ſtehn, den ſchlechten Menſchen. So etwas läßt mich gänzlich kalt. Aber neugierig bin ich doch, wie ſich eigentlich das alles verhält, und wie ich dazu kam, dieſen Schatz heben zu dürfen!

Wie ich die letzte Briefſeite, nachdem ich ein paar Stunden zu andern Geſchäften verwenden mußte, noch einmal durchleſe, ſehe ich, daß ich oben von Philippinens „dreißig“ Jahren geſchrieben habe. Ja, denken Sie, liebſte Baſe, ſie iſt wirklich dreißig, oder jetzt vielmehr einunddreißig Jahre alt, — drei älter als ich — und nicht, wie ſie ſelbſt und Ihr alle ſagtet, erſt fünfundzwanzig. Das muß wohl eine Verwechslung mit der Couſine Agnes ſein, die ja auch am 3. Januar geboren. Philippinchens Alter habe ich aus dem Trauſchein erfahren; dort ſteht's, daß ſie 1823 geboren iſt.

Digitized by

Sie ſelbſt freilich behauptet ſehr heftig, das wäre nicht wahr. Aber Grund zum Aerger ſehe ich nicht. Im Gegentheil ſollte ſie ſtolz darauf ſein, daß ſie ſich gut genug konſervirt, um für fünf Jahre jünger zu gelten. Mir iſt dies ganz gleichgültig, ſo ſehr es mich auch anfänglich überraſchte und dann zu lachen machte, als ſie, nach beliebter Damenweiſe, ſich jünger machen und nun auch gar ihren Mann täuſchen wollte!

Sie fragen mich, liebe Baſe, ob ich mich mit meinem Sorgen, Ausſtellen und Mäkeln, wie Sie's heißen, nicht vor mir ſelbſt ſchäme? Ob ich nicht vielmehr alle meine Gefühle und Gedanken zur rechten Würdigung meiner Frau und des Glücks und der Ehre erheben müßte, welche mir mit Philippinens Hand zu theil geworden? Ob ich nicht mit aller Kraft dahin ſtreben müßte, jeden Wunſch einer ſolchen Frau zu erfüllen und ihr das Leben angenehm zu machen? Und Sie ſagen mir endlich, daß ich mich nur ruhig in Philippinens Weiſe ſchicken ſolle — ſie treffe ſtets das Rechte und wiſſe beſſer als ich, was ſich für uns und überhaupt ſchicke und gehöre.

Das iſt — zum Theil — ganz richtig. Ich thue aber auch, was ich kann, doch *über* mein Können *kann* ich nicht hinaus. Es iſt zwar ein etwas ordinäres Sprichwort, allein es trifft genau bei unſern Verhältniſſen zu: „der Knüppel liegt beim Hunde." Meine Einnahmen laſſen ſich mit keiner Gewalt um etwas Namhaftes vermehren und müſſen daher genügen, wenn wir nicht demnächſt einmal als Bettler aus dem Thore wollen. Es iſt doch mehr als kurios, liebe Baſe, wenn Philippine für ihre perſönlichen Ausgaben den Grundſatz befolgen will, keine Schulden zu machen, und ich eben dieſem Grundſatz bei den größern Ausgaben gradezu Hohn ſprechen ſoll. Leider aber hält ſie ſelbſt ſich nicht mehr daran und zwingt auch mich davon ab. Ihre Wünſche — oder vielmehr Einfälle — nehmen nicht nur nicht ab, ſondern zu, und wo es damit endlich hinauskommen wird, ſoll mich wundern. Ich kann nur ſagen: Philippine hätte nicht als Bürgermeiſterstochter, ſondern als Prinzeſſin geboren werden ſollen, — das ſpüre ich doch, wie unerfahren ich ſonſt auch ſein mag.

Sie ſagen: ich ſoll das Glück und die Ehre ſchätzen. Halten Sie mir den Ernſt zu gut, Frau Baſe, mit dem ich Ihnen erwidere: um das zu können, muß ich das Glück und die Ehre doch auch ſehn, muß mich ſelbſt glücklich, geehrt fühlen. Das habe ich lange genug verſucht, vermag es aber von Tag zu Tag immer weniger. Philippine macht mich nicht glücklich und — ſie macht ihrem Hauſe wenigſtens auch keine Ehre, ſondern ſich ſelbſt und

Digitized by Google

natürlich auch mich lächerlich, — ſich durch ihre Narrheiten, — deutſch heraus! — mich, weil ich das dulde.

Es iſt hier kein Widerſpruch mit dem, was ich oben geſagt. Ich halte noch heut meine Frau für vortrefflich und mich ſelbſt für unbedeutend. Ich glaube, daß ich zu ſchwach, wo ich ſtark und entſchieden ſein ſollte; ich ſehe, daß ich von hunderterlei Dingen zu wenig verſtehe, wo es doch auf meinen Willen, meine Entſcheidung ankommen müßte. Das iſt alles wahr. Es betrübt mich. Ich will mich beſſern! Aber ich ſehe auch, daß Philippine auf ihrer Seite nicht nur in ihren ſpeziellen Angelegenheiten, ſondern auch in den allgemeinen, unſer häusliches Leben betreffenden noch viel weniger verſteht — gar nichts, liebe Baſe. Sie verſteht alle die freien Künſte, von denen ich in einem frühern Briefe geredet; ſie kann außerdem knauſern oder verſchwenden, ſchmeicheln oder keifen und ſchmollen, und — damit wird's ſo ziemlich zu Ende ſein. Ihr größter Fehler iſt, daß ſie niemals in ihrem Thun ein Unrecht finden will, ſondern ſtets das Recht für ſich hat; und daß ſie daher auch niemals an ſich arbeiten, beſſern mag, weil ſie vollendet, durchaus gut iſt. Ich mag zwar, wie Ihr mich heißt, ein ‚dummer' Menſch ſein, aber zu der Einſicht reicht meine Klugheit doch noch aus, daß man mit ſolchen Eigenſchaften und — Kenntniſſen (!) und mit ſolchen Mängeln, wie Philippine ſie hat, kein Hausweſen auf dem rechten Fuße erhalten und keinen Mann glücklich machen kann. Sie hat es gewußt, wie ich bin; ſie hat es gewußt, in welche Stellung ſie an meiner Seite kommen würde; ſie hat es gewußt, daß ſie nicht durchaus die Hände in den Schooß legen dürfe, daß es Grenzen und Schranken für ihre Wünſche in der Welt und in ihrem beſondern Lebenskreiſe geben werde — das alles hat ſie gewußt und hat mich dennoch gewählt und weiß ſich dennoch nicht in dies gegebene, vorausbeſtimmte Leben zu fügen? Wer iſt da der Thor, und wer der Weiſe? Gott behüte mich wenigſtens vor ſolcher Weisheit!

Ich kann es mir denken, meine liebe Baſe, daß Ihnen mein Brief, der in ſo ganz verſchiedenen Stimmungen geſchrieben wurde, auffallen wird. Es iſt, wie geſagt, dennoch kein Widerſpruch zwiſchen Anfang und Ende. Ich bin ein einfacher, gutmüthiger Menſch, nicht blind gegen meine Fehler, willig, ihnen abzuhelfen, gerecht gegen Andere, und natürlich zumeiſt gegen die, welche mir als Gattin nahe und in mancher Beziehung auch in meinen Augen ſehr hoch ſteht. Aber es hat alles ſeine Grenzen, auch meine Geduld, meine Nachſicht. Gott weiß es, daß ich nicht nach der Einſicht in all

Digitized by

die häuslichen und ehelichen Mißlichkeiten verlangt habe. Aber man zwingt ſie mir auf! Wir ſind kaum acht Monate verheirathet, und ſchon ſehe ich, trotz meines ehrlichen Willens, trotz meines unermüdeten Ringens, daß es mit uns und unſerm Glück zurück geht. Das, meine gute Baſe, möchte auch im Mannesauge eine Thräne des Zornes und zugleich des Schmerzes entſchuldigen und ſeine Hand ſtählen zu einem feſten Durchgreifen — mag man dann über Schonungsloſigkeit und „unnoble Geſinnung" ſchreien oder nicht.

Ich habe mit Philippinen ein ernſtes Wort zu reden gehabt. Sie warf mir vorhin eine Rechnung hin, mit finſterer Stirn und herben Worten: „bezahl's endlich! Ich mag mich nicht mahnen laſſen!" — Es war eine mir gänzlich unbekannte und unerwartete Rechnung über 98 Thaler für — Putzgegenſtände. Das iſt ein Zwölftel meines Einkommens, und ſeit vier Monaten — freilich Geſellſchaftsmonaten — aufgelaufen. — Meinen Sie, daß ſie das Unrecht einſieht? Daß ſie ein begütigendes, entſchuldigendes Wort hat?

Ueberhaupt — überhaupt, Frau Baſe — damit iſt es im Hauſe vorbei! Draußen, in der Geſelligkeit, ſoll ſie immer heiter ſein können, wenn ſie es nicht vorzieht, ſtolz zu ſein. Ich ſehe das kaum, da meine Stellung mich oft grade in den erſten Nachtſtunden zur Arbeit zwingt; aber ich kann es hin und wider auch im eigenen Hauſe beobachten, wenn wir einmal ein paar Leute bei uns haben und Philippine einen meiner freien Abende dazu gewählt hat. Im Hauſe aber, im Umgang mit mir finde ich an ihr, einige wenige Schmeichelſtunden abgerechnet, welche dann ſtets leider ihren beſondern Zweck zu haben ſcheinen — ſelten mehr etwas Anderes als Trotz oder Herbigkeit, Schmollen oder unverhehlte Verdroſſenheit und Langeweile. Das hat ſich ſehr geändert! Früher hat ſie manche Stunde mir erheitert, manches Ernſte mich leicht nehmen, manche kleine Inconvenienz und manches Unrecht mich fröhlich und muthig überſehn laſſen durch ein freundliches, heiteres und liebenswürdiges Zuſammenleben. Sie zeigte ſich froh und glücklich und ließ es auch mich werden. — Meine Hand, mein Herz ſind heut noch offen, wie damals und tragen ſich ihr oft genug an — aber tempi passati! Und wie bald!

Nein, nein, Frau Baſe! Ich liege nicht auf Roſen, wie Sie mir vorhalten. Meine Frau könnte mein Lager ſo blumig machen, aber ſie will's nicht, oder verſteht's nicht. Unſere modernen Modedamen tragen nur

Digitized by Google

noch die Blumen im Haar; ihr Herz hegt aber keine mehr und ſie können daher auch keine mehr ausſtreuen.

Adieu, meine gute Baſe!

5.

Diesmal, meine gute Baſe, hat mich Ihr Brief, den ich vor vierzehn Tagen erhielt, durchaus kalt gelaſſen. Ich traue Ihnen alles mögliche zu; aber daß Sie hundert Meilen weit durch die Ferne ſehn, unſere hieſigen Zuſtände vor ſich haben und in kleinen Streitpunkten den Schiedsrichter ſpielen wollen, von denen Sie nur etwas ahnen, aber nichts wiſſen — das iſt zu viel verlangt, und ich kann mich leider nach ſo vorgetragenen Wünſchen und Ermahnungen nicht richten.

In einem Punkt gehn unſere Meinungen indeſſen wirklich nicht ſehr auseinander, wenn wir auch verſchiedene Gründe für dieſelben haben und überhaupt auf verſchiedene Weiſe zu ihnen gelangt ſind. Sie ſagen: ich möchte doch lieber auf Philippinens Urtheil geben, da ſie mich am beſten kenne, und nicht den Leuten glauben, die mich anſcheinend gern haben. Ich möge glauben, daß das nur der Schein, Heuchelei ſei — ſie hätten mich zum beſten und amuſirten ſich über mich. — Ich, meine gute Baſe, fürchte das auch. Aber ich denke immer, daß ſie nur über meine ſtadtbekannte Schwäche geegen meine Frau, und über deren ebenſo allbekannte Excentricitäten und — Narrheiten ſpotten. Rümpfen Sie nicht die Naſe, es iſt nicht anders!

Neulich hatte mich der Miniſter N. zur Soiree eingeladen — der wackere alte Herr verzehrt ſeine Penſion hier, weil er ſelbſt und ſeine Frau aus dieſer Stadt ſtammen und auch eine Tochter hier verheirathet haben. Das Haus iſt eins der erſten und angenehmſten, und Philippine ward, als ich ſie im vorigen Herbſt dort einführte, mit derſelben Güte aufgenommen, die man mir ſelber vom erſten Tage meines hieſigen Aufenthalts an bewieſen hat. Und da Sie von Ihrer Nichte wiſſen, wie ſehr dieſelbe für „ſtandesgemäßen“ Umgang ſchwärmt, ſo können Sie ſich denken, daß ſie über dies Haus ſehr zufrieden war und mich für ihre Einführung daſelbſt ganz beſonders lieb hatte. Wir ſind dann einmal dageweſen, und Philippine ſpielte eine ſchlechte Figur. Sie trat mit hoher Miene auf — ſie mochte das für

Digitized by Google

„vornehm“ halten — und verstieß also sogleich gegen den dort herrschenden durchaus unbefangenen, muntern und behaglichen Ton. Der Alte, der überhaupt wegen seiner Offenheit ein wenig gefürchtet ist, hatte sie das auch merken lassen — zu ihrem um so größern Aerger, da man sich doch gegen einen „Minister“ und „Baron“ nicht wohl opponiren, oder sein Urtheil verachten durfte. Dann kam der Winter mit seinen Festivitäten, Toiletten und andern Dingen und Zuständen, welche der Menschen Aufmerksamkeit leider in nicht gar erfreulicher Weise auf Philippine und unser Haus lenkten, und nun ward ich zur Soiree gebeten ohne sie — sie hat geweint vor Zorn und Schmerz, liebe Base, und Pläne über Pläne gemacht, bald — dennoch hinzukommen, bald — sich zu rächen. Hingehn sollte ich nicht und absagen — was ich natürlich gleich anfänglich gethan — sollte ich auch nicht.

Nach ein paar Tagen begegnete mir der Alte auf der Straße und ging plaudernd mit mir weiter. „Apropos,“ sagte er nach einer Weile, „Ihre Absage neulich hat uns recht leid gethan, lieber Assessor. Aber da wir Sie ohne Ihre Frau bitten mußten, haben wir's uns halb und halb gedacht. Es ließ sich nicht ändern. Ich bin ein alter Mann,“ fuhr er fort, „und mein' es gut mit Ihnen. Sehn Sie — Sie sind uns immer willkommen, aber auf Ihre Frau müssen wir verzichten, bis sie anders wird. Teufel auch, mein Lieber, was macht die junge Frau von sich zu reden! Sie muß sich besinnen, sag' ich Ihnen! Greifen Sie fest durch!“ Und so ging das noch eine Weile fort, meine gute Base, und ich zog nebenher wie ein — wie ein unglücklicher Mann, will ich sagen. Dem alten Herrn gegenüber hatte ich nicht den Muth Einwendungen zu machen, an deren Wahrheit und Stichhaltigkeit ich selbst am wenigsten glauben konnte. Er hatte wirklich nur gar zu sehr recht!

Worauf er besonders hinzielt, ist mir leider keineswegs verborgen. Auch will ich Ihnen kein Geheimniß daraus machen; nur werde ich erst nachher darauf kommen, wenn mich die Schilderung unseres täglichen Lebens dahin führt. Denn Sie sagen in Ihrem Briefe ja — zur Beantwortung jener Stelle in meinem vorigen, wo ich darüber klagte, daß alles Zusammenleben ein Ende nähme — daß man auch nicht ewig bei einander hocken könne. Das läßt sich am besten beantworten, indem ich Ihnen einmal einen unserer Tage zu zeichnen versuche, dem leider Gotts alle übrigen mehr oder minder gleichen.

Alſo ich ſtehe Winter und Sommer um ſechs Uhr früh auf, um ein paar ganz ruhige Arbeitsſtunden zu gewinnen und ſpäter, gegen acht Uhr für Philippine und die Kaffeeſtunde frei zu ſein. Ich habe mir früher meinen Kaffee immer ſelber gemacht, denn ich kann, zumal im Winter, nicht ſo lange ganz nüchtern und in der Kälte ſitzen, und er war ſtets gut und bildete eigentlich den einzigen Luxus, den ich mir geſtattete. In meiner Junggeſellenwohnung erſchien dann auch das Mädchen um ſechs Uhr zum Einheizen; doch gab es natürlich manche verdrießliche Ausnahme in dieſer angenehmen Ordnung, und ich freute mich nicht wenig auf die Zeit, wenn ich einmal in der eigenen Wohnung, mit der eigenen Dienerin das alles auf's vollkommenſte haben würde. Nun iſt es damit aber anders geworden. Das Mädchen hat jetzt nie Zeit, zeigt ſich nie vor ſieben oder ½8 Uhr, weil ſie ſo ſpät ins Bett kommt, und will ich nicht frieren, ſo muß ich ſelber einheizen, NB. wenn ich zum Holz kommen kann, denn in mein Zimmer erhalte ich keins, trotz meines vielen Bittens, und Philippine erklärt derartige Wünſche für unausſtehliche Prätenſionen, ſie müſſe dann drei Mädchen haben. Kaffee habe ich dann in den erſten Monaten unſerer Ehe auf ihr Schmeicheln mit ihr getrunken. Aber erſtens mußte ich dann bis acht Uhr nüchtern bleiben und fühlte mich in Folge deſſen elend; und zweitens wurde der Kaffee bald ſo ſchlecht, daß ich ihn nicht genießen konnte. So bin ich denn wieder zu meiner alten Gewohnheit zurückgekehrt — einer der wenigen Punkte, die ich durchgeſetzt — ſpüle mir das Kaffeegeſchirr, Taſſe, Maſchine ꝛc. ſelber, und bin um acht Uhr für Philippine frei.

Allein ſie ſteht erſt bald gegen neun Uhr, bald noch ſpäter auf, wo ich bereits wieder bei der Arbeit ſein muß, denn um dieſe Zeit kommt Poſt und Druckerei u. ſ. w., kurz Sachen, die keinen Aufſchub leiden. Da iſt dann jede Störung mißlich; trotzdem aber ſtört meine Frau mich niemals häufiger und niemals unnöthiger als grade dann — nicht, um mir etwa ein gutes, zärtliches Wort zu ſagen, mir einmal ihre Liebe zu zeigen, ſondern um mir dies oder jenes zu bringen, zu fragen, wozu jede andere Zeit paſſender wäre. Ich bin daher jetzt auch ſchon ſeit einigen Wochen nach dem Redactionsbureau übergeſiedelt. Meine Arbeiten ernähren uns und laſſen ſich nicht aufſchieben; Philippine aber läßt mich abſolut nicht fertig werden.

So wird es zwölf Uhr. Sie hat bis Eins oder halb Zwei Beſuch, oder geht dazu aus. Wenn ſie frei oder wieder daheim iſt, eſſen wir —

Digitized by Google

zwiſchen Eins und Drei, wie es grade paßt. Das Eſſen iſt ſchlecht und feſſelt uns nicht an den Tiſch; ſie ſelbſt iſt verdrießlich oder zerſtreut, jedenfalls aber mit meiner Unterhaltung nicht zufrieden, da dieſelbe ihr zu ſimpel iſt nach all den geiſtvollen, Morgens gehaltenen Reden und Redensarten, — und noch weniger dazu aufgelegt, ſelbſt eine Unterhaltung zu verſuchen. Sie iſt matt und — intereſſant, heißt man das, glaub' ich. —

Dann ſchläft ſie und ich muß von drei bis ſechs Uhr auf's Bureau; ob ich mag oder nicht, gleichviel — ich muß. Wenn ich nach Hauſe komme, hätte ich Zeit; ſie aber macht Toilette, iſt aus, oder hat Gäſte bei ſich. Will ich eſſen, ſo muß ich in eine Reſtauration gehn oder mich auf einem der geſtickten Seſſel mit einer Taſſe Thee und einem winzigen Brodſtückchen begnügen. Vier Tage in der Woche kommt die Poſt Abends um neun Uhr und ich habe dann bis Mitternacht zu thun. Die andern Tage wäre ich frei — aber ſie iſt es dann ſicher nicht. Und ſo wird's Mitternacht, wir gehn zu Bett, ohne eine einzige Stunde für uns gehabt zu haben.

Nun, meine liebe Baſe, nennen Sie das noch ein Zuſammenleben? Eine Häuslichkeit? Soll der Mann ſeine Stellung aufgeben, um dann für ſeine Frau eine freie Stunde zu haben, wenn es ihr gefällig iſt? Oder ſoll die Frau ihre Zeiteintheilung, die durch nichts bedingt iſt, nach der des Mannes regeln? — Ich kann nicht; ſie will nicht — alſo bleiben wir auseinander, obgleich ich die böſen Folgen eines ſolchen traurigen Lebens nicht einen Augenblick verkenne, ſondern ſie leider, leider in unſerer Ehe bereits wuchern ſehe!

Und für wen opfert meine Frau das Glück ihrer friedensvollen Häuslichkeit auf? — Nicht für eine wirklich angenehme, bildende Geſelligkeit, ſondern für den Verkehr mit ein paar Weibern von altem Namen und mindeſtens zweideutigem Ruf; mit einigen Männern, die ſich durch Gott weiß was eine gewiſſe Art von Anſehn in ſolchen Kreiſen erworben haben. Jede anſtändige Frau weicht ihnen aus, da ſie weiß, daß dieſe Burſche gewiſſenlos genug ſind, um an alles eher zu denken, als an den Ruf einer ehrbaren Frau, und daß ſie durch den auch nur oberflächlichen Umgang mit ihnen ſchwerlich Gewinn und Ehre, ziemlich ſicher aber das Achſelzucken der Verſtändigen und das Zurückziehn derſelben zu gewärtigen habe. Daß unter dieſen Herren auch ein paar Uniformen ſind und ein Menſch mit einem polniſchen Namen und einem kleinen ſchwarzen Bart — das verſteht ſich von ſelbſt.

Digitized by Google

Meine Frau iſt zu ihnen durch die Bekanntſchaft mit jenen Frauen gekommen, die ihr als Surrogat der „Vornehmheit“ dienen müſſen, da ſie den wirklich vornehmen Leuten nicht beikommen kann. Nun ſitzen ſie aber feſt bei uns, mit jenen oder allein, halten ſich im Geheim über die kleine „Bürgerliche“ auf, möchte ich wetten, — und verdrehen ihr durch ein lächerlich übertriebenes Courmachen den Kopf.

Eiferſüchtig bin ich nicht, meine gute Baſe, obgleich mich Philippine ſo nennt, wenn ich ſie einmal auf das Gerede der Leute aufmerkſam mache, welche dieſe Geſellen, bald einzeln, bald zu mehreren täglich und zu allen möglichen Stunden unſer Haus beſuchen ſehn, — wenn ich ſie traurig und innig auf die Folgen hinzuführen ſuche, die dieſer Umgang für ſie hat. Die guten angenehmen Häuſer, — wie auch das des Miniſters — werden ihr, wenn nicht grade geſchloſſen, ſo doch nicht mehr bereitwillig geöffnet. Die wahrhaft liebenswürdigen und geachteten Frauen verſchwinden immer mehr aus unſern kleinen Geſellſchaften, aus ihrem Umgang.

Ich bin nicht eiferſüchtig, wiederhole ich. Ich habe eine zu gute Meinung von Philippinens Charakter und Klugheit — von ihrer Liebe zu mir nicht, meine gute Baſe. Angenehm aber kann es mir nicht ſein, wenn ich zu jeder Stunde ſolch einen Herrn bei meiner Frau finde, wenn ich bei meinem Eintritt die Unterhaltung plötzlich lahm werden höre, den Herrn bald aufbrechen ſehe. Heißt das den Schein wahren? Heißt das auf die Reinheit des Rufs bedacht ſein — des Rufs, der fein und empfindlich wie Spinnweb und ſo leicht zu beflecken wie Schnee? — Philippine klagt zwar gegen mich und — können Sie das glauben? — gegen Andere, daß ich ſie mit dieſen Herren allein laſſe und ihr nicht zu Hülfe komme! — Aber ich habe ihr geſagt und ſpreche es auch hier aus: wehe der Frau, die in ſolchen Fällen einer Hülfe Anderer zu bedürfen glaubt, die ſich nicht ſelbſt ihre Freiheit und Ruhe zu bewahren weiß! Wiſſen Sie, was man von einer ſolchen Frau denkt? Sie will ſich nicht helfen! Sie will zu Grunde gehn! Denn jedermann weiß, daß es unſern Sitten und dem Herkommen gemäß, niemand leichter wird als einer Frau, ihren Umgang ganz nach ihrem Willen zu wählen.

Der Kurioſität wegen will ich Ihnen doch Philippinens letzten Einfall mittheilen. Als wir vor einigen Tagen eine kleine Erörterung über dieſe Beſuche und ihre Folgen hatten und ſie mich wie üblich mit Thränen — das iſt auch etwas Neues, aber Natürliches: ich mache ſie ſo nervös! —

Digitized by Google

der ſchrecklichſten Eiferſucht beſchuldigte, da fügte ſie hinzu: „und doch könnte ich es mit mehr Recht ſein. Du biſt mir nicht treu! Meinſt du, als wenn ich deinen Verkehr mit der und der nicht merkte, daß ihr immer zuſammenſteckt, daß ihr euch ſo beſonders anſeht? So angelegentlich mit einander redet — ſie die Gans, und du, der ſonſt den Mund nicht aufthun kann? O ich merke das wohl, ich armes Weib! Und du willſt nun nur den Krieg auf mein Gebiet ſpielen mit deinen Redensarten und Beſchuldigungen, um meinen Blick von euch abzulenken. Aber ich bin nicht ſo dumm!“

Ja, ja, liebe Baſe! So ſpielt man den Krieg auf ein fremdes Gebiet! — Aber nun adieu, und wundern Sie ſich nicht, wenn ich lange ſchweige. Meine Arbeit iſt durch den orientaliſchen Krieg übermäßig vermehrt. —

Ihr

treuer Neffe.

Digitized by Google

Aus der Vergangenheit.

Von

Johannes Müller.

---

2. Episode aus einem Fürstenleben.

Durchläuft man das große Buch der Weltgeſchichte im Ueberblicke, bemerkt ein neuerer Geſchichtſchreiber, ſo möchten ſich wenige Zeiten finden, in welchen die Fürſten mit regerem Ernſte und feurigerem Eifer das geiſtige Heil und die ganze innere Gedanken- und Gemüthswelt ihrer Völker in beſtimmten Richtungen zu leiten und zu fördern und in der allgemeinen Aufgeregtheit der Geiſter, die keinen unberührt und ohne Theilnahme ließ, dieſe Richtungen des geiſtigen Lebens in ihrem Fortſchwunge zu beſtimmten Zielen feſtzuhalten bemüht geweſen wären, als dies im Verlaufe des ſechzehnten Jahrhunderts in unſerm deutſchen Vaterlande geſchah. — Gewiß, dies ganze Zeitalter trägt das tiefſte Gepräge ernſten Ringens, und die neuere Zeit in ihren Hauptrichtungen iſt eine Frucht deſſelben, ſomit der thatſächliche Beweis von der Energie, mit der die neuen Bahnen eröffnet, eingeſchlagen und fortgeführt wurden. Auf der andern Seite erwachten aber in Folge der allgewaltigen Regung aller Leidenſchaften auch die unlautern Triebe, die als Schattenſeiten neben der Lichtſeite eines löblichen Strebens einer ganzen Zeit gemeiniglich um ſo greller hervortreten. Die Leidenſchaften entfalteten ſich düſterer, die egoiſtiſchen Zielpunkte verdrängten die allgemeinnützigen, und im Kämpfen darum ging ein großer Theil des angeſtrebten Beſſern zu Grunde. Für ein ſolches Chaos, wo der ſittliche Schwerpunkt hin- und herſchwankte, ſeinen Einfluß auf die gährenden Zuſtände verlor, war der dreißigjährige Krieg ein beklagenswerther, aber entſprechender Ausgang.

Digitized by

Der Fürst, den wir auf einer Reise begleiten wollen, gehörte nicht zu den bessern jener Zeit. Im 21. Lebensjahre trat Herzog Heinrich von Liegnitz 1559 seine Herrschaft an. Der Vater, Friedrich III., hatte ihm ein nichts weniger als nachahmungswürdiges Beispiel gegeben. Das verschwenderische Leben desselben, welches das Land in eine unerträgliche Schuldenlast stürzte, ja wahrhaft liederlich zu nennen war, zog ihm die Ungnade des Kaisers in dem Grade zu, daß er am Ende entsetzt und für den Rest seines Lebens, von 1559 bis 1570, auf dem Schlosse zu Liegnitz in Haft gethan wurde. Durch diesen bedauernswerthen, aber auch verdienten Ausgang des Vaters wurde der Sohn nicht gewarnt. Das Leben Heinrichs ist ein würdiges Seitenstück zu dem abenteuerlichen seines Vorgängers, dem es an charakteristischen Zügen, besonders in Rücksicht auf die allgemeine Verderbniß durch Trunk- und Spielsucht, nicht nachsteht. Wie es uns durch die Feder seines Begleiters, des Ritters Hans von Schweinichen, der seine abenteuerlichen, die Würde eines Fürsten entehrenden Fahrten theilte, lebendig entgegentritt, wirft es auf die sittliche Verkommenheit so vieler Spitzen der Gesellschaft ein erschreckendes und um so grelleres Licht, als die bis zur Mitte des Jahrhunderts aufflutende Bewegung den seit langen Zeiten abgelagerten moralischen Schmutz in seiner Stagnation nur noch widerwärtiger und abscheulicher zeigt. Das Folgende sei ein kleiner Beleg dafür.

Die schweren Irrungen, worin der Herzog Heinrich mit seiner Landschaft, besonders wegen des Schuldenwesens verwickelt ward, waren vor den Kaiser gekommen. Es sollte den Parteien ein Tag anberaumt werden, um die verdrießliche Angelegenheit zu schlichten. Nun suchte der Herzog die Fürsten zu seinem Beistande zu gewinnen und machte sich selbst, um dies zu bewerkstelligen, von dem Hoflager des Kaisers zu Prag auf den Weg. Es war im Jahr 1575. Der erste Besuch galt dem Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich III. Der Herzog ward hier wohl aufgenommen, der Churfürst sagte ihm wider seine Unterthanen seinen Beistand zu, verehrte ihm auch beim Abzuge ein Kreuz mit einem Kleinod, welches zweihundert Kronen werth war. Ebenso erhielten Schweinichen und die andern Junker jeder einen Kranz von Gold und Silber und einen Ring daran über 30 Thaler werth. Der Kurfürst von Mainz war nicht minder freigebig; auch er sicherte dem Herzog seine Hülfe zu und schenkte ihm ein Diamantenkreuz, das zu Prag auf 400 Kronen geschätzt ward. Schweinichen erhielt einen

Ring, 8 Thaler werth. In Speier hielten die Reisenden mit einigen gelehrten Doktoren ihrer Sache wegen ein Consilium, wofür diese ein Honorar von 100 Gulden empfingen. Sie besuchten dann den Herzog Wilhelm von Baiern und darauf den alten Herzog, der zu Pfaffenhofen war. Auch von diesem ward der gebetene Beistand zugesagt; das Geschenk, welches die Herzogin übersandte, war ein schönes Kleinod, auf 500 Thaler zu schätzen. Hier bekam auch Schweinichen wiederum einen Ring, dessen Werth er auf 10 Fl. anschlägt. Der Pfalzgraf von Neuburg, der nächste Besuch, empfing sie nicht minder stattlich; nebst der Zusicherung des Beistandes erhielten sie von der Pfalzgräfin schöne Geschenke, der Herr einen Ring zu 100, der Diener einen zu 7 Thaler. Der Pfalzgraf führte die Reisenden dann auf seinem Donauschiffe gen Ingolstadt, wo sie wiederum den alten Herzog von Baiern antrafen. Dies nochmalige Zusammentreffen, sowie die gereichte vortreffliche Bewirthung machten dem Herzog Muth, bei jenem um ein Darlehn von „tausend goldenen Thalern" anzuhalten. Dies ward ihm wirklich bewilligt. Der Rückweg führte nun über Regensburg wieder nach Prag, wo die Liegnitzischen Deputirten der Landschaft zum Austrage der Sache bereits ein Verhör erwarteten und an die Ankunft ihres Landesherrn, den sie nach Frankreich entronnen meinten, kaum glauben wollten. Diese Reise aber, sagt Schweinichen, „hat J. F. Gnaden über 1500 Thaler gestanden, und haben wir in der kurzen Zeit, als in $2^1/_2$ Wochen, über 209 Meilen gereiset und dabei auch viele Tage stille gelegen und nichts weniger auch sehr getrunken."

Allein die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und seinem Lande wurden diesmal noch nicht zu ihrem Ende geführt, sondern der Kaiser versprach sie später durch eine Kommission schlichten zu lassen. Der Herzog ließ es sich also eine Weile am Hoflager noch wohl sein, besonders da zu dieser Zeit auch die Krönung des römischen Königs Rudolf II. mit großen Festen gefeiert ward. Doch „letzlich so ging dem frommen Herrn auch das Geld ab, daß es also fast schwer werden wollte; mußte also die Hebräer mit Pfand suchen." Nach 5 Wochen lustigen Lebens endlich trat der Herzog, statt sein Land zu suchen, seine zweite abenteuerliche Fahrt ins Reich an, die in ihrem Verlaufe sehr merkwürdig ist.

Am 10. September 1575 brach er mit drei Junkern, die er neu und stattlich hatte kleiden lassen, nebst einem übrigen entsprechenden Gefolge, mit vier reisigen Rossen, einer Kutsche mit 6 Rossen und einer Miethskutsche

Digitized by

mit 3 Roſſen, aus Prag auf. In ſeiner Kaſſe waren nicht mehr als 335 Thlr., die Ritter Schweinichen zu verwalten hatte. „Kann leicht erachtet werden," meint dieſer, „daß ein Fürſt mit ſolchem Gelde nicht weit zu zehren hatte. Doch nichts weniger machten J. F. Gnaden ſich ein Herz, ſie wollten unterwegs wohl Geld bei den Herren und Freunden auftreiben." — Der angebliche Zielpunkt der Reiſe war Venedig, Welſchland, auf die Armada. Wir übergehen die erſten Tage und Abenteuer des Zuges und verſetzen uns mit den Reiſenden gleich nach Nürnberg. Allda lagen J. F. Gnaden beim Ochſenfelten in der Herberge zehn Tage ſtill, Willens, vom Rathe der Stadt 4000 Fl. zu leihen; ſein Anſuchen ward aber vom Rathe gänzlich abgeſchlagen. Darnach hatte der Herzog einen andern Anſchlag. Es befanden ſich ſeine beiden Töchter zu der Zeit beim Markgrafen von Ansbach, welcher ihr Oheim war. Wegen eines Zwiſtes mit ſeiner Gemahlin, worin der Herzog ihr ſogar eine Maulſchelle gegeben hatte, mochte er nun nicht geradewegs zu dem erzürnten Markgrafen ziehen, um nicht über die üble Behandlung der Schweſter von demſelben Vorwürfe zu hören. Die Kinder ſollten die Ausſöhnung vorbereiten. Mit einer ſtattlichen Begleitung wurde alſo Schweinichen zum Markgrafen hingeſandt, um ſie abzuholen. Allein auch dieſer Anſchlag mißlang; der Markgraf ließ die Kinder nicht fort, ſondern dem Herzog ſpitzig ſagen, er ſollte vorerſt ſeine Schweſter, die Herzogin, beſſer ehren und halten. „Mit dieſer Antwort mußte ich," ſagt Schweinichen, „von Ansbach abziehen und ward von den Thoren geblaſen, da ich wegzog:

Hat dich der Schimpf berauen,
So zeuch nun wieder heim!

und wie etwa das Lied weiter geht."

Obwohl nun alſo auch dieſer Anſchlag fehlgeſchlagen und dem Herzog Geld mangelte, lebte er nichtsdeſtoweniger luſtig und in Freuden. Trunk und Spiel brachten ihm die Zeit hin, und am Ende hatte er zu Nürnberg im Spiel 255 Thlr. gewonnen, woraus er ſilberne Schüſſeln machen ließ. Verzehrt hatte er 270 Thlr., und als der Wirth nicht mit baarem Gelde konnte befriedigt werden, bekam er zum Unterpfand ein Kleinod, welches auf 250 Thlr. geſchätzt war. Beim Abzuge erhielt der Herzog vom Rath einen ſchönen Gaul und 100 Fl. zur Verehrung.

Wir treffen unſern Reiſenden wieder in Augsburg. Es war hier ein

Digitized by Google

köſtliches Leben. „Es war J. F. Gnaden und unſer Thun nur dieſes, daß wir ſpazieren gingen, in die Kirche, Zeug- und Proviantháuſer, uns nach ſchönen Jungfern umſahen, ſoffen, ſpielten, luſtig und guter Dinge waren. Wie denn zu Augsburg ſolches wohl ſein kann und Geſellſchaft genug vorhanden." Der Herzog ſpielte täglich mit den Geſchlechtern und hatte am Ende (in 3½ Wochen) an 170 Thlr. gewonnen. Dazu kamen manche Feſtlichkeiten, Hochzeiten und Gaſtmähler, daß es dem Schweinichen manchmal vorkam, er wäre „mehr im Himmelreich, oder im rechten Paradieſe." Auch bei dem reichen Fugger waren ſie, der ſie wohl tractirte und dann in ſeinem gewaltigen Hauſe herumführte. Dies war ſo groß, daß der römiſche Kaiſer auf dem Reichstage mit dem ganzen Hofe Raum darin gehabt. „Da hat der Herr Fugger J. F. Gnaden in ein Thürmlein geführt, darin hat er von Ketten, Kleinodien und Edelgeſteinen, auch von ſeltſamer Münze und Stücken Goldes, als wie Köpfe groß, einen Schatz gewieſen, über eine Million Goldes werth. Hernach ſchloß er einen Kaſten auf, voll von Dukaten und Kronen, eine Summe von 200,000 Gulden, die er in Wechſeln dem König von Spanien lieh. Darauf führte er den Herzog auf daſſelbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis in die Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Sagt: es wären ungefähr 17,000 Thlr. Damit bewies er J. F. Gnaden große Ehre und beineben auch ſeine Macht und ſein Vermögen."

Da nun in der Herberge täglich viel aufging, ſo daß außer den 250 Thalern, die bereits gezahlt waren, der Wirth noch 1300 Thlr. zu fordern hatte, ſo ſuchte der Herzog ein Anlehen zu machen. Aber Herr Fugger lehnte die Bitte um 4000 Thlr. ab, verehrte jedoch dem Fürſten 200 Kronen und einen ſchönen Becher im Werthe von 80 Thalern, dazu ein ſtattliches Roß, mit einer ſchwarzſammtenen Decke behangen. Auch der Rath ließ ſich auf 4000 Thlr. nicht ein, zeigte ſich jedoch willig, auf ein Jahr dem Herzoge gegen Revers 1000 Goldthaler ohne Intereſſen vorzuſtrecken; außerdem ſchenkte er ihm gleichfalls ein treffliches Pferd. Hiermit war dieſer wohlzufrieden. Es erhielt nun der Wirth die vom Rathe erhaltene Summe auf Abſchlag, das Uebrige (im Ganzen waren 1470 Thlr. verzehrt) mußte er gegen Revers auf zwei Monate borgen. Um Reiſegeld zur fernern Fahrt zu erhalten, wurde bei einem Kaufmann das Silbergeſchirr verſetzt, das zum Theil erſt bei nürnbergiſchen und augsburgiſchen Künſtlern gemacht war; ſie erhielten darauf 800 Thlr., obwohl es einen

Digitized by

Werth von über 1200 Thlr. hatte. Nach einem ſtattlichen Bankett, das der Wirth noch auf Rechnung lieferte, ging die Reiſe weiter.

Beim Abte von Kaiſersheim blieben die Reiſenden 3 Tage; dieſer, obwohl er ein Anlehen abwies, ſchenkte ihnen 50 Kronen. Vom Abte von Elchingen war auch nichts zu borgen, doch verehrte er dem Herzoge gleichfalls 30 Kronen. Im Kloſter Marchthal dagegen waren ſie nicht gern geſehen. Der Abt von Zwiefalten gab 50 Thlr. Hier blieb das Gefolge einſtweilen liegen, während der Herzog nach Heidelberg zum Kurfürſten ging. Nach einiger Zeit, nachdem ein Geſuch im Auftrage des Herzogs an den Grafen von Hohenlohe um 5000 Gulden für Schweinichen fruchtlos abgelaufen war, kam endlich von Heidelberg an die mittelloſe Dienerſchaft nebſt 100 Fl. die Aufforderung nachzukommen. Schweinichen ſtellte nun dem Abte, nach der Anweiſung des Herzogs, die entlehnten 50 Thlr. zurück und erhielt als Verehrung 20 Gulden. „Und zog alſo folgenden Tages, da ich mich den Abend zuvor mit dem Herrn Abt durch einen ſtarken Rauſch geletzet hatte, im Namen Gottes mit J. F. Gnaden Geſindlein nach Heidelberg fort."

Mittlerweile hatte der Herzog ſich an dem Zuge betheiligt, den di deutſchen Proteſtanten unter Pfalzgraf Johann Kaſimir zur Unterſtützung der Hugenotten nach Frankreich unternommen hatten. Die Einzelnheiten dieſes Intermezzos übergehen wir. Für den Herzog war es von beſonderer Wichtigkeit, daß er nach dem ziemlich erfolgloſen Zuge eine Beſtallung für einen ſ. g. Nachzug annahm. Demgemäß ſollte er allemal nach empfangener Aufforderung in 4 Wochen mit 3000 reiſigen Pferden und 4000 Knechten nach Frankreich zum Prinzen Condé ziehen; für ſeine Perſon bekam er dafür nach geſchehener Aufforderung einen Monatsſold von 2500 Kronen, inmittelſt aber ein Wartegeld von monatlich 2000 Kronen. Die folgende Zeit ging die Reiſe von einem Orte zum andern, unter beſtändigem Saus und Braus, wozu theils das Wartegeld verwendet wurde, theils aber die Mittel auch durch Borgen, Betteln und Verſetzen werthvoller Kleinode aufgebracht werden mußten. In Frankfurt a. M. ruhten ſie drei Wochen; der Verſuch, bei dem Rathe die Summe von 4000 Thalern zu borgen, ſchlug fehl, und auch bei den Kaufleuten war der Kredit des Herzogs ſo ſchlecht, daß ihm keiner etwas vorſtrecken mochte. „Aber auf mein Brief und Siegel," erzählt Schweinichen, „ward mir angeboten, 1000 Kronen und auch mehr zu leihen, durfte es aber J. F. Gnaden nicht anmelden,

Digitized by Google

denn wenn ich es angezeigt, hätte ich es aufnehmen müſſen und mich davor anheiſchig machen; darunter wäre ich in merklichen Schaden gerathen. Derowegen hielt ich das Maul übereinander und bitt' was ich konnte."

Deſſenungeachtet wollte der Herzog nicht wieder in ſein Land zurück, ſondern beſchloß nach Köln am Rhein zu ziehen. In Mainz lagen ſie einen Tag ſtill und wurden wohl aufgenommen. Es ſchickte der Herzog ſeinen Hans von Schweinichen zum Kurfürſten und ließ um ein Darlehen von 500 Thlrn. bitten, aber der Kurfürſt entſchuldigte ſich, daß es ihm nicht gebühren wollte J. F. Gnaden Geld zu leihen, weil er wider den Papſt und den König von Frankreich diene. Damit er ihrer aber los ward, verehrte er ihm auf Schweinichens Bitte 50 Kronen. Auch der Pfalzgraf von Simmern ſollte von den Durchziehenden heimgeſucht werden. Indem dieſer den Vater Schweinichens recht gut kannte, ſuchte Herzog Heinrich dieſen Umſtand zu benutzen. Erſt ſollte Schweinichen für ſich 200 Thlr. borgen, aber dieſer weigerte ſich, weil er das Geld nicht wieder bezahlen könnte; das Anſuchen im Namen des Herzogs darauf lehnte der Pfalzgraf ab, obwohl er dem unterhandelnden Schweinichen 100 Kronen für ſich zu leihen erbot, ihm auch, zu einem Nothpfennig, da er das Anerbieten nicht annahm, 20 Kronen ſchenkte. „Wie ich nun J. F. Gnaden berichtete, daß ich beim Pfalzgrafen nichts ausgerichtet hätte, wären J. F. Gnaden lieber unmuthig geweſen, denn die Noth drang J. F. Gnaden, weil ſie über 2 Thlr. nicht hatten; derowegen lernet es die Katze mauſen, wenn ſie nichts mehr zu freſſen hat, und heißt recht: Katze, fange die Mäuſe. Darum ſprachen J. F. Gnaden den Pfalzgrafen ſelbſt an." Endlich ſchenkte dieſer dem Herzoge 100 Thlr. — Nun ging die Reiſe gen Köln. Hier kamen ſie den 20. Febr. 1576 an mit großer Pracht und 8 Trompetern, welche in dem Schiffe allezeit bliesen. Das Volk lief herbei, „vermeinte nichts anders, denn daß wir reiche Leute wären und hätten Geld und Gut genugſam und könnte bei uns kein Mangel ſein; kann aber mit Beſtand ſagen, daß J. F. Gnaden in ihrem Beutel nicht mehr als 1½ Thaler hatten (und waren noch auf 2 Nachtlager ſchuldig geblieben), die J. F. Gnaden doch vor arme Leute austheilet, bis ſie ins Loſament gekommen. Haben alſo nicht mehr als 14 Albus, das iſt ungefähr 11 Weißgroſchen, ins Loſament gebracht, das alſo den Sergeanten, ſo das Zeug aus den Schiffen trugen, nicht zu lachen war."

Das Erſte alſo war, daß Schweinichen ſeine eigene goldene Kette

Digitized by

sofort für den Herzog um 65 Thlr. bei einem Juden versetzen mußte. Dabe wurden ihm selbst nicht einmal 6 Thlr. zugestanden, die er von dem Gelde für sich haben wollte. Doch tröstete er sich, indem er einen Rothpfennig von 50 Goldstücken in seinen Hosenlatz genähet hatte. In Bonn war als Pfand für das unbezahlte Nachtlager ein Knecht mit einem Rosse liegen geblieben, dieser mußte mit 31 Thlr. ausgelöst werden. Ferner war den ersten Abend Musik und ein stattliches Bankett, was auf 82 Thlr. kam. Der Herzog hatte ein Gefolge von 45 Personen und 32 Pferden, so daß nicht abzusehen war, wie das lustige, liederliche Leben fortzuführen sei — also Schwierigkeiten über Schwierigkeiten! Doch gab der Herzog auf alle Vorstellungen nicht viele gute Worte, sondern meinte, wenn er nur zwei Tage hinkomme, daß er bekannt würde, so wollte er sich schon Geld verschaffen. Schweinichen mußte also mit dem Wirthe einen Akkord schließen. Als nun aber der Sonnabend kam und der Wirth seine Rechnung von 578 Thalern bezahlt haben wollte, wußte man keinen Rath; der Sekretär des Herzogs, hieß es in der Verlegenheit, sei mit der Kasse noch zurückgeblieben, wenn er ankomme, solle gezahlt werden. Der Wirth ließ sich damit gutwillig noch eine Woche hinhalten. Um nun doch wenigstens Geld zu den gemeinen und täglichen Ausgaben zu haben, mußten wieder einige Kleinode, goldene Rosen und Ringe, versetzt werden — Tropfen nur auf einen glühenden Stein, oder hier vielmehr in den Schlund unersättlicher Schlemmer! „Es wollten sich aber J. F. Gnaden sehen lassen, ließen täglich zu Tisch mit acht Trompeten blasen und die Kesseltrommel schlagen und hielten sich ganz fürstlich. Wenn die Trompeten gingen, so ritt es auf allen Gassen zu, als ob ein König allda läge, und war ein groß Gefresse und Gesäufte."

Als am folgenden Sonnabend der Wirth Geld haben wollte, war natürlich nichts da. Glücklicherweise kommt endlich ein Brief vom Sekretarius an, er werde sich binnen 8 Tagen mit einem Stück Geld einfinden. Es ließ sich darum der Wirth noch einmal beschwichtigen, obwohl er allein für diese Woche 643 Thlr. bekam. Nun war jedoch die Noth groß, indem der Wirth allerdings nicht länger mehr als 8 Tage noch borgen konnte. Der in Folge dessen gehaltene große Rath beschloß, sich an die Verwaltung der Stadt zu wenden und sie um 10,000 Thlr. ansprechen zu lassen. Es ward also an den Rath eine großartige Gesandtschaft geschickt, die auch von ihm mit allem Glanze aufgenommen ward. Nach dem Vortrag der Sache ward sie von 30 Stadttrabanten wieder in das herzogliche Losament begleitet.

Digitized by Google

Die Erwiderung auf den Antrag selbst sollte schriftlich erfolgen. Der Herzog lebte in guter Hoffnung. Endlich „so kommen drei alte Leute, haben vor sich einen gehen, so roth und weiß gekleidet, der hatte einen großen Pergamentbrief mit einem großen Insiegel in den Händen." Und darin war eine abschlägliche Antwort enthalten. Das überreichte Geschenk, 200 Reichsgulden, war für diesen harten Schlag nur eine sehr geringe Beruhigung. Alle weiteren Schritte blieben fruchtlos, auch die Kaufleute, ferner die umwohnenden Grafen und Herren ließen sich zu nichts bewegen. Endlich kam gar die böse Nachricht, S. Kaiserl. Majestät habe den 17. April bis auf fernern Bescheid den Herzog Friedrich IV. in Liegnitz zum regierenden Herrn eingesetzt und den Herzog Heinrich also seiner Macht verlustig erklärt.

Nun kam das Unheil unaufhaltsam. Der Wirth drang auf Abrechnung; als diese stattgefunden hatte, forderte er ein Bekenntniß der Schuld im Betrage von 2354 Thlr.; als er dieses empfangen hatte, klagte er bei dem kurfürstl. Hofgerichte und legte auf sämmtliche Rosse und Fahrnisse des Herzogs Arrest. Die Einrede des Herzogs, er sei ein Fürst des Reiches, stände nicht unter dem Hofgerichte, sondern lege Berufung gen Speier an das Kammergericht ein, ward verworfen. Wenn nicht binnen 8 Tagen die Forderung des Wirthes erledigt sei, so sollte sofort alles geschätzt und verkauft werden. Eine Gesandtschaft an den Kurfürsten selbst richtete nichts aus. Der Herzog zog sich in seiner Noth zum Herzog von Kleve zurück und ließ sein Gesinde dahinten. Nach 8 Tagen wurden also die Pferde und die Kutschen, und zwar auf 2926 Thlr. geschätzt. Nur durch ein energisches Auftreten erlangte Schweinichen, daß die Pferde nicht an der schimpflichen Staubsäule, sondern im Stalle taxirt wurden, sowie daß der Wirth im ordentlichen Wege sein Recht geltend machen mußte. Während des Prozesses hatte dieser auch die 23 Pferde zu füttern und 6 sie bedienende Knechte zu unterhalten; die Uebrigen vom Gefolge, 34 Personen, zogen während dessen in eine andere Herberge. Dies Wesen dauerte 18 Wochen lang.

Einen Theil des Unterhaltes zu Köln trugen auch die 2000 Kronen Wartegeld, welche der Herzog bezog, aber das meiste blieb an den Rittmeistern und Hauptleuten hängen, die er unterhalten mußte. Auch 1000 Goldgulden, die er vom Herzog von Kleve bekommen hatte und womit er wieder nach Deutz kam, wurden verausgabt, ohne daß seine mißliche Lage sich im geringsten geändert hätte. Beinahe hätte er von Utrecht eine bedeutende Summe wegen einer vorgeblichen Beleidigung erpreßt, und zwar durch

Digitized by Google

die Vorspiegelung seiner großen Macht, wenn nicht im entscheidenden Momente die Stadt durch die Spanier eingenommen worden wäre. In seiner Verzweiflung kam der Herzog endlich auf den wunderlichen Gedanken, nach England zu schicken und um die Königin zu werben — „und um sie beineben um 50,000 Kronen zu leihen anzusprechen." Den Einwand, er sei ja schon verheirathet, wollte er nicht gelten lassen, sondern berief sich auf den Landgrafen von Hessen, der auch zwei Gemahlinnen gehabt habe. Doch ließ er sich endlich von seiner Narrheit noch abbringen. In dieser Zeit traf den Schweinichen das Unglück, daß ihm der Hofenlatz, der wie oben erwähnt, seinen ganzen Schatz barg, diebischer Weise von der Kammer genommen ward. Dieser Verlust, da er nun ohne Mittel war, traf ihn sehr hart, noch härter aber, wiewohl die Folgen erst später kamen, ein Streich, den ihm der Herzog selbst spielte. Es erbot sich nämlich Christoph Braun, ein Landsknechthauptmann, diesem 1600 Gulden zu leihen, dafern Schweinichen Bürge für die Summe werde. Schweinichen weigerte sich, er habe kein Eigen, zudem auch kein Siegel; er bat darum den Braun, er wolle ihn dem Herzoge nicht zum Bürgen vorschlagen. Als dieser aber darauf besteht, schickt der Herzog heimlich zu einem Steinschneider, läßt Schweinichens Wappen stechen und siegelt damit. Braun zahlte darauf die Summe. Späterhin ließ sich Schweinichen auch bereden, seinen Namen als Bürge unter die Schuldverschreibung zu setzen, wiewohl er im Beisein des Herzogs dem Braun offen sagte, daß er seine Bürgschaft nicht zu halten vermöge.

Dies Geld bildete den Stock zu einem kleinen Kapitale, das sich endlich in der Hand des Herzogs ansammelte. Dazu borgte der Sekretär des Herzogs von Kleve ihm 1375 Thlr. Obwohl wegen eines Friedensschlusses dem Herzoge die französische Bestallung aufgekündigt war, so erhielt er schließlich wenigstens noch 1000 Kronen. So konnte denn der kölnische Wirth endlich bezahlt werden, was denn mit 2355 Thlr. — aber nicht ohne mehrfache schließliche Plackereien und Possen — geschah. Im Ganzen hatte der Herzog zu Köln 9000 Rthlr. gelassen. „Neben einem tapfern Ansehen zog er aus der Stadt Köln, mit 6 Trompetern und einer Kesseltrommel, neben 54 reisigen Rossen durch die ganze Stadt und hat sich vor jedermann sehen lassen, daß also die Ehre gleich groß war, als die Schande wegen des Arrestes gewesen." — —

Wir schließen hier unsern Auszug. Die Fortsetzung der Reise war wie der Beginn. Während der Herzog, seiner Regentenpflichten und seiner

Digitized by Google

Ehre uneingedenk, schmachvoll im Reiche herumzog, von einem der kleinen Höfe zum andern sich fortbettelnd, bei Juden und Christen borgend und geschenkten Schmuck versetzend, wurde zu Liegnitz eine Kommission gehalten, um von des Herzogs Schulden einen Ueberschlag zu machen. Es fanden sich an Schulden 163,443 Rthlr. und 123,945 Rthlr. Schäden und Zins; ferner 28,053 Rthlr. gemeine Schulden, Besoldung der Diener und Pferde und anderes, daß also die ganze Summe sich auch 485,466 Rthlr. 25 Weißgroschen belief. „Dies gab J. F. Gnaden, weil es bald durch alle Lande verschollen, einen großen Stoß." Außerdem brachten die Bürgschaften, wozu er so manchen seiner Unterthanen veranlaßt hatte, nicht wenige in Ungelegenheit, Schaden, ja ins Verderben. Schweinichens Vater war auch unter diesen, und eine Bürgschaft für 800 Fl. von Herzog Heinrichs Schulden war der spätere Anlaß von vielem Kummer für ihn und der Beginn des allmäligen Verfalls seiner Verhältnisse, der mit dem Verluste des Familiengutes Mertschütz endete. Unter seinem Kummer erlag der Alte, und der Sohn, unser Hans von Schweinichen, benutzte dies, von dem Herzoge sich einstweilen loszumachen; er kehrte den 20. März 1577 bei seiner Familie wieder ein. „Zog mit J. F. Gnaden auf 6 Tage weg und bin hernach 2½ Jahre außen gewesen und habe in solcher Zeit meinen lieben Herrn Vater verloren, mit dem ich mich dergestalt nicht gesegnet hatte, ihn nicht mehr zu sehen. Habe auch im Wegziehen nicht mehr als ein Kleid und 10 Rthlr. Zehrung gehabt, und wird solche Reise 833 Meilen anlaufen, dem Partikular nach, so ich gezogen habe."

Endlich ließ sich der Herzog im September 1577 durch seine Anhänger bewegen, wieder in sein Land zu kommen, das nach des Kaisers Beschluß der Bruder Friedrich IV. regierte. Er wurde von seinen Freunden feierlich empfangen und sein erstes Wort war: „Nun, hier habt ihr mich, was wollt ihr mir geben?" Mit seiner Rückkehr ging aber die Verwirrung im Lande recht an, beide Parteien neckten sich, und die armen Bewohner wußten am Ende nicht, zu wem sie sich halten sollten, um so weniger, da sie der Eine wie der Andere aussog. Herzog Heinrich gerieth nicht selten in die gemeinste Noth und lebte in seinem Lande mehr wie ein Freibeuter, als wie ein Fürst.

Auf diese Zustände kommen wir vielleicht später noch einmal zurück — sie geben ein nichts weniger als ansprechendes Bild jener Zeiten.

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by

Litterarische Uebersichten.

L. Rellstab, Drei Jahre von Dreißigen. 5 Bde. Brockhaus. 1858. Seit wir vor einem halben Jahre die ersten beiden Halbbände des Buches kurz anzeigten und uns eine Besprechung bis zur Vollendung des Werks vorbehielten, ist der Roman nicht nur vollständig erschienen, sondern hat auch so großen Beifall gefunden, daß schon, nachdem erst etwa die Hälfte in den Händen des Publikums war, eine zweite Auflage nothwendig wurde. Das ist für Verfasser und Verleger ein Glücksfall, der Kritiker dagegen sieht sich dadurch in eine Art von Enge getrieben, der er gar nicht zu entgehn vermag. Muß er das Buch loben, so kommt er mit diesem Lobe zu spät; — muß er es tadeln, so steht seinen Aussetzungen das Urtheil des Publikums entgegen. Und wir dürfen es uns nicht verbergen: die Zeiten der souverainen Kritik sind bei Unterhaltungsschriften vollständig vorüber; bei ihnen bestimmt — mag das traurig sein oder erfreulich — die Stimme des Publikums oder vielmehr die Zahl der Leser den gegenwärtigen Werth. Ob dieser ein bleibender sein kann und wird, darnach fragt einstweilen niemand, wie sich auch niemand darum kümmert.

Rellstab hat sich seine gute Stelle in der Litteratur längst gesichert. Er hat manches Buch geschrieben, das von wirklichem Werthe ist, und in allem, was er producirte, finden wir ihn als gewandten, routinirten Schriftsteller, als angenehmen, geist- und gemüthvollen Erzähler; selbst in den unbedeutendsten Stücken ist er wenigstens ein unterhaltender Plauderer. Sein Roman 1812 ist eins der gelesensten Bücher und hat mehr Auflagen erlebt, als man in der Regel von einem belletristischen Buch erwarten darf. Jetzt gibt er diesem Buch in dem uns vorliegenden Werke einen Nachfolger, in welchem er die ersten drei Jahre des dreißigjährigen Krieges, den sogenannten böhmischen Krieg, zum Vorwurf genommen hat — ein Stoff oder, wenn man lieber will, eine Zeit, die mit den darin auftretenden Hauptpersonen schon oftmals als Grund und Rahmen für längere und kürzere belletristische Schöpfungen benützt wurde. Der Verfasser ist erst nach den gründlichsten Studien, nach Durchforschung der Archive an seine Arbeit gegangen; er hat die Gegenden bereist, alle Lokalitäten kennen gelernt, um uns auch das Aeußere richtig und womöglich zeitgemäß zeichnen zu können — mit einem Fleiß und einer Gewissenhaftigkeit, von denen nicht nur die zahlreichen Anmerkungen unter dem Text, sondern auch die Darstellung und Schilderung selbst überall und unwiderleglich Kunde geben und die wir desto rühmender anerkennen müssen, je seltener wir ihnen in Büchern ähnlichen Inhalts zu begegnen pflegen. Das herbeigeschaffte Material ist denn auch vortrefflich geordnet und benützt, und wir müssen gestehn, daß von dieser Seite aus betrachtet, das Buch sich würdig an die Dichtungen anreiht, in denen uns Walther Scott die Vorbilder des historischen Romans lieferte. — Aber — so leid es uns thut — in Bezug auf den Roman des Buchs können wir nicht das gleich günstige Urtheil fällen und müssen bekennen, daß darin auch Rellstab nicht den großen

Schotten erreicht hat. Trotz aller Fehler, die Walther Scott im Einzelnen haben mag, steht er nicht nur an unerschöpflicher Erfindungsgabe und glänzender Phantasie, sondern auch an Wärme des Gefühls, an Leben und Lebhaftigkeit in Schilderung, Darstellung und Charakterzeichnung himmelweit über allen seinen Nachfolgern.

Rellstabs Roman hat uns zum größten Theil eigentlich kalt gelassen — wir vermissen fast überall das selbständige Leben der auftretenden Personen, — so zu sagen, ihr selbständiges Handeln. Der Verfasser erzählt alles, selbst im Dialog ist er immer da, wenn er auch nur mit einer Note zuweilen um die Ecke blickt; und so vortrefflich die Erzählung auch ist, — es kann nicht ausbleiben, daß dabei Leben und Wärme und damit wieder der große Reiz der Natürlichkeit zu kurz kommen. Wir meinen fast, daß dies vorzüglich eine Folge der Fesseln ist, die der Verfasser selbst durch die Masse seiner Vorarbeiten seinem freien Schaffen angelegt hat, all der gar zu gewissenhaften Rücksichten, die er gegen das Material übt, welches ihm doch hauptsächlich nur das Aeußere seines Bildes und einzelne Züge des Innern liefern kann und soll. Wo er sich einmal davon frei gemacht, erscheint er dann auch sogleich als der alte treffliche Erzähler, der uns den Menschen und sein Herz auf das schärfste und sicherste zu schildern weiß, hier heiter und anmuthig, dort schrecklich und ergreifend. Es sind ganz musterhafte Schilderungen und Zeichnungen in dem Buch, — und wir bedauern wahrhaft, daß uns die Ausdehnung des Romans und unser beschränkter Raum das Eingehn auf Einzelheiten unmöglich machen. Wir laden dafür aber unser Publikum ein, selbst zu lesen, sich selbst der Schönheiten zu erfreuen, die ihm überall entgegenspringen werden. Wenn auch der Roman uns gegen das Historische ein wenig zu kurz gekommen scheint — das Buch bleibt immer ein höchst fleißiges, interessantes, werthvolles und, wie man bereits gesehn, von vollster Anziehungskraft für das Publikum.

Album. Prag. Kober. 1858. Bd. 4—19. Je länger wir mit dieser Sammlung bekannt sind und je mehr wir von ihr erhalten, einen desto angenehmern Eindruck macht sie auf uns. Als zwar leichte, aber dennoch meistens recht gute Unterhaltungslecture wüßten wir keine ähnliche Sammlung so zu empfehlen wie diese. Denn es ist vor allem ihr großer Vorzug, daß bisher fast alle einzelnen Stücke durchaus einfach und schlicht, ohne jegliche Prätension uns entgegentraten — sie sollen und wollen unterhalten, und das erreichen sie. Dies können wir auch der jetzt vorliegenden Reihe von Erzählungen nachrühmen. — In Bd. 4—7 erzählt uns Arming unter dem Titel: Van Hoboken, eine Geschichte aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, welche uns nach Nord-Amerika führt, und zwar in die damalige Provinz Neu-Niederland, in die Nähe der Stadt Neu-Amsterdam, des jetzigen Neu-York, wo Mynheer van Hoboken, der Patron von Bergen, seinen Sitz hat. Es ist eine brav geschriebene Erzählung mit all den romantischen Ingredienzien, die wir aus Cooper und Washington Irving kennen und liebgewonnen haben, und die hier geschickt und spannend in Anwendung gebracht wurden. — Bd. 8. 9. Julie Burow, Lebensbilder. Die beiden Bändchen enthalten die Erzählungen: Nenuphar; Der Sohn einer Amme; Ein weißes Kätzchen; Der Geist des Martin Grunewald — von denen die zweite und dritte vordem unsere Hausblätter zierten. Preußen und die Mark liefern die Schauplätze für diese kleinen anmuthigen Geschichten. Wir begegnen der Verfasserin auf diesem Felde lieber als auf dem der größern Erzählung oder des Romans. Die „Geschichte" hat ihren Namen bekannt gemacht und sie hat ein höchst bedeutendes Talent für dieselbe. Man kann kaum etwas Einfacheres und doch auch wieder Anmuthigeres und Liebenswürdigeres lesen als diese kleinen Stücke. — Bd. 10. 11. Vorwärts von Ernst Fritze. Eine Novelle aus dem Bürgerleben Magdeburgs von den achtziger Jahren des vorigen Jahrhun-

Digitized by Google

derts bis zu den Freiheitskriegen. Wir können die Arbeit unserm Publikum mit bestem Gewissen warm empfehlen; sie ist so brav geschrieben, so interessant und so maßvoll, wie wir sie vom Verfasser der Novelle „Charitas" im vorigen Jahrgang des Albums zu erwarten berechtigt waren. — Bd. 12. 13. Aus eigner Kraft, von Bernd von Guseck. Der treffliche Erzähler führt uns diesmal in das Mittelalter, auf Ritterburgen, an Fürstenhöfe, in Bürgerhäuser. Der Held ist Lienhard, das geraubte Kind eines Wiener Bürgers, von dem alten Herrn von Wolfenegg als sein eigenes erzogen, und nach dessen Tode auf sich allein und seine Kraft angewiesen. Durch alle Fährlichkeiten und Schicksale ringt er sich tapfer durch, bis er endlich die Geliebte und eine hervorragende Stellung in der Nähe Maximilians I. erlangt. Trotz ihrer Kürze enthält die Novelle ganz vortreffliche Schilderungen, und die Charaktere sind theilweise wirklich musterhaft gezeichnet. — Bd. 14—16. Neue Stadtgeschichten, von Max Ring. Die Geschiedene, der Waisenknabe, die Erben — heißen die drei Geschichten, in denen uns der bekannte Verfasser diesmal wieder von den Schicksalen und Ereignissen in dieser oder jener Berliner Familie unterhält. Sie sind, wie man es von dem Verf. gewohnt ist, recht brav geschrieben, leiden daneben aber auch wiederum an der Art von Trockenheit, welche dieser Autor niemals ganz überwinden kann. Sollen wir einer Geschichte den Vorzug geben, so würde es „die Geschiedene" sein, an der wir den erwähnten Mangel noch am wenigsten gefunden. — Bd. 17. Cagliostro in Petersburg, von Theodor Mundt, eine Episode aus dem Leben des Abenteurers, mit dem Geschick und der sprachlichen Meisterschaft erzählt, die wir an dem renommirten Verfasser stets zu rühmen haben. — Bd. 18. 19. In Wald und Schloß, von St. Graf Grabowski. Das ist die schwächste Geschichte des diesjährigen Jahrgangs. So wohlgemeint sie ist, leidet sie doch an ein wenig Confusion, an mancherlei Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Dem Leser aber, der nur unterhalten sein will, wird auch dies Stück genügen, denn es ist voll von bewegtem, buntem und wildem Leben.

A. Th. v. Grimm, Die Fürstin der siebenten Werst. 2 Bde. Leipzig. Weber. 1858. Wir wissen nicht, ob der Verfasser das Publikum schon früher mit andern Romanen und Novellen beschenkt hat, oder ob das vorliegende Buch ein Erstlings- — vielleicht auch ein Schluß-? — versuch auf diesem Felde ist. So oder so aber — das Werk eines Dichters ist dieser Roman nicht, sondern nur das eines, allerdings sehr gebildeten, Dilettanten, der entschieden besser gethan haben würde, dem Gelüsten nach der Abfassung eines Romans zu entsagen und dafür einfach „Schilderungen," „Skizzen" oder dergleichen aus dem russischen Volks- und Gesellschaftsleben zu bringen. Der pikante, mysteriöse Titel, anziehende Schilderungen, Charakteristiken von Mitgliedern der höhern Gesellschaft, eine fehlerlose Darstellung, eine gewandte Sprache — das alles ist recht schön und gut und auch nothwendig; aber daraus allein wird noch nicht ohne Weiteres auch ein Roman. Der Verfasser kennt Rußland, wie es scheint, sehr genau, hat sich vermuthlich viel in den besten Kreisen bewegt, scharf beobachtet, viel erfahren, und weiß, nicht ohne Glück, uns von dort vielerlei zu erzählen und anschaulich zu machen. Von manchen Verhältnissen aber und von den untern Regionen weiß er augenscheinlich nur durch Hörensagen, denn da schildert und zeichnet er nicht was ist, sondern was er sich denkt, was er als freundlicher, humaner, hochgestellter Mann sich etwa darüber vorstellt. Zumal gilt dies von deutschen Verhältnissen, Zuständen und Menschen. Der Dorfpfarrer, der Sohn desselben, das Studentenleben, die Verhandlungen und der Verkehr der sich wiederfindenden Geschwister sind, abgesehn von allen dabei auftauchenden Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten, mit einer — Naivetät geschildert, die uns — wir wissen nicht, ob mehr ver-

Digitized by Google

briefst oder zu lachen macht. Und wenn wir dem Verfasser auf seine Zusicherung auch glauben wollen, daß diese hochgestellten russischen Menschen allenfalls so leben können, wie er sie uns zeichnet — bei den deutschen Persönlichkeiten und ihren Zuständen helfen ihm alle seine schönen Worte nichts. Sie sind und bleiben Figuren eines ausgetuschten Bilderbogens, hinter deren Farben nichts ist als Papier. Als Roman verwerfen wir das Buch, als Schilderungen aus Rußland und dem dortigen Leben können wir es dagegen unserem Publikum wohl empfehlen.

Jacob Frey, Zwischen Jura und Alpen. 2 Bde. Leipzig. Weber. 1858. Das ist ein Buch, welches uns einmal wieder eine wirkliche, volle Freude gemacht hat. Die vierzehn Geschichten, welche die zwei Bände enthalten, sind meistens schon früher, aber nur in Schweizer Blättern abgedruckt gewesen und werden daher dem größeren deutschen Publikum ziemlich unbekannt geblieben sein. Wir haben es aber dem Verfasser und Verleger wahrhaft zu danken, daß sie uns nun zugänglich gemacht werden, denn wenn sie begreiflicherweise auch nicht alle von gleichem Werthe sind, so ist die Mehrzahl doch von einer solchen Trefflichkeit, daß wir sie unserm Publikum auf das wärmste ans Herz legen müssen. Eine leichte und glückliche Erfindung, eine wiederum leichte und doch fast überall höchst saubere Ausführung, scharfe Charakteristik, vorzügliche Schilderungen, eine gründliche Kenntniß des Volks und der Lokalität, endlich ein tiefes Gemüth und Gefühl und ein warmes Herz — das ist es, was diese kleinen Geschichten uns auf jeder Seite bieten. Das ist doch wieder einmal ein Dichter, der uns da entgegentritt! — Das Buch gehört zu den besten, die uns seit mancher Zeit vorgekommen. Wir wünschen ihm einen entsprechenden Erfolg.

L. Steub, Deutsche Träume. 3 Bde. Vieweg. 1858. Mit gespannter Erwartung und regem Interesse gingen wir an die Lecture dieses Buches, dessen Verfasser uns bisher bei allem, was wir von ihm lasen, stets bedeutender und anziehender erschien. Leider aber wurde unsern Erwartungen nicht entsprochen, schwand unser Interesse von Seite zu Seite. Wer Lust dazu hat, kann es im Buche nachlesen, was der Verfasser in diesen deutschen Träumen von seinen Helden uns alles vorträumt und vorträumen läßt. Wir erlauben uns nur die Bemerkung, daß uns dies Träumen doch ein wenig gar zu weit über das hinauszugehn scheint, was man sich allenfalls von irgend einem — Deutschen oder Nicht-Deutschen — als „geträumt" gefallen läßt. — Daß der Verfasser schreiben, erfinden, schildern, zeichnen kann, zeigt sich im Buch überall. Aber er umgibt und durchwebt alles mit einer Art von — sei es Humor, Ironie, Sarkasmus, sei es einfach nur Spaßhaftigkeit, die niemand zum ruhigen Genuß kommen läßt, weil sie in dieser Zeile negirt, verhöhnt und lächerlich macht, was in der vorigen uns vielleicht gut und schön nahen zu wollen schien. Ja, der Verfasser begnügt sich nicht einmal mit einer derartig gestalteten Darstellung, sondern dehnt diese Weise sogar auch auf die Namen seiner Personen aus! — Wir glauben gern, daß es genug Leute gibt, welche an dergleichen Gefallen finden; uns jedoch ließ es entweder kalt oder stieß uns auch gänzlich zurück. Wir können das Buch nicht einmal als eine Curiosität oder als etwas Neues empfehlen. Denn das alles ist schon dagewesen, und hat damals nicht mehr Lob verdient als jetzt.

Armand, Bis in die Wildniß. 4 Bde. Trewendt. 1858. Das ist ein seltsames Buch, wie wir uns noch nicht an viele ähnliche erinnern. Es schildert die Erlebnisse eines jungen deutschen Kaufmanns, der nach Nord-Amerika geht, sich dort etablirt, allerlei wundersame Schicksale und Liebesabenteuer zu erleben hat und endlich, enttäuscht, zuerst allein in die einsamen Landstriche am Rio Grande zieht, später sich einige Gefährten nachholt und mit ihnen dort eine Colonie gründet — wie man sieht: halb ein Abenteurer, halb ein Robinson. Die nothwendigen Requisiten: für den

Digitized by Google

Einen Piſtole, Dolch, Kartenſpiel, Blut und Liebe — für den Andern unermüdliche Pferde, furchtbare löwenartige Hunde, nie fehlende Waffen — ſind alle beſtens zur Hand. Nehme man dazu hier und da ein wenig Uebertreibung und überall viel Sentimentalität, ſo dürfte man die Hauptingredienzien bei einander haben. Wir wollen aber trotz alledem das Buch keineswegs als ſchlecht hinſtellen, ſondern wiederholen nur: es iſt ſeltſam! — Eine größere Ungleichmäßigkeit haben wir noch nirgends gefunden. Schwören wir bei dieſer Seite auf einen Verfaſſer, ſo möchten wir gleich hinterdrein an eine Verfaſſerin denken. Fühlen wir uns hier durch Schilderung, Darſtellung und Zeichnung wirklich angezogen und befriedigt, ſo kommt uns bei der nächſten Stelle vielleicht faſt ein Lachen an über die Unfertigkeit — nicht nur des Dargeſtellten, ſondern auch des Stils und der Darſtellungsweiſe. Wir müſſen mit der Bemerkung ſchließen, daß das Buch einer genauern Sichtung und Bearbeitung bedurft und ſie auch verdient hätte.

Paul Stein, Das Haus der Hofräthin. 2 Bde. Leipzig. Herbig. 1859. Wir begegnen unſerm alten treuen Mitarbeiter ſtets gern, möge er uns eine ſeiner naturwahren Geſchichten aus dem Volksleben bringen, möge er, wie hier, ein Familienleben aus der vornehmen, modernen Welt geben. Seine ſcharfe Auffaſſung, ſeine genaue und klare Schilderung, die liebevolle Ausführung finden wir hier wie dort wieder, und die Charaktere dieſer Menſchen aus höheren Geſellſchaftsklaſſen ſind meiſtens ebenſo trefflich angelegt, wie durchgeführt. Wenn wir hie und da einige Stellen abrechnen, wo der Verfaſſer gar zu nah an die Grenzen der Schönheit und Wahrſcheinlichkeit ſtreift, wüßten wir von dem Buch nur Lobendes zu ſagen und können es unſrem Publikum als eine unterhaltende und intereſſante Lecture nennen.

J. Gundling, Deutſche Hiebe. Soldatengeſchichten. 2 Bde. Leipzig. Coſtenoble. 1858. Der erſte Band enthält vier, der zweite drei kleinere Erzählungen aus der ältern und neuern Kriegsgeſchichte Oeſterreichs und Preußens. Einige davon erinnern wir uns früher bereits in Zeitſchriften geleſen zu haben. Der Verfaſſer hat ein höchſt beachtenswerthes Talent für dies Genre nicht nur, ſondern überhaupt für die Geſchichte. Er weiß einen hübſchen Stoff auch hübſch und angemeſſen zu behandeln und den Leſern angenehm und intereſſant vorzuführen, das zeigt jede einzelne der Geſchichten. Dagegen müſſen wir den Verfaſſer darauf aufmerkſam machen, daß man grade bei ſolchen kleineren Stücken ſich auf das allerernſtlichſte vor Uebertreibungen zu hüten hat, wie ſie uns hier nicht ſelten begegnen. Auch auf die Sprache könnte hie und da ein wenig mehr Aufmerkſamkeit verwandt ſein.

Fr. Gerſtäcker, Gold. Ein californiſches Lebensbild. 3 Bde. Coſtenoble. 1858. Mit wahrhafter Freude haben wir dies neue Buch des bekannten Autors in die Hand genommen und durch daſſelbe alle unſere nicht geringen Erwartungen erfüllt geſehn. Mit einem Auswandererſchiff landen wir in Californien zur Zeit des höchſten Goldfiebers, lernen das Leben in San Franciſko kennen und ziehn dann in die Minen und das dortige wilde, geſetzloſe, mühſelige und wieder luſtige Treiben hinaus, bis die meiſten Ankömmlinge, welche wir bisher begleiteten, ſich geſättigt oder angeekelt wieder der ruhigen, ſichern Heimat, dem friedlichen heimiſchen Glücke zuwenden. Das Buch iſt mit Gerſtäckers voller Gewandtheit und Friſche geſchrieben, voll meiſterlicher Schilderungen und Zeichnungen. Die Charaktere ſind meiſtens mit nur wenigen Strichen angelegt, und dennoch leben ſie vor uns. Andere, die mehr ausgeführt ſind, zeigen ſich vor uns in der liebenswürdigſten oder erſchütterndſten Wahrheit. Am glänzendſten tritt uns jedoch aus dem Buche des Verfaſſers Erfindungsgabe und die Beherrſchung des Stoffs entgegen, welche letztere oft nur eine ſpielende ſcheint und dennoch eine ſichere und meiſterhafte iſt, wie wir ſie bei wenig andern Autoren finden. — Zu

Digitized by Google

empfehlen brauchen wir das Buch nicht. Es öffnet sich selber seinen Weg.

An dies neue Buch des Verfassers schließen wir die Anzeige der beiden andern, welche ihm vordem zuerst einen Namen machten, — Die Regulatoren — und — Die Flußpiraten — welche uns, jedes dreibändig und in neuer, stereotypirter Auflage, Leipzig, Costenoble. 1858. — vorliegen. Wir können dieser Anzeige nichts hinzufügen, als daß die trefflichen Bücher nun auch immer mehr die Verbreitung finden mögen, die ihr Inhalt verdient und ihre jetzige Wohlfeilheit erleichtert.

Ebenso müssen wir uns auch mit einer einfachen Anzeige und einem guten Wunsch begnügen bei: K. v. Holtei, Christian Lammfell. 5 Bde. 2te Auflage. Trewendt. 1858. Das ist gleichfalls ein Buch, dessen Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit längst anerkannt ist oder doch sein sollte, ein Buch, das uns wie kein zweites zeigt, welch ein Schatz von Innigkeit und Gemüth, Lust, Neckerei und Humor in dem alten Freunde Holtei steckt. Es ist eine kleine bequeme Ausgabe und der Preis sehr gering.

Schwerdt, Aus alter Zeit. — Aus neuer Zeit. 2 Bde. Schlicke. 1858. Wir begegnen dem Verfasser stets mit Vergnügen. Er will Volksschriftsteller sein und eignet sich dazu durch Wahl seiner Stoffe, natürliche, einfache, anspruchslose Darstellung, durch ein warmes Herz und Gemüth vor vielen Andern. Aus der alten Zeit erzählt er uns zwei Wartburggeschichten — von der heiligen Elisabeth und von Martin Luther. Aus der neuen Zeit bringt er uns zwei recht brav geschriebene Handwerkergeschichten: „Die Wanderschaft im Morgenlande," und: „Handwerk hat einen güldenen Boden." Wir wünschen den beiden Bändchen zahlreiche Leser.

Der Eckmann. Eine Schwarzwaldsage von F. B. Tübingen. Riecker. 1858. Das Büchelchen erzählt uns eine romantische Geschichte aus der Zeit des 30jährigen Krieges anspruchslos und doch unterhaltend und recht gewandt. Besonders müssen wir die Charakterzeichnungen hervorheben, die trotz der großen Knappheit des Ganzen theilweise vortrefflich sind.

Schulmann, Norddütsche Stippstörken un Legendchen. 2te Auflage. Hildesheim. Fincke'sche Buchhandlung. 1858. Ein kleines lustiges Buch mit allerlei Schnurren und Possen, Räthseln und dergl. im Hildesheimer Dialekt. Nicht nur der Dialekt erregt unser Interesse, sondern auch die Bemerkung, daß die meisten dieser Räthsel ꝛc. auch weit davon, z. B. an der Ostsee, ebenso und fast wörtlich im Volk und bei den Kindern zu finden sind.

Dr. W. Herbst, Die deutsche Dichtung im Befreiungskriege. Ein Vortrag. Mainz. Kunze. 1859. Eine Behandlung dieses Stoffs wäre, selbst in dem knappen Umfang einer Vorlesung, um so dankenswerther, je weniger derselbe der jetzigen Generation in Wirklichkeit bekannt ist. Wer mit Ausnahme der Alten und besonderer Litteraturfreunde, weiß jetzt noch von diesen Dichtungen? — Der Verfasser gibt indessen nicht, was der Titel verheißt, sondern nach einer unverhältnißmäßig langen Einleitung nur eine Entwicklung der Dichtungsweise Schenkendorfs, welchen er sich zum Vertreter aller übrigen damaligen Dichter erwählt hat. Das, meinen wir, könnte man bei dem obigen Titel nur dann gelten lassen, wenn der Verfasser vergleichungsweise zu Werke gegangen wäre, und gegen Schenkendorfs Schwächen die Stärke und die Vorzüge anderer Dichter hervorgehoben hätte. Denn Schenkendorf mag so wacker tüchtig und — anziehend sein, wie er will, in die erste Reihe der damaligen Dichter rangirt er nicht, und was wir bei ihm finden, werden wir, mit sehr geringen Ausnahmen, bei Anderen meistens viel ausgeprägter, bedeutender treffen. —

Der Verfasser sagt in der Einleitung: „wie wir vergebens nach einem deutschen Nationalbewußtsein fragen, das fest und klar aus der Volksstimmung hervorträte, so fehlen auch im Volksmund, wie in der höfischen Dichtung die Lieder, deren Hintergrund das einige

vaterländische Leben wäre." — Wir suchen das weniger im fehlenden Nationalbewußtsein als in dem eigentlichen nothwendigen Charakter des Liedes, welches sich demgemäß stets mehr oder minder an etwas Einzelnes, sei es ein Mann, sei es eine That, anlehnt. Das ist von jeher sich ziemlich gleich geblieben, und wenn der Verfasser trotzdem sagt: mit dem Ende des 30jährigen Krieges ist das Reich zerfallen, Lust und Dichtung des Volks geknickt, so ist diese letztere Behauptung wenig verständlich. Das Allgemeine fehlt nach wie vor, das Einzelne ist aber da — wir erinnern nur an das unsterbliche Lied: Prinz Eugenius.

Ueber Schenkendorf selbst und seine Gedichte dagegen bringt der Verfasser viel Werthvolles und Anziehendes, und von dieser Seite betrachtet, können wir die Schrift wohl empfehlen.

Dr. C. Pilz, Bilder a. d. Mutterleben. — Leipzig und Heidelberg. Winter'sche Verlagshdlg. 1858. Ein nicht nur wohlgemeintes, sondern wirklich gutes, lehrreiches, anregendes Buch, welches an einzelne, meistens der Geschichte und Wirklichkeit entnommene Züge von Mutterliebe und Mutterwirken ernste innige und tiefempfundene Bemerkungen und Reflexionen über Erziehung und Behandlung des Kindes, über die Pflichten und Thätigkeit der Mutter anknüpft. Die Schrift zerfällt in die größeren Abschnitte: Die Mutter 1. als Schutzgeist des jungen Lebens; 2. als Seelsorgerin des Kindes; 3. als Lehrerin des Kindes; 4. als Priesterin der Religion; 5. als Beistand und Rathgeber in spätern Lebensverhältnissen. Das Buch ist so einfach und anspruchslos und dabei so warm und — treu geschrieben, daß wir es als eine gar werthvolle, erquickende und erhebende Lecture der Frauenwelt ans Herz legen dürfen.

G. Weigelt, Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt. Hamburg. O. Meißner. 1858. Ein Büchlein, das von diesen interessanten und vom Schicksal hart geprüften Landstrichen und Menschen zunächst freilich nur für die zahlreichen Badegäste in Wyk auf Föhr, außerdem aber auch für jeden Gebildeten eine anziehende und lehrreiche Darstellung bringt. Zwei beigegebene Karten: der Insel Föhr und eine größere der gesammten nordfriesischen Uthlande, wie sie sonst waren und wie sie jetzt sind, bilden eine willkommene Zugabe.

Biffart, Geschichte der württ. Veste Hohenasperg. Mit 5 Holzschnitten. — Stuttg. K. Aue. 1858. Eine recht fleißig bearbeitete und anziehend geschriebene Geschichte der alten Landesfestung und des spätern Staatsgefängnisses. Nach der Darstellung früherer Schicksale der Festung und der Belagerung während des 30jährigen Krieges, gibt der Verfasser die Lebensbeschreibungen einiger Staatsgefangenen. Jud' Süß, Schubart, Rieger dürften die bekanntesten und auch für Leser im übrigen Deutschland von Interesse sein.

Von dem: Topographischen Universallexicon des Oesterreichischen Kaiserstaats. Olmütz 1857 ff. In Commission von Johann Neugebauer — liegen uns die ersten sechs Hefte vor und reichen von Aa — Einöderalpe. Das Buch enthält eine Zusammenstellung aller Städte, Märkte, Dörfer, Weiler, Gebirge, Seen und Flüsse der gesammten Monarchie und scheint seinen Zweck — ein Hand- und Nachschlagebuch zu werden — auf das fleißigste und tüchtigste erfüllen zu wollen. Doch dürfte es allerdings für Oesterreicher selbst von größerem Interesse sein als, — wenige Ausnahmsfälle abgerechnet — für die Bewohner des übrigen Deutschlands, da diese schwerlich häufig in die Lage kommen dürften, von einem so ausführlichen Werk Gebrauch machen zu müssen.

Olmütz im Jahre 1848. Druck von Halauska's Universitäts-Druckerei. Es werden uns die Ereignisse erzählt, welche jenes unglückselige Jahr für die Stadt Olmütz heraufführte. Und da sich Kaiser Ferdinand hieher zurückzog und hier zu Gunsten seines Neffen dem Thron entsagte, so bestehn diese Ereignisse allerdings aus mehr, als damals sonst in den meisten Provinzialstädten an der

Digitized by Google

Tagesordnung war. Die Darstellung ist schlicht und einfach; die beigegebenen Actenstücke sind werthvoll. Die Ausstattung des Buchs zeigt sich alles Lobes würdig.

David Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika. Uebers. v. H. Lotze. — Leipzig. Costenoble. 1858. 2 Bde. mit Holzschnitten, Ansichten in Tondruck, Karten und Porträt. Der Reihe von Reiseberichten, welche die genannte Verlagsbandlung seither brachte, schließt sich das vorliegende Buch in würdigster Weise an. Der Verfasser, von dem uns die Zeitungen berichten, daß er eben auf einer neuen großen Entdeckungsreise begriffen ist, ging nach einer mühevoll und arbeitsam verlebten Jugend als Missionär nach Afrika und wirkte dort tief im Lande und ferne von jeder Civilisation sechzehn Jahre lang lehrend, heilend — er ist auch Arzt — reisend und handelnd unermüdlich zur weitern Erschließung des noch immer so geheimnißvollen Erdtheils. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Züge Livingstones zu verfolgen und auf seine Entdeckungen einzugehn. Aber wir können unsern Lesern die Versicherung geben, daß das Buch vor manchem andern einen Platz in der Hausbibliothek verdient. Es sind nicht allein die Erlebnisse und Fahrten, die Reisen und ihre Schrecken und Entdeckungen, die uns ein hohes Interesse einflößen — es ist auch der Charakter des Reisenden selbst, der uns aus diesen einfach geschriebenen und gehaltenen Darstellungen überall so wacker und liebenswürdig entgegentritt, — des Reisenden, der mit seinen wilden Begleitern unermeßliche Strecken durchzieht und sich die störrigen Köpfe und Herzen so verbindet, daß sie mit kindlicher Liebe an ihm hängen. Wir kennen kein ähnliches Buch, das wie dieses, uns neben dem Forscher und Wanderer den Menschen so liebenswürdig vor Augen brächte. — Die Ausstattung ist wie gewöhnlich vortrefflich; die künstlerischen Beilagen sind theilweise von wirklichem Kunstwerth, ohne Ausnahme aber von der saubersten Ausführung.

Aus dem Verlage von Schlicke in Leipzig liegen uns mehrere Kinderbücher vor, welche jetzt, wo das große Kinderfest, die Weihnacht, naht, Eltern und Erziehern willkommen sein werden. A. v. Großmann erzählt den Kleinen in dem Büchlein: Reich und Arm — mehrere lehrreiche und unterhaltende Geschichtchen. — J. v. Großmann bringt ein längeres Stück: die Waschfrau und ihr Pflegekind. Beide Verfasserinnen verstehn nicht nur den Stoff zu wählen, sondern wissen auch den Ton zu treffen, der für das jugendliche Alter angemessen ist. — Dagegen möchten wir die Geschichte: Zwei Jahre auf St. Domingo von M. v. Roskowska — nicht ganz billigen. Kinder vertragen eine tüchtige Dosis Unwahrscheinlichkeit und sogenannte Romantik, aber übertreiben muß man es damit um so weniger, je mehr die jungen Köpfe schon von sich selber zur Uebertreibung neigen. Ueberdies wissen wir das Buch für kein Alter besonders zu empfehlen. Dem Acht — Zehnjährigen dürfte es zu hoch, dem Aelteren doch ein wenig zu unbedeutend sein. — Gerstäcker, der vor drei Jahren ein Jugend-Werk begann: Die Welt im Kleinen für die kleine Welt — und jetzt in zwei Bändchen desselben Europa und Nordamerika schildert, versteht es trefflich, was die Kleinen wollen und was ihnen noth thut. Ueber Geographie und Topographie, über Menschen, Thiere, Pflanzen, Producte wird hier alles summarisch und klar dargestellt und so anziehend geschildert, wie wir es in keinem Buche ähnlicher Art besser gefunden haben. Diese Bücher sind ein wirklicher Schatz für Kinder.

Für diejenigen, welche an Rebus und Räthseln Vergnügen finden, liegt uns aus demselben Verlage vor: Mises, Räthselbüchlein. Die zweite Auflage spricht für seine Beliebtheit. Beim Durchblättern sind wir auf manche geistvoll und witzig versteckte und hübsch versificirte Piecen gestoßen, so daß wir das Bändchen zur Unterhaltung in müßigen Stunden wohl empfehlen können.

So eben erhalten wir noch: Gerstäcker, Der erste Christbaum. Ein Märchen. Leipzig. Costenoble. — und

Digitized by Google

beeilen uns, das kleine Buch allen Eltern als eine der hübscheſten und anziehendſten Weihnachtsgaben zu empfehlen. Der Verfaſſer erzählt hier wie immer — man kommt nicht davon los; er ſchreibt hier für Kinder und weiß ſeinen Stoff demgemäß aufzufaſſen und durchzuführen; er ſchreibt auch hier mit glänzender Erfindungsgabe, aus voller, reicher Phantaſie und weiß trotzdem den wirklichen, naturwahren, lehrreichen Kern überall feſtzuhalten. Die Kinder amuſiren ſich an dem Buch nicht allein, ſie lernen auch daraus. — Die Ausſtattung iſt geſchmackvoll und ſehr ſauber.

Die Deutſchen Volksbücher von Guſtav Schwab, welche in Stuttgart bei S. G. Lieſching. 1858. erſchienen ſind und auf deren erſte Lieferung wir vor einem halben Jahre unſer Publikum aufmerkſam machten, liegen jetzt vollendet vor uns. Was wir damals von den vortrefflichen Holzſchnitten und der ganzen Ausſtattung ſagten, gilt nach der Vollendung, wo man das Ganze überſehn kann, in noch ausgedehnterem Maße — das Buch ehrt nicht nur die Verlagshandlung, ſondern den geſammten deutſchen Buchhandel, und iſt eine wahre Zierde für jeden Büchertiſch. Wir wünſchen nur, daß ſich auch viele Büchertiſche dieſe Zierde erwerben mögen.

Von dem Inhalt iſt nicht weiter zu reden. Er beſteht bekanntlich in jenen ſogenannten Volksbüchern und ſchönen Geſchichten von Fortunat und der Meluſine, von den Schildbürgern und dem Doctor Fauſtus, von der geduldigen Griſeldis und dem armen Heinrich, und wie ſie ſonſt heißen, welche in unzähligen Auflagen im Volk verbreitet und ihm liebgeworden ſind. Schwab hat ſie für das mehr gebildete Publikum bearbeitet, — d. h. geglättet, wenn man ſo ſagen darf. Er hat ſich aber wohl gehütet, daran viel zu ändern, denn er begriff, wie das jeder Andere begreift, der ſich in dieſe wunderſamen Hiſtorien einmal verſenkt, daß ihr höchſter unvergänglicher Reiz grade in ihrer unendlich einfachen Darſtellung und Erzählung beſteht. Sie ſtehn in unſerer Proſa auf derſelben Stelle, wo die Volkslieder in unſerer Poeſie; ſie ſind von derſelben Urſprünglichkeit und Unbefangenheit, von der gleichen Naivetät, von derſelben ergreifenden Gewalt — ausgelaſſen und melancholiſch, innig und erſchütternd, wie Herz und Gemüth des Volkes, aus dem ſie hervorgingen — wie die Poeſie ſelbſt, die ſich in ihnen, ſo zu ſagen, verkörpert hat. Daher beſitzen ſie noch heut die Anziehungskraft, wie zu den Zeiten unſerer fernen Vorfahren, und es wäre ein gutes Zeichen der Zeit, wenn wir uns ihnen wieder mehr zuwendeten — ein Zeichen, daß unſer Sinn für wahre Poeſie und unſer Verſtändniß derſelben an den unzähligen neuen Schöpfungen unſerer Proſa- und Verſeſchreiber noch nicht gänzlich zu Grunde gegangen ſei.

Vor einigen Jahren hat ſich in Würzburg ein deutſcher Verein zur Unterſtützung der Hinterbliebenen verdienter Künſtler gebildet, an dem ſich die höchſtgeſtellten und tüchtigſten Männer von allen Seiten betheiligten. Zur Vermehrung des Fonds wurden in den Statuten mehrere litterariſche und künſtleriſche Unternehmungen in Ausſicht geſtellt, und ein ſolches liegt vor uns: Album des deutſchen Vereins u. ſ. w. Herausgegeben vom Central-Ausſchuß. Würzburg. Selbſtverlag des Vereins. 1858. Das iſt ein ſtarker, auf das ſauberſte ausgeſtatteter Band Gedichte. Den Reigen der Beitragenden eröffnen die Könige Maximilian und Ludwig von Baiern, und auf den folgenden Seiten finden wir die Dichter, welche jetzt in Deutſchland genannt werden, in einer Vollſtändigkeit verſammelt, wie in keinem andern ähnlichen Buch. Wir befaſſen uns in dieſen litterariſchen Ueberſichten grundſätzlich nicht mit der Anzeige von Poeſien; bei dieſem Buch müſſen wir jedoch eine Ausnahme machen — nicht allein des guten Zwecks wegen, ſondern auch, weil es im ſcharfen Gegenſatz gegen viele ähnliche Sammlungen, neben den guten Namen auch wirklich gute und theilweiſe vortreffliche Beiträge bringt, die ihren Schöpfern Ehre machen. Das Publikum wird bei der Anſchaffung die-

Digitized by Google

ses Albums nicht fehlgreifen. Es gibt sein Geld nicht allein als Beisteuer; es erhält dafür auch eine Sammlung, die vom höchsten Interesse und bleibendem Werth ist.

Zum Schluß der diesmaligen Übersicht führen wir unsern Lesern an: Michelet, Das Insekt. — Vieweg. 1858. Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch an das kuriose Buch desselben Verfassers: Aus den Lüften, welches wir vor Jahr und Tag anzeigten. Wir wissen eigentlich nichts anderes über das jetzt vorliegende Opus zu sagen, als was wir damals bemerkten. Es ist der Dilettantismus im schlimmsten Sinne des Worts, der hier seine Einfälle auskramt. Neben dem Benützen und Zusammenwürfeln von fremden Aussprüchen und Beobachtungen tritt der Verfasser selbst stets in der frühern sentimentalen Redseligkeit auf. Es hat mancher Mensch, der die Natur in seinen müßigen Stunden beobachtet, hin und wider darüber allerlei Gedanken und Einfälle, auch geistvolle, ohne Zweifel. Aber wenige möchten die Eitelkeit besitzen, dergleichen Einfälle nun gleich auch für ganz extraordinär zu halten und sie dem Publikum in einem Buch mitzutheilen. Findet man in Frankreich an dergleichen Geschmack — nun wohl, so mag man. In Deutschland, hoffen wir, wird das nicht der Fall sein. Die vorsichtig gehaltene Vorrede des Prof. Blasius in Braunschweig schließt: „Das Buch steht einzig in seiner Art da." Wir fügen dem wie vor dem Jahre hinzu: Gott sei Dank!

Seit der Satz dieser Uebersicht begonnen, sind uns noch so viel Bücher zur Besprechung zugegangen, daß wir damit eine gleiche Zahl von Spalten füllen könnten, wie sie dem Leser hier vorliegen. Da aber die Zeit, in der unsere Uebersichten erscheinen, und auch die betreffenden Hefte unserer Zeitschrift gegeben sind, so müssen wir, so leid es uns thut, die Anzeigen bis zum nächsten Quartal hinausschieben. Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen die Verfasser mancher trefflichen Bücher, welche sich dabei befinden, wollten wir nur, was wir jetzt einzig könnten, die Titel der Schriften nennen.

Für diesmal sind wir nur im Stande, noch drei populäre und Jugendschriften anzuzeigen, welche bei Spamer, Leipzig. 1858. erschienen sind. Zwei von ihnen bilden den Anfang eines neuen Unternehmens: Das Buch der Reisen und Entdeckungen. Bd. 1. Dr. Elisha Kent Kane, Arktische Fahrten und Entdeckungen. 2te Auflage, mit vielen Abbildungen ꝛc. Bd. 2. Livingstone's Erforschungsreisen im Innern Afrikas. Die sehr verständige Einrichtung beider Bücher ist von der Art, daß den ausführlichen Auszügen aus den eigenen Reiseberichten der genannten Reisenden, eine ziemlich eingehende allgemeine Schilderung der durchforschten Gegenden, ihrer Bewohner, des Thier-, Pflanzen- und Naturlebens vorausgeht, an welche sich ein kurzer Bericht über die früher in diese Gegenden gemachten Reisen und über das Leben der hier auftretenden Reisenden schließt. Das alles ist zwar kurz, aber klar und übersichtlich zusammengestellt und, wie es scheint, gar lehrreich und unterhaltend geschrieben. Die vielen beigefügten Illustrationen sind eine werthvolle und willkommene Zugabe; die Ausstattung der beiden Bücher überhaupt würdig und sogar splendid.

Das dritte Buch aus diesem Verlage ist der erste Band von: Hellas, Land und Volk d. alten Griechen. Bearbeitet von Dr. W. Wägner — mit Tonbildern und vielen in den Text gedruckten Abbildungen geziert. Das ist ein Buch, das uns sehr angesprochen und das wir nicht nur für die Jugend, sondern auch der großen Menge jener Erwachsenen warm empfehlen können, welche ihre Kenntnisse von der Geschichte des alten Griechenlands angenehm wieder auffrischen und erweitern wollen. Wir freuen uns auf den zweiten Band und werden dann genauer auf dies wohlgemeinte Werkchen eingehn.

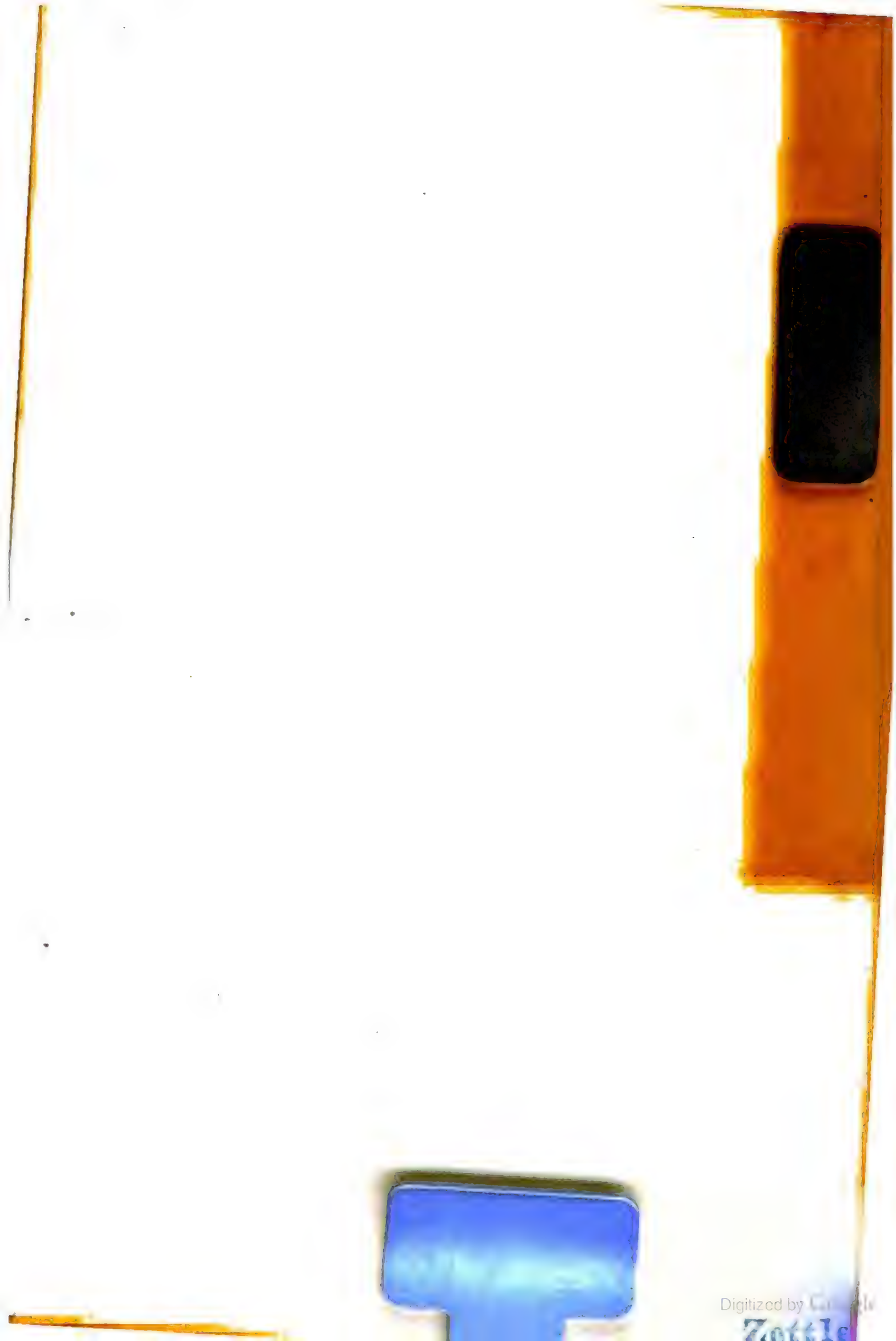
Digitized by Google

Endlich liegt uns noch vor: Argo, Album für Kunst und Dichtung. Herausgegeben v. Eggers, Hofemann, B. v. Lepel. — Trewendt. 1859. Die Leser erinnern sich der frühern Jahrgänge dieses prächtig ausgestatteten Buchs, dessen Inhalt, auf das sorgfältigste ausgewählt, stets so Vortreffliches bringt. Wir müssen uns hier mit der vorläufigen Bemerkung begnügen, daß dieser Jahrgang seinen Vorgängern in keiner Weise nachsteht. Die Ausstattung ist prachtvoll, die Bilder und Initialen von und nach den besten Meistern, die einzelnen Dichtungen von unsern bekanntesten und tüchtigsten Autoren. Genauer auf dies alles eingehn können wir erst in der nächsten Uebersicht, wenn wir selber das Ganze zu übersehn vermögen. Das aber sehn wir schon jetzt, daß des Lobes viel sein wird und der Band die weiteste Verbreitung verdient.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google



Digitized by Google
Zettle

Digitized by Google

Digitized by Google
Zettle

Digitized by Google